



Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte,
Kunst und Kultur



In diesem Heft:

Bernhard Wickl,
Alexander v. Humboldt: eine
Weltkarriere mit fränkischen
Wurzeln

Hans Trögl,
Das Fränkische Seenland

Peter A. Süß,
Die Hofkirche der Würzburger
Residenz

Heft 1 • März 2013

www.frankenbund.de

Frankenland

Postvertriebsstück • Gebühr bezahlt • Frankenbund e.V. • Stephanstraße 1 • 97070 Würzburg

ISSN 0015–9905

B 29 38

Der *FRANKENBUND* e.V. ist eine Vereinigung mit dem Ziel, die kulturellen Werte in Franken bewußt zu machen und die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiet der Landes- und Volkskunde, der Kunst und Geschichte zu verbreiten. Er will die fränkische Eigenart in Sprache und Kunst, Sitte und Brauch pflegen und das Verständnis für die kulturelle Entwicklung Frankens fördern. Der *FRANKENBUND* unterstützt alle Bestrebungen einer aktiven Kultur- und Heimatpflege.

Zur Zeit gehören dem *FRANKENBUND* 34 Gruppen mit insgesamt über 7.100 Mitgliedern an (Stand 2012).

1. Bundesvorsitzender: Dr. Paul Beinhofer,
Regierungspräsident von Unterfranken, Würzburg.

2. Bundesvorsitzender: Professor Dr. Gert Melville,
Seniorprofessor an der Technischen Universität Dresden, Coburg.

Zur Bundesleitung gehören ferner:

Stellvertretender Bundesvorsitzender: Universitätsprofessor Dr. Werner K. Blesing, Erlangen; Stellvertretende Bundesvorsitzende: Annette Schäfer M.A., Hirschaid; Bundesschatzmeister: Theobald Stangl, Würzburg; Stellvertretender Bundesschatzmeister: Ludwig Reder, Würzburg; Bundesgeschäftsführerin: Dr. Christina Bergerhausen, Kleinrinderfeld; Schriftleiter: Dr. Peter A. Süß M.A., Würzburg; Stellvertretende Schriftleiterin: Dr. Verena Friedrich M.A., Fürth.

Bezirksvorsitzender für Oberfranken: Bernd Nägel, Effeltrich; Stellvertreter: Gerhard Trausch, Bayreuth; Bezirksvorsitzender für Mittelfranken: Hans Wörlein, Nürnberg; Stellvertreter: Hartmut Schötz, Ansbach; Bezirksvorsitzender für Unterfranken: Universitätsprofessor Dr. Helmut Flachenecker, Würzburg, Stellvertreter: Prof. Dr. Klaus Reder M.A., Würzburg; Bezirksvorsitzender für Südthüringen: Alfred Hochstrate, Haina; weiteres Mitglied: Klaus-Peter Gäbelein, Herzogenaurach.

Aktivitäten der Gruppen vor Ort
sind unter folgender Anschrift im Internet zu erfahren:
www.frankenbund.de

Bundesgeschäftsstelle:

Stephanstraße 1, 97070 Würzburg,

Tel. Nr. 0931/ 5 67 12, Telefax Nr. 0931/ 45 25 31 06.

E-Mail: info@frankenbund.de,

Bankverbindung: Sparkasse Mainfranken, BLZ 790 500 00,

Kontonummer: 42 001 487,

Spendenkonto: Sparkasse Mainfranken, BLZ 790 500 00,

Kontonummer: 42 002 634.

Liebe Leser Ihrer Zeitschrift *FRANKENLAND*!

Nun halten Sie die erste Ausgabe 2013 Ihrer Zeitschrift *FRANKENLAND* in einer erneuerten, optisch ansprechenden Form in den Händen. Wie Sie sehen, ist das Erscheinungsbild von Umschlag und Innenleben zeitgemäß verändert worden. Überdies können wir uns dank einer neuen Kalkulation und der Reduktion auf nur noch vier Quartalsausgaben sowie ein zusätzliches Themenheft pro Jahrgang einen durchgängig vierfarbigen Druck leisten. Künftig werden Sie also Ihre Zeitschrift immer zum Ende der Monate März, Juni, September und Dezember sowie für das Themenheft zu einem gesonderten Termin zugesandt erhalten. Die Bundesleitung des *FRANKENBUNDES* und die Schriftleitung hoffen sehr, daß das neue Erscheinungsbild Ihr Gefallen finden wird; zugleich danken wir den Bearbeitern des Satzbildes und der Druckerei Halbig für die gute Kooperation.

Ihre Schriftleitung der Zeitschrift *FRANKENLAND*

Frankenland **Zeitschrift für fränkische Geschichte, Kunst und Kultur**

Neue Folge der Zeitschrift *FRANKENLAND* 1914–1922

Heft 1 / 2013 / 65. Jahrgang

Die Zeitschrift *FRANKENLAND* erscheint fünfmal im Jahr mit einer Auflage von 4.000 Exemplaren pro Ausgabe (Stand Frühjahr 2013) in ganz Franken und Südthüringen. Herausgegeben und verlegt wird sie vom *FRANKENBUND* e.V. Für *FRANKENBUND*-Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Schriftleitung

Dr. Peter A. Süß M.A., Am Galgenberg 14, 97074 Würzburg, Tel. Nr.: 0931/61 17 30,

E-Mail: schriftleitung@frankenbund.de.

Stellvertreterin: Dr. Verena Friedrich M.A., Friedrich-Ebert-Straße 201 a, 90766 Fürth,
Tel. Nr. 0911/ 97 32 776.

Manuskripte, Mitteilungen und Besprechungsexemplare für das *FRANKENLAND* sind bitte an die Adresse der Schriftleitung zu richten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge können nur angenommen werden, wenn sie in digitalisierter Form abgegeben werden. Wenn dies nicht möglich ist, übernimmt der Autor bei einer Veröffentlichung im *FRANKENLAND* die Kosten für eine digitale Aufbereitung seines Artikels. Beiträge sind nach den veröffentlichten Autorenrichtlinien der Zeitschrift abzufassen (http://www.frankenbund.de/dateien/bgs/frankenland_autorenrichtlinien_2008.pdf).

Redaktionsschluß ist immer der 15. Tag des Monats vor dem Erscheinungsmonat (d.h., am 15. Februar, 15. Mai, 15. August bzw. 15. November). Für das Sonderheft wird der Termin den Autoren gesondert mitgeteilt.

Schriftleitungsausschuß

Prof. Dr. Dieter J. Weiß (Universität München), Prof. Dr. Werner K. Blessing (Universität Erlangen), Prof. Dr. Helmut Flachenecker (Universität Würzburg), Dr. Andrea Kluxen (Bezirksheimatpflegerin für Mittelfranken), Prof. Dr. Günter Dippold (Bezirksheimatpfleger für Oberfranken), Prof. Dr. Klaus Reder M.A. (Bezirksheimatpfleger für Unterfranken), Dr. Peter A. Süß M.A. (Schriftleiter), Dr. Verena Friedrich M.A. (stellvertretende Schriftleiterin).

Satz und Layout:

Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Roesch M.A.,
Gertrud-von-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg,
Tel. Nr.: 0931/8041010, E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de.

Druck und Herstellung:

Halbigdruck GmbH, 97076 Würzburg, Heisenbergstraße 3,
Tel. Nr. 0931/2 76 24, Telefax Nr. 0931/2 76 25,
www.halbigdruck.de, info@halbigdruck.de.

Aufsätze

Bernhard Wickl

Alexander von Humboldt: eine Weltkarriere mit fränkischen Wurzeln.

Teil I: Von Berlin nach Franken 3

Hans Trögl

Das Fränkische Seenland 17

Rainer Frhr. v. Andrian-Werburg/Walter Keller

Grenzöffnung und Straßenbau zwischen den Landkreisen Haßberge und

Hildburghausen zur Jahreswende 1989/90 37

Kunst und Kultur

Peter A. Süß

Ein Vorgeschmack des Himmelreiches – Die Hofkirche der Würzburger

Residenz. Zur architektonischen und religiösen Bedeutung sowie zur frisch

abgeschlossenen Restaurierung eines Meisterwerks von Balthasar Neumann . . . 48

Alexander von Papp

Die fränkische Heimat bleibt ihr unvergessen – die israelische

Musikpädagogin Tzipora (Hilde) Jochsberger 57

Alexander Biernoth

Gebietsreform: Eingemeindungen vor 41 Jahren 64

Aktuelles

Gabi Rudolf

Eine „Schatzkammer“ voller Antworten: Genisot gewähren Einblicke

in die historische Lebenswelt der Juden in Franken 67

Ute Feuerbach

„Wenn schon sinnlich, dann bis ins Detail“ –

Zehn Jahre Museum Barockscheune in Volkach am Main 69

Bücher zu fränkischen Themen 72

Frankenbund intern

Einladung zur 3. Unterfränkischen Regionaltagung am 1. Juni 2013

in Schweinfurt 74

Bestellformular für die Einbanddecke des Jahrgangs 2012 76

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Rainer Freiherr von Andrian-Werburg	Oberpflegamtsdirektor des Juliusspitals Würzburg i.R. Spitalgasse 2, 97437 Haßfurt, rainer@andrian.de
Alexander Biernoth	Gymnasiallehrer Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach, biernoth@ansbach.org
Marianne Erben	Museumspädagogin i.R. Friedrich-Ebert-Ring 20, 97072 Würzburg
Dr. Ute Feuerbach M.A.	Historikerin, 2. Vorsitzende des Heimatvereins Volkacher Mainschleife e.V. Gründleinstraße 3, 97332 Volkach, upia-feuerbach@t-online.de
Dr. Walter Keller	Landrat i.R. Salzmarkt 12, 97486 Königsberg i.Bay., dr.walter.keller@t-online.de
Georg Menig	Doktorand an der Professur für Neuere und Neueste Geschichte, Bayerische Landesgeschichte der Universität Würzburg Am Hubland, 97074 Würzburg
Dr. Alexander von Papp	Freier Autor Euweg 8, 97236 Randersacker, alexander@vonpapp.de
Gabi Rudolf	Doktorandin am Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte der Universität Würzburg Institut für Deutsche Philologie, Professur für Museologie, Oswald-Külpe-Weg 86, 97074 Würzburg, gabi.rudolf@uni-wuerzburg.de
Dr. Peter A. Süß M.A.	Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Dekanat der Philoso- phischen Fakultät I der Universität Würzburg Am Hubland, 97074 Würzburg, peter.suesz@uni-wuerzburg.de
Hans Trögl	Leiter des Talsperren-Neubauamtes Nürnberg i.R. Holzgasse 37, 91781 Weißenburg i.Bayern, hanstroegl@web.de
Dr. Bernhard Wickl	Gymnasiallehrer Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach, bwickl@franken-online.de

Bernhard Wickl

Alexander von Humboldt: eine Weltkarriere mit fränkischen Wurzeln – Teil I: Von Berlin nach Franken

Alexander von Humboldt ist einer der bedeutendsten und weltweit angesehensten deutschen Naturwissenschaftler überhaupt. Die Grundlagen seiner Karriere als Forschungsreisender wurden auch in Franken gelegt, wo er zwischen 1792 und 1797 im Dienst des preußischen Berg- und Hüttendepartements stand. Der Aufsatz schildert den Werdegang und die Ausbildung Humboldts und zeigt, wie Franken seine erste berufliche Station werden konnte.

„Er war ein brillanter Charmeur und Causeur. Allerdings ließ er seine Gesprächspartner kaum zu Wort kommen; denn er hatte eine eigene Art, mitten im Satz Atem zu holen – nicht am Ende des Satzes, da, wo man ihn hätte unterbrechen können. Doch wer hätte auch so viel zu sagen gehabt? Er war unternehmungslustig, aber kein Abenteuerer: Seine Forschungsreisen waren sorgfältig und vorzüglich vorbereitet. Und nach der Rückkehr wußte er die auf der Reise gewonnenen Kenntnisse den anderen und der Nachwelt methodisch zur Verfügung zu stellen. Er hatte den geistigen Überblick: Nie verlor er ‚das Ganze‘ aus den Augen. Seine Leidenschaft war die Freude der ‚höheren Intelligenz‘, die geistige Schau des ‚einigen Kosmos‘ als Weltordnung erfaßt. ‚Die Natur nach der Vernunft auslegen‘, das tat er im Sinne der alten Griechen, denen er an die Seite gestellt werden darf. 9 Minerale, 107 Tiere und Fossilien, 267 Pflanzen tragen

seinen Namen. Sein Name ist als Bezeichnung von Ortschaften, Bergen, Flüssen, Gletschern, Straßen, als Meeresströmung auf fünf Kontinenten und auf der Antarktis bezeugt. Humboldt Beach, Humboldt Bay, Humboldt Channel, Humboldt River, Sierra Humboldt, Pico Humboldt gibt es in der ganzen Welt. Auf dem Mond gibt es ein Mare Humboldt. 1858 erhielt, sich auf Humboldts Vornamen beziehend, ein Planetoid den Namen Alexandra. Unzählige Stiftungen, Clubs, Vereine, sieben Freimaurerlogen, etwa 60 Schulen und Hochschulen in Europa, in Nord- und Südamerika stehen unter seinem Zeichen. Welcher Deutsche hat in der Welt mehr Anerkennung gefunden als dieser Kosmopolit? Verdient es nicht dieser Europäer, endlich neben den ganz Großen genannt zu werden?“

Wie diese Passage aus dem Vorwort zu dem 1985 erschienenen Buch „Alexander von Humboldt – Leben und Werk“¹ verdeutlicht, haben wir es hier mit einem der angesehensten, ja vielleicht sogar mit dem bedeutendsten deutschen Naturwissenschaftler der letzten zweieinhalb Jahrhunderte zu tun. Trotz der eindrucksvollen Fakten, die Pierre Bertaux, der Autor des Vorworts, auflistet, erhält der Leser am Ende den Eindruck, als werde Alexander von Humboldt selbst heute noch nicht die Anerkennung zuteil, die ihm aufgrund seiner Lebensleistung eigentlich zustünde.

Während Alexander die öffentliche Verehrung in Frankreich ungeteilt entgegengebracht wurde, stand er in Deutschland zumindest zeitweise im Schatten seines



um zwei Jahre älteren Bruders Wilhelm. Bis weit in das 20. Jahrhundert hinein genoss der Gründer der Berliner Universität und der Schöpfer des Gymnasiums höheres wissenschaftliches Ansehen als der Naturforscher Alexander von Humboldt, der zudem aufgrund seiner Vielseitigkeit keinem einzelnen Fach klar zugeordnet werden konnte. Mit seiner umfassenden und facettenreichen Darstellung von Leben und Werk Alexander von Humboldts aus dem Jahr 1985 wollte der bedeutende Humboldt-Forscher und -Sammler Wolfgang-Hagen Hein offenbar eine Neubewertung Alexander von Humboldts befördern und ihm so die vielleicht noch fehlende Anerkennung verschaffen.

Alexanders Eltern waren Alexander Georg von Humboldt, der sich als Major in den Schlesischen Kriegen ausgezeichnet hatte und am preußischen Hofe hohes Ansehen genoß, und Marie Elisabeth Co-

lomb, deren „Großvater als hugenottischer Flüchtling nach Brandenburg gekommen war und dort als Direktor einer Spiegelmanufaktur sein Glück gemacht hatte.“² Als sie 1766 heirateten, brachte Elisabeth Colomb beträchtlichen Grundbesitz in die Ehe ein; an erster Stelle zu nennen sind hier Gut und Schloß Tegel nordwestlich von Berlin. Wilhelm wurde am 22. Juni 1767, Alexander am 14. September 1769 in der Berliner Stadtwohnung der Familie geboren. Die Vornamen Friedrich Wilhelm Heinrich Alexander sowie die Anwesenheit des späteren Königs Friedrich Wilhelms II. bei Alexanders Taufe verdeutlichen das Ansehen, das die Familie von Humboldt am preußischen Hof genoss.

Anlagen und Fähigkeiten beider Eltern teile fanden sich in Alexander glücklich vereint: Vom Vater hatte er wohl das preußische Pflichtbewußtsein, von der Mutter den hugenottischen Fleiß, die Neigung zu Wissenschaft und Kunst, seine Gewandtheit im gesellschaftlichen Auftreten. Sowohl der Vater und nach dessen frühem Tod 1779 auch die Mutter legten größten Wert auf eine gediegene Ausbildung ihrer Söhne, die, wie in besseren Kreisen damals üblich, im elterlichen Haus durch „Hofmeister“ erfolgte. Von diesen sind vor allem die folgenden erwähnenswert: Joachim Heinrich Campe (1746–1818), Alexanders erster Lehrer, stand unter dem Einfluß der damals modernen pädagogischen Ideen des Philosophen Rousseau. Gottlob Johann Christian Kunth (1757–1829) war der wichtigste von Alexanders Lehrern, der den Kontakt zu Kunth nie abbrechen ließ. Hauptsächlich ihm (und sicher auch seiner Mutter) verdankte Alexander seine hervorragenden Kenntnisse der französischen Sprache, für die ihm später sogar französische Literaturhistoriker höchste Anerkennung zollten. Mit

Christian Wilhelm Dohm (1751–1820) und Johann Jakob Engel (1741–1802) verpflichtete Kunth zwei Schüler des berühmten Aufklärers Moses Mendelssohn als Lehrer der Humboldt-Söhne. Dohm erteilte Geographieunterricht – andere Naturwissenschaften wurden nicht gelehrt – und übte damit prägenden Einfluß auf seinen Schüler Alexander aus. Das hauptsächlich geisteswissenschaftlich ausgerichtete und auf seinen glänzend begabten älteren Bruder abgestimmte Unterrichtspensum konnte der oft unter Kopfschmerzen leidende Alexander kaum bewältigen. Erschwerend kam hinzu, daß Alexander zu seiner kühl-distanzierten Mutter nie eine besonders herzliche Beziehung aufbauen konnte. Dies und der „ständige Zwang zu intensivem Lernen“³ führten letztendlich dazu, daß Alexander diese Lehrjahre im elterlichen Haus wenig später einem Freund als bedrückend beschreibt: *Hier in Tegel habe ich den größten Theil dieses traurigen Lebens [meiner Jugendjahre] zugebracht, unter Leuten, die mich liebten, mir wohlwollten, und mit denen ich mir doch in keiner Empfindung begegnete, in tausendfältigem Zwange, in entbehrender Einsamkeit, in Verhältnissen, wo ich zu steter Verstellung, Aufopferungen [...] gezwungen wurde.*⁴

Entspannung und Abwechslung fand Alexander zum einen bei Exkursionen in die Tegel umgebenden Wiesen und Wälder sowie zum nahen See, und er stellt diesen Ort in dem eben zitierten Brief als „den reizendsten Aufenthalt der hiesigen Gegend“⁵ dar. Zum anderen verschaffte Kunth ihm und seinem Bruder 1786 Zugang zur Familie des jüdischen Arztes Marcus Herz (1747–1803), der in seinem Haus experimental-physikalische Vorlesungen abhielt, wodurch Alexander zum ersten Mal wissenschaftliche Experimente

miterlebte. Vielleicht noch wichtiger und prägender für sein weiteres Leben wurde aber Alexanders Bekanntschaft mit Henriette Herz (1764–1847), der jungen Frau des Arztes, die einmal in der Woche einen Lesezirkel veranstaltete, zu dem sie die beiden Humboldt-Brüder einlud. Neben entscheidenden Bildungserlebnissen erfuhren Wilhelm und Alexander dort eine Herzlichkeit im gesellschaftlichen Umgang, die ihnen zu Hause verwehrt blieb: „Bald verband ihn [Alexander] ein sehr vertrautes Verhältniß mit Henriette Herz, der er, wie seine Briefe an sie spüren lassen, wohl näher kam als jemals wieder einer anderen Frau.“⁶

Außerdem erlebte Alexander im Hause Herz das Streben des vom Staat unterdrückten Judentums nach Anerkennung und Gleichberechtigung aus erster Hand mit. Hierin liegt wohl der Ugrund für die im späteren Leben Alexanders so häufig erkennbare Neigung, sich für Menschen einzusetzen, die sozial benachteiligt oder aus rassistischen bzw. religiösen Gründen verfolgt wurden.

Da Alexander auf Wunsch der Mutter eine Anstellung im Staatsdienst anstrebte, rückte nun das Studium entsprechender Fächer in den Vordergrund; doch beschäftigte sich der junge Mann ab den späten 1780er Jahren immer intensiver auch mit naturwissenschaftlichen Fragestellungen. Ein erster Studienaufenthalt führte die Brüder in Begleitung von Kunth nach Frankfurt an der Oder, wo sich Alexander im Wintersemester 1787/88 der Finanz-, Wirtschafts- und Verwaltungskunde widmete, was ihm aber nur geringen Ertrag einbrachte. Folgenreicher waren das immer stärkere Interesse an der Botanik und die mit dem Theologiestudenten Wilhelm Gabriel Wegener (1767–1837) geschlossene Freundschaft, von der mehrere Briefe

nach der gemeinsamen Frankfurter Zeit Zeugnis ablegen.

Während der häufig kränkelnde Alexander an Ostern 1788 wieder für ein Jahr nach Berlin zurückkehrte, reiste Wilhelm nach Göttingen, um seine Studien dort fortzusetzen. Alexander vertiefte seine griechischen Sprachkenntnisse, hörte bei Johann Friedrich Zöllner (1753–1804), den er im Hause Herz kennengelernt hatte, eine Vorlesung zu dem Thema „Technologie, auf das Fabrikwesen angewandt,“⁷ trieb fleißig Mathematik und baute seine künstlerischen Fähigkeiten im Zeichnen und Radieren aus. Das nachhaltigste Ereignis dieses Berliner Jahres bildete jedoch die Bekanntschaft mit dem bedeutenden Berliner Botaniker und Dendrologen Carl Ludwig Willdenow (1765–1812), dem späteren Direktor des Botanischen Gartens in Berlin, der tiefgreifenden, prägenden Einfluß auf Alexander ausübte, was dessen botanische und pflanzengeographische Arbeiten aus späteren Jahren eindeutig zeigen. Wenn es ihre Zeit erlaubte, durchstreiften die beiden Freunde die Gegend um Berlin und untersuchten die Flora; wie Alexander in einem Brief an Wegener erläutert: *„Eben komme ich von einem einsamen Spaziergange aus dem Thiergarten zurück, wo ich Moose und Flechten und Schwämme suchte, [...]. Wie traurig so allein herumzuwandern! Doch hat auch von einer anderen Seite betrachtet, dies einsame in der Beschäftigung mit der Natur, etwas anziehendes. [...] Mein Freund Willdenow ist noch der einzige, der dieses mit mir empfindet. Aber seine und meine Geschäfte hindern uns, oft Hand in Hand in den großen Tempel der Natur zu treten.“* Im selben Brief beklagt er das verbreitete Desinteresse an der Botanik, die er aufgrund ihres praktischen Nutzens für eines der wichtigsten Forschungsgebiete

hält, da sie geeignet sei, *„neue Nahrungsquellen gegen den von allen Seiten einreisenden Mangel zu eröffnen.“*⁸

Solchermaßen vorbereitet, konnte es Alexander nun wagen, *„den ersten Schritt in die Welt zu thun, ungeleitet und ein freies Wesen.“*⁹ Seinem Bruder Wilhelm folgte er zu einem knapp einjährigen Studienaufenthalt an die Universität Göttingen, wo sich Alexander am 25. April 1789 immatrikulierte. An dieser noch jungen, aber renommierten Hochschule erhielt Alexander viele neue Anregungen, die seinen Horizont beträchtlich erweiterten und seine Tätigkeiten schon in die später eingeschlagene Richtung lenkten. Neben historisch-philologischen und staatswissenschaftlichen Fächern, die seinem damals noch gültigen Berufsziel entsprachen, studierte er auch naturwissenschaftliche Themen. Von den Vorlesungen des Altphilologen Christian Gottlob Heyne (1729–1812) und dem physikalischen Experimentalkolleg des berühmten Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799) profitierte Alexander besonders. Aber auch Johann Friedrich Blumenbachs (1752–1840) Vorlesung über vergleichende Anatomie und Anthropologie, in die auch länderkundliche Betrachtungen einfließen, vermittelte dem jungen Studenten Bleibendes. Noch 1828 feierte Alexander von Humboldt bei einer Tagung von Naturwissenschaftlern in Berlin Blumenbach als *„hochverehrten Lehrer und Gelehrten“*.¹⁰ Da Wilhelm schon ein Jahr in Göttingen verbracht hatte, fand sein Bruder schnell Anschluß an die Göttinger Gesellschaft, was ihm viele wichtige Begegnungen ermöglichte. So lernte er im Umkreis Blumenbachs den holländischen Mediziner und Botaniker Steven Jan van Geuns (1767–1795) kennen, mit dem Alexander zwischen dem 25. September und Anfang

November 1789 seine erste ausgedehnte Studienreise unternahm, welche die beiden jungen Forscher „nach Heidelberg, Bruchsal, in die Pfalz, den Rhein hinab und über Westfalen wieder zurück nach Göttingen“¹¹ führte. Als das zentrale Ereignis dieser Exkursion mit größter Tragweite erwies sich „ein achttägiger Aufenthalt in Mainz im Hause Georg Forsters“¹² (1754–1794). Der Kontakt mit diesem war über Wilhelm von Humboldt sowie über Alexanders Göttinger Lehrer Christian Gottlob Heyne, Forsters Schwiegervater, zustande gekommen. Forster galt als ausgesprochene Berühmtheit und die Begegnung mit ihm beeinflusste Alexander von Humboldts Lebensweg entscheidend. Zusammen mit seinem Vater Johann Reinhold (1729–1798) hatte Georg Forster von 1772 bis 1775 an der zweiten Weltumseglung des James Cook teilgenommen und darüber einen Reisebericht verfasst (*A Voyage round the World*), dessen deutsche Übersetzung 1778 bei einem Berliner Verlag erschienen war, so daß sie Alexander bekannt gewesen sein dürfte, auch wenn er damals das zehnte Lebensjahr noch nicht erreicht hatte. In seiner Reisebeschreibung berücksichtigt Forster nicht nur naturgeographische Gegebenheiten, sondern geht immer auch auf die Lage der Menschen in den besuchten Gebieten ein, was auch ein Charakteristikum der späteren Schriften Alexander von Humboldts sein wird.

Zum Zeitpunkt des Besuchs von Alexander bei Forster war die Französische Revolution bereits ausgebrochen und dürfte ebenfalls für Gesprächsstoff gesorgt haben. Dass Forster die Revolution radikal befürwortete, blieb Alexander bestimmt nicht verborgen und wird seine im Umgang mit der Familie Herz ausgebildete liberale Gesinnung wohl befördert haben.

Jedoch erhielt auch der Naturwissenschaftler und Forscher Alexander von Humboldt eine entscheidende Anregung durch Georg Forster, wie er in dem Brief vom 26. Januar 1790 an seinen ehemaligen Hauslehrer Joachim Heinrich Campe, der inzwischen in Braunschweig einen Verlag gegründet hatte, erläutert: „Ich hatte diesen Herbst Gelegenheit, [...] eine Reise längst den Rheinischen Vulkanen zu machen. Da [...] die Rheinischen Basalte (besonders die in der Unkler Steinhöhle) die merkwürdigsten in Deutschland sind, so sollte ich in Forster's kleinen Schriften eine Beschreibung davon liefern. Die Arbeit wurde mir unter den Händen zu weitläufig, und ich entschloß mich [...], sie[...] besonders erscheinen zu lassen.“¹³

Einem Hinweis Forsters folgend, hatte Alexander die Basaltvorkommen von Unkel am Rhein untersucht und die Ergebnisse umfassend dargestellt. Dabei beschränkte er sich allerdings nicht auf das geologische Phänomen, sondern ging auch auf die umgebende Landschaft sowie die basalttypische Flora ein und beschäftigte sich schließlich ebenso mit dem Ursprung des Wortes Basalt. Darüber hinaus nahm er Stellung zu dem damals hochaktuellen Streit zwischen „Neptunisten“ und „Vulkanisten“, ohne sich allerdings klar für eine Seite zu entscheiden: Während die Neptunisten die Auffassung vertraten, daß die Gesteine aus Meeresablagerungen entstanden seien, waren die Vulkanisten von deren vulkanischem Ursprung überzeugt. Dies alles legt Humboldt in seiner ersten Veröffentlichung dar, dem Buch *Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am Rhein – Mit vorangeschickten, zerstreuten Bemerkungen über den Basalt der ältern und neuern Schriftsteller*, das 1790 in Campes Braunschweiger Schulbuchhandlung erschien und Georg For-

ster gewidmet ist. Da Humboldt Schwierigkeiten befürchtete, wenn er als Preuße an einer ausländischen Universität studierte – Göttingen gehörte zu Hannover, das in Personalunion mit Großbritannien regiert wurde –, ließ er das Buch anonym erscheinen und setzte in die Widmung seinen Namen handschriftlich ein.

Es scheint, als habe das ereignisreiche Göttinger Jahr eine Umorientierung bei Alexanders Berufsziel bewirkt. Zunächst stand noch die Kameralistik im Vordergrund; doch hatte sich Alexander über diese bereits in dem oben zitierten Brief an seinen Freund Wegener vom 25. Februar 1789 sehr wenig schmeichelhaft geäußert; denn darin spricht er vom „*elenden Kameralisten-Volk*“,¹⁴ das sich für Botanik überhaupt nicht interessiere. Der Wunsch, in ferne Länder zu reisen und dort Forschungsarbeit zu leisten, wurde möglicherweise durch Willdenow, vielleicht aber auch schon früher geweckt und durch Forsters Einfluß sehr wahrscheinlich gestärkt. Das heißt, dass die Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Fragestellungen in Alexanders Denken nun immer breiteren Raum einnahm. Natürlich konnte Alexander den Wunsch der Mutter nach einer Stelle im Staatsdienst nicht ignorieren; doch musste er ja nicht unbedingt in der Kameralistik tätig werden. Dass ihn solche Gedanken beschäftigten, erkennen wir an der Auswahl der Personen, denen er ein Exemplar seines neu erschienenen Buches zusandte: Neben seinen Göttinger Lehrern und Georg Forster waren dies Dietrich Ludwig Gustav Karsten (1768–1810),¹⁵ einer der fähigsten Bergbeamten seiner Zeit und Assessor bei der Provinzialadministration in Berlin, Abraham Gottlob Werner (1749–1817),¹⁶ seit 1775 Professor für Mineralogie und Bergbaukunde sowie Leiter der Bergaka-

demie in Freiberg, Friedrich Anton Freiherr von Heinitz (1725–1802),¹⁷ preußischer Staatsminister, Chef des Bergwerks-, Hütten-, Münz- und Salzdepartements sowie Gründer der Bergakademie Freiberg im Jahre 1765, der ältesten technischen Hochschule der Welt. Das Übersenden seines Buches an die gerade genannten Personen kann natürlich mit dem Stolz des jungen Autors erklärt werden; doch steckte dahinter ein wohlüberlegter Plan; denn nur wenige Monate später wandte sich Alexander von Humboldt mit einem konkreten Anliegen an Minister von Heinitz und an Werner.

Zunächst aber beendete Alexander am 17. März 1790 sein Göttinger Studienjahr und begab sich direkt zu Georg Forster nach Mainz, der ihn als Begleiter zu einer Reise nach England eingeladen hatte, die für Alexander zu einem unvergeßlichen Bildungserlebnis werden sollte. Schon am 25. März brachen die beiden Freunde auf und fuhren den Rhein abwärts bis Düsseldorf, von wo es über Aachen und Lille weiter nach Dünkirchen ging. Dort erblickte Humboldt zum ersten Mal in seinem Leben das Meer, was einen tiefen Eindruck bei ihm hinterließ, den Forster in einem Brief an seine Frau festgehalten hat.¹⁸ Nach der Überfahrt am 4. Mai hielten sich Forster und Humboldt bis Anfang Juni in London auf. Die britische Hauptstadt, in der Georg Forster als Teilnehmer an Cooks Weltumseglung und als Mitglied der *Royal Society* bestens bekannt war,¹⁹ hatte den Reisenden viel zu bieten: Bis zu seinem Lebensende vergaß Humboldt die Begegnungen mit der Witwe James Cooks und mit Sir Joseph Banks, dem Präsidenten der *Royal Society* und einer der Gefährten Cooks bei seiner ersten Weltumseglung, nicht. Ebenso begeisterten ihn die in den Museen und Bi-

blibliotheken Londons ausgestellten Schätze der Wissenschaft und der Kunst sowie die Debatten, die er im Parlament verfolgte. Gemälde aus fernen Weltgegenden werden ebenso wie das Treiben im Londoner Hafen, wo ein wahrhaft internationaler Verkehr herrschte, die Sehnsucht Humboldts nach fremden Ländern und Kontinenten verstärkt haben. Dem Aufenthalt in London schloss sich eine vierzehntägige „Reise in das Innere von England“²⁰ an, deren Stationen er seinem Freund Wegener in einem Brief aus Oxford vom 20. Juni 1790 nannte: „[...] über Reading, Bath, Bristol, Gloucester, Birmingham nach Buxton, Castleton, und Matlock ins Gebirge, von da nach Darby, Stratford (Shakespeares Geburtsort) Blenheim nach Oxford [...], wo wir nun schon 3 Tage sind.“²¹

Natürlich nützte Humboldt, wo immer ihm dies möglich war, diese Exkursion zu intensiver wissenschaftlicher Betätigung, indem er z.B. mehrere Bergwerke in dem östlich und südöstlich von Manchester gelegenen *Peak District* erkundete, den er in obigem Zitat als „Gebirge“ bezeichnet. Von Oxford aus, wo sie ebenfalls gut zwei Wochen blieben, traten Forster und Humboldt die Heimreise an, die sie über Dover und Calais zunächst in die französische Hauptstadt führte. Im revolutionären Paris wurden sie von der Begeisterung und Hochstimmung der Menschen derart mitgerissen, daß Humboldt diese wenigen Tage später als die eindrucksvollsten seines Lebens bezeichnete, obwohl sie an dem am 14. Juli 1790 stattfindenden „Verbrüderungsfest“ wegen Forsters ablaufendem Urlaub nicht mehr teilnehmen konnten. Nachdem die Forschungsreisenden am 11. Juli wieder in Mainz eingetroffen waren, blieb Humboldt noch einige Wochen bei Forster, um dann über Aschaffenburg, den Vogelsberg, die Rhön, Göttingen und

Hannover nach Hamburg weiterzureisen, um sich dort mit einem achtmonatigen Studium an der Handelsakademie des Johann Georg Büsch (1728–1800) weiter für eine Anstellung im preußischen Staatsdienst zu qualifizieren.²²

Seinen Freund Georg Forster, an den sich Alexander von Humboldt sein ganzes Leben lang dankbar erinnerte, sah er nie wieder. Nachdem die Franzosen im Oktober 1792 unter General Custine Mainz besetzt hatten, trat Forster Anfang November dem radikalen Jakobinerklub bei und stellte sich so offen auf die Seite der Revolution, womit eine Rückkehr in kurmainzische oder preußische Dienste für die Zukunft natürlich ausgeschlossen war. Georg Forsters Frau Therese verließ im Dezember 1792 mit den Kindern Mainz, und Forster arbeitete mit ganzer Kraft für die Sache der Freiheit. Als gewähltes Mitglied der Administration und als Präsident des Jakobinerklubs war Forster für die Vorbereitung der Wahlen zum Rheinisch-Deutschen Nationalkonvent zuständig, der erstmals am 17. März 1793 in Mainz zusammentrat. Nur wenige Tage später wurde beschlossen, daß „das rheinisch-deutsche freie Volk die Einverleibung in die fränkische Republik wolle“,²³ und Georg sollte diesen Antrag zusammen mit zwei weiteren Abgeordneten der Nationalversammlung in Paris vortragen, weshalb er am 25. März dorthin reiste. Zwar befürwortete die französische Nationalversammlung das Anliegen des Rheinisch-Deutschen Nationalkonvents; doch erwies sich dieser politische Erfolg bald als Muster ohne Wert, weil Mainz nach wochenlanger Belagerung im Juli 1793 wieder von preußischen Truppen zurückerobert wurde. Damit war Forster die Rückkehr nach Mainz verwehrt. Dies, die Trennung von seiner Familie, der Abscheu vor der

Radikalisierung der Revolution, zunehmende soziale Isolation und schließlich auch bedrohliche Gesundheitsprobleme setzten Georg Forster derart zu, dass er am 10. Januar 1794 in einer Dachkammer im „Haus der holländischen Patrioten“ völlig verarmt starb.

All den Widerwärtigkeiten dieses turbulenten Lebens zum Trotz gelang es Forster noch, einen Großteil der mit Humboldt unternommenen England-Reise in Buchform zu dokumentieren. Seine *Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich, im April, Mai und Juni 1790*, welche in drei Teilen zwischen 1791 und 1794 erschienen, wurden zu einem Klassiker der Reiseliteratur und wirkten auf die späteren Reiseschriften Humboldts mit Sicherheit prägend.

An Büschs angesehener Hamburger Handelsakademie eignete sich Alexander von Humboldt Wissen über „*Geldumlauf, Buchhaltung und Kontorgeschäfte*“²⁴ an, was ihm später unter anderem auch in Franken von Nutzen sein sollte. Allerdings war dies bei weitem nicht die einzige Tätigkeit Humboldts in Hamburg, wie er in einem Brief an den Arzt und Anatomen Samuel Thomas von Sömmering (1755–1830) erläutert: „*Ich lerne auf der hiesigen Handelsakademie und durch Büschens Umgang sehr viel. Alles Mercantilische war mir neu, und ich liebe es, weil ich es für nützlich halte. Eigentliche Kollegia höre ich wenig, desto fleißiger suche ich für mich zu sein. Ebelings große Bibliothek kommt mir sehr zu statten. Philologie, Reisebeschreibungen, Geschichtsbücher besitzt Ebeling, alles Mathematische und Physikalische Büsch und das Naturhistorische Reimaruss sehr vollständig. [...] Mineralogie und Botanik (beide aus Büchern!!) füllen meine Nebenstunden aus. Dazu habe ich angefangen, Dänisch und schwedisch zu lernen, weil die Gelegen-*

heit dazu hier sehr bequem ist.“²⁵ Daneben gehörten auch meteorologische Messungen auf der Elbe und praktische botanische Studien zu seinem Arbeitsprogramm, das Humboldt rastlos und unermüdlich verfolgte.

Schon während seines Aufenthaltes bei Forster in Mainz hatte Humboldt begonnen, sein erstes Buch, jeweils versehen mit ausführlichen Begleitschreiben, an gezielt ausgewählte Persönlichkeiten zu versenden. Der erste Empfänger war Abraham Gottlob Werner, Leiter der Bergakademie in Freiberg und einer der führenden Vertreter des Neptunismus. In seinem Brief gibt Humboldt der Hoffnung Ausdruck, sich „*künftig [...] zu Ihren [Werners] Schülern zu gesellen.*“²⁶ Um sich dem bedeutenden Lehrer zu empfehlen, bestätigte Humboldt Werners neptunistische Überzeugungen, eine Haltung, die er später revidieren sollte: „*Auf meiner Reise nach England, von der ich eben zurückkomme, habe ich die Rheinischen Gebürge wieder durchwandert. Ich fand nichts, was die Voraussetzung ehemaliger Vulkane nothwendig machte, hingegen überall Gründe für den neptunistischen Ursprung der Basalte.*“²⁷

Von Hamburg aus führte Humboldt diese Praxis weiter und sandte auch dem preußischen Minister von Heinitz ein Exemplar seines Buches mit einem französisch geschriebenen Begleitbrief zu,²⁸ in dem er ihn „*ganz allgemein um spätere dienstliche Förderung*“²⁹ bat. Bereits im Dezember 1790 wandte er sich aus Hamburg nochmals an Werner, um ein konkretes Anliegen vorzutragen: „*Es sind nun fast 2 Jahre, seitdem ich mich mit der Mineralogie beschäftige. Mein Aufenthalt in Göttingen, meine botanischen Wanderungen in deutschen Gebirgen, meine angenehme, aber viel zu schnelle Reise nach dem Peak von Derbyshire (in Begleitung Ihres Freundes, George Forsters) – weckten mei-*

nen Eifer für dies Studium immer mehr. Ich las, so viel es mir meine Muße erlaubte, mineral[ogische] Schriften, war, so viel ich konnte, auf Naturgegenstände aufmerksam, [...]. Die heiße Begierde, nach Freiberg zu gehen, und Ihr Schüler zu werden, lag schon lange in mir, aber äußere Verhältnisse machten es mir bisher unmöglich. Jetzt sind diese Schwierigkeiten gehoben, da ich aber wegen des juristisch-cameralistischen Kursus schon 2 Universitäten und wegen merkantiler Kenntnisse das hiesige Handelsinstitut besucht habe, so bleibt mir nur noch ein halbes Jahr (der Sommer 1791) zu meiner Vorbereitung zu einem bürgerlichen Amte übrig. Ich sehe leider! nur zu gut ein, wie wenig 6 Monate hinreichend sind, um alle die Ideen einzusammeln, die einem Bergmann nothwendig sind. Aber ich will doch lieber mich mit wenigem begnügen, als das Glück ganz einzubüßen, des vortrefflichen Unterrichts von Ew. Wohlgeborenen zu genießen. [...] Ich verlasse das hiesige Handelsinstitut auf Ostern und könnte wenige Wochen darauf mich in Freiberg einfinden. Ich bin so frei, dennoch bei Ew. Wohlgeborenen anzufragen, ob ich Ihnen auf ein halbes Jahr willkommen sein werde, und ob ich mit einem Bedienten in dem Gebäude der Bergakademie eine Wohnung erhalten darf oder dieselbe mir in der Stadt bestellen muß.“³⁰

In diesem Brief fasst Alexander von Humboldt seine bisherige Ausbildung in knapper Form zusammen und spricht in aller Deutlichkeit sein neues Berufsziel aus: Er will Bergmann werden und seine kameralistischen Kenntnisse höchstens noch in den Dienst eines naturwissenschaftlich ausgerichteten Tätigkeitsbereiches stellen. Außerdem soll der Studienaufenthalt in Freiberg der letzte Teil der Ausbildung vor Aufnahme einer praktischen Tätigkeit sein.

Mitte April 1791 beendete Alexander sein Studium an der Hamburger Handels-

akademie und kehrte für mehrere Wochen zu seiner Mutter nach Berlin zurück, wo sich auch sein Bruder Wilhelm gerade aufhielt. Natürlich legte Alexander von Humboldt in seiner Geburtsstadt nicht die Beine hoch und ruhte sich aus, im Gegenteil: Mit großem Eifer arbeitete er im Labor des Chemikers und Pharmazeuten Sigismund Friedrich Hermbstaedt (1760–1833), des Administrators der Königlichen Hofapotheke, trieb botanische Studien mit seinem Freund Willdenow und beschäftigte sich im Hinblick auf Freiberg mit Mineralogie.³¹

Von Berlin aus wandte sich Humboldt auch nochmals an den Minister von Heinitz mit einer nun schon sehr konkreten Bitte hinsichtlich seiner künftigen beruflichen Tätigkeit. Nachdem er Heinitz zunächst für die wohlwollende Aufnahme seiner Schrift über die Basaltvorkommen am Rhein gedankt hatte, gab Humboldt der Hoffnung Ausdruck, dem Minister in naher Zukunft beruflich näherzutreten zu können: *„Ich stehe jezt in dem Alter, in dem ich wünschen muß, in einen bestimmten Wirkungskreis zu treten und durch die geringen Kräfte, die ich in mir fühle, meinem Vaterlande nützlich zu werden. Entschiedene Neigung zur Mineralogie, zur Salz- und Bergwerkskunde und noch mehr die schmeichelhafte Hofnung, dereinst vielleicht zur Ausführung der großen und wohlthätigen Plane mitzuwirken, durch welche Ew. Excellenz seit einer langen Reihe von Jahren, unserem Staate [...] neue Quellen des Nationalreichthums eröffnen [...] – diese Gründe veranlassen den Wunsch, unter Ew. Excellenz näheren Befehlen in hochdero verschiedenen Departements mich vollends ausbilden zu dürfen.“*

Im Anschluß daran erläuterte Humboldt seinen bisherigen Ausbildungsgang und fuhr fort: *„Um den Plan meiner wissenschaftlichen Bildung zu vollenden und*

*mir reellere und zugleich praktische Kenntnisse vom Bergbau [...] zu erwerben, wünsche ich noch ein halbes Jahr auf der Berg-Akademie zu Freiberg zu leben. Es würde indeß eine sehr frohe und beruhigende Aussicht für mich sein, wenn mein künftiges Schicksal, bevor ich zur Ausführung dieses Planes schreite, etwas näher bestimmt werden könnte. Ich wage daher die unterthänige Bitte an Ew. Excellenz, daß Sie über mich zu disponiren, mir, nach meiner Zurückkunft, den Zutritt zu den Vorträgen hochdero Departements zu verstatten und mich allenfalls schon jetzt bei der Bergwerks- und Hüttenadministration anstellen zu lassen geruhen wollen.*³²

Offenbar hatte Humboldts Erstlingswerk bei Heinitz einen so positiven Eindruck hinterlassen, dass er dem jungen Bewerber nahezu postwendend eine Zusage übermitteln ließ: *„Respond. dem Hn. Alexander von Humboldt Nahmens Sr. hoch Freiherrlichen Excell[enz] v. Heinitz, daß S. E. die Kenntnisse sowohl, welche der Hr. v. Humboldt sich theils schon erworben, theils nun noch während seines Aufenthalts in Freyberg zu erwerben gedenke, als auch den Eifer, womit er sich zu den Geschäften der Staatsverwaltung anbiete, sehr gerne bey den verschiedenen Hochdenenselben anvertrauten Departements benutzen würden, und ihm daher die vorläufige Zusicherung gäben, daß er im zukünftigen Winter, nach seiner Zurückkunft von Freyberg nicht nur zu den Vorträgen der Salz- und Bergwerks- wie auch des Westphaelischen Provinzial-Departements admittirt, sondern auch um das Detail des Federdienstes näher kennen zu lernen, bey der Bergw[erks]- u. Hütten- wie auch bey der Haupt-Torf-Administration, als Assessor angestellt werden solle; [...]“*³³

Ausgestattet mit diesem günstigen Bescheid brach Humboldt Anfang Juni 1791 nach Freiberg auf, das er nach ei-

nem mehrtägigen Aufenthalt in Dresden am 14. Juni erreichte. Quartier bezog er im Hause des Vize-Bergmeisters und Obereinfahrers³⁴ Carl Friedrich Freiesleben (1750–1805),³⁵ mit dessen Neffen Carl (1774–1846) ihn bald eine herzliche und lebenslang haltende Freundschaft verband. Gefördert wurde diese vor allem dadurch, daß Abraham Gottlob Werner dem Neuankömmling Carl Freiesleben als Mentor zur Seite stellte, wodurch Humboldt natürlich auch mit Carls Eltern in engen Kontakt treten konnte, sowie durch eine von Werner angeregte Fußreise durch das böhmische Mittelgebirge im August 1791, die hauptsächlich der mineralogischen Forschung diente und auf der die beiden Freunde innerhalb von drei Wochen eine Entfernung von *„fast 30 Meilen“*³⁶ zurücklegten.

Das Arbeitspensum, das sich Humboldt in Freiberg auferlegte, nötigt jedem Betrachter höchsten Respekt ab. Er stellt es in mehreren Briefen aus dieser Zeit dar, am umfassendsten vielleicht in einem Schreiben vom 18. Februar 1792, in dem Humboldt auch ankündigt, daß er *„in 8 Tagen“* wieder in Berlin sein werde: *„Denken Sie nur, daß ich in den 9 Monathen, die ich hier war, gut ein 150 Meilen zu Fuß und Wagen durch Böhmen, Thüringen, Mansfeld [...] gereiset, daß ich regelmäßig alle Tage von 6–12 Uhr anfare (wobei das auf die Grube gehen oft 1–2 Stunden dauert und im Schnee sehr beschwerlich ist), daß ich ein 5–6 Kollegia auf den Nachmittag zusammengedrängt habe – und sprechen Sie mir dann selbst mein Urtheil. Es war noch keine Zeit meines Lebens, in der ich so beschäftigt war, als hier. Meine Gesundheit hat sehr gelitten, ob ich gleich nicht einmal krank war. Dennoch bin ich im Ganzen sehr froh. Ich treibe ein Metier, das man, um es zu lieben, nur leidenschaftlich treiben kann,*

*ich habe an Kenntnissen unendlich gewonnen und ich arbeitete nie mit der Leichtigkeit als jetzt.*³⁷

Bedenkt man darüber hinaus noch, dass er täglich um vier oder fünf Uhr aufstand,³⁸ das in den Lehrveranstaltungen am Nachmittag Gelernte zum Teil abends nacharbeitete, wird verständlich, wie es Humboldt gelingen konnte, das, wofür andere drei Jahre studierten, sich in knapp neun Monaten anzueignen.

Doch damit nicht genug! In einem seiner ersten Briefe aus Freiberg nennt Humboldt das „Jagen“ von Moosen als eine seiner Abendbeschäftigungen.³⁹ Bei seinen Grubenbefahrungen war ihm die Existenz von Pflanzen aufgefallen, die *„auch ohne Sonnenlicht grün und hauptsächlich bunt gefärbt sind.“*⁴⁰ Diese Beobachtung fesselte ihn dermaßen, daß er die Lebensbedingungen dieser Pflanzen erforschte, eigenhändig Zeichnungen anfertigte und die Ergebnisse in Buchform publizierte, wobei er nebenbei noch zum Begründer der Höhlenbotanik wurde. Das lateinisch geschriebene Werk⁴¹ erschien nach einiger Verzögerung 1793 in Berlin.

In den letzten Februartagen des Jahres 1792 verließ Humboldt Freiberg, um zunächst in seine Heimatstadt zu reisen, wo König Friedrich Wilhelm II., der von 1786 bis 1797 regierte, inzwischen beschlossen hatte, Alexander von Humboldt einen Posten in der Berg- und Hüttenverwaltung zu geben, wie aus einem ministeriellen Schreiben vom 29. Februar hervorgeht. Darin heißt es, der König beabsichtige, *„die Kenntnisse, welche sich der Alexander von Humboldt in den Fächern der Mathematik, Physik, Naturgeschichte, Chemie, Technologie, Bergwerks-, Hütten- und Handelskunde theoretisch und praktisch erworben habe, bei Kgl. Berg- und Hüttendiensten zu benutzen und denselben*

*bei der Berg- und Hüttenadministration als Assessor cum voto anzustellen.“*⁴²

Schon am 2. März schreibt Humboldt seinem Freiburger Freund Carl Freiesleben, dass seine Schriften *„viel Effekt gethan“* hätten und dass Minister von Heinitz ihn *„mit den ausgezeichnetsten Lobsprüchen belegt“*⁴³ habe. Gerade einmal weitere fünf Tage später erfährt derselbe Adressat, dass Humboldt *„gestern [...] [sein] Patent als Bergassessor cum voto beim Berg- und Hütten-Departement erhalten“*⁴⁴ habe. Nun hatte er also sein ersehntes Berufsziel erreicht und musste sich auf seine zukünftigen Aufgaben vorbereiten. Er tat dies hauptsächlich in Berlin und Umgebung, wo er sich mit dem Rechnungswesen des Berg- und Hüttendepartements beschäftigte und einschlägige Produktionsstätten besuchte, um deren Betriebsabläufe kennenzulernen. Aus seiner Besichtigung der Steingutfabrik in Rheinsberg resultierte zum Beispiel ein 31-seitiger Bericht, der dem Minister von Heinitz bestimmt gefiel, bewies er doch, *welch‘ fähigen Mitarbeiter das Bergdepartement gewonnen hatte.* Mit dem Berliner Hofapotheker Sigismund Friedrich Hermbstaedt (1760–1833), wie Humboldt ein Anhänger des berühmten französischen Chemikers Lavoisier, führte er Experimente durch; bei einem zweiwöchigen Arbeitseinsatz in der Berliner Porzellanmanufaktur lernte er Martin Heinrich Klaproth (1743–1817) kennen, den Entdecker des Urans; auch mit seinem alten Freund Willdenow traf er nun wieder oft zusammen und betrieb botanische Studien. Ausdrücklich lobte dieser ihn für sein Buch über die unterirdische Flora in Freiberg und drängte ihn, eine schöne Ausgabe davon zu veranstalten.⁴⁵ Außerdem begegnete er den fähigsten Bergbeamten seiner Zeit, nämlich dem Bergrat Dietrich

Ludwig Gustav Karsten (1768–1810), mit dem er bereits korrespondiert hatte, dem Oberbergrat Friedrich Wilhelm Graf von Reden (1752–1815) sowie Heinrich Friedrich Karl Freiherr von und zum Stein (1757–1831), der damals ebenfalls Oberbergrat war.⁴⁶ Solchermaßen bereitete sich Humboldt auf seine berufliche Tätigkeit vor, wusste aber Mitte März 1792 noch nicht, wo er seine erste Stelle antreten würde. Seinem Freund Freiesleben schrieb er am 19. März: *„Mein Dienst macht mir bis jezt wenig zu thun. Mein Schicksal ist noch immer nicht aufgeklärt. Hier bleibe ich gewiß nicht, wahrscheinlich zuerst nach Thüringen und dann nach Westphalen. Denn mit praktischem Bergbau will ich zu tun haben.“*⁴⁷

Im Jahr 1791, das Humboldt nach Hamburg, Berlin und Freiberg geführt hatte, ergaben sich auf höchster Regierungsebene bedeutende Veränderungen, die der Öffentlichkeit zunächst wohl verborgen blieben und die Humboldts weiteren Lebensweg entscheidend beeinflussen sollten. Der 1736 in Ansbach geborene Markgraf Karl Alexander von Brandenburg-Ansbach, der seit 1769 die beiden Markgrafentümer Ansbach und Bayreuth in Personalunion regierte, hielt sich hauptsächlich in Triesdorf auf, wo er für seine Geliebte Hippolyte Clairon das Weiße Schloß, für seine Mätresse Elizabeth Craven die Villa Rotunda und für sich selbst das Rote Schloß einrichten ließ. Seine Ehefrau Friederike Caroline von Sachsen-Coburg-Saalfeld starb am 18. Februar 1791. Ziemlich genau einen Monat vor ihrem Tod, am 16. Januar, hatte Karl Alexander mit Preußen einen Geheimvertrag über den Verkauf seiner beiden Markgrafentümer geschlossen, der von dem seit 1790 in Ansbach tätigen Minister Karl August Freiherr von Hardenberg (1750–1822) arran-

giert worden war. Dieser Vertrag sicherte ihm eine jährliche Leibrente von 300.000 Gulden. Finanziell dermaßen abgesichert, verließ Karl Alexander am 17. Mai 1791 Triesdorf in Richtung Großbritannien und heiratete am 30. Oktober des selben Jahres Elizabeth Craven. Das Paar kaufte das Gut Benham bei Speen, heute ein Ortsteil des knapp hundert Kilometer westlich von London gelegenen Newbury, wo Karl Alexander bis zu seinem Tod am 5. Januar 1806 lebte. Seine Abdankungsurkunde unterzeichnete er am 2. Dezember 1791, womit die beiden Markgrafentümer Ansbach und Bayreuth preußisch wurden.⁴⁸

Bereits im Februar 1792, während Humboldt seine letzten Tage in Freiberg verbrachte, sandte der Minister von Hardenberg seinem Berliner Kollegen von Heinitz ein Schreiben mit der Bitte, einen Fachmann nach Ansbach zu schicken, der Vorschläge ausarbeiten sollte, wie die ehemals markgräfliche und nun königlich-preußische Porzellanmanufaktur Bruckberg wieder auf Vordermann gebracht werden könnte. Da sich von Heinitz gerne selbst über die sein Departement betreffenden Gegebenheiten in den neuen Landesteilen informieren wollte, die Reise nach Franken wegen eines anstehenden Kuraufenthalts in Karlsbad jedoch nicht gleich antreten konnte, beschloß er, zunächst einmal Alexander von Humboldt vorauszuschicken, durch diesen das Berg- und Hüttenwesen, die Porzellanmanufaktur Bruckberg sowie möglichst viele andere relevante Betriebe inspizieren und sich schließlich über die Ergebnisse dieser Inspektionsreise Bericht erstatten zu lassen, wenn er selbst nach geendigter Kur in Karlsbad Franken einen Besuch abstatten würde.

Sofort begann Humboldt, sich gezielt auf diese reizvolle Aufgabe vorzubereiten,

und besuchte Produktionsstätten in und um Berlin, wo er sich mit Betriebsabläufen, wie er sie in Franken auch vorfinden würde, vertraut machte. Freiesleben berichtet er über die neuesten Entwicklungen in einem Brief vom 4. Juni 1792: *„Ich gehe auf 5–7 Tage nach Linum, wo die große Torfstecherei, nach Zednik, wo ein hoher Ofen, und nach Rheinsberg, wo ich Auftrag habe, einen Fajanceofen zu untersuchen. Das sind bergmännische Beschäftigungen!! Aber es wird bald besser. Es freut mich unendlich und ich muß es Ihnen in diesen 6 Zeilen noch melden. Ich gehe vielleicht schon in 3 Wochen nach Baireuth, nach dem Fichtelgebirge. Ich habe den ehrenvollen Auftrag, die natürliche Beschaffenheit beider Markgrafthümer geognostisch und bergmännisch zu untersuchen; es sind mir fürs erste nur 8 Wochen ausgesetzt, um bloß alles zu bereisen und dem Minister eine allgemeine Uebersicht zu geben. Was dann erfolgt, ob ich ganz dableibe (und Berghauptmann!! werde) oder nach Schlesien gehe, ist jezt ganz ungewiß.“*⁴⁹

Dem „Kgl. Preußischen Geheimen Etats-, Kriegs-, Kabinetts- und in den Fürstentümern Ansbach und Bayreuth dirigierenden Minister, Herrn Freiherrn von Hardenberg, Exzellenz, in Ansbach“ kündigte Minister von Heinitz mit Schreiben vom 23. Juni 1792 die unmittelbar bevorstehende Reise Humboldts nach Franken an: *„Ich habe [...] beschlossen, den bei dem hiesigen Bergwerks- und Salz-Departement, desgleichen bei der Haupt-Torf-Administration arbeitenden und mit den hiesigen Porzellan-Manufaktur-Anstalten neuerlich bekannt gewordenen Assessor Herrn von Humboldt, von dessen ausgebreiteten und soliden Kenntnissen ich Eure Exzellenz bei dero Hiersein zu unterhalten schon die Ehre gehabt habe, vorauszuschicken, um die hauptsächlichsten Etablissements zu besichtigen und über de-*

*ren jetzigen Zustand bei meiner Hinkunft einen vorläufigen Bericht zu erstatten.“*⁵⁰

Als Vorschuß auf die Reisekosten erhielt Humboldt 200 Reichstaler. Außerdem versah ihn der Minister mit einem klar formulierten Arbeitsauftrag, dessen reibungslosen Ablauf eine „offene Ordre [...] an alle dortigen Bergwerks-, Hütten- und Hammerbesitzer“⁵¹ durch Minister von Hardenberg gewährleisten sollte. Dieses Papier samt einer Reiseroute musste sich Humboldt in Erfurt abholen, wohin Hardenberg es geschickt hatte. Am 26. Juni 1792 verließ Humboldt Berlin und reiste über Leipzig, Naumburg, Erfurt, Rudolstadt und Saalfeld nach Gräfenenthal, das unmittelbar an der Grenze zum Bayreuthischen Amt Lauenstein lag. Bevor er am 12. Juli fränkischen Boden betrat, führte Humboldt von Saalfeld und Gräfenenthal aus mehrere Grubenbefahrungen und Werksbesichtigungen durch.

Dr. Bernhard Wickl unterrichtet hauptberuflich die Fächer Deutsch und Englisch am Adam-Kraft-Gymnasium in Schwabach. Sein heimatkundliches Interesse wurde geweckt, als er während seines Studiums in Erlangen in den späten 1970er Jahren auf die Briefe Tiecks und Wackenroders über ihre Pfingstreise von 1793 stieß. Seitdem hat er sich in mehreren Rundfunksendungen, zahlreichen Aufsätzen und Vorträgen mit unterschiedlichen Aspekten fränkischer Geschichte beschäftigt. Die Schwerpunkte seiner Arbeit liegen in Oberfranken, im Raum Nürnberg und im Landkreis Roth. Seine Anschrift: Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach, bwickl@franken-online.de.

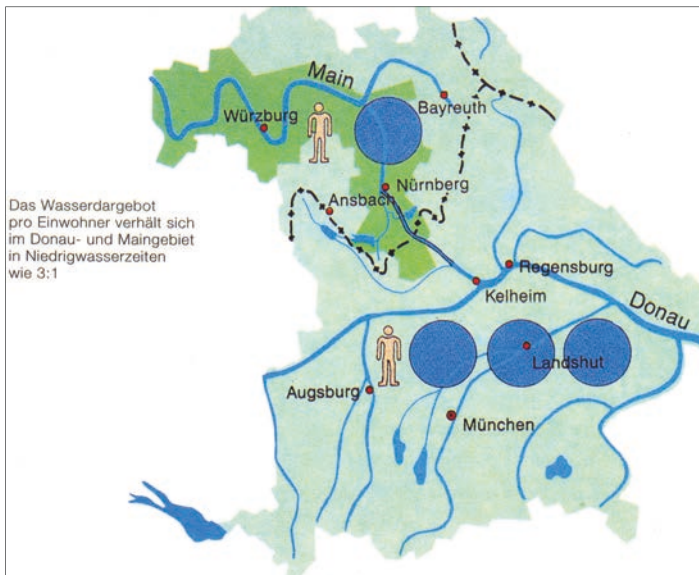
Anmerkungen:

- 1 Wolfgang-Hagen Hein (Hrsg.): Alexander von Humboldt – Leben und Werk. Frankfurt am Main 1985, S. 8.
- 2 Ebd. S. 15.
- 3 Ebd., S. 16.
- 4 Ilse Jahn/Fritz G. Lange (Hrsg.): Die Jugendbriefe Alexander von Humboldts 1787–1799. Berlin 1973, S. 192.
- 5 Ebd.
- 6 Hein: Humboldt, S. 18.
- 7 Herbert Kühnert: „Einleitung“ zu: Alexander von Humboldt: Über den Zustand des Bergbaus und Hütten-Wesens in den Fürstentümern Bayreuth und Ansbach im Jahre 1792. Berlin 1959 (= Freiburger Forschungshefte Kultur und Technik D 23), S. 14.
- 8 Jahn/Lange: Jugendbriefe, S. 40f.
- 9 Ebd., S. 47.
- 10 Kühnert: Einleitung, S. 16.
- 11 Hein: Humboldt, S. 21; siehe dazu auch Jahn/Lange: Jugendbriefe, S. 80.
- 12 Hein: Humboldt, S. 21.
- 13 Jahn/Lange: Jugendbriefe, S. 83.
- 14 Ebd., S. 40.
- 15 Ebd., S. 781.
- 16 Ebd., S. 830.
- 17 Ebd., S. 773 u. Hein: Humboldt, S. 28.
- 18 S. hierzu Kühnert: Einleitung, S. 18.
- 19 Sowohl mütterlicher- als auch väterlicherseits hatte die Familie Forster schottische Wurzeln. Um das Jahr 1640 war ein George Forster nach Danzig ausgewandert. Außerdem hatten Georg, seine Eltern und Geschwister zwischen 1766 und 1778 in England gelebt. S. dazu Alois Prinz: Das Paradies ist nirgendwo – Die Lebensgeschichte des Georg Forster. Weinheim 1997.
- 20 Jahn/Lange: Jugendbriefe, S. 93.
- 21 Ebd., S. 93f.
- 22 Zum Vorhergehenden s. Kühnert: Einleitung, S. 19.
- 23 Prinz: Forster, S. 247.
- 24 Kühnert: Einleitung, S. 19.
- 25 Jahn/Lange: Jugendbriefe, S. 122; Brief vom 28.1.1791.
- 26 Jahn/Lange: Jugendbriefe, S. 99; Brief vom 25.7.1790.
- 27 Ebd.
- 28 Brief vom 10.9.1790.
- 29 Kühnert: Einleitung, S. 21.
- 30 Jahn/Lange: Jugendbriefe, S. 112f., Brief vom 13.12.1790.
- 31 Zum Vorhergehenden s. Kühnert: Einleitung, S. 21.
- 32 Jahn/Lange: Jugendbriefe, S. 137f., Brief vom 14.5.1791.
- 33 Ebd., S. 138, Brief vom 31.5.1791.
- 34 Was ein „Obereinfahrer“ ist, erklärt Humboldt im Brief vom 6.11.1791 an Archibald Maclean: „Ein Obereinfahrer ist die zweite Person im Staate nach dem Oberbergmeister. Er hat die Aufsicht auf alle Gruben und hält Generalbefahrungen. That is for your instruction.“ Jahn/Lange: Jugendbriefe, S. 159.
- 35 Ebd., S. 143 und 762f.
- 36 Ebd., S. 147. Eine preußische Meile entspricht ungefähr 7,5 Kilometern, was eine Gesamtstrecke von ca. 220 Kilometern ergibt. Die genaue Reiseroute nennt Humboldt in dem oben zitierten Brief an Karsten vom 25.8.1791 (s. ebf. S. 147).
- 37 Jahn/Lange: Jugendbriefe, S. 169f.
- 38 Vgl. ebd., S. 144.
- 39 Ebd., S. 143, Schreiben vom 23.6.1791.
- 40 Ebd., S. 150.
- 41 *Florae Fribergensis specimen, plantas cryptogamicas praesertim subterraneas exhibens. Accedunt Aphorismi ex doctrina physiologiae chemicae plantarum.*
- 42 Kühnert: Einleitung, S. 24.
- 43 Jahn/Lange: Jugendbriefe, S. 173.
- 44 Ebd., S. 175.
- 45 S. oben u. Anm. 42.
- 46 Zum Vorhergehenden s. Hein: Humboldt, S. 29f.
- 47 Jahn/Lange: Jugendbriefe, S. 178.
- 48 Zum Vorhergehenden s. www.wikipedia.de (Karl Alexander Brandenburg-Ansbach-Bayreuth).
- 49 Jahn/Lange: Jugendbriefe, S. 190.
- 50 Kühnert: Einleitung, S. 27.
- 51 Ebd., S. 28.

Das Fränkische Seenland

Im Raum zwischen Weißenburg – Gunzenhausen – Roth sind in den Jahren von 1975 bis 2000 mehrere künstlich angelegte Seen entstanden. Bei diesem „Fränkischen Seenland“ handelt es sich um den Altmühlsee, die Brombachtalsperre mit dem Kleinen Brombachsee, Igelsbachsee und Großen Brombachsee sowie den Rothsee bei Hilpoltstein. Es ist das wasserwirtschaftliche Vorhaben „Überleitung Donau-Main“, mit dem Wasser von der Donau in Niedrigwasserzeiten für die Flüsse Rednitz, Regnitz und Main bereitgestellt wird. Die gesamte Wasserfläche in der Größe von rund 19 km² dient selbstverständlich auch der Freizeit- und Erholungsnutzung.

Aufmerksamkeit erregt das im Raum Weißenburg-Gunzenhausen-Roth liegende „Fränkische Seenland“ immer dann, wenn es um die touristische Vermarktung geht. Die Kernaussage einer Studienauswertung über den kundenorientierten Markenwert deutscher Urlaubsziele der Fachhochschule Westküste lautete: *„Kaum einer kennt Sie! Aber die wenigen, die Sie kennen, die finden Sie sympathisch... Im tourismuswissenschaftlichen Markenvierklang aus Bekanntheit, Sympathie, Nutzungsbereitschaft und tatsächlicher Nutzung hapert es somit lediglich an einem Punkt: der Bekanntheit.“*¹ In letzter Zeit wird deshalb auch viel von „Highlights“ und Leuchtturmprojekten² geträumt; ob deren Realisierung unter Berücksichtigung der äußerst knappen Kassen der Gemeinden und der Seen-Zweckverbände sinnvoll ist, bleibt sehr fraglich.



Warum entstanden diese Seen? Wasserwirtschaftliche Gegensätze in Bayern

„Wer einmal als Feriengast in Südbayern erlebt hat, wie heftig und wie andauernd es dort zu regnen vermag, der wird nur ungern glauben, daß Bayern keineswegs das niederschlagsreichste Bundesland ist und daß weite Teile des Landes unter ernstem Wassermangel leiden.“³ Vergleicht man die Flussgebiete von Donau und Main, dann erkennt man, dass der Süden Bayerns über ein relativ ausgeglichenes und reichhaltiges Wasserdargebot verfügt. Das liegt an den Grundwasserspeicherräumen in den voralpinen Kies- und Schottermoränen, dem höheren Niederschlag und dem Schneerückhalt im Gebirge. Niedrigwasserzeiten in den Flüssen sind hier im Hochsommer durch die in der Regel zu dieser Zeit einsetzende Schneeschmelze selten. Nordbayern, also Franken, verfügt nur über knapp ein Drittel der Wasserreserven in Bayern. Hier herrscht oft in der Sommerzeit Wassermangel; hier liegen die niederschlagsärmsten Gebiete. Da keine größeren Grundwasserspeicherräume in den Festgesteinen vorhanden sind, geht auch der Abfluß der Gewässer oft sehr stark zurück. Der Mensch hat diesen von der Natur gegebenen Mangel zusätzlich noch durch die hohe Bevölkerungs- und Industriedichte in den Talräumen entlang von Rednitz, Regnitz und Main verschärft; das vorhandene Wasserdargebot wird stärker als im Süden beansprucht. Damit sind die Grenzen der Nutzung des natürlichen Wasserdargebotes während längerer Trockenperioden in Franken längst erreicht. Ein „Teufelskreis“ entsteht: wenig Abfluss im Gewässer; hoher Wasserverbrauch durch Mensch und Industrie; Belastung der Gewässer durch geklärtes Abwasser;

verringertes Kleinleben im Gewässer; absinkende Gewässergüte.

Die Regierung von Mittelfranken schrieb schon 1950 in ihrer Denkschrift „Die Wassernot in Mittelfranken“: *„Die Schönheit der mittelfränkischen Landschaft und der eigenartige Reiz ihrer Täler dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Zustand der Gewässer eine Fülle von schwerwiegenden Nachteilen für die hier lebenden und arbeitenden Menschen mit sich bringt [...] Abgesehen von den kreisunmittelbaren Städten welche in Bayern sämtlich aus zentralen Wasserversorgungsanlagen versorgt werden, waren [...] 1946 nur rund 46% aus zentralen Anlagen versorgt.“* Viele Gemeinden hatten nur Zisternen, die oft schnell austrockneten; Wasser musste herbeigeht werden. Denken wir deshalb an den in der Fränkischen Schweiz entstandenen Brauch des Schmückens von Osterbrunnen. Wegen der geologischen Verhältnisse lagen die spärlichen Wassersammelstellen immer im Taltiefsten. Von hier aus musste das Wasser recht mühsam in die Höhe geschafft werden. Das Schmücken war also ein Dank an den Herrgott und gleichzeitig eine Bitte um Wasser zum Leben.

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges wuchs durch den Flüchtlingsstrom die Bevölkerungszahl und damit der Wasserbedarf. Gleichzeitig stiegen auch die Ansprüche der Menschen auf Wohlstand und Sicherheit. Die Regierung schrieb weiter: *„Die Zusammenballung der Menschen [...] zwang zur Industrieansiedlung, als dem einzigen Weg, um den zusätzlichen Bevölkerungsmassen Arbeit und Brot verschaffen zu können. Auch dies bedingt einen erhöhten Wasserverbrauch. Allerdings musste gerade bei der Standortwahl von Industrien die Frage nach Menge und Qualität des erforderlichen Wassers stets eine Rolle spielen, und manche wirtschaftspolitisch erwünschte Pla-*

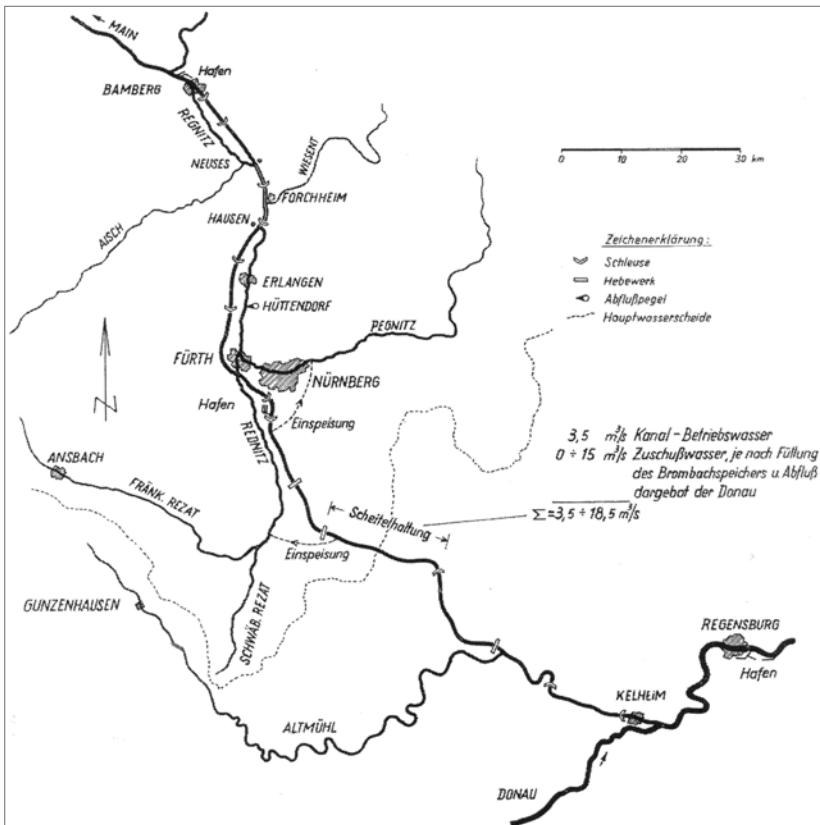
nung scheiterte an der Unzulänglichkeit der örtlichen Wasserversorgung.“ Oftmals wurde daher das Wasser zum Minimumfaktor,⁴ und dieser bestimmte die wirtschaftliche Entwicklung des Ballungsraumes um Nürnberg (deshalb oft keine Ansiedlung von Betrieben, die viel Wasser zur Produktion benötigen).

Hinsichtlich der Abwasserbeseitigung stellte die Regierung fest: „Die Flüsse und Bäche Mittelfrankens gleichen teilweise stinkenden Kloaken. [...] Es ist bedauerlich, dass die Regierung [...] im Sommer 1949 auf Grund der mit Abwässern überladenen Flüsse gezwungen war, die Bevölkerung aus gesundheitlichen Gründen vor dem Baden zu warnen. [...] Die Typhusepidemien in

Hagenhausen (Landkreis Nürnberg) und in Theilenhofen (Landkreis Gunzenhausen) sind Sturmzeichen, an denen man im Interesse der Gesundheit der Bevölkerung nicht achtlos vorübergehen kann. [...] Bei der Schwäbischen Rezat liegen die Verhältnisse infolge der unzureichenden Abwasserbehandlung der Stadt Weissenburg ähnlich.“

Rahmenplan Regnitz

Die aufgezeigten wasserwirtschaftlichen Verhältnisse zwangen die Fachbehörden also dazu, Überlegungen zur Beseitigung des Wassermangels anzustellen. „Wie man sieht, wird Franken in jeder Hinsicht von ernsthaften Wassersorgen bedrückt. Sie zu



*beheben oder wenigstens fühlbar zu lindern, ist die vordringlichste und größte unter den wasserwirtschaftlichen Planungsaufgaben in Bayern.*⁵ Wasser stellt aber ein äußerst schwieriges Planungsobjekt dar, weil es unabänderlichen Naturgesetzen folgt, nicht vermehrbar ist und keinesfalls als Ware von Konzernen aus Profitabsicht gehandelt werden kann.⁶ Die Bedeutung des Wassers für das menschliche Leben ist so überragend, seine Einflüsse sind so vielfältig, dass nicht nur der Mensch vor dem Wasser, sondern auch das Wasser vor dem Menschen geschützt werden muss. Anfang der 1960er Jahre wurde in der Bundesrepublik Deutschland die Notwendigkeit der großräumigen wasserwirtschaftlichen Rahmenplanung für die Zukunft erkannt. Das Wasserhaushaltsgesetz des Bundes (WHG) vom 27. Juli 1957 beauftragte die Bundesländer so genannte „Wasserwirtschaftliche Rahmenpläne“ zu erstellen.⁷ 1964 begann in Bayern als erstes die Grundlagenarbeit für den „Rahmenplan Regnitz“, um Lösungen für die Wassersorgen Frankens aufzuzeigen. Als Richtlinie wurde festgelegt: *„Soweit Wassermangel im Maingebiet selbst nicht oder nur mit untragbar hohem Aufwand behoben werden kann, muß künftig Wasser aus dem Donau- ins Maingebiet übergeleitet werden“.*⁸ Hinsichtlich der Trinkwasserversorgung der Bevölkerung wurden Fernwasserversorgungen erstellt, also überörtliche Verbundnetze.⁹

Das Ergebnis der Untersuchungen: in Spitzenbedarfszeiten sollen bis zu 15 m³/s Wasser (etwa 100 Badewannen pro Sekunde) aus dem Donaugebiet in die Flüsse des Maingebietes übergeleitet werden. 1963 wurden erste Zweifel an der Wirtschaftlichkeit des Main-Donau-Kanals (MDK) geäußert. Für die Schifffahrt mußte Wasser von der Donau zu den einzelnen Schleusen auf der Südrampe

gebracht werden. Es lag also für die Wasserwirtschaft nahe, den MDK auch als Transportweg für das in Franken benötigte Wasser zu benutzen und dieses dann in die Gewässer einzuspeisen. Nach längeren Verhandlungen und Untersuchungen, ob die Überleitung die Schifffahrt behindere, stimmte die Bundeswasserstraßenverwaltung dieser Lösung zu. Bei der ersten Grobplanung aus dem Jahre 1964 war das heutige „Fränkische Seenland“ noch nicht vorgesehen. Eingespeist werden sollte das Wasser einmal von der Scheitelhaltung direkt in die Rednitz unterhalb Georgensgmünd und zum anderen von der Kanalhaltung vor dem Nürnberger Hafen in die Pegnitz östlich von Nürnberg. Die Grundidee der heutigen Wasserüberleitung war damit geboren.

Wasserwirtschaftliche Probleme im Altmühltal oberhalb von Treuchtlingen



Für die bayerische Wasserwirtschaftsverwaltung gab es aber in Franken noch ein weiteres brennendes Problem, und zwar die Altmühl, die auf der Frankenhöhe bei Burgbernheim entspringt. Den Oberlauf kennzeichnet das aus geologischen Gründen geringe Gefälle und die weite Talaue. Die Altmühl gilt deshalb als einer der am langsamsten fließenden Flüsse Deutschlands. Da aber die Höhenverhältnisse so

sind, dass kein allmähliches Steigen vom Flußufer zu den Talrändern vorherrscht, sondern die angrenzenden Wiesen vielfach etwas niedriger als die Uferränder liegen, bedeckte bereits ein 5jähriges Hochwasser (Abfluss etwa 80 m³/s) im Gebiet zwischen Ornbau und Gunzenhausen eine Fläche von rd. 1.800 ha in einer Tiefe von 20 bis 50 cm. Das Wasser blieb oft wochenlang als langer und breiter See in den Talflächen stehen. Gerade im Sommer vernichtete es dann die Heu- und Grummeternte. Die Landwirte trockneten nach Ablauf bzw. Verdunstung des Wassers das feuchte Gras an Ort und Stelle und verbrannten es (vgl. Abb.); ein vertrautes Bild im Altmühltal. Im Zeitabschnitt 1919 bis 1940 traten z.B. 24 schädliche Sommerhochwässer auf.¹⁰ Das Sprichwort des Landmanns hieß: *„Glück genug, wenn ein Futter an der Altmühl gut nach Hause kommt.“* Die Klagen über die Schäden gehen nachweisbar bis auf das Jahr 1615 zurück.¹¹ Politik und Verwaltung waren bestrebt, die ungünstigen Wasserverhältnisse zu verbessern. Eine Vielzahl von Projekten wurde erarbeitet; aber reine Regulierungsmaßnahmen in der althergebrachten Form hätten keinen Erfolg gebracht.

Das entscheidende Jahr 1965

Kurz nach dem Ersten Weltkrieg schlug ein Windsbacher Bürgermeister vor, die Hochwässer der Altmühl über einen Stichkanal von Ornbau zur Fränkischen Rezat abzuleiten. Aber erst seit etwa 1963 liefen Untersuchungen mit dem Ziel, Altmühlhochwasser in freiem Gefälle in das Brombachtal überzuleiten. Der Wasserwirtschaftler Karl Weis, der sich intensiv um die Lösung der Probleme an der Altmühl bemühte, fand heraus: *„Ein Becken, das dafür geeignet ist, muss erheblich größer*

*sein und ist im Altmühlgebiet selbst nicht zu finden. Wegen der beabsichtigten Wasserabgabe zur Regnitz kam daher nur ein Speicherraum in Betracht, der im Regnitzgebiet liegt. Als geeignet wurde schließlich das Brombachtal ausfindig gemacht. [...] Der Talinhalt ist aber so groß, das sowohl der Hochwasserschutz des Altmühltales als auch eine fühlbare Wasserabgabe in das Regnitzgebiet herbeigeführt werden kann.“*¹² Damit war die Idee des Brombachspeichers „geboren“; endlich sahen die Bewohner des mittleren Altmühltales eine Lösung ihrer Probleme mit den Sommerhochwässern, weil diese abgeleitet werden konnten. Nach wie vor können und dürfen aber auch nicht alle Hochwässer abgeleitet werden; sie sind für die Grundwasseranreicherung und die Wiesenbewirtschaftung in der Talaue notwendig.

Vom Entwurf zur politischen Entscheidung

Eine wichtige Voraussetzung für die Verwirklichung eines Projektes dieser Größe ist die tatkräftige Unterstützung durch die Politik. Die Wasserwirtschaftsverwaltung machte das Projekt erstmalig 1965 in der Öffentlichkeit bekannt.¹³ Nach Vorstellung der Pläne startete Ernst Lechner, MdL aus Gunzenhausen, am 15. Dezember 1965 die erste von zahlreichen parlamentarischen Initiativen. Trotz einer positiven Antwort regte sich bei der Staatsregierung nicht viel. Nach längerem politischen Drängen wurde dann 1967 die Ausarbeitung einer Studie genehmigt, die Grundlage für eine politische Entscheidung sein sollte.¹⁴

Das damalige Wasserwirtschaftsamt (WWA) Weißenburg erstellte im Jahre 1969 mehrere Teilstudien, die zusammen mit einer Ausarbeitung des WWA Nürn-

berg und einer Nutzen–Kosten–Analyse der Universität Erlangen–Nürnberg (die Themen Naherholung und Fremdenverkehr waren vorausschauend enthalten) von der Obersten Baubehörde in einer Gesamtstudie „Überleitung von Altmühl- und Donauwasser in das Regnitz-Main-Gebiet“ ausformuliert wurden. Erstmals in der Geschichte der bayerischen Wasserwirtschaft entstand eine Ausarbeitung in farbig ansprechender Gestaltung. Diese wurde dem Bayerischen Landtag zugeleitet. Bereits am 16. Juli 1970 erfolgte der von allen Parteien getragene wegweisende Landtagsbeschluss zur Verwirklichung der Maßnahme mit Kosten von 286 Mio. €. ¹⁵ Ernst Lechner hat als Initiator stets die Einmaligkeit des Beschlusses betont und darauf hingewiesen, dass der Landtag die Studie lediglich als sachliche Information

und damit als eine wichtige Grundlage für die Entscheidung zur Kenntnis nahm. „Mir war aber klar geworden, dass nur ein die Staatsregierung verpflichtender Parlamentsbeschluss die Verwirklichung garantieren könne“. ¹⁶ Er lautet:

„Der Landtag nimmt zustimmend von der Studie der Obersten Baubehörde im Bayerischen Staatsministerium des Innern vom Mai 1970 zur Überleitung von Altmühl- und Donauwasser in das Regnitz–Main–Gebiet Kenntnis. Er ersucht die Staatsregierung,

1. die zur Überleitung von Altmühl- und Donauwasser in das Regnitz-Main-Gebiet erforderlichen Bauwerke nach dem in der Studie aufgezeigten Zeitplan zu errichten,
2. die für den baldigen Bau des Überleitungssystems erforderlichen finanziellen,



organisatorischen und technischen Voraussetzungen zu schaffen und

3. *dafür Sorge zu tragen, daß die Gewässer im Überleitungssystem für die Erholung der Bevölkerung erschlossen und die Ufergrundstücke, insbesondere an den Stauseen, in das Eigentum der öffentlichen Hand übergeführt werden, um den freien Zugang und den Gemeingebrauch sicherzustellen.“*

Der Startschuß für die „Überleitung Donau–Main“ war damit gefallen.

Die Umsetzung der Planungen

Die Überleitung besteht aus zwei sich ergänzenden Teilsystemen und zwar

1. der *Brombachüberleitung* mit dem Altmühlsee, der Brombachtalsperre mit Igelsbachsee, Kleinem und Großem Brombachsee und den unterhalb des Sees umgestalteten Gewässern Schwäbische Rezat und Rednitz. Über diesen Ast sollen rund 25 Mio. m³ Wasser pro Jahr dem Regnitz-Main-Gebiet zugeführt werden und
2. der *Kanalüberleitung* mit dem MDK als „Wasserleitung“ bis zum Rothsee, dem Rothsee und den unterhalb des Sees umgestalteten Gewässern Kleine Roth, Roth und Rednitz. Über diesen Teil sollen rund 125 Mio. m³ Wasser pro Jahr ins Regnitz-Main-Gebiet abgegeben werden; der Rothsee ist also der wichtigste Teil der Überleitung.

Beide Teilsysteme leiten also ca. 150 Mio. m³ im Mittel der Jahre nach Franken und erhöhen den Abfluss der Regnitz am wasserwirtschaftlichen Steuerpegel Hüttenedorf unterhalb Nürnbergs von ca. 12 m³/s in Trockenzeiten auf bis zu maximal 27 m³/s.

Mit dieser Maßnahme werden nachstehende Ziele verfolgt:

- Anheben der Niedrigwasserführung von Rednitz, Regnitz und Main zur Abwendung von Beeinträchtigungen der wirtschaftlichen Entwicklung durch Wassermangel.
- Verbesserung der Gewässergüte von Rednitz, Regnitz und Main.
- Reduzierung der Grundwasserentnahmen für landwirtschaftliche Flächen zu Gunsten der Trinkwasserversorgung und Verfügbarkeit von ausreichend Wasser für Beregnung und Bewässerung von landwirtschaftlichen Kulturen.
- Weitgehende Vermeidung sommerlicher Überschwemmungen im Altmühltal unterhalb des Altmühlsees durch Auffangen und Ableiten.
- Umfangreiche Strukturverbesserungen sollen den wirtschaftlichen Wandel der Region zu einem attraktiven Fremdenverkehrsschwerpunkt in Bayern fördern.
- Verfügbarkeit von ausreichend Kühlwasser für den Betrieb der Wärmekraftwerke.

Die Kanalüberleitung

Der Main-Donau-Kanal überwindet von der Donau bei Kelheim bis zur Scheitelhaltung¹⁷ bei Hilpoltstein in fünf Stufen unterschiedlicher Höhe rund 68 m. Jeweils fünf Pumpen mit je 7 m³/s Leistung sind an den einzelnen Schleusen installiert; davon dienen zwei der Schifffahrt und drei der Überleitung. Die gemeinsame Förderung von Wasser sowohl für die Schifffahrt als auch für die Wasserwirtschaft ist technisch und betrieblich sinnvoll; die Steuerung übernimmt deshalb die Betriebszentrale Gösselthalmühle des Wasser- und Schifffahrtsamtes Nürnberg. Gegen eine unbegrenzte Ableitung von Donauwasser erhoben sich aus dem bayerischen Donaauraum und aus Österreich

besorgte Stimmen. Es wurde deshalb festgelegt, daß eine Entnahme nur möglich ist, wenn die Donau am Pegel Kelheim eine Wasserführung größer als 140 m³/s hat. Von der Schleuse Hilpoltstein fließt das übergepumpte Wasser in freiem Gefälle über das Kraftwerk Hilpoltstein (im Mittel 5 Mio. kWh pro Jahr) in die Haltung Eckersmühlen.



Für die Versorgung des MDK mit Betriebswasser waren früher der Speicher im Tal der Kleinen Roth bei Heuberg (7,0 Mio. m³) und der bei Meckenhausen (2,2 Mio. m³) geplant. Da diese später nicht mehr benötigt wurden, konnte der Speicher im Tal der Kleinen Roth als Rothsee etwa ab 1968 Bestandteil der wasserwirtschaftlichen Planungen werden. Das enge Tal der Kleinen Roth bot beste Voraussetzungen für den Standort eines Speichers. Der Talgrund war überwiegend land- und forstwirtschaftlich genutzt und nur wenig besiedelt.

Für die Verwirklichung der gesamten wasserwirtschaftlichen Planungen einschließlich der erforderlichen Rechtsverfahren wurde das Talsperren-Neubauamt (TNA) zum 01. Mai 1971 gegründet, allerdings nicht vor Ort, sondern in Nürnberg. Nach Erstellung der Studie für den Rothsee, dem Landtagsbeschluß und dem Raumordnungsverfahren von 1971 be-

gannen die baureife Planung und hauptsächlich der Grunderwerb. Als erster Vorbote des Baus wurde 1977/78 geeignetes Erdmaterial aus einer Haltung des MDK in einer Deponie am nördlichen Rand der Rothsee-Hauptsperre gelagert und später in den Kern des Hauptdammes eingebaut (vgl. Abb.). Nach Fertigstellung der Planungen wurde 1978/79 beim Landratsamt Roth der Antrag auf Durchführung der Planfeststellung gestellt, 1980 der Bescheid erlassen und danach mit der Formulierung der Ausschreibung und der Vorbereitung der Baustellen begonnen.

Es stand aber kein guter Stern über dem Rothsee: alle Beteiligten waren wie vom Blitz getroffen, als im Jahre 1981 eine massive Diskussion über den Weiterbau des Main-Donau-Kanals von der Bundesregierung wegen zunehmender Haushaltsschwierigkeiten vom Zaun gebrochen wurde (sog. qualifizierte Beendigung). Schlagzeilen wie: „*Hinter dem Rothsee steht Fragezeichen*“ beherrschten die Medien.¹⁸ Es wurde deshalb auch für das wasserwirtschaftliche Projekt eine umfangreiche Bestandserhebung in die Wege geleitet. Man untersuchte den Bau einer 52 km langen Doppelrohrleitung (Durchmesser pro Rohr etwa 2,5 m) mit Pumpwerken von Riedenburg bis Hilpoltstein. Dafür hätten Baukosten von ca. 285 Mio. € aufgebracht werden müssen. Die Mehrkosten für den Betrieb wurden seinerzeit mit rund 36 Mio. € pro Jahr geschätzt. Nach der politischen Einigung zwischen Bund und Bayern im Jahre 1983 über den Weiterbau des MDK wurden auch die Arbeiten für den Rothsee wieder aufgenommen. Am 13. Mai 1985 erfolgte dann der erste Spatenstich.

Zuerst wurde an der Vorsperre gearbeitet. Das Wasser liefert die Kleine Roth. Der Wasserspiegel bleibt in der Regel

konstant und ermöglicht dadurch eine uneingeschränkte Badenutzung; Segeln und Surfen ist nicht möglich. Die Fläche beträgt bei einem Stauinhalt von 1,5 Mio. m³ etwa 0,5 km², die größte Länge 1,8 km, die größte Breite 0,3 km. Die maximale Wassertiefe am Straßendamm bei Birkach ist 8,5 m.

Nachdem im Jahre 1985 die Seefläche beräumt war, wurden der Untergrund aus Burgsandstein und die seitlichen Flanken infolge der hohen Durchlässigkeit abgedichtet. Mit einer neuartigen, erstmals im Brombachtal erprobten Hydrofräse wurde bis in eine Tiefe von 20 m eine Fläche von rund 11.000 m² aufgeschlitzt und mit einer Spezialmischung (Ton-Zement-Mischung) ausbetoniert. Danach wurde das Betriebsbauwerk erstellt, in dem Grundablaß und Hochwasserentlastung integriert sind. Im April 1986 wurde erstmals die Kleine Roth durch das Bauwerk umgeleitet. Anschließend begannen die Erdarbeiten für den Damm. Der rund 500 m lange Erddamm ist aus tonig-schluffigem und lehmig-sandigem Material aufgebaut; er hat eine Höhe von 11,20 m über der Talsohle und ein Volumen von 200.000 m³. Der symmetrische Querschnitt besitzt einen Erdkern als zentrale Innendichtung. Der Damm ist von beiden Seiten her eingestaut. Über die 13,50 m breite Dammkrone führt die Ortsverbindungsstraße von Birkach nach Kronmühle mit einem Fuß- und Radweg. Außerdem wurde ein Abwasserkanal im Stützkörper verlegt. Die Staatsstraße 2225 musste ebenso wie einige Leitungen aus dem See heraus verlegt werden; Reste der ehemaligen Straße werden heute als Uferweg genutzt.

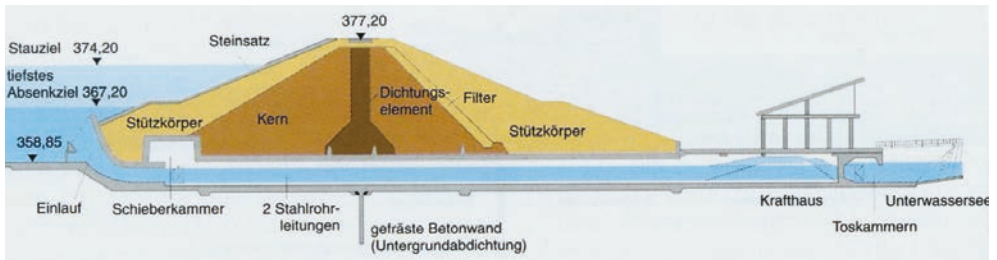
Eine Besonderheit war die Vorschüttung bei Poldsdorf, um dort den Betriebsweg unterzubringen und dem Auftrag des Landtagsbeschlusses gerecht zu werden,



alle Ufergrundstücke zur Sicherung des freien Zugangs in das Eigentum des Staates überzuführen. Eine weitere einmalige Aktion war im Dezember 1986 die Versetzung einer etwa 1.200 m² großen Orchideenwiese, die sich in der Nähe der alten Ortsverbindungsstraße Birkach-Poldsdorf befand (vgl. Abb.). Sie wäre durch den Aufstau des Sees verloren gegangen. In Abstimmung zwischen dem TNA, dem Bund Naturschutz und der Bundeswehr wurde sie in die Anflugschneise des Rother Bundeswehrflugplatzes umgesetzt. Dazu mussten Streifen von 3 m Länge, 1 m Breite und etwa einen halben Meter Dicke abgehoben, in die Kaserne transportiert und dort auf einem extra hergerichteten nährstoffarmen Sandboden aufgesetzt werden.

Der Einstaubeginn war am 22. März 1989. Die Badenutzung begann nach der Fertigstellung der vom Zweckverband Rothsee erstellten Erholungsanlagen Birkach und Grashof im Jahre 1990; der Run auf Parkplätze ebenso. Die Bademöglichkeit ist jedoch nur auf den kleineren Teil der Seefläche begrenzt, weil im östlichen Teil von Grashof bis Poldsdorf ein Naturschutzgebiet errichtet wurde, abgetrennt durch einen knapp unterhalb des Stauziels liegenden Querdamm.

Wenden wir uns nun der Hauptsperre des Rothsees mit einer Fläche von 1,6 km² zu. Der Stauinhalt beträgt 10,0 Mio. m³,



davon dienen ca. 8,0 Mio. m³ der Überleitung Donau-Main. Die größte Länge liegt bei 1,8 km, die größte Breite bei 1,5 km. Die maximale Wassertiefe direkt am Damm ist 15,4 m. Das von der Donau über den MDK meist in Niedrigtarifzeiten zufließende Wasser gelangt von der Haltung Eckersmühlen über das Einleitungsbauwerk an der Schleuse Hilpoltstein, einen 200 m langen unterirdischen Kanal und ein Kraftwerk (ca. 950 kWh) in die Hauptsperre des Rothsees. Dort wird es gespeichert und je nach Bedarf über 24 Stunden verteilt an die unterhalb gelegenen Gewässer abgegeben. Die Hauptsperre ist eine Art Zwischenspeicher und hat deshalb ständig wechselnden Wasserstand mit Schwankungen von etwa ein bis zwei Meter pro Woche; maximal sind sieben Meter zulässig. Über ein weiteres Kraftwerk fließt das Wasser in den Unterwassersee und erreicht danach ein Teilungsbauwerk in unmittelbarer Nähe des Kanals (vgl. Abb.). Auf zwei Wegen gelangt es dann ins Regnitz-Main-Gebiet:

- bis zu 9 m³/s fließen durch einen Düker unter dem MDK hindurch in die Kleine Roth. Von dort geht es weiter über die Roth in die Rednitz und Regnitz zum Main und
- bis zu 6 m³/s fließen zurück in den MDK. Über die Schleuse Leerstetten mit einem Kraftwerk gelangt es zum Auslaufbauwerk Schwarzach und dann weiter zur Rednitz.

Dieser zweigeteilte Weg wurde gewählt, um die landschaftlich schön gelegene Roth nicht übermäßig ausbauen zu müssen.

Nach der Freiräumung des Baufeldes erfolgte die Untergrundabdichtung. Die bis zu 17 m tiefe Erosionsrinne der Kleinen Roth und Teile der klüftigen Sandsteinschichten an den Talflanken mussten vor Beginn der Dammschüttarbeiten mit einer 25.000 m² großen Erdbetonwand abgedichtet werden. Diese Zweiphasen-Schlitzwand reicht teilweise bis in eine Tiefe von 30 m. Im Anschluss wurden die Betonbauwerke erstellt. Über einen kombinierten Grund- und Betriebsauslass wird das Wasser aus dem Rothsee abgegeben. Das Einlaufbauwerk besteht aus zwei Öffnungen mit eingebautem Rechen und Absperrklappen. Zwei in einem Gewölbestollen offen verlegte Stahlrohrleitungen von je 1,4 m Durchmesser und mit einer Durchflussleistung von je etwa 8 m³/s leiten das Wasser dann bis zum Kraftwerk Rothsee. Dort sind zwei Turbinen installiert. Kleine Abflüsse, wie die abzugebende Mindestwassermenge, laufen über die Durchströmturbine. Größere Wasserabgaben verarbeitet eine Rohr-S-Turbine. Beide Turbinen haben bisher seit 1995 im Mittel pro Jahr rund 2,3 Mio. kWh Strom geliefert.

Aus Sicherheitsgründen muß jede Talsperre neben einem Grund- und einem Betriebsauslaß auch eine Hochwasserentlastung (HWE) erhalten. Diese dient als

Notventil, wenn das Wasser eine festgelegte Höhe übersteigt. Dadurch werden eine Überströmung des Staudammes und damit seine Zerstörung verhindert. Die HWE des Rothsees befindet sich am nördlichen Dammende. Über einen erdbedeckten Schussstollen können bis zu 21 m³/s abfließen.

Die Betonbauwerke waren Mitte 1989 fertig gestellt. Danach konnte mit der Dammschüttung begonnen werden. Die Talabriegelung übernimmt ein ca. 1.700 m langer Erddamm mit einem Volumen von rund 800.000 m³. Er verläuft annähernd parallel zum 400 m entfernten MDK (vgl. Abb.). Mit einer größten Höhe von 18,4 m über der Talsohle fügt er sich mit seiner leicht gebogenen Linienführung gut in die Landschaft ein. Die 10,0 m breite Krone liegt aus Sicherheitsgründen rund drei Meter über dem Stauziel. Die wasserseitige Böschung ist mit Steinen gegen Wellenschlag geschützt; die landseitige Böschung mit Magerrasen bewachsen und bepflanzt.



Die erste Wassereinleitung erfolgte nach dem Erwerb der Hasenbruckmühle am 29. Juli 1992; der Probestau begann am 24. Oktober 1992. Dabei muss man beachten, dass jeder Erddamm nicht sofort voll beansprucht werden darf, sondern sich langsam an das Wasser „gewöhnen“ muß. Deshalb wurden vier Aufstauphasen

mit dazwischenliegenden ein bis drei Monaten Ruhe gewählt, also eine Gesamtzeit von einem Jahr. Danach konnte der Rothsee am 13. Oktober 1993 vom bayerischen Ministerpräsidenten der Öffentlichkeit übergeben werden. Zum Abschluss des Probestaus wurde dann im Dezember 1994 in drei Stufen eine Schnellabsenkung durchgeführt. Ziel dieser Maßnahme war es, eine Notsituation zu simulieren, um das Verhalten des Dammkörpers auf akute Druckentlastung zu überprüfen. Diese in ganz Bayern fast einmalige Möglichkeit einer kurzfristigen, vollkommenen Speicherentleerung bot sich hier an, weil der See über den MDK in kurzer Zeit wieder befüllt werden konnte. Außerdem sollten die Erkenntnisse auch Rückschlüsse auf das Verhalten des Dammes des Großen Brombachsees zulassen, dessen Aufbau ähnlich ist. Eine Absenkung ist dort wegen der langen Wiederbefüllungszeit mit Wasser der Altmühl nicht möglich.

Die erstmalige Wasserabgabe in das Regnitz-Main-Gebiet erfolgte am 10. Mai 1994. Seit diesem Zeitpunkt wurden insgesamt 2.620 Mio. m³ (i.M. 131 Mio. m³/Jahr) in das Regnitz-Main-Gebiet geleitet, davon aus dem Rothsee rund 2.180 Mio. m³ (i.M. 109 Mio. m³/Jahr), also rund 83% des geplanten Volumens. Aus dem Brombachsee waren es etwa 440 Mio. m³ (i.M. 22 Mio. m³).

Bäche und Flüsse unterhalb des Rothsees und des Großen Brombachsees konnten in ihrem ursprünglichen Zustand das zusätzliche Wasser nicht aufnehmen und mussten deshalb teilweise verbreitert und die vorhandenen Wehranlagen angepasst werden. Dabei wurden auch die verschiedenen Wasserwehre erneuert. Die Wiesenbewässerung darf schon seit dem Mittelalter auf diesen Sandböden mit geringem Wasserhaltevermögen nur nach

einem genau festgelegten Plan durch eine Wässergenossenschaft erfolgen.

Die Brombachüberleitung

Die Kanalüberleitung ist also die „Hauptwasserleitung“ der wasserwirtschaftlichen Maßnahme „Überleitung Donau-Main“. Das zweite Teilsystem ist ein „Reservesystem“, aber deshalb nicht unbedeutender. Von sehr vielen Leuten wird leider nur dieser Teil für das Fränkische Seenland gehalten; der Rothsee wird meist vergessen.

Im Vorfeld der Detailplanungen wurde am 11. März 1969 die „Interessengemeinschaft Brombachspeicherplanung“ in Gunzenhausen gegründet. Die Veranlassung war, daß *„die Planungen für den Ausbau der Altmühl und für den beabsichtigten Brombachspeicher einen Stand erreicht haben, der zur Prüfung veranlasst, ob die Gründung einer Institution notwendig erscheint, damit die auf die beteiligten Landkreise und Städte zukommenden Probleme und Aufgaben sinnvoll geplant und gelöst werden können.“* Alle waren sich aber einig, dass die Gründung eines Verbandes noch zu verfrüht sei.¹⁹ Die Mitglieder diskutierten über Straßenplanungen im Bereich Altmühl- und Brombachsee, über die wasserwirtschaftlichen Maßnahmen sowie über die Flächennutzungs- und Landschaftsplanung. Es kristallisierte sich immer stärker heraus, dass der Erholungswert der Wasserflächen in den Vordergrund gestellt werden und die wasserwirtschaftliche Zielsetzung in Einklang mit der Erholung gebracht werden müssten. Klar war auch, dass beim *„Grunderwerb ein Uferstreifen mit erworben werden soll, der dann der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden könne“*. Die Grundlagen für ein Raumordnungsverfahren wurden erarbeitet; das Verfahren wurde 1971 durchgeführt.



Der in der flachen Talniederung zwischen Muhr am See und Gunzenhausen gelegene Altmühlsee mit der größten Länge von 3,5 km und der größten Breite von 1,5 km entstand durch Errichtung eines 12,5 km langen Ringdammes von 3,0 bis 5,5 m Höhe (vgl. Abb.). Bei Ornbau werden die Zuflüsse der Altmühl und Wieseth gefasst. Zur Vermeidung eines Wasserentzuges für die Altmühl unterhalb des Altmühlsees wird ständig Wasser um den Altmühlsee herum bis zur Altmühl bei Gunzenhausen geleitet; einzelne Wehranlagen verhindern eine Absenkung des Grundwassers in der Talaue. Erst Hochwasser wird über den rund 5 km langen Altmühlzuleiter dem See zugeführt. Im Rahmen einer „offenen“ Planung wurde das Zulaufgerinne an den Rand der weiträumigen Talaue entlang der westlichen Hochwassergrenze gelegt. Vermieden wurde durch diese Linienführung eine ursprünglich entworfene Trasse mit Rücklaufdämmen in Talmitte; erhalten wurde ein großes Naß- und Feuchtwiesengebiet in diesem Landschaftsraum, heute das unter Naturschutz gestellte Wiesmet-Gebiet.

Bei der Planung des Altmühlsees war eine Reihe von Randbedingungen zu berücksichtigen: Größere Eintiefungen führen zu einem unwirtschaftlich hohen finanziellen Aufwand (ein Meter Aushub sind rund 4 Mio. m³; wohin damit?). Je

höher aufgestaut wird, um so weiter reicht die Beeinflussungsgrenze und damit die Baumaßnahme über Ornbau flussaufwärts hinaus; die hier vor Baubeginn vorhandenen Verhältnisse sollen aber durch die vorgesehenen Maßnahmen nicht verschlechtert werden. Die Größe des Beckens wird, neben der Notwendigkeit schadenbringende Sommerhochwässer zu beherrschen auch durch die erforderliche Niedrigwasseraufhöhung der Altmühl unterhalb bestimmt. Diese Bedingungen konnten durch einen See mit einer reinen Wasserfläche von rd. 360 ha optimiert werden. Seine ebene Sohle (412,80 müNN) ermöglicht beim vorgesehenen Normalstau Sommer (415,00 müNN) eine gleichmäßige Wassertiefe von 2,2 m. Das höchste Stauziel liegt bei 416,00 müNN. Die Gesamtfläche des Sees beträgt 450 ha mit einem Stauraum von 13,8 Mio. m³. Nach der Bauzeit von Mitte 1976 bis 1984 wurde am 02. Februar 1985 das erste Wasser eingelassen.

Trassierung und Ausformung des Ringdammes wurden wegen der vielfältigen und teilweise gegensätzlichen Interessen mehrmals geändert. Die Krone des Ringdammes liegt auf Kote 417,20 müNN. Der Damm ist 5,0 m und der Weg 3,0 m breit. Wegen des in den letzten Jahren gestiegenen Booms von Radfahrern wurden in der Zwischenzeit teilweise Parallelwege errichtet. Die Dammböschungen sind flach ausgebildet. Die Wasserseite hat eine Neigung von 1:3 und wurde mit Röhricht bepflanzt; das windexponierte Ostufer erhielt einen Steinsatz als Schutz gegen Wellenschlag. Dem gesamten Ringdamm vorgeschüttet ist eine etwa 10 m breite Berme am Böschungsfuß. Landseitig ist die Böschung flacher; das für den Dammbau nicht geeignete, überschüssige Material wurde mit einer Neigung von etwa

1:10 an den Kerndamm angebösch. Eine in den Untergrund eingebrachte Dichtungswand verhindert Wasseraustritte. Die Bepflanzung des Dammes orientiert sich am bestehenden Landschaftsbild. Hier sind kleinere Gehölzgruppen in die weiten Dammfächen eingebracht, wie sie in der benachbarten Aue stehen. Ortsnahe Bereiche wurden stärker eingepflanzt, während zur freien Landschaft hin eine Ausdünnung erfolgte, um die Lebensgewohnheiten derjenigen Vogelarten zu berücksichtigen, die ihren Lebensraum in den benachbarten Wiesen finden.

Notwendig war auch die Einleitung des Nesselbachs in das Becken. Dessen Wasser hat eine gute Qualität und trägt zur Verbesserung der Gewässergüte des Altmühlsees bei.



Eine Besonderheit ist die im nordwestlichen Teil des Sees geschaffene Flachwasser- und Inselzone, genannt Vogelinsel, eine Ausgleichsfläche als Ersatz für verloren gegangene Feuchtbiopte (vgl. Abb.). Der Wasserwirtschaft war dieser Teil des Altmühltales schon längere Zeit als Wiesenbrütergebiet bekannt, und deshalb setzte man sich schon bei der ersten Planung mit den entsprechenden Stellen zusammen. Dr. Sperber von der Naturschutzstelle Mittelfranken schrieb 1963: „Unterhalb des Zusammenflusses von Altmühl und Wie-

seth dehnt sich ein weites Wiesengebiet zwischen Ornbau und Altenmuhr. Die Weite und Unberührtheit der Landschaft und die extensive Art der Wiesenbenutzung bietet seltenen Wiesenvögeln ideale Lebensbedingungen. Alljährliche Überschwemmungen nach der Schneeschmelze verwandeln den weiten Wiesengrund in einen flachen See kaum übersehbaren Ausmaßes. Für Tausende durchziehender Wasser- und Sumpfvögel ein willkommener Rastplatz auf dem Frühjahrsrückzug.“ Der engagierte Forstmeister A. Dick²⁰ aus Altenmuhr brachte es auf den Punkt: „So kann das Gebiet als eines der wichtigsten Zentren und Bestandsreservoir für Bodenbrüter der Nasswiesen in Bayern angesehen werden und ist Lebensgrundlage für die in den umliegenden Ortschaften noch verhältnismäßig zahlreich horstenden Störche. [...] Durch das Zusammenwirken aller oben aufgeführten Stellen, insbesondere durch das erfreuliche Entgegenkommen der planenden Behörden des Wasserbaues, fand das Anliegen des Naturschutzes in der offiziellen Planungsstudie der Obersten Baubehörde [...] vom Mai 1970 seinen Niederschlag. [...] In dem Gesamtprojekt [...] ist dem Ausgleichsbecken Altmühltal vom Standpunkt des Naturschutzes infolge der Gegebenheiten unbedingt das größte Gewicht beizumessen. Hier muss der Naturschutz auf der Erfüllung seiner Forderungen bestehen, während dafür am Brombachspeicher sowie bei der Talsperre Kleine Roth der Erholungsfunktion der Vorrang einzuräumen ist. [...] Grundsätzlich ist der Erholungsbetrieb auf den Südteil des Sees im Raum Gunzenhausen zu konzentrieren, während seine Nord- und Ostteile einschließlich der Insel unter Naturschutz zu stellen sind. [...] Von Bedeutung für den Vogelschutz ist die Begrünung der Dämme. [...] An der Außenseite der Dämme dürfen nur niedrige Büsche und diese ebenfalls nur mit größe-



ren Unterbrechungen vorgesehen werden, damit die Dammkronen auch im Interesse der Spaziergänger für gute Sicht frei bleiben und nicht der Eindruck einer grünen Mauer rings um den See entsteht. [...] Mit dankbarer Freude kann festgestellt werden, dass die Baumaßnahmen zur Überleitung [...] das erste Projekt dieser Größenordnung in Bayern darstellen, das von der Planung an in enger Zusammenarbeit mit dem Naturschutz erstellt wird.“

Die rechtzeitig angeregten Gespräche und Verhandlungen mit den Fachleuten des Naturschutzes, mit der Ornithologischen Arbeitsgemeinschaft Nordbayern und mit den Landschaftspflegern innerhalb der bayerischen Wasserwirtschaftsverwaltung führten zu einem Gestaltungsvorschlag, der bisher sicherlich in der Wasserwirtschaft einmalig sein dürfte. Neben der großen freien Wasserfläche entstand mit etwa 0,8 Mio. m³ überschüssigen Erdmaterials eine ca. 1,1 km² große gegliederte Flachwasser- und Inselzone im nordwestlichen Teil des Beckens. Hier wurde das Material, nicht wie geplant in einer einzigen, technischen Deponie, sondern in Ringdamm, Vorschüttung und verschiedenartigen Inseln untergebracht. Die Größe und Lage inmitten des Altmühlsees erlaubten die Gestaltung einer reich gegliederten Landschaft (Flach- und

Steilufer, Hügel, Mulden, Tiefwasserbereiche). Zum Schutz vor Störungen und zur Abgrenzung der ökologischen Regenerationsflächen umschließt die Insel ein flacher Ringdamm. Er soll verhindern, dass Boote und andere Wassersportfahrzeuge in diese Zone eindringen. Tiefwasserrinnen durchziehen die Inselzone. Der Zu- und Ablauf des Wassers erfolgt über Durchlässe im Ringwall. Durch den Bau eines Lehrpfades mit Stichwegen und Beobachtungsturm (vgl. Abb.) im Nordwesten der Inselzone soll der interessierte Besucher Einblick in die neu geschaffene Landschaft erhalten und die sich dort im Laufe der Zeit einstellenden Tiere, aber auch die Vielfalt der Pflanzenwelt, ungestört beobachten können. Die Inselzone zählt heute zu den wertvollsten Vogelschutzgebieten in Bayern und steht unter Naturschutz.

Vom Altmühlsee weg transportiert der Altmühl-Überleiter über zwei offene Gewässerstrecken und einen ca. 2,7 km langen Stollen das Wasser in freiem Gefälle zum 9 km entfernten Kleinen Brombachsee. Mit einem Durchmesser von 5,85 m und einem Längsgefälle von 0,9 ‰ hat dieser bergmännisch aufgefahrene Freispiegelstollen eine Leistungsfähigkeit von 70 m³/s. Der Bau des Probestollens begann am 27. Juli 1973; der Stollenanschlag erfolgte am 04. Juli 1974 und der Durchstich am 13. Februar 1978.

Der Vermessungsingenieur des Amtes hatte harte Tage bei der Vermessung des Stollens und deshalb äußerte er: *„Das TNA kontrollierte die jeweilige Lage und Höhe des Vortriebsschildes und die Richtung des Laserstrahles mindestens alle 4 Wochen und brachte alle 100 m die Stationierungen an. [...] Am Ende der 2.740 m langen Strecke ergab sich eine Lageabweichung der tatsächlichen Stollenachse von 6 cm. [...] Die Höhenanschlussdifferenz von 1,4 cm wurde an*

der Stollenmündung ausgeglichen.“²¹ Und: „Obwohl der Stollen als gerade Strecke mit einer außer im Anfangsbereich gleichmäßigen Steigung [...] ausgeführt wurde, musste der Laserstrahl wegen der bereits erwähnten ungünstigen Sichtverhältnisse alle 200 m nach vorne umgesetzt werden. [...] Dadurch wurde gleichzeitig der Einfluss der Erdkrümmung und der Strahlenbrechung ausgeschaltet. Die Erdkrümmung bewirkt bereits bei einer Strecke von 500 m eine Fehlerdifferenz von 2 cm. Bei einem der Stollenlänge entsprechenden 2.740 m langen Zielstrahl ergäbe sich [...] infolge der Erdkrümmung am Stollenende eine Erhöhung von 0,59 m“ (vgl. Abb. Stollenbohrmaschine).²²



Um das Trockenfallen größerer Uferzonen wegen der notwendigen betrieblichen Absenkungen des Großen Brombachsees zu vermeiden, wurden zwei Vorsperren erstellt, und zwar der Kleine Brombachsee und der Igelsbachsee. Das über den Altmühlüberleiter vom Altmühlsee zugeführte Hochwasser gelangt als erstes in den Kleinen Brombachsee. Der Untergrund besteht überwiegend aus einem teils stark zerklüfteten und damit durchlässigen Burgsandstein mit eingelagerten Lettenbändern. Eine zuverlässige Abdichtung bildet eine Dichtungswand mit ergänzender Hochdruckinjektion bis in ca. 40 m Tiefe. Als Absperrbauwerk wurde ein Zo-

nendamm mit Stützkörpern aus schluffigem Sand, einem mittigen Dichtungskern aus sandig-schluffigem Ton und einer Dichtungswand gewählt. Betriebseinrichtungen sind der Grundablaß und die Hochwasserentlastung, über welche das Wasser in den Großen Brombachsee abgegeben wird. Bei einer Staufläche von 2,5 km² hat das Staubecken einen Inhalt von rund 12,9 Mio. m³. Die größte Wassertiefe liegt bei 13,4 m. Einstaubeginn war am 02. Februar 1985.



Die zweite Vorsperre ist der Igelsbachsee (vgl. Abb.). Er wird im Gegensatz zum Kleinen Brombachsee nicht mit Altmühlwasser gefüllt, sondern hat den Igelsbach als Zufluss. Der Untergrund barg aber wesentlich größere Überraschungen in sich als im benachbarten Brombachtal. Bis in eine Tiefe von 7 m mußte der locker gelagerte und mit organischem Material durchsetzte Boden ausgetauscht werden. Nach Fertigstellung der bis zu 26 m tiefen Untergrundabdichtung mit der erstmalig in Deutschland eingesetzten Hydrofräse folgten die Dammschüttung mit dichtem Kern und der Bau von Grundablaß und Hochwasserentlastung. Bei einer Staufläche von 0,9 km² hat der See einen Inhalt von 4,4 Mio. m³. Die größte Wassertiefe ist 11,5 m. Einstaubeginn war am 02. Februar 1984. Die Einweihung erfolgte

gemeinsam mit Altmühl- und Kleinem Brombachsee am 01. August 1986 durch den bayerischen Ministerpräsidenten. Der Igelsbachsee liegt idyllisch in einem fast ganz von Wald umgebenen Tal. Hier hat man noch die Möglichkeit, in Ruhe die Natur zu genießen. Wer einmal zu Fuß diese Wasserfläche umrundet hat, wird sich über manchen politisch Verantwortlichen wundern, der trotz ständiger Versicherung von Nachhaltigkeit und Sanftem Tourismus die einzige ruhige Seefläche durch die Erstellung von verschiedensten Anlagen in einen Eventpark verwandeln möchte.

Segelboote drängen sich an vielen Wochenenden auf dem Wasser und dazwischen manövriert ein 750 Passagiere fassendes Drei-Rumpf-Schiff, der Trimaran „MS Brombachsee“. Wir befinden uns jetzt auf dem Großen Brombachsee, der größten Wasserfläche der Überleitung. Bei Allmannsdorf wurde das Brombachtal mit einem 1,7 km langen und bis zu 36 m hohen Erddamm abgesperrt, der auf dem vorhandenen Burgsandstein gegründet ist. Nach verschiedensten Versuchen entschied sich das TNA für eine bis zu 38 m tiefe und 60 cm breite mit der Hydrofräse erstellte Schlitzwand als Untergrundabdichtung. Danach wurde der 1,650 km lange Kontrollgang gebaut, dessen Höhenverlauf der Aufstandsfläche des Dammes folgt. Ein solcher Gang ist bei Dämmen dieser Größenordnung unabdingbar für die Bauwerkssicherheit und enthält verschiedenste Kontroll- und Überwachungseinrichtungen. Mit rund 4 Mio. m³ Erdmaterial, das in der Nähe der Sperrenstelle aus dem Stauraum gewonnen wurde, konnte anschließend der Damm mit zentraler Kerndichtung, Stützkörpern und Filterbereichen lagenweise aufgeschüttet werden. Zur Überwachung des Dammes, des Kontrollganges

und der Untergrundabdichtung wurden viele Meßgeräte installiert. Die Dammböschung wird durch ein Deckwerk aus Wasserbausteinen geschützt. Der Damm hat drei voneinander unabhängige Einrichtungen zur Wasserabgabe: Über den Betriebsauslass mit zwei Einlauffürmen und zwei einbetonierten Stahlrohrleitungen von je 1,2 m Durchmesser fließt die Mindestwassermenge und bei Bedarf die Abgabe von 15 m³/s. Dieser Durchfluss wird auch zur Energieerzeugung genutzt; mit den beiden Turbinen im Kraftwerk Brombachsee werden etwa 2,0 Mio. kWh pro Jahr erzeugt. Weitere Betriebseinrichtungen sind der Grundablass und die HWE. Durch den Bau dieses Dammes entstand eine Talsperre mit der Staufläche von rd. 8,7 km² und einem Inhalt von 136,6 Mio. m³. Die maximale Wassertiefe beträgt an der Sperre 32,5 m (vgl. Abb.).



Vor dem Einstau wurde der Talgrund geräumt. Damit verbunden war auch der Erwerb von insgesamt 10 Mühlen im gesamten Brombachtal, mehreren Gebäuden und einem Betonwerk. Sein Wasser erhält der See aus dem mit Hochwasser der Altmühl aufgestauten Kleinen Brombachsee. Je nach Bedarf fließt es dann über die unterhalb des Dammes liegende Weiherkette, die umgestalteten Flüsse Schwäbische Rezat und Rednitz in das

Regnitz-Main-Gebiet. Dabei kann es in Trockenzeiten zu Schwankungen des Seewasserspiegels von maximal 7 m kommen, im Normalfall aber etwa 2 bis 3 m. Der erste Aufstau erfolgte am 29. April 1994 und am 28. Mai 1995 war das Stauziel erreicht. Die Brombachüberleitung wurde am 21. Juli 2000 eingeweiht und der Öffentlichkeit zur Nutzung übergeben. Damit war letztendlich das gesamte Projekt „Überleitung Donau-Main“ fast vollständig abgeschlossen.

Noch einiges Grundsätzliches

Grunderwerb: Für das gesamte Vorhaben mussten rund 2.750 ha Grund erworben werden. Trotz einiger Probleme ging der Erwerb überwiegend freihändig und reibungslos vor sich. Von Beginn der Planungen an wurden die Grundstückseigentümer über den Umfang der Maßnahmen informiert. Wichtig war stets Offenheit und Ehrlichkeit aller planenden Personen gegenüber den Betroffenen. Es darf auch heute noch nicht verkannt werden, dass der für die Umsetzung der Überleitung Donau-Main nötige enorme Landbedarf für die bisherigen Eigentümer einen entsprechenden Landentzug und Verlust auch in ideeller Hinsicht bedeutete. Schwierig war es insbesondere für die Familien, die seit Jahrhunderten in den jetzt überstauten Tälern angesiedelt waren. Um strukturelle Nachteile für die Landwirtschaft zu vermeiden, wurde darüber hinaus der Erwerb teilweise im Rahmen von Gruppenflurbereinigungen abgewickelt. Zeitgleich erfolgten die Ländliche Neuordnung und auch Dorferneuerungen.

Uferstreifen: Rund um alle Seen wurden Uferwege als Betriebswege errichtet, die für Besucher freigegeben sind (vgl. Abb.). Alle Parteien im Landtag waren

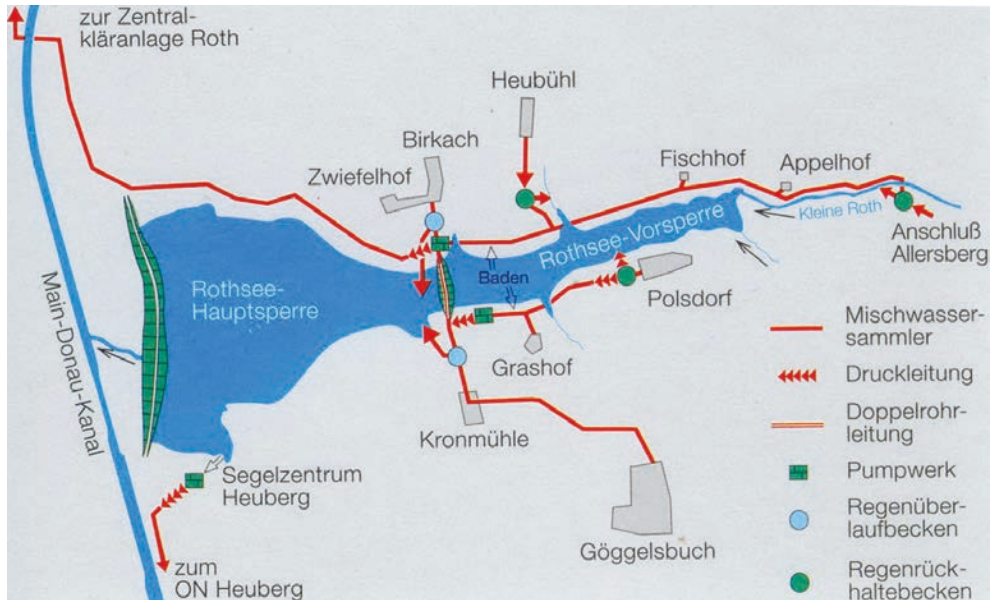


sich bei der Beschlussfassung zur Überleitung einig, dass die Ufergrundstücke in einer bestimmten Breite in das Eigentum der öffentlichen Hand kommen müssen; Privateigentum gibt es deshalb direkt an den Seen nicht. In der Sitzung des Ausschusses für Wirtschaft und Verkehr am 08. Juli 1970 führte der Berichterstatter MdL Popp zu den Anträgen von CSU und SPD aus: *„Erstmalig hat die Staatsregierung auch die Möglichkeit dem Art. 141 der Bayer. Verfassung über die Zugängigkeit der Ufergrundstücke für die Allgemeinheit von vornherein Recht zu verschaffen und durchzuführen und evtl. Missbräuchen vorzubeugen.“*²³ MdL Lechner erklärte dazu: *„In der Nr. 3 der Neufassung des Antrags werde wiederum ein Gedanke aus der Formulierung des Abg. Haase aufgegriffen, nämlich dass diese Gewässer mit ihren Ufern der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollen. [...] Es erscheine dringend notwendig, von vornherein zu verhindern, dass Grundstücksspekulanten diese eines Tages doch sehr wertvoll werdenden Grundstücke in die Hand bekommen.“* Wir können stolz sein, daß an den Wasserflächen des „Fränkischen Seenlandes“ freier Zugang zu den Ufern und den Wasserflächen herrscht; darum werden wir von Vielen beneidet. An den oberbayerischen Seen²⁴ oder am Bodensee bemühen sich die Kommunen oft vergeblich um eine solche Möglichkeit.

Natur und Landschaft: Der Bau von Talsperren verändert den Naturhaushalt und das Landschaftsbild. Aufgabe der Fachplanungen war es deshalb, die Eingriffe zu minimieren bzw. auszugleichen und alle Anlagen in die Landschaft einzubinden. Freizeitanlagen wurden konsequent von ökologischen Bereichen getrennt; Konflikte und Beeinträchtigungen können so vermieden werden. Bei der Überleitung wurden insgesamt rund 700 ha Natur- und Landschaftsschutzgebiete sowie ökologische Ausgleichsflächen geschaffen.

Die Steuerung des gesamten Überleitungssystems mit ca. 50 Anlagen erfolgt über eine Fernwirkanlage in der Betriebsleitung Gunzenhausen des WWA Ansbach. Die Teilsysteme werden optimal und effizient, aber auch ökonomisch zur Erfüllung des wasserwirtschaftlichen Zweckes betrieben; dabei bleiben Aspekte der Erholungsnutzung sowie ökologische Gesichtspunkte nicht unberücksichtigt. Dies auch deshalb, weil die neuesten Forschungen zum Klimawandel aussagen, daß Veränderungen beim Niederschlag, bei der Temperatur und beim Abfluß eintreten werden; im heute schon relativ trockenen Franken dürfte mit einer Abnahme des Niederschlags im Sommer zu rechnen sein. Natürlich hat auch die Gewährleistung der Sicherheit größte Bedeutung; der Talsperrenbetrieb ist als „Rundum-Betreuung“ zu verstehen.

Zweckverbände: Nach dem Landtagsbeschluß sollen die Seen für die Erholung der Bevölkerung erschlossen werden. Für die dazu erforderlichen Anlagen und Einrichtungen mußte allerdings ein Träger gefunden werden. Den Planern war klar, dass die Anliegergemeinden allein nicht in der Lage waren, über ihre üblichen Aufgaben hinaus weitere Maßnahmen finanziell zu übernehmen. Deshalb wurden Zweck-



verbände gegründet, in welche u.a. zur Stärkung der finanziellen Leistungsfähigkeit jeweils auch der Bezirk Mittelfranken und die Landkreise einbezogen wurden. Die wesentlichen Aufgaben der Verbandsgremien sind:

- die für die Erholung verfügbaren Teile der Seen zu erschließen,
- in diesem Umfang den freien Zugang und den Gemeingebrauch sicherzustellen,
- Einrichtungen für die Benutzung der Wasserflächen zu schaffen,
- Erholungseinrichtungen zu bauen und zu betreiben,
- im näheren Bereich um die Seen die verbindliche Bauleitplanung durchzuführen und
- für die Abwasserbeseitigung zu sorgen (vgl. Abb.).

Diese Aufgaben erforderten einen gewaltigen Kapitaleinsatz, wie der folgenden Tabelle zu entnehmen ist (Stand 2012 in Mio. €):

	ZVR	ZVA	ZVB
Gesamtkosten	25	24	80
Eigenmittel und Darlehen	12	15	42
Anteile TNA	8	3	22
Zuschüsse vom Freistaat	5	6	16

Schlußbetrachtung

Vergessen wird allzu oft, daß die doch bekannte Marke „Fränkisches Seenland“ unter dem Blickpunkt der Konkurrenz in Deutschland weiter an Bekanntheit zulegen soll und von allen Beteiligten in den Vordergrund gestellt werden muß. Da sind zum einen die Gemeinden, welche die Infrastruktur für ihre Gäste verbessern müssen und zum anderen der Tourismusverband Fränkisches Seenland, der neue Märkte erschließen und das Seenland weitverzweigt bekannt machen muß. Voraussetzung für ein nachhaltiges Wachstum ist das Denken in touristischen Räumen, das Achten auf Umweltschutz und Sozial-

verträglichkeit und die Entwicklung einer konsequenten Qualitätsstrategie für die Beherbergungs- und Gastronomiebetriebe.

Der Autor Hans Trögl war von 1987 bis 2000 Leiter des für die Überleitung zuständigen Talsperren-Neubauamtes in Nürnberg. Seine Anschrift: Holzgasse 37, 91781 Weißenburg/Bayern, E-Mail: hanstroegl@web.de.

Anmerkungen:

- 1 Weißenburger Tagblatt: Mehr Geld in Werbung stecken, 03.05.2010.
- 2 Weißenburger Tagblatt: Ein schwimmendes Hotel im Haushaltsplan, 11.01.2013.
- 3 Kirgis, Ludwig: Wasserwirtschaftliche Überlegungen für den Ballungsraum Main-Regnitz, in: Die Wasserwirtschaft, 6/1965.
- 4 Das Minimumgesetz, von Carl Sprengel 1828 veröffentlicht und von Justus Liebig danach erweitert, besagt, daß das Wachstum von Pflanzen durch die im Verhältnis knappste Ressource eingeschränkt wird. Als Modell fungiert die „Minimumtonne“, die sich nur bis zur Höhe der kürzesten Daube füllen lässt.
- 5 Wie Anm. 4.
- 6 Die derzeitigen Bestrebungen der EU und ihrer Mitgliedsregierungen lassen nichts Gutes für die Zukunft der Trinkwasserversorgung erwarten.
- 7 § 36 Absatz 1 lautet: *„Um die für die Entwicklung der Lebens- und Wirtschaftsverhältnisse notwendigen wasserwirtschaftlichen Voraussetzungen zu sichern, sollen für Flußgebiete oder Wirtschaftsräume oder für Teile von solchen wasserwirtschaftliche Rahmenpläne aufgestellt werden“.*
- 8 Kirgis, Ludwig: Wasserwirtschaftliche Planung in Bayern, in: Die Wasserwirtschaft, 1/1964.
- 9 Die „Fernwasserversorgung Franken (FWF)“ wurde am 14.06.1951 als „Zweckverband Wasserversorgung Mittelfranken West“ als erste Wasserversorgungsgruppe in Bayern gegründet. Heute versorgt sie rund 400.000 Einwohner.
- 10 Maurer, Dr.: Vom Altmühlhochwasser, in: Gunzenhauser Heimat-Bote, Mai 1944.
- 11 Bauer, F./Lutz, J.: Vorgeschichte und Grundlagen der Arbeitsgemeinschaft Untere Altmühl, in: Landwirtschaftliches Jahrbuch für Bayern, Heft 3/4, 1951.
- 12 Herr Weis war Sachgebietsleiter bei der Regierung von Mittelfranken und arbeitete im Ruhestand den Entwurf „Regelung der Wasserverhältnisse im mittleren Altmühltal im Zusammenhang mit der wasserwirtschaftlichen Rahmenplanung Regnitz“ vom 17.12.1965 aus.
- 13 Weißenburger Tagblatt: Ein kühnes Projekt macht die ersten Schritte, 16.03.1965.
- 14 Lechner, Ernst: Überleitung von Altmühl- und Donauwasser in das Regnitz-Maingebiet. Das Neue Fränkische Seenland. 1993.
- 15 Die Gesamtkosten belaufen sich derzeit auf rund 470 Mio. €.
- 16 Lechner, Ernst: Geschichtlicher und politischer Werdegang, in: Das Teilsystem Kanalüberleitung, Oktober 1993.
- 17 Das ist der höchste Wasserspiegel des Kanals.
- 18 Roth-Hilpoltsteiner-Volkszeitung, 20.04.1983.
- 19 Gegründet wurde der Zweckverband (ZV) Brombachsee 1972, der ZV Altmühlsee 1974 und der ZV Rothsee 1975.
- 20 Dick, A.: Das Vogelschutz-Europareservat im Altmühltal bei Gunzenhausen, unveröffentlicht, 1970.
- 21 Zuleger, Hubert: Vermessungsaufgaben beim Bau der Überleitung von Altmühl- und Donauwasser in das Regnitz-Maingebiet, in: Mitteilungsblatt des Deutschen Vereins für Vermessungswesen, 3/1985.
- 22 Zuleger, Hubert: Vermessungsaufgaben beim Bau der Überleitung, in: bau intern, 6/1986.
- 23 In Art. 141 Abs. 3 Satz 3 der Verfassung des Freistaates Bayern heißt es: *„Staat und Gemeinden sind berechtigt und verpflichtet, der Allgemeinheit die Zugänge zu Bergen, Seen und Flüssen und sonstigen landschaftlichen Schönheiten freizuhalten und allenfalls durch Einschränkungen des Eigentumsrechtes freizumachen sowie Wanderwege und Erholungsparks anzulegen“.*
- 24 Staat, Land, Ufer, in: Süddeutsche Zeitung, 16.02.2011.

Grenzöffnung und Straßenbau zwischen den Landkreisen Haßberge und Hildburghausen zur Jahreswende 1989/90 – Eine Dokumentation des Historischen Vereins Landkreis Haßberge*

Eine Resolution des Kreistags Haßberge war im November 1989 die Initialzündung für ein einmaliges Straßenbauvorhaben zur Grenzöffnung von Unterfranken nach Thüringen. Durch beharrliches Drängen der politisch Verantwortlichen im Landkreis Haßberge, allen voran der damalige Landrat Walter Keller gemeinsam mit seinem Thüringer Kollegen Hans Müller, wurde es möglich, in 74 Tagen eine 3,8 km lange Straße aus Haushaltsmitteln des Freistaats Bayern in Thüringen zu bauen und auf diese Weise einen neuen Grenzübergang zu schaffen. Die Menschen beiderseits der noch bestehenden Grenze sollten möglichst einfach und schnell zusammen kommen können. Das damalige Geschehen kann als Lehrbeispiel dafür dienen, wie man durch konzentriertes Handeln unüberwindlich scheinende Hürden überwinden kann.

Walter Keller

Zum zeitgeschichtlichen Bezugsrahmen

Ganz bewusst haben wir in die Einleitung unserer Dokumentation jene allgemeinen, internationalen und nationalen Ereignisse sowie deren nicht zu übersehenden Wirkungsstränge aufgenommen. Denn sie haben auch bei uns in der Region „grenzüberschreitend“ sowohl im Süden des Kreises Hildburghausen als auch im

Norden unseres Landkreises Haßberge das unvergessene historische Schlaglicht entzündet. Kein Geringerer als unser großer deutscher Dichter Johann Wolfgang von Goethe erklärte die Historie zur „*geheimnisvollen Werkstatt Gottes*“, in der unermesslich viel Gleichgültiges und Alltägliches geschieht. Auch in ihr sind wie überall im Leben die erhabenen, die unermesslichen Momente selten. Meistens reiht die Historie sich in jene große Kette ein, die durch Jahrzehnte und Generationen reicht; denn alle Spannung braucht Zeit der Vorbereitung sowie jedes Ereignis Entwicklung. Mit einer solchen Sicht lassen sich auch die Entwicklungen und Ereignisse nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges sowie in den folgenden Jahrzehnten des so genannten „*Kalten Krieges*“ nachvollziehen und einordnen.

Rückblickend betrachtet, begann der vielfältige Wendeprozess international mit einer vergleichsweise langdauernden *Inkubationsphase* am 1. August 1975 durch die KSZE-Schlusserklärung in Helsinki. Sie schwappte in eine nationale *Initiierungsphase* ab der Jahreswende 1987/88, markiert durch die Vorgänge um die Berliner Umweltbibliothek im November 1987 und die Luxemburg-Liebke-Demonstration im Januar 1988 über. Dieses anfängliche DDR-interne erste Erdbeben steigerte sich dann im Umfeld der Kommunalwahlen vom Mai 1989 in eine sich beschleunigende *Intensivierungsphase*, insbesondere durch die ungarische Grenzöffnung und ihre Folgen,

die schließlich am 9. Oktober in Leipzig eine erste große und auch international medienwirksame Massendemonstration verursachte. Diese verdichtete Phase erreichte in Folge ihre Höhepunkte durch die Ablösung des Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker und den Fall der Berliner Mauer am 9. November 1989.

An dessen Ende drängte sich eine unermessliche Fülle von Geschehnissen und Entscheidungen in die kürzeste Zeitspanne zusammen: bildlich – physikalisch – ausgedrückt wie die Elektrizität aus der Atmosphäre in der Spitze eines Blitzableiters. Insoweit nehme ich ganz bewusst Bezug auf die Einleitung der Dokumentation, die jene Abschnitte der Wirkungsstränge darlegt sowie die Spannungen und Umbrüche aufzeigt, wie sie sich im Ostblock einschließlich in der DDR auffallend verdichteten und die letztlich in der friedlichen Revolution ihre einmalige Hochphase erreichen sollten. *„Solche dramatisch geballten, solche schicksalsträchtigen Stunden, in denen eine zeitüberdauernde Entscheidung auf ein einziges Datum, eine einzige Stunde und oft nur eine Minute zusammengedrängt ist, sind selten im Leben eines Einzelnen und selten im Laufe der Geschichte.“*¹

Für uns Deutsche war, ist und bleibt eine solche Stunde mit dem 9. November 1989 unzertrennlich verknüpft. An diesem Tag, gegen 18.50 Uhr, hielt nämlich Politbüromitglied Günter Schabowski nach der Sitzung des Zentralkomitee der SED eine internationale Pressekonferenz ab. In ihr teilte er mit, das ZK habe einen Politbüro-Beschluss zum künftigen Reisegesetz bestätigt. Auf die gezielte Nachfrage eines italienischen Journalisten erklärte der sichtlich überanstrengte Schabowski objektiv falsch und subjektiv irrtümlich, das neue Reisegesetz gelte ab sofort. Damit war – wenn auch von dem noch herr-

schen SED-Regime ungewollt – der Fall der seit 1961 existierenden Mauer sowohl für die anwesenden Journalisten als auch die Berliner Demonstranten direkt „umsetzbar“ endgültig in Gang gesetzt worden. Dank der aktuellen Nachrichtensendungen konnten alle interessierten Bürger fast zeitgleich diesseits und jenseits der innerdeutschen Grenze jene „Sternstunde“ miterleben. Eine Sternstunde, die dann für uns im Grenzlandkreis Haßberge jenen nachhaltigen Motivationsschub auslöste, der letztlich unverzichtbar war, um bereits am 26. Januar 1990 den *Eisernen Vorhang* zwischen den Kreisen Hildburghausen und Haßberge auch endgültig zu beseitigen sowie die auf unsere Kosten wiedererrichtete, notwendige Anschlussstrecke für den künftigen grenzüberschreitenden Straßenverkehr freizugeben.

Um dieses einmalige zeitgeschichtliche Schlaglicht in seiner nachvollziehbaren Strahlkraft auch künftigen Generationen sowohl in unserer fränkischen Heimat als auch im benachbarten, mit uns seit 22 Jahren wiedervereinigten Thüringen seriös zu vermitteln, initiierte der Historische Verein Landkreis Haßberge die Dokumentation „Grenzöffnung und Straßenbau zwischen den Landkreisen Haßberge und Hildburghausen zur Jahreswende 1989/90“.

Rainer Freiherr von Andrian-Werburg

Zum Inhalt der Dokumentation

Auch ich will eingangs auf die Pressekonferenz Günter Schabowskis Bezug nehmen. Seines Zeichens Mitglied des Politbüros der SED, zumal als Hauptstadtschef der Partei, war er damals ein mächtiger Mann. Er lieferte die „Initialzündung“ zu dem Geschehen, das wir dokumentieren,

als er auf der Pressekonferenz nach einer Sitzung des Zentralkomitees der SED in Ostberlin mitteilte, *„Privatreisen nach dem Ausland können ohne Vorliegen von Voraussetzungen (Reiseanlässe und Verwandtschaftsverhältnisse) beantragt werden. Die Genehmigungen werden kurzfristig erteilt.“* Auf Nachfrage fügte er hinzu, das neue Reisegesetz gelte ab sofort. Was in Berlin dann folgte, ist bekannt.

Die von den Ostberlinern in der Nacht des 9. November erzwungenen, innerstädtischen Grenzöffnungen mobilisierten auch die „Haßbergler“ an der thüringisch-bayerischen Grenze. Parteiübergreifend nutzten politisch Verantwortliche die Gunst, ja die Euphorie der Stunde, um sich einzuschalten, um den Weg für eine gemeinsame deutsche Zukunft auch von Franken aus mitzugestalten.



Abb. 1: Die DDR-Grenzanlagen zwischen Hellingen und Allertshausen.

Ottomar Welz, der Erste Bürgermeister der an der Grenze gelegenen Marktgemeinde Maroldsweisach hatte mit der Straße von Allertshausen nach Hellingen gleich die geeignete „Einstiegsstelle“ parat. Diese alte Verbindung muss wieder hergestellt werden, war sein Credo, um den gegenseitigen Weg von Mensch zu Mensch über die Grenze hinweg zu öffnen. Das kam bei Ottomar Welz nicht von ungefähr, denn er hatte in all den Jah-

ren seit 1973 die Möglichkeiten des kleinen Grenzverkehrs intensiv genutzt, dabei Kontakte insbesondere auch zu den unmittelbaren Nachbarkommunen jenseits der Grenze geknüpft und gepflegt.

Die Plattform für eine Initiative bot vier Tage später die Kreistagssitzung am 13. November. Mit einem allseits unterstützten Antrag brachte Ottomar Welz das Thema auf die Tagesordnung. Inhaltlich bat er den Kreistag um Unterstützung seiner Gemeinde bei dem Ziel, einen neuen Grenzübergang zu schaffen und zwar im Verlauf der früheren Land- und heutigen Staatsstraße 2284 in Richtung Hildburghausen. Zur Begründung führte er aus: *„Wir halten diesen Grenzübergang für besonders wichtig, da das Gebiet der DDR hier wie ein Keil nach Bayern hineinragt und die Bevölkerung aus diesem DDR-Gebiet gezwungenermaßen zum Besuch hier Umwege von 100 bis 120 km in Kauf nehmen muss.“*

Nach eingehender Diskussion beschloss der Kreistag einstimmig eine entsprechende Resolution. Sie sollte als Eingabe breit in den politischen Raum auf Bundes- und Landesebene hinein gesteuert werden. Ihr zentraler Punkt lautete: Der Kreistag macht sich den Vorschlag der Marktgemeinde Maroldsweisach zu eigen, einen neuen Grenzübergang im Verlauf der Staatsstraße 2284 in Richtung Heldburg und Hildburghausen zu eröffnen. Dieser, für unseren Landkreis einzige Übergang sollte den freien Verkehr von Personen, Informationen und Gütern umfassen, und zwar in beiden Richtungen.

Der Landrat ging mit seinen leitenden Mitarbeitern unverzüglich daran, diese Resolution für eine regionale Zukunftsperspektive umzusetzen. Wen wundert es bei der Einmaligkeit des Geschehens, dass sich das für alle Beteiligten als eine ganz besondere Herausforderung erwies. Nicht

erst aus heutiger Sicht, waren da große Probleme zu lösen. Zum Einen konnte und durfte niemand aus den Augen verlieren, wie sich die Situation jenseits der innerdeutschen Grenzen entwickelte, dass sie sich nahezu täglich anders darstellte. Zum Andern war bei verantwortlichen Entscheidungsträgern in Bonn und München eine enorme Überzeugungsarbeit zu leisten. Dies war Stress pur, wie die vielen am 14. November versandten und in der Dokumentation aufgelisteten Briefe und Faxe deutlich machen. Von den Begleit-Telephonaten und den Schwierigkeiten, mit der Hildburghäuser Seite direkt ins Gespräch zu kommen, gar nicht zu reden. – Wenn da der Sonderkurier Ottomar Welz nicht gewesen wäre!

Parlamentarische Aktivitäten von unserem Stimmkreisabgeordneten Albert Meyer und dem Schweinfurter MdL Werner Hollwich trugen das Anliegen, die Forderung sehr bald personifiziert nach München. Ganz besonders aber unterstrichen die Bürger vor Ort am 2. Dezember ihren Willen nach einem Grenzübergang. Ottomar Welz war die Information zugegangen, dass die Bürger aus Hellingen und dem Heldburger Unterland an diesem Tag bis zur Grenze „durchmarschieren“ wollten. Er seinerseits rief die Seinen auf das Nämliche von der anderen Seite aus zu tun. Der seinerzeitige Amtsvorstand des Straßenbauamts Schweinfurt Ltd. Baudirektor Fritz Wagner schilderte das zwanzig Jahre später in einem Vortrag wie folgt: *„Die Hellingener vor dem Osttor, die Maroldsweisacher vor dem Westtor. Sie wollten damit den ‚Eisernen Vorhang‘ in die Zange nehmen. Davon hatten offenbar auch die Grenzwächter Wind bekommen. Als die thüringischen Demonstranten von Hellingen das östliche Grenztor des ‚Eisernen Vorhangs‘ erreichten, erlebten sie eine große Überraschung, denn*

das sonst so fest verschlossene Tor stand weit offen. Die Demonstranten drangen in die bis dahin streng bewachte Sicherheitszone und anschließend in die militärische Schutzzone, d.h., in den sogenannten Todesstreifen, ein. Von der anderen Seite belagerten die Maroldsweisacher das Tor. Und da geschah das Unfassbare: die DDR-Grenzer gaben nach und schraubten Teile des Grenzzauns ab. Man lag sich in den Armen. Das Volk hatte die Grenze besiegt.“

Just an dieser Stelle trafen sich – schon vor den Wochendereignissen verabredet – erstmals Landrat Walter Keller und Hans Müller, der Vorsitzende des Rates des Kreises Hildburghausen, dann am folgenden Montag jeweils von einer Delegation sachverständig begleitet. Nach einem ersten „Beschnuppern“ – da trafen ja Welten und Weltanschauungen aufeinander wie sie unterschiedlicher nicht sein konnten – fand man eine Gesprächsebene und konzentrierte sich auf die Frage einer Grenzöffnung und den dazu notwendigen Straßenausbau. Den Zustand der auf Thüringer Seite nicht mehr vorhandenen Straße hat Fritz Wagner in seinem Vortrag mehr als deutlich geschildert.²

Von der Begegnung nahm Walter Keller das Eingeständnis von Hans Müller mit, dass von DDR Seite außer einer erhofften und in Aussicht gestellten politisch-ideellen Mitwirkungsbereitschaft nichts zu erwarten sei. Aber genauso klar war seine Schlussfolgerung für die fränkisch-bayerische Seite: nämlich die feste Überzeugung, dass jetzt die Staatsregierung am Zuge und in der Verantwortung sei. Sie müsse sich, wenn sie nicht eine riesige Chance auslassen wollte, ein Zeichen zu setzen, aus gesamtpolitischen Erwägungen vor allem auch finanziell engagieren. Das war die gedankliche Geburtsstunde der „Vereinbarung“. Diese Vereinbarung

war allerdings noch zu formulieren. Das erwies sich als absolutes, tatsächliches und rechtliches Neuland. Dafür gab es keinerlei Vorlage, wo man eine Anleihe hätte nehmen oder gar abschreiben können.

Mit grundsätzlicher Zustimmung des zuständigen Staatssekretärs Dr. Peter Gauweiler machte sich Walter Keller ans Werk. In einer Nachschicht entstand ein Entwurf, der für beide Seiten staatsrechtlichen und für Bayern zusätzlich haushaltsrechtlichen Sprengstoff enthielt. Ging es doch um nicht weniger als um eine Grenzöffnung zwischen zwei bislang nicht gerade befreundeten Staaten und um außerplanmäßige Geldausgaben, noch dazu auf fremdem Territorium. Schon am 7. Dezember fanden sich 22 Personen aus Ost und West im Maroldsweisacher Rathaus ein, um den Entwurf zu diskutieren und schließlich zu verabschieden. Dieses Gespräch fand auf Augenhöhe und in großer Bereitschaft statt, sich den realen Anforderungen und Möglichkeiten zu stellen.

Parallel zur Schaffung der rechtlichen Voraussetzungen intensivierte Fritz Wagner die straßenbaufachlichen Vorbereitungen. Schließlich wollte man ja mit der Straße den Todesstreifen überwinden. Da galt es festzulegen, was die DDR-Seite erbringen musste: Abbau des Grenzzauns, Sicherung von Leitungen, Rodung von Wildwuchs.

Der ausverhandelte Vereinbarungstext wurde schnellstmöglich auf den Weg nach München gebracht. Denn ohne eine zustimmende Entscheidung des bayerischen Ministerrats wären alle Mühen umsonst gewesen. In der Kabinettsitzung vom 12. Dezember 1989 hatte Staatssekretär Albert Meyer, wie er dem Landrat dann zu Weihnachten schrieb, einige Hürden zu überwinden, um ein positives Votum herbeizuführen. Wie unsicher sich die

Staatskanzlei war, mag man auch daraus ersehen, dass trotz der Einmaligkeit des Sachverhalts die „Information für die Presse“ nach der Kabinettsitzung keinen Hinweis auf diesen Punkt enthielt.

Öffentlich wurde die Kabinettsentscheidung erst am nächsten Tag durch den damaligen Innenminister Dr. Edmund Stoiber. Er musste im Plenum des Landtags eine mündliche Anfrage des Schweinfurter SPD-Abgeordneten Werner Hollwich beantworten. Dieser hatte gefragt, warum die Staatsregierung die Vereinbarungen nicht genehmigt habe.

Die Kernaussage von Stoibers Antwort lautete: *„Im Hinblick auf die ganz besonderen Umstände besteht die Absicht, ausnahmsweise die Kosten für den Ausbau der 3,8 km langen Straße von der Grenze nach Hellingen bis zu einer Höhe von 600.000 DM aus Haushaltsmitteln des Freistaats Bayern zu finanzieren.“* Es solle aber eine Erstattung durch den Bund erreicht werden. Diese wurde Ende des Jahres dann auch zugesagt.

Obwohl nicht ausdrücklich gesagt, beinhaltete diese Formulierung auch die dauerhafte Grenzöffnung. Ob darin eine Anmaßung bundesrechtlicher Kompetenz enthalten oder ob die Vereinbarung und die Ministerratsentscheidung rechtlich ohne Belang war, wen interessiert das heute noch? Die Wirklichkeit ist damals schnell und heute längst darüber hinweggegangen.

Auch das gehört zur Historie: Der Landrat hat nie eine schriftliche Ermächtigung zur Unterschriftsleistung erhalten. Auf eine entsprechende Nachfrage wurde das Landratsamt beschieden, Staatsminister Dr. Stoiber habe durch seine Antwort auf die mündliche Anfrage im Landtag den Kabinettsbeschluss der Öffentlichkeit bekannt gemacht und damit die Unterschrift sanktioniert.



Abb. 2: Gegenseitige Vertragsübergabe am 13. Dezember 1989.

Am 13. Dezember also war der Weg frei für die Unterschriften unter die Vereinbarung. Auch das soll festgehalten werden: Nach Unterrichtung seines Rates unterzeichnete Hans Müller ohne irgendeine Absicherung „von oben“, also vom Bezirk Suhl oder gar von Ostberlin, für den Kreis Hildburghausen die Vereinbarung. Bei der Pressekonferenz nach der Unterschrift unter die Vereinbarung bezeichnete er diese süffisant, so erscheint es mir heute, „als bestimmtes Vorab, um auf höherer Ebene zu Vereinbarungen zu kommen“. So kann man es im „Fränkischen Tag“ vom 14. Dezember 1989 nachlesen.

Vor einigen skizzenhafte Bemerkungen zum Inhalt der Vereinbarung möchte ich hier besonders betonen, daß zum damaligen Zeitpunkt eine Wiedervereinigung eindeutig noch nicht auf der Agenda stand. Es ging um die machbare nächste Zukunft, um die Schaffung eines gutnachbarschaftlichen Verhältnisses, vergleichbar etwa zwischen Bayern und Österreich. So greift die Präambel die Diktion „Grenzübergangsstelle zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokra-

tischen Republik“ auf. Der Vereinbarung wird örtliche Bedeutung im Blick die Kreise Hildburghausen und Haßberge zugesprochen; sie enthält aus Rücksicht auf die Sicherheitsinteressen der DDR sehr detaillierte Regelungen zu deren Grenzregime. Ganz konkret immerhin ist die Zusage des Straßenausbaus auf Kosten Bayerns außerhalb Bayerns. Der Landrat handelte als Vorstand des Staatlichen Landratsamts insoweit inkorporiert in die staatliche Hierarchie und verpflichtete so rechtlich den Freistaat Bayern. Deshalb war das Placet aus München so entscheidend notwendig gewesen.

Schon am Tag nach der Unterzeichnung zog (die Fristen sind für alle in der öffentlichen Verwaltung groß Gewordenen eigentlich unfassbar: 13. November Kreistagssitzung / 14. Dezember Baubeginn) die Fa. Walter Koch aus Bad Königshofen mit ihrer Mannschaft und ihren Baumaschinen am Grenzzaun auf. Pioniere der NVA-Grenztruppen demontierten den Zaun auf ca. 20 m Breite im Umfeld der künftigen Baustelle.

Über seine Beobachtungen dort berichtete Fritz Wagner in seinem schon erwähnten Vortrag: „Allmählich trauten sich auch die Bewohner aus den umliegenden Orten auf die Baustelle und staunten über das Arbeitstempo, über den massiven Fahrzeug- und Geräteeinsatz und insbesondere auch über die Bauarbeiter, die trotz des schlechten Wetters vom Morgengrauen bis in die Nacht unentwegt ausharrten. Unter den Arbeitern erwachte so etwas wie ein Pioniergeist. Man hatte das Gefühl, dass jeder Einzelne das Seine dazu beitragen wollte, um diese 40jährige Trennung der Dörfer so schnell wie möglich zu beenden.“

Neben der sorgfältigen Planung und Vorbereitung mit einer sonst verpönten freihändigen Vergabe der Bauarbeiten

waren sie, die rastlosen Bauarbeiter, letztlich die Garanten dafür, dass die Freigabe des Grenzübergangs und der Straße bereits am 26. Januar 1990 mit einer fürwahr eindrucksvollen Feier, auch mit Unterstützung der Landkreisverwaltung erfolgen konnte. Ganz sicher war damals kein Mensch dabei, der sich nicht von der Dimension der historischen Stunde anrühren ließ. Alle waren einfach glücklich, diesen Tag nach den vielen Jahren hermetischer Abriegelung erleben zu dürfen.



Abb. 3: Die Feier zur Grenzöffnung am 26. Januar 1990.

Wie überraschend doch dieser Tag eigentlich so rasch Wirklichkeit wurde, brachte Walter Keller in seiner Begrüßung auf den Punkt: *„Als wir in der Sitzung des Kreistages Haßberge am 13. November 1989 einmütig eine Grenzöffnung konkret für diese Stelle forderten, war keinem von uns so recht klar, wie eine solche außergewöhnliche Forderung verwirklicht werden könnte.“* Die Initiatoren waren eben echte Phantasten mit einer Vision. In seinen weiteren Ausführungen stellte Keller dann im Zeitraffer den Gang der Dinge dar. Dabei waren seine Worte durchgängig geprägt von der nachhaltigen Überraschung, dass alles gelungen, vor allem so schnell gelungen war, wie er an diesem Tag bilanzieren durfte. Pragmatisch konnte Walter Keller daher schlie-

ßen: *„Sehen wir die Gegenwart als gemeinsame thüringisch-fränkische Startrampe für die Zukunft und akzeptieren wir sie – ohne Schuldzuweisungen – als Ergebnis unserer Geschichte. Mit diesem grenzüberschreitenden Selbstverständnis haben wir allen Grund, uns über die rasche Grenzöffnung und den zügigen Straßenausbau aus ganzem Herzen zu freuen und tiefe Dankbarkeit zu empfinden.“*

Das bekräftigte auch Staatssekretär Albert Meyer als Mitglied der Bayerischen Staatsregierung, indem er, vom *genius loci* erfasst, feststellte: *„Dies ist eine eindrucksvolle Demonstration des ungebrochenen Willens des deutschen Volkes, trotz jahrelanger Trennung durch Stacheldraht und Todesstreifen wieder zueinander zu kommen.“* Die Zukunft im Blick fügte er an, dass man an diesem Grenzübergang ein Zeichen gesetzt habe für den Willen, die bis vor kurzem getrennten Teile Deutschlands wieder zusammenzuführen.

Da war der Ratsvorsitzende Hans Müller schon zurückhaltender: Ziel sei, über Grenzen hinweg die Menschen enger zusammenzuführen. Dieser Schritt solle Wege ebnen zu gegenseitigen Beziehungen, freundschaftlichem Wandel und guter Zusammenarbeit in allen Bereichen. Dabei gehe es um die Ausschöpfung der Möglichkeiten einer echten Kooperation im Interesse der Menschen beider Staaten, auch um neue Wege bei der Ausgestaltung der Beziehungen.

Einen besonderen Akzent in der Feier setzte Handwerksmeister Ebert aus Hellingen, als er überraschend, „außerplanmäßig“ ans Mikrophon trat: Ab heute würden über diesen Grenzübergang Autos fahren, wo vor Wochen noch geschossen worden wäre. Die durch Jahrzehnte aufgerissenen Wunden würden noch lange brauchen, ehe sie verheilt seien. *„Was hin-*

ter uns liegt, ist Vergangenheit, darf aber nie in Vergessenheit geraten.“ Das mache der Gedenkstein zur Erinnerung an die erste Begegnung am 2. Dezember 1989 mit den Worten deutlich: „1949 teilte man unser Land. Am 2.12.1989 reichten wir uns hier wieder die Hand.“ Dass die vierzig Jahre Trennung der gemeinsamen Tradition des Festefeierns hatten nichts anhaben können, merkte man schließlich bei der Hebefeiер auf Einladung des Markts Maroldsweisach beim „Hartleb“, umrahmt von den Weisachtalern.



Abb. 4: Der Gedenkstein am Grenzübergang.

Nicht unerwähnt soll schließlich bleiben, dass auch der Landkreis Haßberge sich finanziell eingebracht hat. Er mietete vier Container für die Grenzer beider Seiten zum Schutz vor Witterungsunbilden nebst Toilettenanlage. Außerdem beschaffte der Landkreis die Leiteinrichtungen und Verkehrszeichen. Der Aufwand summierte sich immerhin auf einen Betrag von insgesamt etwa 25.000,-- DM.

Die Dokumentation schließt unter der Überschrift zeitgeschichtliches Erfolgserlebnis mit einem Zitat aus dem Weihnachtsbrief von Walter Keller an Peter Gauweiler: „Der Austausch der Vereinba-

rungen mit dem Kollegen Müller aus Hildburghausen hat mich nicht zuletzt tief bewegt, weil ich nahezu sämtliche Berufsjahre im Schatten der bis vor kurzem fast undurchdringlichen Grenze verbracht und gearbeitet habe. Immer das Ziel vor Augen, die Grenze müsse einmal überwunden werden. Immer das Wort unseres Altministerpräsidenten Alfons Goppel im Ohr: ‚Grenzen wie die zur DDR können nach geschichtlicher Erfahrung nur von einiger Dauer sein‘. Nun da die Grenze ihre Schrecken verloren hat, ist es für mich eine echte Genugtuung und Befriedigung, an einem Mosaiksteinchen mitgeformt zu haben, das einmal zu einem neuen Bild von Deutschland und Europa zusammengefügt werden wird.“

Das war eine emotionale Wertung im Lichte der unmittelbaren Ereignisse. Doch was sagen sie uns nach mehr als zwanzig Jahren. Was soll diese Dokumentation bewirken, und was rechtfertigt sie über die reine Faktenschilderung des historischen Ablaufs hinaus?

Das damalige Geschehen kann als Lehrbeispiel dafür dienen, wie man durch konzentriertes und konzentriertes Handeln unüberwindlich scheinende Hürden überwinden kann, wenn bei Vorliegen besonderer Rahmenbedingungen in der Beurteilung im überschaubaren Bereich ein konkreter Mangel auszumachen ist und dann nach einer verantwortlichen Bestandsaufnahme daraus ein Handlungsziel definiert und sogar Zuständigkeiten außer acht lassend formuliert wird, wenn voll motivierte Persönlichkeiten, die von visionärer Phantasie beseelt sind, sich zur gemeinsamen Aktion zusammenfinden und schließlich, um das ins Auge gefasste Ziel zu erreichen, konsequent handeln, zäh und nachhaltig alle Möglichkeiten nutzen, entsprechend den Gegebenheiten Dritte fordern und auch die eigentlich



Abb. 5: Der neu eröffnete Grenzübergang in Funktion.

geltenden Zuständigkeitsgrenzen als ultima ratio zu überschreiten bereit sind.

Übertragen wir diese plakativen Grundsätze – sie werden sich in der politischen Realität nur selten so kumulieren – einmal auf die entscheidenden Monate des Jahres 1989: Die geopolitische Lage war gekennzeichnet vom Zerfall des sowjetischen Imperiums, ein Faktum das die DDR-Führung, anders als ihr Volk, nicht wahrhaben wollte. Jenseits von Mauer und Stacheldraht hielt das Geschehen dort die Welt in Atem, gerade auch uns im unmittelbaren Grenzbereich.

Die Sternstunde, die Schabowski uns bescherte, regte die Phantasie an und beflügelte Visionen: Was in Berlin möglich ist, muss doch auch am südlichsten Zipfel der DDR zu erreichen sein. Die Beseitigung des Mangels durch Öffnung der Grenze bei Allertshausen. Bestandsaufnahme und Handlungsziel waren für verantwortliche Personen eins: für Ottomar Welz, der als Pragmatiker partout nicht einsah, dass man einen Umweg von 120 km in Kauf nehmen soll, um nach Hellingen zu kommen. Mit Walter Keller und dem SPD-Fraktionsvorsitzenden Erich

Heß abgesprochen band er die Kreispolitik mit ein und initiierte die Resolution des Kreistags. Dieses Gremium erwies sich als die geeignete Plattform, um die phantastische Vision mit der erfreulichen Erkenntnis zu präsentieren, daß alle vor Ort mitzogen.

In Walter Keller und Fritz Wagner fanden sich bis in die Haarspitzen motivierte Partner und Mitstreiter für eine Grenzöffnung und eine belastbare Verkehrsverbindung zusammen. Walter Keller hatte nahezu sein ganzes Berufsleben im Zonen-grenzland verbracht. Hatte er nicht schon bei Einweihung der Riedbachtalbrücke am 21. Juli 1989 auf die Bedeutung der B 303 für die Zeit nach einer Wiedervereinigung hingewiesen.³ Fritz Wagner war für den Ausbau der B 303 wie für alle Bundes- und Staatsstraßen zuständig. Er machte sich sofort ans Planen, ans Ausloten der Bau- und Finanzierungsmöglichkeiten für die Straße von Allertshausen nach Hellingen.

Ebenso wichtig war von Anfang an, die höhere Politik in München einzubinden, die Staatssekretäre Albert Meyer und Peter Gauweiler als für Geld und Straße zuständige Mitglieder der Staatsregierung, und von der Opposition der Schweinfurter MdL Werner Hollwich. Denn in Rede standen belastbare Verkehrsverbindungen mit einer Staatsstraße, ein rechtlich abgesicherter Grenzübergang. Man bedenke: es handelte sich immer noch um zwei Staaten, die unterschiedlicher kaum sein konnten. Für uns war die DDR zwar nicht Ausland, aber immerhin als zweiter Staat auf deutschem Boden existent. Dann noch das liebe Geld: einen Ansatz im Staatshaushalt für einen Straßenbau von Allertshausen nach Hellingen gab es natürlich nicht, abgesehen davon, dass außerhalb Bayerns gebaut werden sollte.

Das war die Herausforderung für den Juristen Walter Keller. Er reizte seinen juristischen Sachverstand vollends aus, um eine staatsrechtlich relevante Vereinbarung zu Papier zu bringen. Das war ausgesprochenes Neuland. Sollte es tatsächlich möglich sein, inhaltlich tragfähige, rechtlich verbindliche Regelungen „auf unterer Ebene“ zustande zu bringen? *„Die Grenze zwischen Hellingen und Maroldsweisach OT Allertshausen wird zum frühestmöglichen Zeitpunkt geöffnet und eine Grenzübergangsstelle eingerichtet.“* Dieser Punkt 1 der Vereinbarung war „Chuzpe“ in großem Stil.

Die Verlässlichkeit des potentiellen Vertragspartners war im Grunde nicht überprüfbar. Es war auch gar nicht gewiss, dass die bisherigen Gesprächspartner morgen noch handlungsbefugt waren, das hieß also: Agieren ohne Netz und doppelten Boden. Der Ratsvorsitzende Müller bekannte offen: *„aus Berlin bekomme ich keine Nachricht“*. In dieser Übergangsphase war in der DDR keine geordnete Staatsmacht mehr vorhanden, die die untere Ebene erreichte. Da blieb nichts als die Bereitschaft, eine Voreingenommenheit gegenüber den Amtsträgern der DDR-Staatsmacht nicht aufkommen zu lassen oder zumindest hintanzustellen, ihnen für eine zukunftsorientierte Zusammenarbeit den guten Willen zuzubilligen, um die Menschen einander näher zu bringen.

Walter Kellers Überzeugung – wir müssen vor Ort das tun, was wir tun können und zwar jetzt und sofort, Zaudern und Zögern würden Chancen verspielen – war keineswegs Allgemeingut. Deshalb war es unverzichtbar, dass alle politischen Mandatsträger vor Ort an einem Strang zogen und jeweils ihre Kanäle nutzten. Fragen der Opposition in München halfen den

Akteuren vor Ort und in München und bestärkten sie.

Trotzdem fragt man sich rückblickend: Wie war das alles möglich? Die verschiedenen Termine koordinieren; Schreiben, Faxe, Telefonate absetzen; die Vereinbarung formulieren und verhandeln. Das nachhaltige Drängen auf Billigung der Vereinbarung durch den Kabinettsbeschluss in München. Möglich war das nur mit verlässlicher Kooperation. Dies ging nur mit Hilfe einer totalen Kommunikation, selbst auf die Gefahr hin, Adressaten mit permanent aktueller Information zu überhäufen, durch Nutzung aller verfügbaren Drähte nach Bonn und München. Für den Antreiber Keller bestand in den entscheidenden Tagen kein Zweifel mehr, dass die Staatsregierung mit einem Nein zur Vereinbarung, d. h., einem Nein zum Straßenbau und zur Grenzöffnung, eine große Chance in der damaligen Euphorie vertun würde. Wie man heute weiß, war die Sorge nicht ganz unberechtigt, aber Gott sei Dank siegte die Weitsicht.

Nichts allerdings bringt den überragenden Erfolg der Haßberge-Initiative m.E. deutlicher zum Ausdruck als die Aneinanderreihung von drei Daten: 13. November 1989 Kreistagssitzung und Resolution – 14. Dezember 1989 Baubeginn – 26 Januar 1990 Einweihung; dies ist eine Zeitspanne von gerade mal 74 Tagen.

Was bleibt ist ein Blick zurück mit Dankbarkeit, zu einem Zeitpunkt, als die große Politik das Thema „Wiedervereinigung“ noch nicht verbalisieren durfte bzw. wollte, ein mutiges Zeichen gesetzt zu haben. Dieses mag so manchem Zeitgenossen heute als Kleinigkeit erscheinen, was allerdings wirklich nur die sagen können, die die damalige, bisweilen hektische Zeit nicht bewusst miterlebt haben.

Rainer Freiherr von Andrian-Werburg, in Würzburg 1944 geboren, nach Studium der Rechts- und Staatswissenschaften in Würzburg und Berlin Juristischer Staatsbeamter in Bayern mit Stationen am Landratsamt Haßberge und im Bayer. Staatsministerium der Innern, dazwischen vom Juni 1990 bis Oktober 1992 in Erfurt als Verwaltungshelfer in Thüringen, zuletzt von 2001 bis zum Ruhestand 2009 Oberpflegamtsdirektor der Stiftung Juliusspital Würzburg. Seine Anschrift: Spitalgasse 2, 97437 Haßfurt, rainer@andrian.de.

Dr. phil. Walter Keller, in Schweinfurt 1934 geboren, nach Studium der Rechts- und Staatswissenschaften in Würzburg, Freiburg i.Br. und Speyer/Rhein von 1962 bis 1967 Verwaltungsjurist in Bayern mit Stationen an der Regierung von Unterfranken sowie an den Landratsämtern Mellrichstadt und Haßfurt. 1968 bis 1990 Landrat der Kreise Haßfurt und Haßberge. 1992 bis 1998 an der Universität Bamberg Magisterstudium in Geschichte und 2003 Promotion. Seine Anschrift: Salzmarkt 12, 97486 Königsberg i. Bay., dr.walter.keller@t-online.de.

Anmerkungen:

- * Beim vorstehenden Beitrag handelt es sich um die leicht gekürzten Ausführungen der beiden Autoren anlässlich der Vorstellung der Dokumentation in Maroldsweisach am 27. April 2012. Der Vortragsstil wurde beibehalten.
- 1 Aus Stefan Zweig: Sternstunden der Menschheit. Zwölf historische Miniaturen.
- 2 Walter Keller/Rainer Frhr. v. Andrian-Werburg: Grenzöffnung und Straßenbau zwischen den Landkreisen Haßberge und Hildburghausen zur Jahreswende 1989/90 (Schriftenreihe des Historischen Vereins Haßberge e.V., Heft 7). Haßfurt 2012, S. 19.
- 3 Nachzulesen auf S. 10 der Dokumentation.



halbigdruck
 offset  digital

EGLMAIER VERLAG
 Fachverlag für Handel
 Behörden und Industrie

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Peter A. Süß

Ein Vorgeschmack des Himmelreiches – Die Hofkirche der Würzburger Residenz

Zur architektonischen und religiösen Bedeutung sowie zur frisch abgeschlossenen Restaurierung eines Meisterwerks von Balthasar Neumann

Eine der großartigsten Raumschöpfungen des deutschen Barock ist die Würzburger Hofkirche, die in den letzten zweieinhalb Jahren gründlich restauriert worden ist. Seit ihrer Wiedereröffnung im vergangenen September glänzt sie wieder in alter Pracht. Ihre Architektur und Ausstattung sowie die Restaurierungsmaßnahmen werden hier in Kürze vorgestellt.

Nähert sich der Besucher der von dem berühmten Barockbaumeister Balthasar Neumann (1687–1753) errichteten Würzburger Residenz, so wird er – anders als zum Beispiel bei dem für die Entstehungszeit des Baues maßgebenden Schloss zu Versailles – zumeist gar nicht gewahr, dass sich in den Mauern des riesigen Palastes eine eigene Kirche verbirgt. Denn nur das über die zehn Stufen einer Freitreppe zu erreichende Portal an der Südwestecke der Fassade verrät mit seinem dezenten Schmuck deren Existenz. Sogar die zum Zusammenrufen der Gläubigen nötigen Glocken verbannte Neumann in einen schlanken, mit einer Zwiebelhaube bekronen Dachreiter, der sich von der Stadtseite so gut wie unsichtbar über dem zwischen den beiden Höfen des Südblocks gelegenen Trakt erhebt. Auf diese Weise gelang es ihm, die Ruhe und Harmonie der langgestreckten, würdevollen Stadtseite des Schlosses zu bewahren, da weder ein



Abb. 1: Die von außen nur am (zukünftig geschlossen bleibenden) Portal zu erkennende Hofkirche versteckt sich hinter der Fassade des südwestlichen Eckrisalits der Würzburger Residenz.

Photo: Birgit Wörz.

Glockenturm noch hohe Kirchenfenster, geschweige denn ein aufwendig instrumentiertes Eingangsportal den Blick und damit die Aufmerksamkeit des Herannahenden vom deutlich akzentuierten Hauptbau der Residenz abzulenken vermögen.

Aber was für ein unvergleichlicher und atemberaubender Anblick bietet sich so-

dann dem Eintretenden, der das hohe, von Paul Egell reich geschnitzte eichene Tor öffnet: Hinter der strengen, klassisch gegliederten Fassade präsentiert sich plötzlich und unvermutet ein verblüffender, sich durch fast alle Geschosse des Schlosses erhebender Innenraum und schlägt den Besucher in seinen Bann. Dieser majestätische Raum ist von einer hohen architektonischen Komplexität, von schwingender Bewegung und Lichtfülle geprägt. Er prunkt geradezu mit Deckengemälden, Marmorsäulen und überbordenden vergoldeten Zieraten. Kurzum, er ist ein unvergleichliches Gesamtkunstwerk aus Baukunst, Malerei und Bildhauerei. Für die Zeitgenossen wie für uns heutige Besucher konnte und kann sich so das Wunschbild der Barockzeit zur Wirklichkeit gestalten: nämlich dem Menschen durch prächtige Liturgie und ebensolche Kirchenräume schon im Diesseits einen Vorgeschmack auf das Paradies zu vermitteln, sozusagen im Glauben den Himmel bereits auf Erden spürbar werden zu lassen. Treffend charakterisierte daher Bernhard Schütz in seinem Buch über Balthasar Neumann die Würzburger Hofkirche als „*prachtvolles, unerschöpfliches Augenerlebnis*“ und „*Musterbeispiel für den sprichwörtlichen barocken Sinnenrausch, wo Schwung und Bewegung, Farbe und Licht, Marmorglanz und aufblitzendes Gold schwelgerisch zusammenklingen und ein Idealbild höchsten fürstlichen Prunks vermitteln*“.¹

Bei der Betrachtung des im wahrsten Sinne des Wortes vollendeten Kirchenraumes ahnt dabei zunächst niemand, was für ein langwieriger und wechselvoller Planungsprozess diesem Endergebnis vorausging. Unter dem ersten Bauherrn Fürstbischof Johann Philipp Franz von Schönborn (1719–1724) sollte die Hofkirche zuerst in den 1720 begonnenen

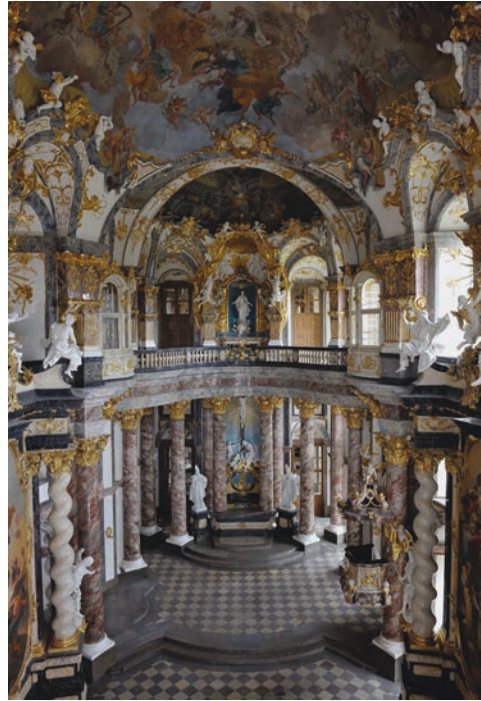


Abb. 2: Das faszinierende Innere der Hofkirche ist ein wahres Gesamtkunstwerk barocker Architektur, Malerei und Plastik.

Photo: Bayerische Schlösserverwaltung,
Uwe Gaasch.

Nordflügel der Residenz integriert werden. Dazu hatte Neumann anfangs einen schlichten Rechteckraum in der dem heutigen Standort gegenüberliegenden Nordostecke des Schlosses vorgesehen. Unter dem Einfluss des Mainzer Baumeisters Maximilian von Welsch (1671–1745), der für Lothar Franz von Schönborn, den Onkel des Würzburger Fürstbischofs tätig war, wanderte sie dann als Zentralraum in das Nordoval des Flügels am Rennweg. Weiterhin war später Balthasar Neumanns Reise nach Paris und Versailles 1723 für die Planungsgeschichte von Bedeutung. Der französische Hofarchitekt Robert de Cotte (1656–1735) verlegte die Kirche

schließlich in den Hauptbau des Palastes, wo sie auf der Nordseite der Eingangshalle das Gegenstück zur südlich davon geplanten großen Stiege gebildet hätte und damit an der Stelle des heutigen Treppenhauses gelegen wäre. De Cottes Kollege Germain Boffrand (1667–1754) verschob die Kirche jedoch wieder in den Ovalpavillon des Nordtrakts, wobei er allerdings den Kirchenraum mit seinem Chor in den Querbau zwischen den beiden nördlichen Innenhöfen ausdehnte. Dass man die Bauarbeiten schon in jenem Sinne begonnen hatte, beweisen bis heute die später wieder zugesetzten, ehemals halbrund schließenden Fenster im Hauptgeschoss dieses Zwischenflügels, der heute den Fürstensaal birgt. Letztlich fiel dann erst 1731/1732 unter Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn (1729–1746) die Entscheidung, den Kirchenbau an der heutigen Stelle, im Südwesteck der Residenz, zu plazieren, wo sie schließlich 1743 mit der Weihe durch den Bauherrn selbst ihre Vollendung erfuhr. Im übrigen hatte Balthasar Neumann auch bei der Gestaltung des Innenraumes und seiner Dekoration auf verschiedene Ideen und Einflüsse Rücksicht zu nehmen. Hier war es vor allem der kaiserliche Architekt Lukas von Hildebrandt (1668–1745), der seine Vorstellungen umzusetzen trachtete. Letztlich ist es dem Genie Balthasar Neumanns zu verdanken, dass aus diesen vielen unterschiedlichen Gedanken ein einheitliches, großartiges Ganzes geworden ist.

Nachgerade bei den Gewölben und der Innengestaltung der Wände zeigt sich dann auch Neumanns Könnerschaft. Denn eigentlich ist die Hofkirche kein sehr großer Raum, und auch ihr Grundriss ist per se einfach: So stellt sie bloß ein schlichtes Längsrechteck von rund 35 Metern Länge auf gute 13 Meter Breite bei einer Höhe von beinahe 20 Metern dar.

Ihre Komplexität liegt vielmehr in der Gewölbegestaltung und dem Wandaufriß Balthasar Neumanns, die er diesem Raum einfügte. Besonders der Kontrast zwischen der noblen und gleichförmigen Fassade und dem in Bewegung gesetzten Inneren mit seinen schwingenden Wänden und den sich aufwölbenden Kuppeln fasziniert sofort. Hier kann man gut verstehen, weswegen die Forschung von einer „Zweischaligkeit“ in Neumanns Baukunst gesprochen hat, wo der Blick auf das Äußere eben keinen Rückschluss auf die innere Gestalt des Bauwerks zulässt. Ähnliches findet man schon in der Schönbornkapelle (1721–1736) am Würzburger Dom vorformuliert und später dann in der berühmten Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen (1742–1772) zu einem grandiosen Gipfelpunkt entwickelt.

Stets kreisten Balthasar Neumanns Gedanken in der Kirchenarchitektur um die Frage, wie man die häufig hauptsächlich kreuzförmige Grundrissgestalt mit dem als ideal betrachteten, von einer Kuppel überwölbten Zentralraum verschmelzen könnte. Solche Überlegungen führten ihn schließlich zur Form des Würzburger Kämpels oder – in gigantische Dimensionen gesteigert – zur Abteikirche Neresheim; aber auch zahlreiche seiner Dorfkirchen wie Kitzingen-Etwashausen oder Gaibach beschäftigen sich mit dieser Problematik. Ebenfalls im Inneren der Hofkirche klingt diese Bauaufgabe an, wenn man bemerkt, wie geschickt es Neumann gelingt, unterschiedliche Raumkörper zu verschmelzen bzw. verschiedene Raumteile aneinander oder ineinander zu fügen, so dass dennoch eine ungemein ausgewogene, dabei aber spannungsvolle Gesamtwirkung im Raum entsteht.

Dazu fügte Balthasar Neumann in die geradlinige Außenhülle des Baukörpers, den er ohne Veränderung der Fensterfor-

men in seiner drei auf acht Fensterachsen umfassenden Größe als Grundlage der Decken- und Wandgestaltung übernahm, längs der Mittelachse eine Folge von fünf sphärischen (also runden oder ovalen) gewölbten Räumen ein, die einander berühren, durchdringen und überschneiden. Auf den ersten Blick bemerkt der Betrachter aber zumeist nur drei dieser sphärischen Räume: ein fast als kreisförmig empfundenes Queroval über der Empore, an das sich dann ein größeres Längsoval in der Mitte des Kirchenraumes anschließt, dem dann wiederum über dem Altar ein drittes Queroval in gleicher Wirkung wie am Eingang folgt. Diese drei Ovale berühren sich in ihren jeweiligen Scheitelpunkten und bilden so eine optisch in sich geschlossene, aber wegen ihrer unterschiedlichen Größe rhythmisiert wirkende Reihung. Erst ein zweiter Blick offenbart zwei weitere als „sekundär“ zu bezeichnende Querovale, die sich an den Berührungspunkten transversal zwischen die drei „wirklichen“ Hauptkuppeln legen. Durch die Überschneidung mit diesen werden sie aber optisch fast vollständig „aufgezehrt“. So bleiben von diesen beiden „Kuppeln“ bloß jeweils zwei dreieckige Zwickel an der Decke sichtbar übrig, während sich deren Existenz ansonsten nur an den Wandflächen, den Sockeln und am Hauptgesims in gewisser Weise ablesen lässt.

Wie hochkomplex Neumann dieses Gewölbesystem entwickelte und dem relativ kleinen Raum einbeschrieb, lässt sich am besten bei einem Blick auf den Grundriß der Hofkirche erkennen. Im Raum selbst vermag der Betrachter es anhand der sich in kühnen Schwingungen emporwindenden Gurtbögen zwischen den einzelnen Gewölbekompartimenten erahnen – diese sind auch ein Indiz dafür, wie schwierig die statische Lösung der Kon-

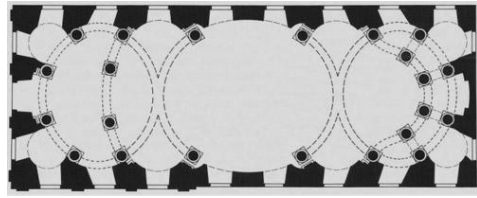


Abb. 3: Grundriß der Hofkirche mit den Emporen und den Ovalekuppeln.

struktion dieser einander zwar gegenseitig aufreißenden und dennoch stützenden massiven Steindecken gewesen sein muss. Balthasar Neumanns meisterliches Können lässt sich speziell an solchen Details ablesen, führt er damit doch Ideen italienischer Architekten des Hochbarock wie Francesco Borromini (1599–1667) oder Guarino Guarini (1624–1683), die mit Hilfe der Baumeisterfamilie Dientzenhofer über Böhmen nach Franken gelangt waren, zu einem abschließenden Gipfelpunkt europäischer Baukunst.

Der Wandaufriß der Hofkirche wird von zwei Elementen dominiert: Dies sind zum einen die 22 kolossalen Stuckmarmorsäulen und das mächtige, aus dem gleichen Material gestaltete Hauptgesims. Betonen die Säulen, von denen 16 direkt vor den Wandpilastern stehen, die Vertikale, so unterstreicht deren wuchtiger Architrav das horizontale Element der Architektur und führt dergestalt zu einer ausgewogenen Balance der Kräfte. Ein durchaus als typisch für Neumann zu bezeichnender Effekt ist dabei die Tatsache, dass die genannten 16 Säulen per se keine tragende Funktion besitzen, vielmehr eine dekorative Aufgabe erfüllen. So verdecken sie beim Blick nach Osten zum Beispiel die Lichtzuführung, die ja wegen der problematischen einseitigen Integration des Kirchenraumes in das Gebäudeinnere nur von der südlichen Garten- bzw. der westlichen Platzseite aus erfolgen kann. Durch

die Verspiegelung zahlreicher innen gelegener „Fenster“, die in vollkommener Symmetrie auf die nördlichen bzw. östlichen Gegenwände verteilt sind und sich in Korridore oder untergeordnete Räume öffnen, kommt es allerdings zu der gewünschten Nebenwirkung, dass durch die Reflexionswirkung der Spiegelscheiben geschickt eine beidseitige Belichtung des Raumes vorgegaukelt wird, wobei sich auch das Verziehen der Fenstergewände aus dem rechten Winkel in weite Trichterformen als hilfreich erweist. Diese „Wölbgestelle“, wie die Forschung diese Stützen bezeichnet hat, die nicht statisch, sondern dekorativ wichtig sind, findet man analog in vielen anderen Neumannbauten in mannigfachen Varianten. Zierende Säulen unter Gewölbeansätzen, die eigentlich von der Wand getragen werden, verwandte Neumann bereits in der Schönbornkapelle, aber auch im profanen Umfeld im Kaisersaal der Residenz.

Einzig jene sechs Säulen unter den beiden Emporen der Hofkirche haben eine tragende Funktion, stützen sie doch den zweiten, oberen Altar, den Platz der privaten Zelebration des Fürstbischofs im Osten einerseits und den Ort der Kirchenmusik im Westen andererseits. Gerade die Schwünge dieser Balkone unterstützen die für die barocke Zeit so wichtige Rhythmisierung des Innenraums, kommen dadurch doch die klassischen, zwischen konkav und konvex alternierenden Bewegungsabläufe zum Tragen. Dies läßt sich besonders schön im Bereich der östlichen Empore vor dem Marienaltar mit ihrem Doppelschwung (konvex-konkav-konvex) ablesen. Mit den beiden von Johann Adam Guthmann prachtvoll geschnitzten, sich konvex vorwölbenden Oratorien beiderseits der vorderen Empore wird dieser Schwung wie mit zwei geblähten Segeln

quasi als Auftakt eingeleitet und regelrecht emphatisch betont.

Dass die Hofkirche durch dieses Säulenmotiv mit dem darüber liegenden mächtigen Gebälk gleichsam in zwei Stockwerke geteilt wird, ist nebenbei bemerkt ein traditionelles Element der Hofkirchen, die von einem Herrscher und dessen Hof genutzt werden. Schon in Karls des Großen Palastkapelle in Aachen oder – hier bei uns im fränkischen Raum – in der Kapelle der Nürnberger Kaiserburg findet man dies ebenso wie in der Würzburger Residenz. Der Herrscher wurde nun einmal in Zeiten des Gottesgnadentums in größere Nähe zu jener metaphysischen Macht gerückt, die ihn in sein Amt gebracht hatte, der er ergo seine Macht verdankt und der er für all seine Taten Rechenschaft ablegen muß. Der Herrschende ist in Zeiten des Absolutismus genauso wie unseren heutigen Tagen immer dem „göttlichen Recht“ (vgl. Papst Benedikts XVI. Rede vor dem Bundestag!) als Korrektiv seines eigenen Tuns im Sinne des Allgemeinwohls verantwortlich. Dieser Funktion der Hofkirche ist es daneben auch zuzuschreiben, dass es auf Befehl des Fürstbischofs hin keine Beichtstühle und zunächst nicht einmal eine Kanzel gab. Der heutige Predigtstand aus der Hand von Antonio Bossis Neffen Materno ist erst eine Zutat aus der Zeit Adam Friedrich von Seinsheims (1755–1779) um 1775 und bringt eigentlich die Neumannsche Symmetrie des Kircheninneren in Unruhe.

Oberhalb des Hauptgebälks setzen sich schließlich die Säulen in kurzen Pilastern fort, die die Gewölbeansätze kaschieren und diese zugunsten der Höhenwirkung des Raumes weiter in die Höhe hinauf-schieben. In üppigen, stark vergoldeten Formen kann sich hier sowie in den Zwickeln der beginnenden Kuppelwölbun-

gen und auf den schlanken Gurtbögen der prachtvolle Bandelwerk-Stuck des meisterlichen Stukkateurs Antonio Bossi (1699–1764) und seiner Mitarbeiter entfalten. Bossi war es im übrigen auch, der an den Wänden (Dreifaltigkeit / Apostelbüsten), den beiden Altarnischen (unten: Kreuzigungsszene mit Maria Magdalena / oben: Maria Immaculata) und als Bekrönung auf den Seitenaltären (Tugenden / Engel) ausdrucksstarke Stuckplastiken schuf, die durch ihre glänzende Polierung weißen Marmor zu imitieren versuchen. Mit diesen Skulpturen spricht Bossi die Kernsätze des Glaubens an und präsentiert neben der göttlichen Dreifaltigkeit, an die der Christ glaubt, auch das Erlösungsgeschehen am Kreuz, an dessen Stamm sich Jesus Christus für die Menschheit opfert. Mit den ausgewählten „Beispielmenschen“ der Apostel und der Mutter Gottes zeigt er die Vermittlung des Glaubens durch verkündende Boten („Zwölfbotenlehre“) auf und weist auf das vorbildliche Ideal des *„Was er Euch sagt, das tut“* (Joh. 2,5) hin, was uns letztlich ins Himmelreich führt, zumal wenn diese Entscheidung von tugendhaftem Verhalten getragen ist.

Dieses künstlerisch gestaltete, katholische Credo der Hofkirche klingt auch überall in den anderen Ausstattungsteilen, wie der Deckenmalerei und den Altären, an. Für die Gemälde in den Gewölben zeichnete 1735/1736 der damals mit 75 Jahren schon greise Johann Rudolf Byß (1662–1738) zusammen mit seinen beiden Schülern Anton Joseph Högler und Johann Thalhofer verantwortlich. Er hatte sich wohl wegen seines Alters, das vermutlich ein geschwindes und hoch konzentriertes Arbeiten erschwerte, gegen ein auf dem feuchten Putz zu schaffendes Fresko und für eine Secco-Malerei entschieden.

Da hierbei auf dem trockenen Putz in Temperatechnik gearbeitet wird, waren ein langsames Arbeitstempo und eventuelle Korrekturen möglich. Allerdings lag damit die Malschicht nur auf dem glatten Gipsgrund der Decke oberflächlich auf und verband sich anders als beim *„fresco buono“* nicht untrennbar mit dem Traggrund. Dies rächte sich dann nach 1945, als nach dem Verlust der Dächer beim Brandangriff (gottlob hielten die Gewölbe selbst dem Inferno stand) schließlich weite Teile der Malerei durch eindringende Feuchtigkeit regelrecht von den Gewölben abgewaschen wurden. Augenzeugen berichteten, daß die herunterrieselnden Farbpartikel den Fußboden des Kirchenraumes bedeckten und mit Schaufel und Besen zusammengekehrt werden mussten. Die Reste der Bilder wurden dann während der Restaurierung zwischen 1959 bis 1962 von dem Kunstmaler Karl Körner großenteils rekonstruiert oder die Motive nachahmend übermalt.

Thematisch zeigten Rudolf Byß' wundervolle, detailreich vor einem leuchtend hellen Fond stehenden Gemälde in der Mitteltreppe die von einem Allerheiligenhimmel umgebene Himmelfahrt und Krönung Mariens, in den vier Zwickeln der Sekundärovale die Evangelisten und über dem Hauptaltar das Martyrium der Frankenapostel Kilian, Kolonat und Tottan sowie über dem Eingang den Sieg des hl. Erzengels Michael beim Sturz der abtrünnigen Engel. In Analogie zur plastischen Zier wird uns also das Erlösungswerk Christi, um das wir durch die heiligen Schriften wissen, vor Augen geführt: Der Erlöser ruft den Menschen, exemplarisch von der Jungfrau Maria symbolisiert, ins sein Reich, ehrt die Glaubenszeugen für ihr übergroßes Engagement mit den Palmen des himmlischen Ruhmes und



Abb. 4: Die Mittelkuppel der Hofkirche mit dem ursprünglich von Rudolf Byß geschaffenen Seccogemälde der Himmelfahrt und Krönung der Muttergottes.

Photo: Bayerische Schlösserverwaltung, Uwe Gaasch.

straft die Ungehorsamen und deren Ablehnung gegen den göttlichen Heilsplan.

Auch die beiden riesigen Blätter der Seitenaltäre (5,70 m x 2,50 m), von dem unvergleichlichen venezianischen Maler Giovanni Battista Tiepolo (1697–1770) in schwungvoller Komposition und mit in Pastelltönen leuchtender Farbpalette 1752 geschaffen, greifen diese Aussagen nochmals auf. So erkennt man in diesen herausragenden Kunstwerken auf der Gartenseite die Himmelfahrt Mariens und gegenüber den „Höllenzur der Engel“. Da die Farbigkeit des Stuckmarmors, die ganz sicher bewusst gewählt wurde, von einem dunklen Rot an den Säulen und einem warmen, mittleren Grau, das im Licht ins Bläuliche zieht, an den Gessimsen dominiert wird, wird man darin wohl durchaus Anspielungen auf die liturgischen Farben der Marien- und Märtyrerfeste erkennen dürfen.

Obwohl die beiden Seitenaltäre auf Entwürfen des Wiener Architekten Lukas von Hildebrandt basieren, hat sie Balthasar Neumann doch geschickt modifiziert und in seinen Wandaufriß als essentielle Bestandteile integriert. Vor allem die beiden Paare der korkenzieherartig gewundenen „Salomonischen Säulen“ wirken enorm beeindruckend. Exquisite Exempel der Würzburgischen Bildhauerkunst des 18. Jahrhunderts stellen die jeweiligen Assistenzfiguren beiderseits der Ölgemälde des Tiepolo dar. Sie wurden 1743 nach den Entwürfen des Johann Wolfgang von der Auvera (1708–1756) direkt in Carrara aus dem Marmor gehauen und dann auf dem Wasserweg nach Würzburg transportiert. Ob es nun passend zum Sujet des Bildes die Erzengel Gabriel und Raphael auf der Nordseite oder die beiden Bamberger Bistumsgründer Kaiser Heinrich II. und seine Gemahlin Kunigunde auf der ge-

genüberliegenden Gartenseite sind (denn Friedrich Karl von Schönborn war auch dort Oberhirte), alle diese himmlischen Wesen oder irdischen Vorbilder sind als personale Hilfestellung für den gläubigen Christen auf seinem Weg zu Gott gemeint. Dieses „vorbildliche Hilfsangebot“ setzt sich außerdem auch mit den beiden wichtigsten Würzburger Bistumsheiligen am Hauptaltar fort: St. Kilian und St. Burkard stehen für die Glaubensausbreitung und organisatorische Festigung der kirchlichen Gemeinschaft in unserem Frankenland. Zu jenen Zeiten, als noch ein Fürstbischof am Altar dazwischen zelebrierte, waren die beiden Protagonisten und heiliggesprochenen Vorgänger des Bischofs, wie Jarl Kremeier treffend festgestellt hat, zugleich *„einerseits Mahnung und Ansporn, andererseits Legitimation und nachdrückliche Bestätigung der bischöflichen Herrschaft“*.²

Kurzum besticht die Würzburger Hofkirche nicht nur durch die geistreiche Architektur Balthasar Neumanns, die zum Besten gehört, was die europäische Kirchenbaukunst jemals hervorgebracht hat, sondern auch durch die Glanzleistungen der hiesigen Hofkünstler, was Gemälde, Skulpturenschmuck und Ausstattung anbelangt. All dies lässt sie zu einem herausragenden Gesamtkunstwerk der Barockzeit werden. Dass aber Kirchen und ihre Einrichtung darüber hinaus Glaubensäußerungen sind, wird im Falle der Hofkirche überdeutlich. Denn sie ist auch ein faszinierendes steinernes Credo, das von seiner Aussage her zeitlos ist und den Gläubigen genauso Wegweiser zu sein vermag wie ein Fingerzeig für die noch Suchenden.

Abschließend seien noch einige Bemerkungen zur nun abgeschlossenen Restaurierung gestattet. Die letzten Arbeiten an der Hofkirche lagen mittlerweile 50 Jahre zurück. In dieser langen Zeit hatten die

dauernde Nutzung des Gotteshauses und die zahlreichen touristischen Besucher verständlicherweise Staubablagerungen, andere Verschmutzungen und Schäden verursacht. Diese waren aber nicht das vordringliche Problem. Vor Beginn der Arbeiten im Frühjahr 2010 zeigte sich besonders an der Decke der Hofkirche ein viel schlimmeres Schadensbild: Überall bröckelte der Stuck, platzten Marmorierungen auf und zeigten sich Salzausblühungen an den Gemälden. Dies war ein überdeutlicher Hinweis auf Feuchtigkeits- und Salzsäuren, die einesteils noch auf Spätfolgen des Luftangriffs zurückzuführen waren, andererseits den inzwischen undicht gewordenen Dächern zugeschrieben werden mussten.

Mit großem Aufwand wurde nun während der Restaurierung durch mehrfach aufgetragene, leicht feuchte Zellulose-Kompressen versucht, das überhandnehmende, an der Oberfläche auskristallisierende Magnesiumsulfat aus den Stuckornamenten und Gemäldeflächen möglichst weitgehend zu extrahieren, um die von diesem hervorgerufenen Absprengungen in Zukunft zu verhindern. Dabei machte man sich die Eigenschaft der Schadsalze zunutze, sich in Feuchtigkeit zu lösen und immer an die jeweilige Oberfläche zu drängen. So befanden sich im Idealfall nach der Abnahme der Kompressen die gelösten Salze eben nicht mehr in der Originalsubstanz, sondern in der Zellulose. Beim Stuck wurden danach die zu rettenden losen Originalteile fixiert, verlorene Dekorationen nachgeschaffen und anschließend alles wieder blattvergoldet.

Bezüglich der Gemälde lag das Problem anders. Die Arbeiten von Rudolf Byß waren 1945 durch Ruß und Hitze geschädigt und anschließend wegen des bis in die späten 1950er Jahre fehlenden Daches durch die Nässe teilweise regelrecht vom Putzträger

ger abgewaschen worden. Der Restaurator Hans Körner hatte daher bis 1962 Teile der Darstellungen nach historischen Photographien neu geschaffen, andere besser erhaltene Partien teilrekonstruiert und originale Details gefestigt, wobei er leider durch die von ihm benutzten Festigungsmittel eine nicht mehr reversible Optik schuf. Das heißt, unter der heute nicht mehr abnehmbaren Festigungsschicht Körners sind im Quartzlicht noch immer die begeisternden Finessen der Malkunst des Rudolf Byß zu sehen, aber sie lassen sich leider nicht mehr freilegen. Außerdem hatte Körner die Farben der Kuppelhintergründe vielfach zu dunkel angelegt, so dass die helle Leichtigkeit der Gemälde verlorengegangen war und alles viel zu duster wirkt. Da Teile seiner Überfassungen aber abfielen oder locker saßen, stellte sich die Frage, ob man die Restaurierung der 1960er Jahre nun instandsetzen oder wenigstens die zu dunklen Hintergründe abnehmen sollte. Letztlich entschied man sich, den von Körner geschaffenen Zustand größtenteils zu belassen, nur im Bereich der Westkuppel nahm man den Fond ab, so dass sich dort der ursprüngliche Zustand des 18. Jahrhunderts nun in seiner berückenden Helligkeit am ehesten wieder nachvollziehen lässt. Der Kontrast zu den dunkel gebliebenen anderen Kuppeln ist entsprechend groß.

Der Autor Dr. Peter A. Süß M.A. ist Historiker und Kunsthistoriker. Neben seiner beruflichen Tätigkeit an der Würzburger Universität engagiert er sich im Vorstand der Frankenbund-Gruppe Würzburg und als Schriftleiter der Zeitschrift „FRANKENLAND“. Seine Anschrift: Am Galgenberg 14, 97074 Würzburg, peter.suess@uni-wuerzburg.de.

Die Reinigung der Wandoberflächen und des Stuckmarmors schloss dann zusammen mit der vorsichtigen Restaurierung der hölzernen Ausstattung (Oratorien, Eingangstüren, Bänke etc.) die eigentlichen Arbeiten ab. Für den zukünftigen Besucher wird aber der wohl wichtigste Eingriff die Verlegung des Eingangs zur Hofkirche vom Residenzplatz in den ersten südlichen Innenhof der Residenz sein. Denn, nachdem man herausgefunden hatte, dass gerade das ständige Öffnen des Portals je nach Jahreszeit regelrechte Wellen von feuchter bzw. trockener Luft gegen die empfindlichen Deckenmalereien blies und maßgeblich zu deren Schädigung beigetragen hatte, entschloss man sich zur Verlegung der Türe an die genannte Stelle.

Bleibt abschließend nur zu hoffen, dass die frisch restaurierte und am 21. September 2012 durch ein Pontifikalamt des Würzburger Bischofs Friedhelm (Hofmann) wieder eröffnete Hofkirche der Würzburger Residenz den Gläubigen wie den Kunstinteressierten gleichermaßen wieder eine faszinierende Stätte des Gebets und der Begegnung mit Gott, den Mitmenschen und dem schöpferischen Einfallsreichtum der begnadeten Künstler des Barockzeitalters sein wird (zukünftig wird wieder jeden Sonn- und Feiertag dort um 12 Uhr katholischer Gottesdienst gefeiert). Möge die Hofkirche allen Besuchern auch in Zukunft als eines der Herzstücke des Glaubens und der fränkischen Kunst auf europäischem Niveau bewusst werden – verdient hätte sie es allemal „*ad maiorem Dei gloriam*“.

Anmerkungen:

- 1 Bernhard Schütz: Balthasar Neumann. Freiburg i.Br.–Basel–Wien 1986, S. 135.
- 2 Kremer, Jarl: Hofkirche in der ehemals fürstbischöflichen Residenz Würzburg. Regensburg 2005, S. 21.

Die fränkische Heimat bleibt ihr unvergessen – die israelische Musikpädagogin Tzipora (Hilde) Jochsberger

Ihr Leben galt und gilt der Musik. Die in Leutershausen geborene und in Ansbach, Würzburg und Jerusalem ausgebildete Musikerin wurde in New York zur Wegbereiterin der jüdischen Musikerziehung. Der folgende Beitrag beschreibt Leben und Lebenswerk einer großartigen Frau, die gerade in Jerusalem den 92. Geburtstag feierte.

In Franken hat sie ihre familiären Wurzeln. In Franken entwickelte sich ihre Leidenschaft für die Musik. Dann wurde Tzipora H. Jochsberger „die“ Spezialistin für jüdische Musik: als Musikpädagogin und Komponistin. Sie wirkte in Palästina, in den USA und dann wieder in Israel und wurde zu einer Wegbereiterin der jüdischen Musikerziehung. Dabei verwirklichte sie zwei Lebensziele: mit dem Medium Musik die menschlichen Erfahrungen zu erweitern sowie mit der jüdischen Musik Juden das Judentum und das reiche jüdische Erbe näherzubringen. Tzipora (Hilde) Jochsberger gehört zu den Menschen, die ein Geschenk sind für ihr Land, für ihre Gesellschaft. Franken und Deutschland haben dieses Geschenk ausgeschlagen. So mußte sie ihre Begabung, Intelligenz, Menschlichkeit und kosmopolitische Haltung in anderen Kulturen entfalten. Bei ihrem rastlosen Schaffen ist die begeisterte Musikerin innerlich jung geblieben. Im Dezember feierte sie in Jerusalem mit Familie und Freunden ihren 92. Geburtstag.

„*Mein Leben galt der Musik*“,¹ kennzeichnet Tzipora Jochsberger sich selbst.



Abb.: Tzipora (Hilde) Jochsberger.

Photo: Archiv Tzipora Jochsberger.

Sie sagt es lächelnd, noch immer energiegeladen – und mit einem Sprachklang, der die mittelfränkische Herkunft immer wieder anklingen läßt. Wer mit ihr zusammentrifft, spürt eine besondere Atmosphäre, eine Aura des Schönen und der Harmonie. Ihr Herz ist übergelbüllt, mit Liebe zur Musik und zu ihrem jüdischen Volk. Darüber, wie sie vor 75 Jahren die Musikstadt Würzburg erlebte, schwärmt sie noch heute: „*Es waren wunderbare Jahre für mich, trotz der düsteren Zeit.*“

Noch einmal erlebte sie die Musikstadt Würzburg im März 2003. Klaus Hinrich Stahmer, Professor der Musikhochschule Würzburg, hatte für das Projekt „Shalom Europa“ ein Benefizkonzert mit zeitgenössischer Musik jüdischer Komponisten organisiert. Dabei erklang u.a. das „*Lament and Kaddisch*“ von Tzipora Jochsberger: Musik, die die Erfahrung und den Schmerz des Holocaust ausdrückt.

Kindheit in Leutershausen

Hilde Jochsberger kam 1920 in Leutershausen zur Welt, als einzige Tochter von Sophie und Nathan Jochsberger. Unter den damals rund 1.400 Einwohnern² des kleinen Landstädtchens lebten etwa zwölf jüdische Familien.³ Es gab eine israelitische Kultusgemeinde mit einer Synagoge und einem Religionslehrer, der zugleich Vorbeter und Schächter war. Zur jüdischen Gemeinde gehörten auch die Großeltern des späteren amerikanischen Außenministers Henry Kissinger, der als Kind in den Sommerferien regelmäßig bei den Großeltern weilte. *„Im Sommer sind Heinz und ich oft spazierengegangen, haben viel Zeit miteinander verbracht. Seine Mutter war eine gute Freundin, und ich habe sie in New York oft besucht.“*

Schon früh erlebte das Kind den aufkeimenden Antisemitismus.⁴ *„Als achtjähriges Mädchen durfte ich nicht am Maifest teilnehmen, denn ich war jüdisch. Auch wurden unsere Fenster oft mit Steinen beworfen.“* Auch eine mit den Eltern von Hilde Jochsberger befreundete deutsche Familie bekam wegen dieser Freundschaft große Schwierigkeiten. So erinnert sich die heute 83jährige Tochter, daß ins elterliche Geschäft plötzlich keine Kunden mehr kamen, *„auch nicht die Bauern vom Lande. Auf unsere Fenster wurde oft ‚Juden-*

*freund‘ geschmiert. Und in der Schule wurden mir meine bis dahin guten Noten auf einmal heruntergedrückt.“*⁵

Trotz all dem wollten Hildes Eltern Deutschland nicht verlassen. Nathan Jochsberger war Viehhändler. Im Ersten Weltkrieg hatte er als Soldat gedient und war verwundet worden. In den 1930er Jahren amtierte er als 2. Vorsitzender und Schatzmeister der jüdischen Gemeinde. Mit Deutschland war er so sehr verwachsen, daß er nicht ausreisen wollte, als ihm 1936 die Möglichkeit geboten wurde. Er glaubte nicht, daß Hitler lange an der Macht bleiben würde. *„Aber im Herbst 1938“,* erzählt Tzipora Jochsberger, *„um fünf Uhr in der Frühe mußten meine Eltern unser Haus, und was dazu gehörte, gezwungenermaßen verkaufen, für einen billigen Preis, denn in der Nacht hatten die Nazis sie gesucht, um sie zu töten. Sie flohen nach Nürnberg und blieben dort bei Verwandten.“* Arbeit fand der Vater in einer Bleistiftfabrik. Wie die Tochter erst nach dem Krieg erfuhr, wurden die Eltern 1942 ins Konzentrationslager Theresienstadt deportiert und im September 1944 in Auschwitz ermordet. Von ihren Verwandten traf die meisten das gleiche Schicksal. Die oben erwähnte Zeitzeugin erinnert sich, wie ihre Eltern das befreundete Ehepaar Jochsberger oft drängten, sich zu retten. *„Ich weiß noch, wie Papa sagte: ‚Ihr könnt es doch schaffen. Macht, daß ihr rechtzeitig fortkommt.‘ Aber Sophie Jochsberger hat daraufhin nur geantwortet: ‚Karl, wir fahren mit dem letzten Zug.‘ Das war am Ende der Zug nach Auschwitz.“*⁶

Die Musikerin

Schon als kleines Mädchen zeigte Hilde Jochsberger eine bemerkenswerte Begeisterung für Musik. *„In der Nähe unseres*

Hauses war eine Tanzhalle. Sonntag abends stellte ich mich oft ans offene Fenster, um die Klänge der Tanzkapelle zu hören. In unserer Nachbarschaft war auch eine Kirche mit einer Orgel. Da stand ich oft hinter der Kirche, um der Musik zu lauschen.“ Zum siebten Geburtstag kaufte ihr die Mutter ein Klavier, das erste und einzige in dem kleinen Landstädtchen. Die Klavierklänge aus dem Haus in der damaligen Unteren Vorstadt sind noch nach Jahrzehnten manchem Zeitgenossen in Erinnerung.

Zum Klavierunterricht fuhr Hilde Jochsberger jede Woche allein mit dem Zug nach Ansbach, drei Jahre lang. Noch heute hat sie ihn im Gedächtnis, den Weg vom Bahnhof zur Wohnung der Klavierlehrerin Fräulein Elisabeth Seibold. *„Klavier bei ihr zu lernen, war für mich die beste Grundlage. Sie brachte mir eine ausgezeichnete technische Basis bei und verstärkte in mir die Liebe zur Musik.“* Als Frau Jochsberger die Klavierlehrerin 1960 auf dem Weg von New York nach Israel in Ansbach wiedersieht, ist diese fast erblindet. *„Aber sie hat sich sofort an mich erinnert. Und sie hat mir die kleinen Geschenke gezeigt, die ich ihr damals mitgebracht hatte. Dieser Besuch bleibt mir ein unvergessliches Erlebnis.“*⁷

Da die Eltern für ihre Tochter eine bessere Schulbildung wollten, kam Hilde Jochsberger mit zehn Jahren auf die Realschule in Heilbronn. Sie wohnte bei einer Tante. Drei Jahre besuchte sie dort den Unterricht. Dann verboten die Nationalsozialisten 1933 für jüdische Kinder den Besuch der deutschen höheren Schulen.⁸ Hilde Jochsberger ging daraufhin nach Würzburg an die dortige Israelitische Lehrerbildungsanstalt. Hier studierte sie von 1934 bis 1938, hier wurde sie sich ihrer großen Leidenschaft für die Musik gewiß. Ihr Zeichenlehrer, Baron von Manstein, liebte die Musik. Obwohl er einen Fin-

ger verloren hatte, entwickelte er ein System, mit drei Fingern Violine spielen zu können. Eines Tages sagte er zu Hilde, er wolle gerne Streichquartette spielen, und gab ihr ein Cello. *„Da habe ich mir eben Cello beigebracht.“* Auch das Spielen auf der Blockflöte erlernte sie für sich selber.

Obwohl das Leben um sie für Juden immer schwieriger wurde, erlebte Hilde Jochsberger die Jahre in Würzburg als wunderbar. Zwar war es den Juden nicht erlaubt, trotzdem ging sie viel in Konzerte. Unvergesslich bleiben ihr die Mozartfestkonzerte in der Residenz, auch ein Musikabend mit dem Don-Kosaken-Chor.

Dann trat ein Ereignis ein, das ihr Leben veränderte – und es ihr rettete. Emil Hauser, Direktor der Jerusalemer Musikakademie von Palästina, kam nach Deutschland, um Schüler für seine Akademie zu finden. Beim Besuch in Würzburg erkannte er die musikalischen Begabungen der Studentin und lud Hilde Jochsberger ein, an seine Akademie in Palästina zu kommen *„So rettete er vielen jungen Musikern das Leben, und ich war eine dieser Glücklichen.“*

Im März 1939 zog die Studentin nach Palästina, um an der dortigen Musikakademie weiter zu studieren. Sie lernte Hebräisch und wählte den Vornamen Tzipora. Ihren Lebensunterhalt erarbeitete sie sich selbst als Dienstmädchen und mit Musikstunden. 1942 schloss sie ihr Studium als Klavierlehrerin und Musiklehrerin mit zwei Diplomen ab: mit einem der Musikakademie von Palästina und einem zweiten des Seminars für Musiklehrer in Jerusalem. Als Musiklehrerin ging sie an das von der Britischen Mandatsverwaltung unterhaltene Arabische Lehrerinnenseminar. *„Ich konnte kein Wort Arabisch, auch nicht viel Englisch, aber die Musik ist ja eine eigene Sprache.“* Sie unterrichtete

die traditionelle kleine Holzflöte sowie das Singen im Chor und das Musizieren in Flötenensembles. Damit brachte sie den jungen arabischen Frauen die westliche Musik und die eigene Volksmusik nahe.

1946 wurde sie von den Briten gebeten, einen Musik-Lehrplan für die arabischen Schulen zu konzipieren. Als Basis wählte sie die Sparte, die ihr zunehmend ans Herz wuchs: die authentische Musik des Volkes. Sie baute den Musikunterricht auf und entwickelte ein Musik-Curriculum für die arabischen Schulen, organisierte regelmäßige Musikfeste und wurde Mitbegründerin und Mitdirektorin des neuen Jerusalemer Musikkonservatoriums. Sie war *„die einzige jüdische Lehrerin an der arabischen Schule. Aber wir kamen gut miteinander zurecht. Später brach diese gute Beziehung leider auseinander, als 1947 die Engländer das Land verließen und die Feindseligkeiten zwischen Juden und Arabern zunahmen.“*

„Die Musik ist der Schlüssel zur jüdischen Seele.“

1945 hatte Tzipora Jochsberger über einen Onkel, der im KZ Theresienstadt befreit worden und dann nach Amerika gezogen war, vom Schicksal ihrer Eltern erfahren. 1947 ging sie für drei Monate nach New York, um von ihrem Onkel Genaueres über die letzten Lebensjahre ihrer Eltern zu erfahren. Außerdem lernte sie viele jüdische Gemeinschaften kennen. *„Ferner nutzte ich die Gelegenheit, Juilliard, die berühmteste und beste Institution für Musik (auch heute noch) zu besuchen. Ich wollte Bernice Frost kennenlernen, deren Klavierbücher für junge Schüler ich in Jerusalem benutzte. Deshalb nahm ich an ihrem Summerschool-Kurs teil.“*

Als sie nach Israel zurückkehrte, erfüllte eine Vision ihr Herz und gab ihrem

weiteren Berufsleben ein festes Ziel vor – zugleich ihre persönliche Antwort auf den Holocaust, auf die Ermordung ihrer Eltern und Millionen anderer Juden, *„obwohl viele sehr wenig wußten über jüdische Kultur und Geschichte.“* In den USA hatte sie nämlich u.a. die Erfahrung gemacht, daß auch dort viele Juden sehr wenig über ihr Judentum wußten und viele auch nicht Hebräisch konnten. So entwickelte sie ihre Vision: mit ihrer musikalischen ‚Sprache‘ will sie die großartige Kultur, die Feiertage und die ureigenen Werte des Judentums vermitteln. *„Ich vertraute“, kommentiert sie heute ihre damalige Idee, „auf die Kraft der urwüchsigen Volksmusik, die Erinnerungen, Gedanken und Werte der Menschen auszudrücken und das Innere der Menschen in Bewegung zu bringen. Jede Musik hat diese Kraft. Aber die hebräischen Melodien gehen ans Herz. Die Musik des jüdischen Volkes ist der Schlüssel zur jüdischen Seele und zutiefst verknüpft mit der hebräischen Sprache.“*

1949 schrieb sie eine Lehrmethode für Blockflöte, basierend auf den israelitischen Volksliedern. Sie nennt die Methode *„Hava N'Chalela“* (Laßt uns Flöte spielen) – in Anlehnung an *Hava N'Halela* (Laßt uns loben). Inzwischen gehörte Jochsberger zu den Gründern und Direktoren des New Jerusalem Conservatory and Academy of Music. Dabei ergaben sich Kontakte zu wichtigen Persönlichkeiten z.B. des Jüdischen Theologischen Seminars oder der Jewish Agency, der im Völkerbundmandat bestimmten offiziellen Vertretung (Regierung) der in Palästina lebenden Juden. Dabei konnte sie für die Verwirklichung ihrer Vision werben und Unterstützer finden.⁹

1950 ging sie mit einem Stipendium der Jewish Agency und dem Geld, das sie eigentlich ursprünglich für die Heimholung ihrer Eltern nach Israel gespart hatte,

nach New York. Dort blieb sie dann für 36 Jahre. Sie knüpfte und erweiterte Kontakte zu den jüdischen Gemeinschaften und Vereinen. Ihre musikalische Sendung bahnte sie an, indem sie mit der Blockflöte und ihrem Musikmaterial im Handgepäck zunächst jüdische Organisationen besuchte und ihr *halil*-Projekt demonstrierte. Dabei erntete sie viel Anerkennung und Interesse, aber auch manche Skepsis.

Die Vision wird Wirklichkeit

Schnell fand sie Kontakte zu den Kreisen, die die Hebrew Arts-Idee fördern, um die jüdische Kultur breiter bewußt und erlebbar zu machen. Sie gründete Flöten-Klassen an verschiedenen Schulen, leitete Chöre, betreute Musikkurse in jüdischen Gemeinschaften und Ferienprogrammen und trainierte vielerorts Musiklehrer. Ihr Blockflöten-Lehrbuch *Hava N'Chalela* erschien 1952 in einer amerikanischen Ausgabe. In der Einleitung erläuterte sie die Grundgedanken ihrer pädagogischen Vision. Außerdem lehrte sie viele Jahre am Jewish Theological Seminary, u.a. in den Kursen für Kantoren, für jüdische Musik sowie für Lehrer. Auch an der Yeshiva University hatte sie einen Lehrauftrag für die Ausbildung von Lehrerinnen.

Zu ihrem Lebensziel kam Tzipora Jochsberger, als sie 1952 den Auftrag erhielt, eine Hebrew Arts School aufzubauen. Dort sollen die Kinder nicht nur ein Musikinstrument, sondern auch die Geschichte von Musik und Tanz sowie die Bedeutung der Musik im jüdischen Leben lernen. Kurz entschlossen griff sie zu, machte sich zielstrebig und engagiert ans Werk. „*Das war die Chance, mittels der Musik Tausende Menschen an das Judentum heranzuführen.*“ Mit 16 Kindern fing sie

an und entwickelte die Schule zu einem der größten und angesehensten amerikanischen Konservatorien – mit heute rund 2.000 Schülerinnen und Schülern. Die ständig größer werdende Schule musste mehrfach umziehen. 1978/79 gelang es, ein neues Schulgebäude mit einem großen Konzertsaal (Merkin Concert Hall), der für Kammermusik beste Akustik bietet, zu errichten – das Gesamtbauwerk trägt heute den Namen Kaufman Center. Als „ihre“ Hebrew Arts School 1998 den 20. Jahrestag ihres Neubaus beging, wurde Tzipora Jochsberger mit stehenden Ovationen gefeiert. Von ihren langjährigen Kollegen erhielt sie eine silberne Tafel mit einem Spruch aus dem Talmud: „*Derjenige, der in dieser Welt singt, wird auch in der nächsten singen.*“

Über 30 Jahre blieb Tzipora Jochsberger die entscheidende Antriebskraft und Impulsgeberin der Hebrew Arts School. In zahlreichen Texten und Veröffentlichungen¹⁰ stellte sie immer wieder ihr für ihre damalige Mitwelt ungewöhnlich revolutionäres pädagogisch-künstlerisches Konzept vor: ihre persönliche Antwort auf den Holocaust mit den Möglichkeiten der Musik, aber auch mit wegweisenden spirituellen und pädagogischen Ansätzen. Letztere orientierten sich an den großen pädagogischen Denkern der Geschichte, aber auch der damaligen Zeit, insbesondere an der „Summerhill-Methode“ von A.S. Neill und dessen starker Konzentration auf die Persönlichkeit des Kindes.

Die Vielseitigkeit des Könnens der Musikerin, Komponistin und Musikpädagogin dokumentieren auch ihre Masterarbeit „*A proposed curriculum in the fundamentals of music*“ von 1957 sowie die Doktorwürde, die sie 1972 vom Theologischen Seminar und College für jüdische Musik in New York erhielt.

„Ich schreibe Musik“ – Die Komponistin

Als Tzipora Jochsberger mit 65 Jahren pensioniert wurde, sah sie ihre Schule gefestigt, auf gutem Wege und in guten Händen. So kehrte sie 1986 *„nach Hause, nach Israel zurück. Ich wußte, wohin ich gehörte.“* Zur Ruhe setzen wollte sie sich allerdings nicht. Zwar machte sie auch „Ferien“ vom beruflichen Getriebe. *„Ich brauche Zeit, um die Löcher meines Wissens zu füllen“*, sagte sie dem Autor im Jahr 2001. So las sie viel über die Geschichte der Juden, hörte Vorlesungen an der Universität und ging zu Vorträgen. Außerdem besucht sie, natürlich, Konzerte. *„Bei mir muß Musik sehr gut sein, daß ich Freude daran habe. Sehr gute Ergebnisse sind jedoch selten.“* Als großes Erlebnis empfindet sie, die Berliner Philharmoniker in Israel zu hören.¹¹

Daneben hatte sie aber endlich Zeit für das Komponieren, ihre bislang „heimliche“ Leidenschaft. *„Dazu kam ich nur während der August-Ferien. Niemand hatte davon Kenntnis.“* Ein Ziel ihres kompositorischen Wirkens war immer, Kindern und Jugendlichen gute Musikstücke an die Hand zu geben, die außerdem im Einklang stehen mit dem jüdischen Leben und Glauben.

Überdies machte sie sich an ein neues großes Vorhaben: das Israel Music Heritage Project. Angeregt von den landschaftlichen und ethnischen Kontrasten Israels will sie die originäre Musik der unterschiedlichen ethnischen Gruppen bekannt machen und in die Konzertsäle bringen. *„Wir Juden haben eine musikalische Vergangenheit. Ich möchte mit der Musik Grenzen überwinden, Brücken bauen, damit die Menschen über die Musik zueinander finden.“*

Sie besuchte die alten Gemeinden in Israel, um einen Blick in die musikalische

Vergangenheit zu gewinnen. Sie studierte mit großer Einfühlbarkeit die stilistische Vielfalt des musikalischen Erbes der Diaspora-Juden, insbesondere der Einwanderer aus Osteuropa, Nordafrika und Asien. Sie begann mit Konzerten authentischer Musik dieser Gruppen. Das Projekt gelang und kam in die Schulen. Bald gab es auch viele öffentliche Aufführungen. Um noch mehr Menschen zu erreichen, produzierte sie schließlich zahlreiche CDs sowie die Video-Dokumentation *„Ein Volk und seine Musik“* mit zehn Videofilmen über die Musiken der verschiedenen ethnischen Gruppen, z.B. über jüdische Volksmusik in Wien und St. Petersburg, die Musik im osteuropäischen ‚Schtetl‘, die Populärmusik und Kunstmusik in Israel oder über die jüdische Musik im Italien des 17. Jahrhunderts, wo Salamone Rossi als erster Chormusik für die Synagoge geschrieben hatte. Der Film *„Sefarim: jüdisch-spanische Musik“* kam sogar ins Finale des New Yorker Filmfestivals. Mit solchen Werken brachte sie die Vielfalt der jüdischen Musikstile in die Konzertsäle. Außerdem entwickelte sie daraus Grundlagen für die Erziehung der Kinder.

Mit Stolz blickt die jung gebliebene ehemalige Fränkin auf ihr Lebenswerk, nicht zuletzt auf die eigenen kompositorischen Arbeiten. *„Ich schreibe Musik“*, sagt sie lapidar, z.B. Chormusik für die Chöre, die sie dirigierte, oder instrumentale Musik für die Kammermusikkonzerte ihrer Schule. Auch hier verbindet sie ihre Liebe zur jüdischen Musik mit ihrem pädagogischen Anspruch, Kindern mittels der Musik das Judentum nahezubringen. *„Diese kompositorische Arbeit“*, sagte Prof. Stahmer 2003 beim oben erwähnten Besuch Jochsbergers in Würzburg, *„ist für die musikalische Praxis bestimmt: Sie schrieb Werke, die für Kinder und Jugendliche geeignet*

sind, mit ihrer Klangsönheit und handwerklichen Vollendung alle Hörschichten erfreuen und den Geschmack auch von Laien treffen.“ Nach ihrem Besuch in Auschwitz komponierte sie ihre Totenklage für Violine, Cello, Mezzosopran und Bariton. Oft griff sie in ihren Kompositionen auch den Gesang des Kantors in der Synagoge auf, wie in ihren Psalmenstücken „Hallel“ oder „Adonai Ma Adam“. Viele ihrer Werke sind in Amerika in Konzerthallen und im Rundfunk aufgeführt worden.

Ihr Verhältnis zu Deutschland empfindet sie, auch nach mehreren Besuchen in Deutschland, in der Bundesrepublik wie in der DDR, als zwiespältig: *„In Deutschland zu sein, ist sehr schwer. Daß man Menschen ‚industriell‘ getötet hat, eine wahrhaftige ‚Mörderindustrie‘ entwickelte, das kann man nicht verzeihen.“*

Dr. Alexander von Papp lebt als freier Autor und Redenschreiber in Randersacker. Sein Berufsweg führte ihn von der Regionalforschung (TU München) über die Tätigkeit in Ministerien (Raumordnungspolitik in Bonn und Brasilien sowie Öffentlichkeitsarbeit im Bundesbauministerium) zur kommunalen Ebene (Öffentlichkeitsarbeit und Pressesprecher der Stadt Würzburg, später Kulturamtsleiter). Seine Anschrift: Euweg 8, 97236 Randersacker, alexander@vonpapp.de.

Bibliographie:

Ingall, Carol K.: Hava N'halela – Tzipora Jochsberger and Her Vision for the Hebrew Arts School, in: Carol K. Ingall (ed.): The Women Who Reconstructed American Jewish Education. 1910–1965. Brandeis University Press. Waltham /MA 2010, S. 188–203.

Hershenson, Sara: Musicologist gives rich legacy to Israel, 2001, in: <http://www.jweekly.com/article/>.

Edelmann, Marsha Bryan: „Tzipora Jochsberger“. Jewish Women: A Comprehensive Historical Encyclopedia. 1 March 2009, in: <http://jwa.org/encyclopedia/article/jochsberger-tzipora-h>.

Anmerkungen:

- 1 Die hier wiedergegebenen Zitate äußerte Frau Jochsberger in Gesprächen und Briefen mit dem Autor.
- 2 Die statistischen Unterlagen der Stadt Leutershausen verzeichnen im Jahr 1910 insgesamt 1.408 Einwohner sowie 1.357 Einwohner im Jahr 1925.
- 3 Namentlich aufgeführt auf der Seite „Leutershausen (Kreis Ansbach)“. Im Kapitel „Zur Geschichte der jüdischen Gemeinde“ in der Dokumentation: Alemannia Judaica, <http://www.alemannia-judaica.de/leutershausen> (kreis ansbach). Hier werden für Anfang der 1930er Jahre zwölf Familien genannt. – Die erwähnten statistischen Unterlagen der Stadt Leutershausen verzeichnen keine Familien, sondern nur Personen. Danach lebten 1910 im Ort 60 jüdische Personen, im Jahr 1932 waren es 32.
- 4 Wie die Zeitschrift „Der Israelit“ vom 5. Februar 1931 berichtete, hetzte die in Nürnberg erscheinende Zeitschrift „Der Stürmer“ in besonderer Weise gegen die Juden in Leutershausen. Der Bericht ist wiedergegeben in „Leutershausen [...]“ (wie Anm. 3) – Kapitel „Aus dem jüdischen Gemeindeleben. Kurz vor der NS-Zeit: Der „Stürmer“ hat es auf die Leutershausener Juden abgesehen (1931)“.
- 5 In einem Gespräch mit dem Autor im Jahr 2011.
- 6 Ebd.
- 7 Bei dieser Gelegenheit sah sie auch Leutershausen wieder. Sie besuchte die mit ihren Eltern befreundete Familie, aber *„an unserem Haus ging ich vorbei, denn ich hatte nicht genug Mut, es von innen wieder zu sehen.“* Das holte sie nach, als sie anlässlich ihres Besuches in Würzburg im Jahr 2003 noch einmal nach Leutershausen kam. Im Juni 2011 ist das Haus abgebrochen worden, um „mehr Platz zum Abbiegen“ zu schaffen (s. Bericht der Fränkischen Landeszeitung vom 9.6.2011).

- 8 Frau Jochsberger reflektierte darüber auch im Gespräch mit Carol K. Ingall: Hava N'halela – Tzipora Jochsberger and Her Vision for the Hebrew Arts School, in: The Women Who Reconstructed American Jewish Education. 1910–1965. ed. by Carol K. Ingall. Brandeis University Press. Waltham /MA 2010, S. 188–203, hier: S. 190.
- 9 Näheres dazu bei Ingall: Jochsberger, S. 191f.
- 10 Einige sind aufgeführt bei Ingall: Jochsberger, S. 202f.
- 11 Bei deren historischer Israel-Reise 1990.

Alexander Biernoth

Gebietsreform: Eingemeindungen vor 41 Jahren

Mit der Eingemeindung von sieben ehemals selbständigen Gemeinden im Jahr 1972 in die Stadt Ansbach wurde die mittelfränkischen Regierungshauptstadt flächenmäßig zur viertgrößten Stadt Bayerns. Die Integration der ehemals selbständigen Gemeinden in die ehemalige Hohenzollern-Residenz kann nach über 40 Jahren als geglückt bezeichnet werden.

Vor rund 41 Jahren, am 1. Juli 1972, wurde die Stadt Ansbach von einer Minute auf die andere von der einst kleinsten kreisfreien Stadt Bayerns zur Viertgrößten: Um Mitternacht 1. Juli 1972 wurden die ehemals selbständigen Nachbargemeinden Bernhardswinden, Brodswinden, Claffheim, Elpersdorf, Hennenbach, Neuses und Schalkhausen eingemeindet und das Stadtgebiet vergrößerte sich von 10 Quadratkilometer auf fast 100 Quadratkilometer. Wichtige zentrale Aufgaben, die die Stadt Ansbach als Oberzentrum hat, konnten erst mit der Gebietsreform gemeistert werden, stellte der damalige Oberbürgermeister Dr. Ernst-Günther Zumach in der Rückschau vor einigen Jahren fest.

Die große Gebietsreform, die im Freistaat Bayern schon in den 1960er Jahren die Wellen hochschlagen ließ und die Gemüter erregte, begann für Ansbach schon 1970. Damals entschloss sich die Gemeinde Eyb mit dem Bürgermeister Gustav Reitelshöfer an der Spitze zu einem freiwilligen Zusammenschluss mit Ansbach. Nach der Eingemeindung Eybs 1970 umfasste die Stadt Ansbach schon eine Fläche von 2.203 Hektar. Die größten Neuerwerbungen waren 1972 Schalkhausen mit 1.489 Hektar Fläche und Elpersdorf mit 1.481 Hektar.

Was heute teilweise unverständlich anmutet, das spielte damals eine oft entscheidende Rolle: Die Grenzen der Pfarreien und Kirchengemeinden und die konfessionelle Zugehörigkeit der Bevölkerung. Bestes Beispiel ist die Eingemeindung Claffheims. Hier gab die Zugehörigkeit der überwiegend evangelischen Bevölkerung zur Kirchengemeinde Brodswinden den Ausschlag für die Eingemeindung nach Ansbach und nicht ins eher katholisch geprägte Burgoberbach. Die ehemals selbständige Gemeinde Claffheim mit den Ortsteilen Winterschneidbach und Hohe Fichte umfasste 634 Hektar Fläche und hatte 350 Einwohner. Die Gemeinde gehörte zum damaligen Landkreis Feucht-

wangen. Eigentlich war lange Zeit klar, dass Claffheim im Zuge der Gebietsreform nach Burgoberbach eingemeindet würde. Zu Beginn des Jahres 1971 hatte aber die Stadt Ansbach in ihre Überlegungen auch die Eingemeindung Claffheims mit einbezogen, und der Gemeinderat um Bürgermeister Friedrich Schletterer zeigte sich den Plänen aufgeschlossen. Die wesentlichsten Argumente, die für einen Anschluss an Ansbach sprächen, so berichtete damals die Fränkische Landeszeitung, seien die Stadtnähe, die wirtschaftlichen Verbindungen und das Zusammengehörigkeitsgefühl zur evangelischen Pfarrgemeinde Brodswinden. Ansbachs Oberbürgermeister Dr. Ernst-Günther Zumach sicherte in einer ersten Bürgerversammlung im Februar 1971 „tragbare Bedingungen“ für die Eingemeindung zu.

Der Gemeinderat Burgoberbachs reagierte im Mai 1971 mit einem Gegenvorschlag: Die Autobahn sollte die Südgrenze der Stadt Ansbach bilden, da auf dem Gemeindegebiet Claffheims wegen der vielen Hochspannungsleitungen, so der Beschluss der Burgoberbacher Räte, eine Bebauung mit Industriebetrieben unmöglich sei. Lediglich die Gemeindeteile Claffheims nördlich der Autobahn sollten nach Ansbach eingemeindet werden, als Ausgleich sollten unbebaute Flächen aus den Ortsfluren Gösseldorf und Wolfartswinden zu Claffheim kommen. Einfach nicht mehr einzusehen sei, so die Burgoberbacher Gemeinderäte in ihrem Beschluss, dass bei der Gestaltung neuer politischer Gebietseinheiten vom Standort der Kirche oder des Kirchturms ausgegangen werden müsse oder solle. Die Fränkische Landeszeitung berichtete weiter: „Wenn die Zugehörigkeit der Gemeinde Claffheim zur Kirchengemeinde Brodswinden und der Wunsch der Bürger der Gemeinde Claffheim, diese

‚Verflechtung‘ für einen gemeinsamen Weg in die Zukunft zu erhalten, der maßgeblich Grund für einen Anschluss an Ansbach ist, dann muss, so die Burgoberbacher, auch einmal gesagt werden, dass diejenigen, die so großen Wert auf die Erhaltung der konfessionellen Bindungen legen, auch daran denken sollten, dass zur evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Brodswinden auch die evangelischen Bürger Burgoberbachs, insgesamt 170 Einwohner, gehören.“

Nachdem bereits der Gemeinderat sich für einen Anschluss an Ansbach entschieden hatte, stimmten am 6. Juni 1971 die Bürger der Gemeinde Claffheim über die Eingemeindung ab, und das Ergebnis war mehr als eindeutig: Bei einer Wahlbeteiligung von 98 Prozent stimmten in Winterschneidbach 98 Bürger oder 94,2 Prozent für Ansbach und fünf Bürger für Burgoberbach, und in Claffheim selbst waren von 96 Wählern 69 oder 71,8 Prozent für Ansbach und 26 für den Anschluss an Burgoberbach. Zwei Wahlberechtigte wollten weiterhin die kommunale Selbständigkeit erhalten wissen.

Die Bürger Brodswindens stimmten erst im November 1971 über die Eingemeindung nach Ansbach ab. Auch hier war das Ergebnis eindeutig: 93,2 Prozent der Einwohner stimmten für den freiwilligen Zusammenschluss mit der Stadt Ansbach. Der damalige Bürgermeister Hans Käßlinger hatte prognostiziert, dass spätestens 1976 eine Zwangseingemeindung nach Ansbach oder Burgoberbach verordnet würde. Die Brodswindner entschieden sich für Ansbach, wobei hier die konfessionelle Zugehörigkeit nicht als ausgesprochener Grund angegeben wurde. Bei der Unterzeichnung des Eingemeindungsvertrages mit Brodswinden am 24. November 1971 sagte OB Dr. Zumach: „Wir wissen, was sie als gutgeführte, fortschrittli-

che, selbständige Gemeinde aufgeben, und darum ist es für die Stadt doppelte Verpflichtung dieses Vertrauen der Brodswindner zu rechtfertigen.“

Schon früher, nämlich am 16. September 1970 hatte der Eyber Gemeinderat unter Führung von Bürgermeister Gustav Reitelshöfer die Eingemeindung beschlossen, die dann bis zum Jahresende 1970 vollzogen wurde. Schon lange vor dem Eingemeindungsbeschluss waren die Stadt Ansbach und die Gemeinde Eyb zusammengewachsen und bildeten optisch eine Einheit. Mit der Eingemeindung Eybs wuchs Ansbach von 29.955 auf 32.672 Einwohner an, und die Fläche des Stadtgebietes vergrößerte sich von 984 auf 2.203 Hektar.

Vor 41 Jahren endete auch die kommunale Selbständigkeit der Gemeinde Schalkhausen mit ihren Ortsteilen Dornberg, Neudorf, Geisengrund, Scheermühle, Walkmühle und Steinersdorf. Der Gemeinderat Schalkhausen hatte unter Vorsitz von Bürgermeister Hans Wedel sich dem Druck der Gebietsreform gebeugt und der Eingemeindung in die Stadt Ansbach zugestimmt. Die Gemeinde Schalkhausen, die bis 1972 zum Landkreis Ansbach gehörte, umfasste ein Gebiet von 1.489 Hektar einschließlich der gemeindefreien Gebiete Schönfeldwald und Bocksbergwald. Bei der Eingemeindung betrug die Einwohnerzahl 1.342 Bürger, die mit Beginn des 1. Juli 1972 Bürger der kreisfreien Stadt Ansbach wurden. Noch 1969 hatte sich die Bevölkerung gegen eine freiwillige Eingemeindung nach Ansbach ausgesprochen. In einer Bürgerversammlung hatte sich damals nur ein Schalkhäuser für die Eingemeindung ausgesprochen.

Oberbürgermeister Dr. Ernst-Günther Zumach hat im Rückblick festgestellt: *„Der Startschuss für die Entwicklung Ansbachs zum Oberzentrum sowie für die Anerkennung dieser Aufgabe als Hauptziel der eigenen Stadtentwicklung, die zugleich die Belange der Region mit erfasst, konnte zwischen 1970 und 1972 gegeben werden. Dieser entscheidende kommunalpolitische Erfolg wurde ermöglicht durch Eingemeindungsverträge mit den damaligen Nachbargemeinden. Der freiwillige Zusammenschluss mit der Stadt Ansbach, auf die diese Randgemeinden ohnehin ausschließlich bezogen waren, stellte die Stadt Ansbach vor neue Aufgaben, die in ihrem Ausmaß erst im Laufe der nachfolgenden Jahre voll erkannt werden konnte. Die vertragliche Grundlage dieser kommunalen Gebietsreform auf der Basis der Freiwilligkeit hatte zur Folge, dass erhebliche Investitionsverpflichtungen in den eingemeindeten Stadtteilen übernommen werden mussten, die zum Teil ihren Ursprung in einer gewissen Eigeninteressenlage hatten“,* so der damalige Oberbürgermeister Dr. Ernst-Günther Zumach.

Alexander Biernoth, geboren 1970 in Ansbach, nach Abitur und Zivildienst Studium der Fächer Deutsch, Geschichte und Sozialkunde für das Lehramt an Gymnasien in Erlangen. Seit dem Referendariat als Lehrer in Ansbach tätig. Seit 2002 stellvertretender Vorsitzender und seit 2006 Vorsitzender der Gruppe Ansbach im Frankenbund. Seine Anschrift: Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach, biernoth@ansbach.org.

Gabi Rudolf

Eine „Schatzkammer“ voller Antworten: Genisot gewähren Einblicke in die historische Lebenswelt der Juden in Franken

In einem zweitägigen interdisziplinären Workshop widmeten sich im vergangenen November Nachwuchswissenschaftler aus ganz Deutschland im unterfränkischen Veitshöchheim einer besonderen Quellenart. Einzigartige Facetten jüdischen Lebens in Franken kamen dabei ans Licht.

Eine besondere Quellenart gewährte am letzten Wochenende des vergangenen Novembers neue und aufschlussreiche Einblicke in die jüdische Geschichte Frankens der letzten Jahrhunderte. Das ehrenamtliche Engagement zweier Doktorandinnen – Rebekka Denz und der Verfasserin dieses Berichts – ermöglichte es, dass zum ersten Mal ein Workshop zur Bearbeitung dieses speziellen Quellenmaterials für Nachwuchswissenschaftler im Jüdischen Kulturmuseum Veitshöchheim stattfand. Bereits im Vorfeld, bei einer von der Vereinigung für Jüdische Studien an der Universität Bamberg durchgeführten Nachwuchstagung im Februar des vergangenen Jahres, hatte sich das große Interesse der dort anwesenden Judaisten und Historiker an den unbearbeiteten Schätzen der Genisa-Forschungsstelle in Veitshöchheim gezeigt. Diesem Impuls folgend wurde ein Arbeitswochenende organisiert, das Ende November zwölf Doktoranden und Post-Doktoranden aus ganz Deutschland nach Veitshöchheim lockte. Dort wurden Quellen in hebräischer, jiddischer

und deutscher Sprache aus dem reichen Inventar der Forschungsstelle ausgewählt und den Teilnehmern des Workshops zur Bearbeitung zur Verfügung gestellt.

Die Entstehung des Genisaprojekts Veitshöchheim ist in engem Zusammenhang mit der Entstehung des Jüdischen Kultur museums in Veitshöchheim zu sehen. Im Zuge der Renovierungsarbeiten an den Gebäuden des heutigen Museums wurde auf dem Dachboden in den 1980er Jahren ein umfangreiches Depot unterschiedlicher Schriftstücke, Textilien und Gegenstände entdeckt, die dort in den vorangegangenen Jahrhunderten von Mitgliedern der jüdischen Gemeinde abgelegt worden waren. Dieser geborgene Fund war die Geburtsstunde des Genisaprojekts Veitshöchheim, welches 1998 gegründet, heute als zentrale Einrichtung Genisafunde aus ganz Franken sichtet und durch eine Inventarisierung die zum großen Teil fragmentarisch erhaltenen Fundstücke einer weiteren Nutzung zugänglich macht. Die Teilnehmer des Workshops machten sich daran, die in Veitshöchheim gelagerten Schätze zu heben, dabei wurden die untersuchten Genisa-Stücke der Bedeutung des Wortes „Genisa“ als „Schatzkammer“ vollends gerecht. Das hebräische Wort „Genisa“, im Plural „Genisot“, bezeichnet einen spezifischen Ort im Gebäude einer jüdischen Gemeinde – eine Art Magazin oder Depot –, das die Aufgabe erfüllt, nach den Gesetzen der jüdischen Region nicht mehr nutzbare, religiöse Texte und Literatur sowie Kult-

gegenstände aufzubewahren. Die Inhalte der oft bruchstückhaften Textschnipsel, die zumeist in deutscher, hebräischer oder jiddischer Sprache verfasst sind, gewähren aufgrund ihrer Vielgestaltigkeit zum Teil überraschende Einblicke in die historische Lebenswelt jüdischer Gemeinden in Franken. Mit großer Neugier und Motivation begannen die Teilnehmer des Workshops die Bearbeitung dieses interessanten Quellenmaterials.



*Abb.: Teilnehmer des Workshops bei der Arbeit
Photo: Gabi Rudolf.*

Um sich der in Veitshöchheim vorhandenen Materialfülle angemessen zu nähern, wurde den Workshop-Teilnehmern eine Auswahl an Quellenstücken aus Altenkunstadt, Altenschönbach, Reckendorf und Veitshöchheim vorgelegt. Bearbeitet wurden beispielsweise Schreibübungen eines Schülers aus Altenkunstadt aus dem Französisch-Unterricht, die hebräischen Notizen eines Gewürzhändlers aus Veitshöchheim und überlieferte Liedzeilen, ebenfalls verfasst in hebräischer Schrift. Erstaunliche Einsichten lieferten zudem viele deutsche Textfragmente wie einige Protokolle einer Leichenschau oder persönliche Briefe an Familienangehörige, beides Stücke der Genisa Altenkunstadt. Zeitlich sind die Untersuchungsobjekte, die ein facettenreiches Bild der jüdischen Gemeinden zeichnen, auf das 18. und 19.

Jahrhundert zu datieren. Im Rahmen des Workshops konnte jeder Teilnehmer mindestens eine Quelle bearbeiten. Die außergewöhnliche Möglichkeit, authentisches Quellenmaterial zur jüdischen Geschichte Frankens direkt zu erforschen, beförderte einen regen Austausch der Teilnehmer untereinander. Erste Erkenntnisse und überraschende Entdeckungen wurden bis in die Abendstunden besprochen und diskutiert. Die Arbeitsergebnisse werden derzeit für eine Publikation aufbereitet, um die Quellentexte sowie eine erste Einordnung derselben einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die im Entstehen befindliche Veröffentlichung wird großzügig von der Simon-Höchstheimer-Gesellschaft Veitshöchheim finanziell gefördert.

Eingebettet in ein korrespondierendes Rahmenprogramm wurde die intensive Auseinandersetzung mit der Geschichte des fränkischen Judentums zusätzlich gefördert. Nach einem gemeinsamen Abendessen am Freitag leitete die Führung von Frau Dr. Martina Edelmann durch die Räumlichkeiten des Jüdischen Kultur Museums Veitshöchheim am Samstagvormittag den Workshop am Ort des Geschehens ein. Im Anschluss daran rundete Herr Prof. Dr. Rolf Kießling von der Universität Augsburg mit einem Impulsreferat zur Geschichte des fränkischen und bayerisch-schwäbischen Judentums in der Frühen Neuzeit die Einführung gelungen ab. Die Ausführungen des Landeshistorikers mit Hauptaugenmerk auf das christlich-jüdische Beziehungsgeflecht in Schwaben lieferten wichtige Hinweise zum tieferen Verständnis der im Folgenden bearbeiteten Quellen. Der produktive Austausch der Workshop-Teilnehmer war einer emsigen Arbeitsatmosphäre so zuträglich, dass die Quellenarbeit bis zur Abfahrt der Teilnehmer am Sonntagnach-

mittag nur von einer Führung durch den Ort und den historischen Hofgarten des Schlosses Veitshöchheim am Sonntagmorgen unterbrochen wurde.

Erst die großzügige finanzielle Unterstützung mehrerer Institutionen, wie der Gemeinde Veitshöchheim sowie der Freunde Mainfränkischer Kunst und Geschichte, machte die Realisierung dieses Workshop-Projekts in Veitshöchheim möglich. Aufgrund der gelungenen Kooperation zwischen der Vereinigung für Jüdische Studien e.V. (Vertreterin: Rebekka Denz) und dem Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte der Universität Würzburg (Vertreterin: Gabi Rudolf) wird auch für die Zukunft die Fortführung dieses Projekts angestrebt, um sich dem anspruchsvollen Quellenmaterial Genisot angemessen zu nähern. Bisher konnte bei diesem ersten Workshop nur ein kleiner Bruchteil des vorhandenen Materials bearbeitet werden; so ist nach einem ersten Blick in die

Schatzkammer Genisa anzunehmen, dass dort noch viele weitere wertvolle Erkenntnisse schlummern.

Kontakt über Email: gabi.rudolf@uni-wuerzburg.de oder denz@landjudentum-unterfranken.de

Gabi Rudolf konzipierte und realisierte (Eröffnung 2012) im Anschluss an ihr Studium in Erlangen, Würzburg und Salamanca als freiberufliche Historikerin ein dauerhaftes Ausstellungsprojekt für die ehemalige Synagoge in Arnstein (Unterfranken). Aktuell ist sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für „Museologie und materielle Kultur“ der Julius-Maximilians-Universität Würzburg tätig. Ihre Anschrift: Institut für Deutsche Philologie, Professur für Museologie, Oswald-Külpe-Weg 86, 97074 Würzburg, gabi.rudolf@uni-wuerzburg.de.

Ute Feuerbach

„Wenn schon sinnlich, dann bis ins Detail“

10 Jahre Museum Barockscheune in Volkach am Main

Der Heimatverein Volkacher Mainschleife hat sich seit seiner Gründung im Jahr 1994 dem Aufbau und der Betreuung eines stadtgeschichtlichen Museums verschrieben. In diesem Jahr kann der Verein mittlerweile auf zehn Jahre „Museum Barockscheune“ zurückblicken. Dieser Rückblick ist eine kleine Erfolgsgeschichte, die vom Engagement der Mitstreiter und der gelungenen Museumseinrichtung geprägt ist.

Die Museumslandschaft hat sich im letzten Jahrzehnt, als die Stadt Volkach mit Unterstützung des Heimatvereins Volkacher Mainschleife im ehemaligen Feuerwehrhaus in der Weinstraße ihr stadt- und regionalgeschichtliches Museum eröffnen und mit Hilfe vieler engagierter Ehrenamtlicher auch betreiben konnte, rasant verändert. Das Museum Barockscheune war bisher gut darauf vorbereitet und kann mit seinem Programm beruhigt in die Zukunft blicken, solange uns die Kräfte nicht ausgehen.



Abb. 1: Das Volkacher Salbuch.

Zunächst waren es die unterschiedlichen Wechsel- und Wanderausstellungen im Erdgeschoß, die das Haus besonders mit Leben von Ostern bis Weihnachten füllten. Große Museen stecken heute viel Geld in solche Sonderveranstaltungen, um die Daseinsberechtigung nicht weiter in Frage stellen zu lassen. In Volkach ist es längst eine Selbstverständlichkeit, sich den Themen der Zeit zu widmen.

Die einfühlsame Renovierung eines Denkmals in der Stadt und die Nutzung als Museum waren bald mit Preisen bedacht worden und strahlten so über die Region hinaus aus. Auch andere Museumsprojekte im Kitzinger Landkreis fanden darin ein Vorbild. Das Volkacher Museum ist bis heute ein wichtiges Anschauungsobjekt des Architekturnachwuchses.

Nur die Dauerausstellung, der Kern des Museums, mußte mit viel Engagement des Vereins und vor allem der ehrenamtlichen Helfer am Empfang immer wieder in den Mittelpunkt gerückt werden. Mit

Ernst, aber mit viel Humor versuchten sie sich an der Umsetzung der von hauptamtlichen Museumsfachleuten angebotenen Museumspädagogik. Auch diese Initiative strahlte in den Landkreis aus.

Insbesondere das eigene Interesse an der Kulturlandschaft der Mainschleife ließ die Volkacher Museumshelfer und Vereinsmitglieder an manchen Vor- und Nachmittagen ausharren, um sich selbst mit den Exponaten zu beschäftigen und ihre Erfahrungen an den Besucher weiterzugeben. Jedes neue Museumsjahr bot sich an, um sich entweder in der gemeinsamen Runde oder im lebhaften Gespräch bei ungezwungenem Zusammentreffen im Haus einzubringen. Die kleine Gruppe hat sich trotz beständigem Wechsel gemauert und vor allem gefestigt.

Es waren natürlich die Besucher, die den Museumshelfern in dem vergangenen Jahrzehnt Freude bereitet haben, weil sie nicht mit Lob sparten und gerne ihre Überraschung offenlegten, daß die kleine Stadt ein solches Museum bereithält, und weil sie Fragen zu den kleinen Details hatten, wie zum Beispiel zum Volkacher Salbuch (Abb. 1) und zum Stadtmodell (Abb. 2) im ersten Stock oder gar zur Menuekarte, die zur Eröffnung der Eisenbahnstrecke nach Volkach als Andenken gedruckt worden war und im zweiten Stock zu entdecken ist. Die bewundernswerte Zimmerarbeit am barocken Dachstuhl oder die saubere Maurerarbeit hat zufällig vorbeikommende Interessierte davon überzeugt, daß es einen Sinn hat, in kleineren Museumstandorten wie in Volkach Geschichte einen Raum zu geben, auch wenn es nur eine Scheune ist, die von der reichen Vergangenheit der Stadt zeugen kann. Die Dauerausstellung bringt allen Besuchern nahe, wie wichtig Sammeln, Erhalten und Weitergeben ist.

Wenn nun zu Beginn des Jahres 2013 Joseph Hanimann im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung zu einer bunten Ausstellung „Tausendundeine Nacht“ in Paris titelte *„Wenn schon sinnlich, dann bis ins Detail“*, dann hat er tatsächlich das auf den Punkt gebracht, was das Museum Barockscheune in Volkach schon seit zehn Jahren seinen Besuchern, aber auch den Helfern bietet. Nur ist das Gebotene nicht aus dem Orient und braucht auch nicht das Flair von tausendundeiner Nacht. Wenn es noch nicht alle Volkacher zu schätzen wissen, so ist das Schatzkästlein Museum Barockscheune noch immer allemal wert, mit einem Besuch beehrt zu werden. Im günstigen Eintrittspreis inbegriffen ist für den Besucher das Gefühl, in die Geschichte der Stadt Eintritt zu finden oder für den Volkacher, in der Geschichte der Stadt sich sinnlich zu Hause zu fühlen. Dies wollen wir gemeinsam mit den Museumshelfern im ersten Jubiläumsjahr 2013 in Bild und Wort fassen. Sie werden die Dauerausstellung mit ihren individuellen Erlebnissen und Eindrücken bereichern, auch wenn sie nicht im Dienst sind. Freuen Sie sich mit den Mitgliedern des Heimatvereins Volkacher Mainschleife e.V. und mit den Museumshelfern auf die Jubiläumssaison und lassen Sie uns zu Beginn des 21. Jahrhunderts weiter Geschichte machen, als Helfer und als Besucher, denn *„wenn schon sinnlich, dann bis ins Detail.“*

Museum Barockscheune Volkach:
 Öffnungszeiten: ab Ostern jedes Wochenende von Freitag bis Sonntag von 11.00 bis 17.00 Uhr,
 Sonderöffnungen für Gruppen nach Anmeldung im Tourismusbüro der Stadt Volkach;
 behindertengerecht,
 ausgestattet mit einem Kinderpfad.



Abb. 2: Das Stadtmodell von Volkach im Jahr 1830.

<http://museum-barockscheune.de/>
 Kooperation mit der Landesausstellung in Schweinfurt „Main und Meer“,
 Anfahrt mit der Mainschleifen-Bahn
 ab Seligenstadt möglich. Näheres unter
www.volkach.de.

Dr. Ute Feuerbach, M.A., freiarbeitende Historikerin, ehrenamtlich tätige Stadtarchivarin von Volkach, als 2. Vorsitzende des Heimatvereins Volkacher Mainschleife unmittelbar involviert in die Ausstellungsbetreuung, insbesondere zuständig für die Erstellung historischer Sonderausstellungen, und in der Museumsaufsicht tätig. Ihre Anschrift: Gründleinstraße 3, 97332 Volkach, upia-feuerbach@t-online.de.

Carlheinz Gräter: **Hohenloher Raritäten. Geschichte und Geschichten.** Tübingen (Silberburg-Verlag) 2009, ISBN 978-3-87407-901-3, 159 S., zahlr. Farb- u. s/w. Abb., 17,90 Euro.

In 20 Essays blättert Carlheinz Gräter, Kenner von Land und Leuten, Raritäten der Kulturlandschaft um Tauber und Jagst, Kocher und Ohrn auf: Der Graureiher als Wappenvogel der unverdorbenen Landschaft; die Wirkungsgeschichte der Wasserweiber; Brückengeschichten; der Streit um die Tauberquelle; Steinriegel; der seit einem halben Jahrtausend gehütete Krötenstein der Gräter; Dr. Faustus in Hall; der Weikersheimer Graf Wolfgang als mutmaßlicher Urururgroßvater Goethes; die Renaissance der Rebsorte Tauberswarz; Beethoven in Mergentheim; die Rebellion der Deutschordensbauern gegen Württemberg 1809; Mörike als Petrefaktensammler; Prinz Constantin in Weikersheim; Hermann Lenz und sein Hohenlohe, und noch vieles mehr. Die so temperamentvollen wie informativen Beiträge mit Photos von Irmgard Rohloff und historischen Graphiken wecken Appetit auf Fahrten ins nachbarlich fränkische Land und auf weitere Bände dieses Genres.

Marianne Erben

Volker Rößner/Helmut Hammerich: **Die Familie Fuchs von Bimbach und Dornheim im Deutschen Kaiserreich. Ein Lebensbild in Briefen aus dem Nachlass des Reinold Frhr. Fuchs von Bimbach und Dornheim (1845–1903).** (Veröffentlichungen der Gesellschaft für frän-

kische Geschichte, Reihe IX. Band 57). Stegaurach (Wissenschaftlicher Kommissionsverlag) 2011, ISBN 978-3-86652-957-1, geb., 24,5 x 17,5 cm, 1.032 S., zahlr. Abb., 10 Stammtafeln, 49,80 Euro.

Bei dem hier zu besprechenden Buch handelt es sich um ein gemeinschaftliches Werk von Volker Rößner und Helmut Hammerich. Das Buch stellt die Familiengeschichte derer Fuchs von Bimbach und Dornheim im Deutschen Kaiserreich in der Form einer Briefedition dar. Reinold Fuchs von Bimbach und Dornheim war ein bayerischer Artillerieoffizier, der 1881 zur preußischen Artillerieprüfungskommission (APK) abkommandiert wurde. Dort wirkte er zuerst als Referent, später als Chef der APK maßgeblich an der Entwicklung von rauchfreiem Pulver und der neuen Stahlmunition für die schwere Artillerie mit. Seine Tätigkeit in der APK war so wichtig und erfolgreich, dass Kaiser Wilhelm II. ihm später sogar den Abschied verwehrte und ihn persönlich im Dienst zu bleiben bat. Die abgedruckten Briefe zeichnen jedoch nicht nur seinen militärischen Werdegang nach, sondern vermitteln auch zahlreiche Einblicke in die Adelsgesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Die Edition ist so gestaltet, dass der Leser über 20 Jahre hinweg am bewegten Leben der Familie Fuchs von Bimbach und Dornheim teilnehmen kann.

Reinold Fuchs von Bimbach und Dornheim wurde 1845 als sechstes Kind des königlich bayerischen Kammerherrn Franz Lothar Fuchs von Bimbach und Dornheim in Würzburg geboren. 1859 trat er in die königliche Pagerie in München ein und erhielt dort eine humanistische Ausbildung, die ihn auf alle möglichen zukünftigen Aufgaben vorbereiten sollte. 1863 trat er als Unterleutnant in

das königlich bayerische 2. Artillerieregiment in Würzburg ein und machte in der 4. Batterie den Krieg von 1866 mit. Vier Jahre später nahm er auch am Deutsch-Französischen Krieg teil. 1871 heiratete er seine Verlobte Rosa Freiin von Malowetz. Im gleichen Jahr wurde ihr erster Sohn, Otto Ernst, genannt „Erl“, geboren. Nach mehreren Versetzungen und der Geburt weiterer Kinder, wurde Reinold Fuchs von Bimbach und Dornheim 1881 als Referent zur APK nach Berlin abkommandiert. Dort war er zunächst für die Entwicklung einer neuen Brisanzgranate für den schweren 21cm Mörser verantwortlich. Er entwickelte für diesen die C/83 Granate. 1889 wurde ihm dann die Leitung der Abteilung II (Schwere Artillerie) der APK übertragen, 1895 wurde er gar „Präses“ der APK. In seiner Zeit als Leiter der APK wurden die ersten deutschen Schnellfeuergeschütze mit Rohrrücklauf für die Feldartillerie und mehrere neue Modelle für die Fußartillerie entwickelt. Außerdem wurden neue Brisanzgranaten aus Stahl für diese Modelle erfunden. 1903 erlag Reinold Freiherr Fuchs von Bimbach und Dornheim im Alter von gerade 58 Jahren überraschend einem Krebsleiden. Kurz darauf folgte ihm seine Frau Rosa im Tode nach.

Die Autoren gehen in ihrer Einleitung zuerst auf die Entstehung des Buches ein. Anschließend wird die Familie derer von Bimbach und Dornheim näher beschrieben. Ein weiterer Teil beschäftigt sich mit dem Werdegang Reinolds Fuchs von Bimbach und Dornheim und anschließend mit der „Briefkultur“ als verbindendem Band der Familie. Den letzten Teil der Einleitung bilden editorische Hinweise sowie Erläuterungen der Herausgeber

über die benutzten Archivalien und den Anmerkungsapparat.

Der eigentliche Briefwechsel selbst stellt mit ca. 900 Seiten den umfangreichsten Teil des Buches dar. Erläuterungen zwischen den Briefen und eine Fülle von Photographien geben ein anschauliches Bild der in den Korrespondenzen erwähnten Personen, Orte und Ereignisse. Die Briefedition endet mit dem Tod der Rosa Freifrau Fuchs von Bimbach und Dornheim 1905. Im Epilog wird das weitere Schicksal der Kinder kurz und prägnant erläutert. Er enthält auch Briefe anderer Verwandter, die das Bild der Adelsfamilie Fuchs von Bimbach und Dornheim im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert abrunden.

Der Anhang des Buches besteht aus einer Zeittafel (1881–1905), einem Glossar, das die wichtigsten Abkürzungen und Fachbegriffe erklärt, und den Quellen- und Literaturangaben, welche dem Leser das Heranziehen von weiterer Fachliteratur erleichtern. Mehrere Stammtafeln der Familien Fuchs von Bimbach und Dornheim, von Malowetz und anderer verwandter Adelsfamilien schaffen die Möglichkeit zur schnellen Verortung einzelner Personen. Den Abschluß des Anhangs bilden das Register und ein Abbildungsnachweis. Der schön gestaltete Einband des Buches beinhaltet auf seiner Innenseite eine Karte von Berlin im Jahre 1900, in der die Wohnungen der Familie Fuchs von Bimbach und Dornheim und die Gebäude der APK eingezeichnet sind. Für den militärhistorisch und sozialgeschichtlich interessierten Leser sowie den Adelsforscher und Landeshistoriker ist diese Briefedition eine große Bereicherung.

Georg Menig

Schweinfurt, Hafen und mehr!

Unterfränkische Regionaltagung in Verbindung mit der bayerischen Landesausstellung in Schweinfurt am 1. Juni 2013

Die Unterfränkische Regionaltagung, die auch in diesem Jahr wieder am 1. Juni – diesmal ein Samstag – stattfindet, macht heuer Halt in Schweinfurt. Auf dem Programm stehen die Besichtigung der Landesausstellung *Main und Meer* sowie eine Fahrt auf dem Schiff durch den Schweinfurter Hafen und mainaufwärts.

Wir treffen uns um 10.00 Uhr vor der Kunsthalle Schweinfurt, Rüfferstraße 4, zur geführten Besichtigung durch die bayerische Landesausstellung *Main und Meer*.

Anschließend gibt es Gelegenheit zu einer kurzen Stadtführung durch den Innenstadtbereich von Schweinfurt.

Nach einer individuell zu gestaltenden Mittagspause geht es um 14.00 Uhr mit dem *MS Mainfranken* weiter; Treffpunkt ist die Schiffsanlegestelle Gutermann-Promenade (lt. Prospekt nur ca. 750 m von der Kunsthalle entfernt).

Auf dem Schiff wird Ihnen die frühere Oberbürgermeisterin von Schweinfurt, Frau Gudrun Grieser, vom Schiff aus den Schweinfurter Hafen erläutern und bei einer anschließenden Weiterfahrt mainaufwärts Informationen über die Entwicklung Schweinfurts von einer Industriestadt zu einer Kulturstadt geben.

Die Tagung endet gegen 16.00 Uhr an der Schiffsanlegestelle Gutermann-Promenade in Schweinfurt.

Preis pro Person inkl. Führungen und Schiff-Fahrt: 20,00 €.

Bitte melden Sie sich bei Ihrer Gruppe möglichst frühzeitig an, denn einige Gruppen bieten einen Bustransfer an. Geben Sie bitte auch Bescheid, ob Sie an einer Stadtführung teilnehmen möchten.

Anmeldung von Einzelpersonen (Anmeldeformular siehe nebenstehend) auch in der Bundesgeschäftsstelle des *FRANKENBUNDES*, Stephanstraße 1, 97070 Würzburg; Tel. Nr.: 0931-56712 / Fax Nr.: 0931-45253106 / E-Mail: info@frankenbund.de möglich.

Anmeldung zur Unterfränkischen Regionaltagung *Schweinfurt, Hafen und mehr* am 1. Juni 2013

Hiermit melde ich mich / melden wir uns verbindlich zu der Unterfränkischen Regionaltagung am 01. Juni 2013 an:

.....
Name Vorname

.....
Name Vorname

.....
Straße Ort

Die Teilnahmegebühren in Höhe von € zahle ich / zahlen wir bis zum **27. Mai 2013** auf das Konto des *FRANKENBUNDES*: 42001487 bei der Sparkasse Mainfranken (BLZ 790 500 00) ein.

.....
Datum Unterschrift

☐ An der Stadtführung nehme ich / nehmen wir teil.

Anmeldung bitte einreichen bei: *FRANKENBUND* e.V., Stephanstraße 1, 97070 Würzburg; Tel. Nr.: 0931-56712; Fax Nr.: 0931-45253106; E-Mail: info@frankenbund.de
Anmeldeschluss: **27. Mai 2013**.

Bestellformular für Einbanddecken

Name:

Anschrift:

.....

.....

Hiermit bestelle ich verbindlich folgende Einbanddecke(n):

Anzahl

Jahrgang

.....

Jahrgang 2012 (Stückpreis von 9,00 €)

.....

Jahrgang:
gewünschter Jahrgang angeben (Stückpreis von 9,00 €)

zzgl. Versandkosten.

Datum:

Unterschrift:

Bitte senden Sie Ihre Bestellung bis zum 30. April 2013 an die Bundesgeschäftsstelle des
FRANKENBUNDES, Stephanstrasse 1, 97070 Würzburg,
Fax-Nr: 0931 – 45 23 31 06 oder per E-Mail: info@frankenbund.de.

Inhalt

Aufsätze

Werner Eberth

Franken 1866 – Folge 4: Das Kriegsjahr 1866 im Spiegel der „Saal-Zeitung“ 78

Bernd Schätzlein

Warum die Helmstädter „Blomäuser“ genannt werden 114

Kunst und Kultur

Anne Kraft

„Darf ich bitten?“ – Eine Dokumentation zu Tanzsälen der 1950er und
1960er Jahre im Landkreis Haßberge 120

Frankenbund intern

Unser Erster Bundesvorsitzender Herr Dr. Paul Beinhofer wurde 60 Jahre alt . . . 149

Einladung zum 3. Fränkischen Thementag „Bergbau in Franken“
am 20. Juli 2013 in Goldkronach 149

Veranstaltungsplan zum 3. Fränkischer Thementag am 20. Juli 2013 151

Achtung: Bundestag ab diesem Jahr im Herbst! Einladung zum 84. Bundestag
des FRANKENBUNDES am 12. Oktober 2013 in Bayreuth 152

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Werner Eberth	Ehrenamtlicher Kulturreferent des Landkreises Bad Kissingen Maxstraße 36, 97688 Bad Kissingen, eberth.bk@t-online.de
Anne Kraft M.A.	Volkskundlerin, Museumspädagogin Fränkisches Freilandmuseum Fladungen Bahnhofstraße 19, 97650 Fladungen; a.kraft.fladungen@bezirk-unterfranken.de.
Bernd Schätzlein	Fachkrankenpfleger Hochstatt 13 a, 97264 Helmstadt, heinrichschaetzlein@online.de

Werner Eberth

Franken 1866 – Folge 4: Das Kriegsjahr 1866 im Spiegel der „Saal-Zeitung“

Der Verfasser glaubte, in der damaligen Kissinger Heimatzeitung nähere Einzelheiten über das Gefecht um Kissingen am 10. Juli 1866 zu finden. Die damalige „Kissinger Saal-Zeitung“ hatte jedoch keine Berichterstatter, sie druckte nur amtliche Verlautbarungen, Anzeigen und überregionale Zeitungen ab. Diese zusammengestellt, ergeben jedoch einen interessanten Einblick in das Kriegsjahr 1866.

In Deutschland – und damit auch im Frankenlande – gab es seit dem Ende der napoleonischen Kriege 1813 lange Zeit keine kriegesischen Ereignisse mehr. Erst 1864 kam es zum Krieg des Deutschen Bundes mit dem Königreich Dänemark wegen des Herzogtums Schleswig, das im Gegensatz zum Herzogtum Holstein (nur) als deutsches Lehen zum Königreich Dänemark gehörte.

Die Herzogtümer Holstein und Lauenburg gehörten dagegen zum Deutschen Bund, der dänische König war insoweit auch deutscher Bundesfürst. 1863 erklärte Dänemark in einer neuen Verfassung Schleswig zum Teil des Königreichs Dänemark, obwohl es nur als Lehen dazu gehörte und vom Herzogtum Holstein „*Up ewig ungedeelt*“ (Auf ewig ungeteilt) sein sollte. Der deutsche Bundesstaat Preußen unter Führung seines Ministerpräsidenten Graf Otto von Bismarck brachte es fertig, dass der Deutsche Bund 1863 einen Krieg gegen Dänemark führte. Man hatte



Abb. 1: Die große Initiale „M“ (Holzschnitt von H. Müller) bei Fontane (S. 41) enthüllt ziemlich deutlich, worum es eigentlich bei dem Krieg ging: der preußische Adler verjagt den Doppeladler vom Präsidialthron des Deutschen Bundes. Kaum zu erkennen ist die Aussage „Die deutschen Wappenlöwen fahren durcheinander“. Politische Bedeutung hat auch die Aussage „Barbarossa erwacht“, denn damit wird die Legende vom Reichseinigungskrieg untermauert. Falls König Friedrich Wilhelm IV. die ihm vom Reichstag in Frankfurt 1848 angetragene Kaiserkrone angenommen hätte, wäre wohl auch sein Bruder Wilhelm „Bundespräsident“ geworden, so dass sich ein Krieg des einköpfigen Adlers gegen den Doppeladler erübrigte hätte.

Abonnementspreis:
 Vierteljährlich 45 fr., halbjährlich
 1 fl. 30 fr., ganzjährlich 3 fl., bei
 allen l. Postanstalten und Postboten
 in Bayern. — Bei den Vereinspost-
 Anstalten 4 fl. pro Jahr. — Für die
 Stadt Kissingen 3 fl. inclusive 24 fr.
 Austrägerlohn pro Jahr.

№. 158.

Inserationsgebühren:
 3 fr. die zweispaltige und 6 fr. die
 durchlaufende Garmontzeile oder deren
 Raum.
 Inserate, welche noch am selben Tage
 Aufnahme finden sollen, beliebe man
 bis längstens Vormittag 10 Uhr an
 uns gelangen zu lassen.

**Saal-
 Organ
 der Amts- und Landgerichtsbezirke
 Kissingen, Brückenau, Münnersstadt, Euerdorf und Umgegend.**

Er scheint täglich mit Ausnahme der Tage nach Sonn- u. Festtagen und das Unterhaltungsblatt „Panbur“ Sonntag.
XIX. Jahrgang.
Montag, den 16. Juli 1866.

Abb. 2: Kopf der „Saal-Zeitung“ vom 16. Juli 1866, sechs Tage nach dem Krieg, von dem in der Zeitung selbst kein Wort erscheint. Die Heimatzeitung war eine Zeitung ohne Reporter und druckte nur ab, was sie von Behörden erhielt oder aus einer überregionalen Zeitung abschrieb.

damals noch nicht erkannt, dass das Königreich Preußen unter Bismarck nichts anderes im Sinn hatte, als den Deutschen Bund zu sprengen und das Bundespräsidium des Kaiserreiches Österreich durch eines des Königreichs Preußen zu ersetzen. Der Krieg entsprach im Grunde dem Abfall der Südstaaten von den Vereinigten Staaten von Amerika, der mit dem Sieg der Nordstaaten 1865 endete. Der Abfall des Königreichs Preußen und seiner Verbündeten endete allerdings umgekehrt mit einem Sieg Preußens und der folgenden Auflösung des Deutschen Bundes.

Preußen, sprich Bismarck, nutzte die Differenzen zwischen Preußen und Österreich zur Besetzung der Herzogtümer Schleswig und Holstein, letzteres unter österreichischer Verwaltung. Im Vertrag von Gastein von 1865 war vereinbart wor-

den, dass der König von Preußen das Herzogtum Lauenburg übernimmt, während Österreich Holstein und Preußen Schleswig verwaltet. Während Lauenburg dem Königreich Preußen angegliedert wurde, blieben die beiden Herzogtümer formal selbstständig.

Österreich duldete den selbsternannten Herzog von Schleswig-Holstein-Augustusburg Friedrich VIII. und ließ dessen Einberufung einer Ständeversammlung zu. Bismarck sah das österreichische Vorgehen als Vertragsbruch und provozierte damit einen erneuten Krieg, für den Preußen bestens gerüstet war. Selbst Theodor Fontane, ein überzeugter Preuße, hielt den Streit um Schleswig-Holstein für überzogen und damit das Einrücken von Preußen in Holstein für ungerechtfertigt. Soweit die Vorgeschichte.

Die Entstehung der Kissinger Heimatzeitung

Im Lauf des 19. Jahrhunderts hatte sich in Deutschland neben den großen überregionalen Zeitungen auch eine Lokalpresse entwickelt. So gab es auch im Badeort Kissingen bereits vor 1848 eine Zeitung, die allerdings in Würzburg gedruckt wurde. Verleger und Herausgeber war Johann Baptist Niedergesees, der 1838 das erste „Kissinger Adreß-Buch“ herausgegeben hatte, gedruckt bei Carl Anton Zürn in Würzburg. Die erste Zeitung in Kissingen hatte den Titel „Kissinger Bad-Zeitung – Unterhaltungsblatt für alle Stände“ und besaß, was für die Heimatgeschichte besonders wichtig ist, bereits einen redaktionellen Teil. Die Zeitung hatte eine Meinung, sie kritisierte und lobte vor allem das Kurgeschehen.

Anfang Januar 1847 wurde erstmals das „Kissinger Intelligenz-Blatt“ mit der Erklärung veröffentlicht, dass das Blatt „wie bisher“ erscheine. Das traf nicht zu, denn das Intelligenz-Blatt hatte keine eigene Meinung. Der neue Herausgeber und Verleger Joseph Feser, ein gebürtiger Kissinger, hatte 1846 von der kgl. Kreisregierung die Konzession für ein Intelligenzblatt¹ erhalten, worunter man ein Veröffentlichungsorgan verstand, in dem (nur) amtliche Bekanntmachungen und private Inserate abgedruckt wurden.

Die Firma Schachenmayer, die 1868 die Druckerei Reichardt, die ihrerseits die Druckerei Feser fortgeführt hatte, gekauft hatte, hat jedenfalls immer das Jahr 1847 als Gründungsjahr angesehen. Im Jahre 1866 hieß das frühere Intelligenzblatt „Saal-Zeitung“² und erschien (noch) im Verlag Adrian Andreas Reichardt, vormals Feser.

Intelligenzblatt – noch keine Zeitung im heutigen Sinn

Wenn man das Verhalten der Zeitung vor, während und nach der preußischen Besetzung von Kissingen recht beurteilen will, muss man den organisatorischen Aufbau einer solchen Zeitung kennen. Der Verleger, ein Buchdruckermeister, war praktisch auch der Chefredakteur und Herausgeber, nebenamtliche Reporter, geschweige denn hauptamtliche, gab es nicht. Gedruckt wurden außer den amtlichen Mitteilungen der Behörden Auszüge aus größeren, überregionalen Zeitungen. So konnte der Bürger erfahren, was sich in der großen Welt, nicht jedoch in der nächsten Umgebung, tat. Auch Wahlergebnisse wurden (nur) als amtliche Mitteilung unkommentiert abgedruckt.

Gelegentlich erschienen in der „Saal-Zeitung“ auch Berichte über örtliche Ereignisse, meist gesellschaftlicher Art. In diesen Fällen muss man vermuten, dass der Verleger als Vereinsmitglied über ein gesellschaftliches Ereignis wohl selbst berichtet hat. Um ein örtliches Ereignis sonst in die Zeitung zu bringen, gab es nur den Weg des „Eingesandt“, was im Grunde nicht mehr als ein Leserbrief (ohne Unterschrift) war.

Die erste Nachricht über einen möglichen Krieg

Über einen möglichen Krieg zwischen Österreich bzw. dem Deutschen Bund und Preußen erfuhr der Kissinger Leser in der Heimatzeitung 1866 erstmals in der Ausgabe Nr. 44 vom 23. Februar. Die „Rheinische Zeitung“ hatte berichtet, dass der Kaiser von Österreich in seiner Eigenschaft als König von Ungarn dort versucht habe, im Fall eines Krieges mit

Preußen eine Zusage über eine freiwillige ungarische Armee von 150.000 Mann zu erhalten, was bei Graf Bismarck neue diplomatische Bemühungen ausgelöst habe.

In der Ausgabe vom 24. Mai 1866 ist zu lesen, dass die preußischen Truppen in Schleswig verstärkt würden, am 27. Mai, dass Preußen in Schlesien Truppen konzentriere. Bei der Eröffnung des Bayerischen Landtags wies König Ludwig II. auf die Zerwürfnisse zwischen Österreich und Preußen hin und erklärte, dass Bayern in der Lage sein müsse, für das Recht des Bundes, für die Interessen der deutschen Nation und für seine eigene Selbstständigkeit einzustehen. Deshalb habe er die Mobilisierung der Armee angeordnet. Am 31. Mai wurde das „Frankfurter Journal“ zitiert, nach dem die Bundesfestungen Mainz und Rastatt, bisher besetzt mit preußischen und österreichischen Truppen, von diesen geräumt und mit süddeutschen Verbänden neu besetzt werden sollten.

Am 10. Juni war zu lesen, dass der preußische Gesandte in Wien erklärt habe, Preußen werde sich dem Zusammentritt der Stände in Holstein tätlich widersetzen. Preußen besetzte dann tatsächlich das Herzogtum Holstein; Herzog Friedrich – pikanterweise Vater der letzten deutschen Kaiserin Auguste Victoria – floh aus Kiel. In der Ausgabe vom 16. Juni wurde aus Frankfurt berichtet, dass in der außerordentlichen Bundestagssitzung die Mobilisierung der Bundesarmee mit Ausnahme des preußischen Bundeskontingents mit neun zu sechs Stimmen beschlossen worden war. Für den Antrag stimmten Österreich, Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Kurhessen und das Großherzogtum Hessen, sowie Braunschweig und Nassau.

Es ist daher unhistorisch, die Geschichte dieser Zeit so darzustellen, als ob es ein

Konflikt zwischen katholischen und protestantischen Staaten gewesen sei. Überwiegend katholische Staaten waren nur das Kaiserreich Österreich und das Königreich Bayern, während die übrigen Befürworter der Mobilmachung protestantisch waren.

Außer Preußen stimmten Mecklenburg, Oldenburg, Anhalt, Lippe, die Hansestädte und die sächsisch-ernestinischen Staaten (außer Sachsen-Meiningen) dagegen. Preußen zeigte daraufhin seinen Rücktritt (gemeint war damit der Austritt) aus dem Deutschen Bund an.

Zuvor hatten sich die österreichischen und preußischen Besatzungen von Mainz und Rastatt von ihren bayerischen bzw. badischen Nachfolgern mit Handschlag freundlich verabschiedet. Am 17. Juni wurde aus Weimar berichtet, dass Preußen die Annahme des Beschlusses im Bundestag als selbstständige Kriegserklärung auf fasse.

Am 19. Juni wurde die 1.102 Badegäste aufzählende Kurliste von Kissingen veröffentlicht. In der gleichen Nummer erfuhren die Leser, dass das Königreich Sachsen den Einmarsch preußischer Truppen angezeigt habe; auch in Oberhessen seien Preußen eingerückt und hätten Gießen besetzt, gleiches wurde von Leipzig gemeldet. Generalfeldmarschall Prinz Carl von Bayern, der Großonkel von König Ludwig II., sei zum Oberbefehlshaber der Bundesarmee bestimmt worden.

In der Ausgabe vom 21. Juni fand sich eine Anzeige von Frau Marie von Parseval, der Gattin des kgl. Bezirksamtmanns, die die Frauen und Jungfrauen des Amtsbezirks einlud, Bandagen, Kompressen und Charpie³ für die ausmarschierte Armee zu fertigen. Eine ähnliche patriotische Geste hatte es bereits im Krieg 1812/1813 gegeben.

Am 22. Juni gab die Heimatzeitung bekannt, dass die Redaktionen der inländi-

schen Zeitungen wiederholt aufgefordert worden seien, über Truppenbewegungen der Alliierten Stillschweigen zu bewahren. Sie berichtete allerdings darüber, dass die Preußen in Pirna eingerückt wären, worauf die sächsische Königsfamilie nach Regensburg geflohen sei.

Abgedruckt wurde ein Tagesbefehl des neuen Oberkommandierenden des 8. Bundesarmee-corps, Prinz Alexander von Hessen. Er befahl 60.000 Mann. Der österreichische Generalfeldzeugmeister Ritter von Benedek fällt in seinem Armeebefehl eine verhängnisvolle Entscheidung. Er unterschätzte offenbar die schnellen „Kleinfeuergewehre“ (Hinterlader) der Preußen und meinte, dass die Österreicher dagegen im Nahkampf überlegen wären. Das Gegenteil war der Fall; die Stärke der meist mit Vorderladern bewaffneten Bundesarmee einschließlich der Bayern hätte darin bestanden, mit ihren weit tragenden und präzise schießenden Gewehren aus einer Entfernung von 600 Metern zu schießen, ohne dabei von den Preußen mit ihren schnellfeuernden Hinterladern getroffen werden zu können, da diese nur etwa 300 Meter Schussweite hatten. Österreichische Truppen, die den Nahkampf suchten, wurden aber durch das Schnellfeuer der Preußen im wahrsten Sinn des Wortes schon beim Vormarsch dezimiert.

Eine Anstellung als Offizier wurde mit Rang und Gage eines „*Unterlieutenants*“⁴ ausgeschrieben. Für berittene Offiziere gab es einen Zuschuss von 80 Gulden für die Anschaffung der Pferdeausrüstung und für jedes zu haltende Pferd eine Eintrittssumme von 320 bis 360 Gulden.

Am 23. Juni betrug die Zahl der Badegäste in Kissingen noch immer 1.206. Die in- und ausländischen Kurgäste nahmen offenbar den heranrückenden Krieg nicht

ernst. In der Ausgabe vom 24. Juni gab es schließlich die Sensationsnachricht, dass die Preußen den Kurfürsten von Hessen in Kassel verhaftet hätten. Zuvor sollte Graf Bismarck ihm das Angebot gemacht haben, dass er bei Umschwenken auf die preußische Seite später vier großherzoglich-hessische Ämter erhalten würde, was dieser entrüstet abgelehnt habe, denn die beiden hessischen Landesfürsten waren miteinander verwandt.

In der Ausgabe vom 26. Juni wurde berichtet, dass in Bayern ab sofort die Post an Soldaten im Felde portofrei sei (Feldpost). Am 27. Juni vermeldete die Zeitung, dass bei einer Bundestagssitzung die Fürstentümer Anhalt und Waldeck ihren Austritt aus dem Deutschen Bund erklärt hätten. Am 28. Juni schließlich verkündete die Heimatzeitung stolz, dass König Ludwig II. im Zuge einer Inspektionsreise mit dem Pferd hier angekommen und kurz im „Sächsischen Hof“⁵ abgestiegen sei.

In der Ausgabe vom 4. Juli wurde zugegeben, dass das hannoversche Armeekorps von den Preußen geschlagen worden war. Aus Böhmen wurde gemeldet, dass sich die österreichische Armee in Erwartung einer Schlacht bei Königgrätz in einer festen Stellung konzentriert habe. Trotz der schlechten Nachrichten hatte sich in Kissingen die Zahl der Kurgäste auf 1.336 erhöht. Gleichzeitig wurde mitgeteilt, dass bayerischen Truppen bei Liebenstein im zum Deutschen Bund stehenden Herzogtum Meiningen das erste Gefecht mit Preußen gehabt hätten. Jetzt wurde auch nachträglich über das Gefecht bei Langensalza, zwei Tage vor der Kapitulation der Hannoveraner, berichtet.

Nach der Zeitung vom 7. Juli spitzte sich die Lage zu. Laut einem Telegramm stünden am 5. Juli die Preußen bereits eine Viertelstunde vor Brückenau, nach

einer anderen Mitteilung wären sie bereits in Brückenau eingerückt. Am 7. Juli waren in der Zeitung erste Meldungen abgedruckt, dass die Preußen am 3. Juli bei Königgrätz unter beiderseitigen großen Verlusten die österreichisch-sächsische Armee vernichtend geschlagen hätten. In der Stadt Kissingen wurde ein außerordentlicher Sicherheitsdienst aus Einheimischen eingerichtet.

Am 8. Juli wurde durch die Zeitung bekannt, dass Prinz Wilhelm von Baden die badischen Truppen aus der Bundesarmee zurückziehen wolle. Berichtet wurde, dass die badischen Soldaten diesen Abfall mit Empörung aufgenommen hätten. Am Abend wurde im Kissinger Theater die Posse „Namenlos“ gespielt. Mit der Nr. 157, der Ausgabe für Sonntag, den 8. Juli, endete die Berichterstattung der „Saal-Zeitung“ und wurde mit der Nr. 158 erst am 16. Juli fortgesetzt – ganz so, als ob in Kissingen nichts geschehen sei.

Journal ohne Journalisten

Der Verfasser hatte ursprünglich angenommen, dass entweder die preußische Besatzungsmacht Veröffentlichungen, die die bedeutsamen Ereignisse betrafen, verboten hätte oder dass diese später von Sammlern aus der Zeitung herausgerissen worden wären. Letzteres ist aber durch die fortlaufende Numerierung widerlegt. Eine Zensur hat jedoch offenbar gar nicht stattgefunden und war wohl auch nicht nötig, da die „Saal-Zeitung“ von ihrer personellen Besetzung her gar nicht in der Lage war, einen eigenen Bericht zu schreiben. Denn die Zeitung war ein Journal ohne Journalisten. Man kann sich vorstellen, wie die ‚Redaktionsarbeit‘ aussah: der Verleger sichtete die eingegangenen amtlichen Mitteilungen, die Inseratsaufträge

und die überörtlichen Zeitungen und kennzeichnete, was im Blättchen abgedruckt werden sollte.

So ist die Lokalzeitung leider keine Quelle für die Heimatgeschichte jener wichtigen Wochen, in der die Stadt von den Preußen erobert wurde, wobei im Kurgarten ein erbitterter Nahkampf stattfand. Berichtet wurde folglich auch nicht über die zivilen Opfer und die beschädigten Häuser. Es gibt keine Schilderung über die sehr verlustreiche Erstürmung des Kapellenfriedhofs und die erbitterten Kämpfe über Winkels bis nach Nüdlingen.

Die Nr. 158 beginnt mit der Nachricht vom 12. Juli abends 5 Uhr aus Würzburg, dass die Preußen von Gemünden abwärts gegen Frankfurt zögen. Das offenbar für Kissingen erwartete Hauptquartier verbleibe noch in Schweinfurt. König Ludwig I., der in seinem geliebten Aschaffenburg zu Besuch war, werde nach Schloss Ludwigshöhe in der Pfalz abreisen. Im Gegensatz zu den Kissinger Kurgästen hatte er offenbar den Ernst der Lage erkannt.

Sein Enkel Ludwig II. ordnete die Mobilmachung der Landwehr, vor 1816 Nationalgarde III. Klasse genannt, an. Vorgeschrieben wurde eine weiß-blaue Armbinde.

Nach der Ausgabe vom 18. Juli weilten in Kissingen am 7. Juli 1.386 Badegäste. Von der Front – Kissingen lag ja bereits besetzt hinter der Front – wurde berichtet, dass das bayerische Hauptquartier von Kitzingen nach Würzburg verlegt worden war und Prinz Carl in der Residenz abgestiegen sei, erwartet von einem preußischen Major als Parlamentär, der eine Waffenruhe⁶ aushandeln sollte. Gleichzeitig wurde berichtet, dass der Minister Freiherr von der Pfordten auf dem Wege nach Wien sei, um an den Verhandlungen



Abb. 3: Der Holzschnitt von A. von Steindell (Fontane, S. 92) schildert die Verteidigung des Kapellenfriedhofs in Kissingen, ein Kampf, bei dem auf beiden Seiten größter Heldenmut gezeigt wurde. Militärisch waren die Opfer sinnlos, denn man hätte die bayerische Truppe ohne Kampf einschließen können. Bei der großen Hitze im Juli hätte sie allein schon aus Wassermangel kapitulieren müssen, zumal die Preußen Kissingen und Winkels bereits besetzt hatten.

über Friedenspräliminarien (Friedensverträge) für Bayern teilzunehmen.

Kommentarlos abgedruckt (wie sonst Wahlergebnisse) wurde eine Verlustliste der bayerischen Armee bei den Kämpfen in Sachsen-Meiningen (Dernbach, Zella und Roßdorf). Die dort noch anwesenden Mitglieder der Bundesversammlung hätten Frankfurt in Richtung Augsburg verlassen und seien dort im Hotel „Drei Mohren“ abgestiegen. Dort wurde die Bundesflagge Schwarz-Rot-Gold gehisst. Auch der Großherzog von Hessen-Darmstadt habe sich nach München abgesetzt. Die Preußen hätten am 14. Juli Coburg besetzt und sollten den Main bei Lohr überschritten haben.

Interessant sind die Vermittlungsversuche, die Kaiser Napoleon III. in Paris bekannt gab: „Der Deutsche Bund wird

aufgelöst und an seiner Stelle ein anderer Bund gebildet, von dem weder Preußen noch Österreich Bestandteile sein würden.“ Österreich sollte als Kriegskostenentschädigung Schleswig-Holstein an Preußen abtreten. Preußen sollte außerdem Mecklenburg, die beiden Hessen und Braunschweig erhalten, Baden die bayerische Rheinpfalz. Die linksrheinischen Provinzen zwischen Rhein und Maas sollten Entschädigungsland für die Fürsten werden, die ihre Länder an Preußen abtreten müssten. Der Rhein sollte somit die Westgrenze Preußen werden. Was Napoleon damit bezweckte, dürfte klar sein: Zwischen Preußen und Frankreich sollten die neuen deutschen Pufferstaaten einen „Cordon sanitaire“ bilden. Auch dieser Vorschlag, von dem man weiß, dass er später ganz anders vereinbart wurde, ist nicht kommentiert.

Mit der Ausgabe Nr. 159 brachte die Zeitung doch noch etwas Nachkriegskolorit, allerdings nur über Privatanzeigen. Die preußischen Soldaten waren doch nicht so diszipliniert, wie ihn die spätere wilhelminische Geschichtsschreibung hingestellt hat. Die Preußen hatten schamlos geplündert, was ihre Offiziere eigentlich nicht hatten übersehen können.

Zwei Anzeigen sollen dies dokumentieren. Ein Michael Wiesler aus Arnshausen setzte Folgendes in die Zeitung: *„Donnerstag den 12. Juli hat der Unterzeichnete einem preußischen Soldaten in der Nähe von Kissingen zwei Stück Rindvieh, welche derselbe nicht mehr weiter transportieren konnte, um die Summe von einem Karolin⁷ abgekauft und können dieselben von mir, gegen Erlag dieser Kaufsumme, sowie des Futtergeldes und der Einrückungsgebühren abgeholt werden.“* Die beiden Rinder konnte kein mitmarschierender Vorgesetzter übersehen haben.

Später werden die Anzeigen noch deutlicher, zum Beispiel die vom 21. Juli des Brauereibesitzers Wilhelm Schmidt: *„Die kgl. preußischen Truppen haben, nach der Einnahme unserer Stadt, Bier und Fässer aus meinem Felsenkeller gewaltsam entnommen, namentlich letztere in die Richtung nach Hammelburg und Gemünden mit sich fortgeführt, viele davon aber unterwegs, nach Entleerung ihres Inhaltes, wieder abgeworfen. Solche sind meistens neu und in Eisen gebunden, mit den Zeichen W.S. oder C. Kolb mit einer Nummer versehen, resp. eingebrannt. Ich ersuche daher alle diejenigen, welche solche Fässer auffinden oder in Verwahrung genommen haben, dieselben gegen Belohnung bei mir abzuliefern, und hoffe ich durch derartig freundliche Mitwirkung teilweise wieder in den Besitz meines Eigentums zu kommen; das geraubte Bier ist ohnedem verloren.“*

Als Hintergrund muss man wissen, dass die preußische Armee damals noch keine Feldflaschen kannte, im Gegensatz zur bayerischen, die mit Filz überzogene Glasflaschen eingeführt hatte. Auch wenn die Preußen bei der Julihitze unter großem Durst litten, rechtfertigt dies nicht die Plünderung des Kellers, zumal ja noch Fässer mitgenommen wurden. Jeder Offizier hätte dies sehen und abstellen müssen.

In der Broschüre über die Schlacht von Kissingen von J. Heinemann sind die Plünderungen ausführlich behandelt, wobei der Verfasser anprangert, dass die Preußen den Schaden noch vergrößert hätten, indem sie alle Bierfässer im Keller hätten auslaufen lassen. Gleiches wird aus Würzburg berichtet. An dem Skandal ändert auch nichts, dass Heinemann angibt, es wären nicht Preußen, sondern *„Detmolder“* gewesen. Das Fürstentum Lippe war jedoch Verbündeter Preußens und seine Soldaten waren somit in die Befehlsstruktur der Preußen eingebunden. Heinemann schreibt, dass Offiziere die Plünderungen bedauert und missbilligt hätten; sie hätten nur dann nicht versagt, wenn sie mit der ganzen Autorität eines Offiziers notfalls mit gezogener Schusswaffe die Plünderungen abgestellt hätten.

An anderer Stelle wird die Schuld für die Plünderungen den *„Polacken“* zugeschoben, also den Angehörigen des 19. Infanterieregiments aus Posen (Westpreußen), in dem sehr viele polnisch sprechende Preußen dienten. Dieses Strickmuster, nach welchem für Entgleisungen Minderheiten, für Heldentaten jedoch die Staatsbürger der Mehrheit verantwortlich sind, ist bekannt.

Interessant ist die amtliche Bekanntmachung des Stadt-Magistrats vom 18. Juli, nach der abgelieferte Schusswaffen innerhalb von drei Tagen wieder abzuholen

wären. Es kann nur die preußische Besatzung gewesen sein, die die Ablieferung aller Schusswaffen im Rathaus angeordnet hatte. Aus Würzburg wurde berichtet, dass der Alte Bahnhof zur Unterbringung der Kavallerie benutzt wurde und nun einem großen Stalle gleiche.

Viel wichtiger war die Berichterstattung bzw. das Gerücht, dass Österreich die Waffenstillstandsbedingungen angenommen habe und aus dem Deutschen Bund ausscheiden wolle. Die bayerischen Truppen hätten den Befehl erhalten, nicht mehr offensiv vorzugehen.

Im Folgenden mehren sich Privatanzeigen, in denen verschwundene Handwagen und Schubkarren gesucht werden. So suchte der Wundarzt Linhard einen zweirädrigen Handwagen und einen Schubkarren, der Schreiner Bömly einen vierwädrigen, gelb gestrichenen Handwagen, stehengeblieben im Kurgarten.

In diesen Anzeigen sind zwar keine preußischen Soldaten unmittelbar bezichtigt. Es ist durchaus möglich, dass auch bayerische Soldaten auf der Flucht sich solcher Transportmittel bedient haben. Man fragt sich aber wofür, an das übliche Gepäck war man ja gewohnt. Die Vermutung liegt nahe, dass die zahlreichen verwendeten Handwagen von den Preußen für den Abtransport der (vielen) gestohlenen Bierfässer benötigt wurden.

Auf die Bestattung von Gefallenen ist nur indirekt in einer Privatanzeige hingewiesen, denn einem Inserenten, der auf dem hiesigen Friedhof Gefallene begraben hatte, war sein abgelegter Rock entwendet worden. Dafür kam sicher kein Soldat infrage.

Ausnahmsweise meldete sich am 20. Juli der Verleger zu Wort. Er beschuldigte auswärtige Journale (die er ja täglich lesen musste), mit der Meldung, die Zerstörun-

gen und Plünderungen in Kissingen seien von den hiesigen Einwohnern selbst herbeigeführt worden, die Unwahrheit zu sagen. Tatsache sei, dass sich die zurückziehenden bayerischen Truppen im Straßenkampf in Häusern verbarrikadiert und von dort aus geschossen hätten, was aber nur die Zerstörungen durch Einschüsse und aufgebrochene Türen erkläre, nicht aber die Plünderungen. Demnach müssen die Bayern und die Preußen die Gelegenheit genutzt haben, in den Häusern Dinge mitgehen zu lassen. Wohl ein Setzfehler ist, dass dieser Kommentar des Herausgebers unterzeichnet ist mit „*Kgl. Aufschlagsstation Hassfurt*“.

Aus der „Augsburger Abendzeitung“ wurde zitiert, dass die Preußen im Raum Aschaffenburg das 8. Armeekorps geschlagen hätten, während das 7. Armeekorps in Würzburg nicht eingegriffen habe. Die „Augsburger Zeitung“ erlaubte sich dabei erstmals die Kritik, dass in diesem Bruderkrieg überhaupt verfehlte Gelegenheiten eine hervorragende Rolle zu spielen schienen. Gemeldet wurde auch, dass Frankfurt von den Preußen besetzt sei.

Interessant ist der Bericht, dass Freiherr von Podewils, der Konstrukteur der in der bayerischen Armee eingesetzten Vorderlader, dem Kriegsministerium den Vorschlag gemacht habe, die Vorderlader zu Hinterladern umzubauen. Das Verfahren sei wenig schwierig, so dass wöchentlich 4.000 Gewehre umgebaut werden könnten.

Auch eine Nachricht war, dass der spätere unterfränkische Regierungspräsident Graf Luxburg um seine Entlassung als Polizeidirektor von München nachgesucht habe. Er ging an die Regierung von Oberbayern zurück.

Für den 10. Juli wurde über weitere Kämpfe im Raum Aschaffenburg, Dettingen, Stockstadt und Seligenstadt berichtet



Abb. 4: In Bayern kämpften Österreicher nur am Untermain als Teil des VII. Armeekorps mit den Preußen. „Österreicher“ war dabei ein weiter Begriff. Die Soldaten konnten aus Böhmen oder auch aus Italien stammen. Letztere hatten teilweise keine Lust, gegen die Preußen zu kämpfen, die mit Italien verbündet waren und Italien dabei unterstützten, Venetien italienisch zu machen. Die Lithographie zeigt den Kampf der Preußen (links) am Bahnhof Aschaffenburg am 14. Juli gegen die Österreicher (rechts). Die Abbildung ist entnommen aus „Deutschlands verhängnisvolles Jahr“ 1866 von Gustav Billig, Dresden 1867 nach S. 204 (Sammlung Peter Maessen, Bad Kissingen).

mit großen Verlusten der Hessen. Umgekehrt entließen die Preußen sächsische Offiziere und Mannschaften auf Ehrenwort, in diesem Krieg nicht mehr gegen Preußen zu kämpfen, in ihre Heimat.

Die Plünderungsprobleme veranlassten Bezirksamtmann von Parseval zu einer Bekanntmachung mit Hinweis auf die Strafbarkeit des Diebstahls und der Hehlerei und er forderte auf, solche Gegenstände

aufzubewahren und dem Bezirksamt zu melden. Der Fall Wiesler wurde ohne Namensnennung angesprochen, von Soldaten erkaufte Gegenstände bräuchten nur bei Ersatz des Kaufpreises und bei lebenden Tieren der Fütterungskosten herausgegeben zu werden.

Der Magistrat der Stadt Kissingen gab bekannt, dass zur Abschätzung der an den Häusern angerichteten „Demolitionen“

eine Kommission eingerichtet worden sei. Bekannt gegeben wurde auch, dass in Euerdorf noch mehrere von den Preußen konfiszierte Ochsen stünden.

Am 21. Juli wurde gemeldet, dass der bayerische Generalleutnant von der Tann nur deswegen überlebt habe, weil sein gestickter Kragen – Generäle trugen goldgestickte Lorbeerblätter auf dem Kragen – einem Streifschuss standgehalten hätte. Aus der „Allgemeinen Zeitung“ wurde ein Brief eines Offiziers des 8. Bundesarmee-corps zitiert, der ungeschminkt die Lage am Untermain, hier in Laufach, schildert: *„Die Preußen hatten etwa drei Bataillone, eine Schwadron und zwei Geschütze. Sie standen aber sehr gedeckt im Walde und taten unseren acht Infanteriebataillonen, die nach und nach gegen sie voringen, unendlichen Schaden. Man sagt 700 Mann, viele brave Offiziere darunter. Die Kugeln flogen um uns herum wie die Fliegen, gingen aber meistens zu hoch“* (Auch hier hatte man den Fehler gemacht, den Nahkampf zu suchen, statt in Deckung mit den weit und präzise schießenden Podewils-Gewehren auf anrückende Preußen ohne Deckung aus guter Entfernung zu schießen).

„Nachdem es dunkel geworden, rückten wir wieder nach Aschaffenburg, kamen um 1 Uhr nachts an und bivouakirten. Am 14. rückte ich mit meiner Schwadron um 6 Uhr nach Sulzbach zu Recognosciren. Nach 2 h hörten wir, daß Aschaffenburg von dem Preußen genommen sei, und es blieb nur der Ausweg, durch den Main zu schwimmen. Gott half uns durch, der Oberstlieutenant zu Nachen, wir alle schwammen. Um 6 Uhr abends kam ich nach Kleinkrotzenburg, wurde aber um 10 Uhr alarmiert und marschirte nach Babenhausen. Wir sind jetzt drei Tage und drei Nächte ununterbrochen marschirt.“ Berichtet wurde auch, dass der



Abb. 5: Freiherr Ludwig von der Tann, geboren 1815 am Tag der Schlacht von Waterloo, hatte als Offizier umfangreiche Kriegserfahrungen im In- und Ausland. Er war bis 1864 Generaladjutant König Max' II., mit dem er persönlich gut befreundet war. Die Tatsache, dass er Protestant war und aus dem nördlichsten Ort des damaligen Bayern stammte – Tann liegt etwa auf der Breite von Bonn oder Zwickau –, machte ihn offenbar in Altbayern zu Unrecht verdächtig.

Straßenkampf in Aschaffenburg mehrere Stunden gedauert habe und nun auch Darmstadt erobert sei.

Der (jüdische) Kaufmann Kugelman gab eine Anzeige auf, dass die Preußen in seinem Haus ein Fass, gezeichnet mit 67 Maß, sowie Krüge zurückgelassen hätten. Der Kissinger Brauereibesitzer Wilhelm Schmidt setzte in die Zeitung: *„Nachdem die königl. preußischen Truppen von hier abgezogen sind, werde ich den mir von ihnen übrig gelassenen Rest Lagerbier vom nächsten Sonntag an in meinem Hause gar ausschenken.“*

Am 22. Juli druckte – natürlich ohne Kommentar – die „Saal-Zeitung“ die amtliche Verlustliste der Gefechte bei Kis-

singen, Hausen, Nüdlingen und Hammelburg sowie in Thüringen bei Immelborn und Roßdorf im vollen Wortlaut ab. Zuvor hatte sie aus einer Münchener Zeitung abgeschrieben, dass dort in der Suppenanstalt im Lehel der Verwundete A. Josef Grom aus Wollbach, Soldat des 9. Infanterieregiments Würzburg, mit einem Oberschenkelschuss läge.

Von Mainz wurde berichtet, dass die Belagerung der Festung begonnen habe und eine Petition von den Bürgern an den Großherzog – Mainz gehörte damals zum Großherzogtum Hessen-Darmstadt – abgegangen sei, um die Belagerung abzuwenden. Später wurde gemeldet, dass die Preußen schweres Belagerungsgeschütz von Ehrenbreitstein per Bahn heranschafften.

In Frankfurt habe der kommandierende General Vogel von Falkenstein eine Siegesparade abgehalten. Die Preußen hätten 24 Zeitungsredakteure in der Festung Ehrenbreitstein inhaftiert. Das 8. Armee-corps habe nun sein Hauptquartier in Amorbach, mit dem 7. Armee-corps in Würzburg solle bereits Fühlung bestehen, die bisher offenbar fehlte.

In einer Privatanzeige beklagte sich der Kissinger Theater-Requisiteur Ziegler, dass bei der Plünderung von Seiten der kgl. preußischen Truppen ein Schrank erbrochen worden sei; es fehlten ihm daher einige Requisiten, darunter ein Gewehr und ein Doppelterzerol (Pistole).

Am 24. Juli berichtete die Zeitung von einem Häftlingsaufstand in der Strafanstalt Ebrach. Während des Gottesdienstes in der Klosterkirche seien etwa 400 Sträflinge unter dem Geschrei „*Es leben die Preußen!*“ über ihre Aufseher hergefallen und hätten ihnen Säbel und Schlüssel abgenommen. Das eingesetzte Militär habe mit dem Bajonett angegriffen und viele

Sträflinge verwundet. Auch das ein Vorkommnis im deutschen Bruderkrieg!

Der Großherzog von Baden habe versichert, dass er Karlsruhe nicht verlassen werde, während der Großherzog von Hessen sich nach Wien abgesetzt habe. Aus Zara, heute Zadar, wurde am 21. Juli über den Seesieg der k.u.k. Kriegsmarine unter Admiral Tegethoff in der Adria berichtet, dass diese bei Lissa, heute Vis, die italienische Flotte geschlagen hätte. Bei dieser Seeschlacht wurde letztmals mit Rammen gekämpft. Der Seesieg bei Lissa und der Sieg bei Custoza brachte letztlich für Österreich nichts, denn auf französischen Druck musste es Venetien an das Königreich Italien abtreten.

Abgerundet wurde diese Ausgabe mit einer Anzeige der Witwe Mangold, die 18 von den Preußen mitgenommene Bierfässer suchte. Zur ihrer Ehrenrettung muss angemerkt werden, dass sie laut Adressbuch in der Oberen Marktstraße ein Café betrieb. Auch die Freiherrlich von Thüngen'sche Domänenverwaltung Weißenbach vermisste nach einer Bekanntmachung zahlreiche, von den Preußen mitgenommene Fässer.

In der Ausgabe zum 25. Juli wurde richtig gestellt, dass sich der lt. Verlustliste angeblich an seinen Wunden verstorbene Oberleutnant Graf Taufkirchen im Spital zu Münnerstadt auf dem Weg der Besserung befinde. Die Verlustliste der bayerischen Armee wurde auch sonst berichtet.

Berichtet wurde aus Paris, dass Frankreich zu Deutschlands Neuordnung neue Vorschläge mache, die den Austritt Österreichs aus dem Deutschen Bund zur Grundlage habe. Die Nordstaaten in Deutschland sollten sich um Preußen sammeln, die südlichen Staaten Baden, Hessen, Württemberg und Bayern um Bayern.

Aus Hammelburg wurde gemeldet, dass 22 Wohnhäuser abgebrannt seien,



Abb. 6: Bei aller Grausamkeit des Krieges bewiesen erstmals im Krieg von 1866 die Grundsätze der ersten Genfer Konvention von 1864 ihre Bedeutung. Die weiße Armbinde mit rotem Kreuz bestätigte humanitäre Hilfe durch Sanitäter und zivile Helfer. Nach den Nahkämpfen im Kurgarten Kissingen am 10. Juli dienten die Kolonnaden und der Arkadenbau als Notlazarett, in dem ohne Unterscheidung von Freund und Feind Verwundete betreut wurden. Die Zeichnung von C. Schweitzer, lithografiert von P. Haustetter, zeigt den Münchner Universitätsprofessor Dr. Nußbaum am 12. Juli beim Verbinden verwundeter Soldaten (Sammlung Peter Maessen, Bad Kissingen).

größtenteils in jenem Stadtviertel, welches im Jahre 1854 bei dem großen Stadtbrand verschont geblieben sei. Berichtet wurde außerdem, dass die Preußen Hof besetzt hätten und von Walldürn gegen Wertheim vorrückten.

König Ludwig II. half einem offenbar bestehenden Bedürfnis ab und stiftete einen neuen Militärverdienstorden in fünf Klassen. Abgedruckt wurde weiter ein großer Bericht aus dem „FC“ über die Kämpfe im Raum Aschaffenburg.

Unter Kleinkram fällt die amtliche Bekanntmachung, dass dem Bezirksamt

Brückenau einige Löffel und Gabeln von Christofle übersandt worden seien, die angeblich preußische Soldaten einem Mann geschenkt hätten. Vom Wert her waren die Gegenstände keine Bagatellen, denn noch heute ist Christofle ein berühmter französischer Hersteller von feinem Silberbesteck. Die Stadt Kissingen gab bekannt, dass zwei neue von den Preußen zurückgelassene Damenjäckchen im Rathaus abgeholt werden könnten. Dem Ruhm der preußischen Armee waren solche Veröffentlichungen jedenfalls nicht gerade zuträglich.

Auch in Aschaffenburg gaben die preußischen Truppen kein gutes Bild. Nach der Abreise von König Ludwig I., die wohl eher eine Flucht war, blieben im Schloss noch sechs Mann seines Personals zurück, die von den Soldaten schikaniert wurden. Filmreif dürfte die Szene sein, dass der Militärzug mit dem Gepäck des Königs unter Missachtung von Signalen mit Vollampf unter Beschuss aus dem Bahnhof Richtung Darmstadt gefahren sei. Aus Frankfurt wurde berichtet, dass der neue preußische Oberkommandant General von Manteuffel von den Frankfurter Kaufleuten eine Kontribution von 5.800.000 Gulden innerhalb von 24 Stunden gefordert habe. Aus Mergentheim hieß es, dass württembergische Truppen am 24. Juli preußische Truppen dreimal aus Taubertschheim hinausgeworfen hätten.

Aus Kissingen wurde gemeldet, dass der „Bayerische Hof“ – später „Fürstenhof“ – zum Lazarett eingerichtet worden sei, um die Verwundeten aus den Arkaden und den Privathäusern dort zusammenzufassen. Die Bürger wurden um Bettstellen gebeten.

In der Ausgabe vom 26. Juli wurde erstmals über schwere Gefechte zwischen Helmstadt und Uettingen berichtet. Auf der Festung Marienberg in Würzburg wurden am 26. Juli zwei Schäfer, die bei Marktheidenfeld den Feinden die Stellung der Bayern gegen einen Lohn von insgesamt 8 Thalern verraten hätten, standrechtlich erschossen. Erstmals wurde Prinz Ludwig – ab 1913 dann als Ludwig III. König von Bayern – als Kommandeur einer Kavallerieeinheit genannt.

In der Ausgabe vom 29. Juli wurde über schwere Kämpfe rund um Würzburg berichtet, in der vom 31. Juli über Verwundete aus Brückenau und Premich im Spital Fladungen. Danach hat der Haus-

knecht A. Franz Heidelmaier im Gefecht bei Roßdorf als Einzelkämpfer mit drei preußischen Husaren gekämpft, den ersten hätte er erschossen, den zweiten mit dem Bajonett vom Pferd gestochen, wurde dann von dem dritten selbst zusammengehauen.

Unter dem 27. Juli war zu lesen, dass in Würzburg Stadt und Festung unter Artilleriebeschuss lägen. Am 29. wurde berichtet, Würzburg sei jetzt zur offenen Stadt erklärt worden und damit vor jeder Beschießung sicher. Unter dem nämlichen Datum hieß es, der Waffenstillstand zwischen Bayern und Preußen wäre gestern in Nikolsburg unterzeichnet worden, am 30. Juli, dass die Preußen mit klingendem Spiel aus Würzburg heraus nach Heidingsfeld ins Biwak gezogen seien.

Veröffentlicht wurde die erste Verlustliste des Gefechts bei Helmstadt mit dem prominentesten Verwundeten an der Spitze: Oberleutnant Prinz Ludwig von Bayern vom 2. Infanterieregiment habe einen Schenkel-Steckschuss erhalten. Nach der Ausgabe vom 2. August gab es in Würzburg noch Tote. So fiel ein preußischer Vorposten auf dem linken Mainufer und der Ortsvorsteher von Retzbach wurde bei einem nächtlichen Gefecht von einem bayerischen Soldaten erschossen. Trotz Waffenruhe gab es bei Weiden ein verlustreiches Gefecht zwischen dem bayerischen Leibregiment und Preußen, wobei das Leibregiment große Verluste hatte.

Laut der Ausgabe vom 3. August stand in Würzburg am 1. August die Waffenruhe auf der Kippe. Um Würzburg zu schonen, wurde die Stadt mit Ausnahme der Festung und des Mainviertels den Preußen überlassen. Nach einem Bericht hätten die Preußen auch Nürnberg besetzt.

Andererseits wurde die Wiedereröffnung des Kurtheaters in Kissingen ange-



Abb. 7: Beim Vormarsch der Preußen nach Süden wurde Würzburg beschossen und dann rechts-mainisch von den Preußen besetzt, während die Festung und das Mainviertel von Bayern gehalten wurden. Die Demarkationslinie verlief auf der Alten Mainbrücke. Der Holzschnitt von A. Vogel (Fontane, S. 193) zeigt als Initiale „V“ die beiden Wachtposten mitten auf der Mainbrücke, links der preußische, rechts der bayerische.

kündigt. Das Theater nahm dann am 7. August mit den Lustspielen „Badekuren“ und „Des Uhrmachers Hut“, das erstere „Zum Besten der verwundeten Krieger“, seinen Spielbetrieb wieder auf.

In der Ausgabe vom 7. August wurde berichtet, dass Prinz Carl seine Bundes-Kommandostellen niedergelegt und Braunschweig seinen Austritt aus dem Deutschen Bund erklärt habe. Am 1. Au-

gust hätten die Preußen Mannheim und Heidelberg besetzt. Erlangen wurde durch mecklenburgische Truppen besetzt. Nach einem Bericht vom 4. August wurde eine Waffenstillstandslinie in Bayern festgelegt, auch für Hessen-Darmstadt wurde der Waffenstillstand angenommen, gleiches galt für Baden.

Nach einem Bericht in der Ausgabe vom 7. August sollte Ministerpräsident Bismarck wegen der Kontribution für Frankfurt einschneidende Zwangsmaßnahmen wie Einstellung allen Eisenbahn- und Telegraphenverkehrs sowie Schließung aller Wirtshäuser, Brauereien und sonstigen öffentlichen Orte sowie ein Aus- und Eingangsverbot für Personen und Waren verfügt haben. Ähnlich rigoros hat er dann 1870 bei der Belagerung von Paris entschieden.

Am 9. August wurde berichtet, dass die Kurliste in Kissingen jetzt 1.488 Personen umfasste. Der clevere Verlag Adrian Andreas Reichardt kündigte geschäftstüchtig das Erscheinen einer Broschüre „Die Schlacht bei Kissingen und Nüdlingen“ an.

Nach einer Mitteilung der Pfarrei Kissingen sollte der am 10. Juli stark beschädigte Turm der Pfarrkirche für insgesamt 380 Gulden und 50 Kreuzer repariert werden. Nach einer Bekanntmachung des Karlstadter Bezirksamts hatte die dortige Behörde mitgeteilt, dass preußische Truppen am 11. und 12. Juli auf ihrem Durchmarsch um eine Bagatelle Gegenstände an Einwohner von Münster und Aschfeld verkauft hätten, die vermutlich in Kissingen mitgenommen worden seien, was erneut allgemein gegen die Disziplin des preußischen Militärs spricht.

Am 10. August wurde von einer Seeschlacht in mexikanischen Gewässern berichtet, wo sich ein österreichisches und

ein preußisches Kriegsschiff beschossen; Ergebnis: 20 Tote und 40 Verletzte. Vermutlich wussten beide Schiffe nicht, dass bereits ein Waffenstillstand geschlossen war, denn der drahtlose Funk war noch nicht erfunden. Neueste Nachrichten konnte man damals nur durch Anlaufen eines Hafens erhalten.

Nach einer Bekanntmachung des Bezirksamts hatte der Gutsbesitzer Freiherr von Bodeck, Besitzer des ehemaligen Klosters Heidenfeld, für betroffene Gemeinden der Bezirke Kissingen und Hammelburg je 25 Scheffel Kartoffeln als Nothilfe zur Verfügung gestellt. Kriegsliteratur war nun im Aufwind: Im Verlag Bonitas-Bauer, Würzburg, wurde für 18 Kreuzer die Broschüre „Das Bombardement von Würzburg am 27. Juli 1866“ auch in Kissingen zum Verkauf angeboten.

Am 14. August wurde gemeldet, dass sich eine Delegation aus Kissingen, an der Spitze Bürgermeister Fuchs, nach München aufgemacht hatte, um Hilfe für die Stadt zu erbitten. Zwei Ministerialbeamte versicherten, dass von den der Regierung von Unterfranken und Aschaffenburg zur Verfügung gestellten 100.000 Gulden sowie von den 10.000 Gulden, die der König aus seinem Etat zur Verfügung gestellt habe, die Stadt Kissingen besonders berücksichtigt werden solle.

Zwischen Bayern und Baden, das sich inzwischen ganz in Richtung Berlin orientiert hatte, gab es Probleme. Baden hatte den Vertrag über den freien Durchmarsch bayrischer Truppen vom rechtsrheinischen zum linksrheinischen Bayern (d.h., Pfalz) aufgehoben, so dass zurückmarschierende Truppen in Bruchsal umkehren mussten. In einem Inserat teilte der Verlag Reichardt mit, dass die Broschüre über die Schlacht bei Kissingen und Nüdlingen, verfasst von J. Heinemann,⁸ jetzt

käuflich zu erwerben sei; der Preis wurde jedoch nicht genannt.

In der Ausgabe vom 18. August wurde bekanntgegeben, dass in Kissingen 1.607 Kurgäste gemeldet waren. Als eigene Mitteilung wurde veröffentlicht, dass der Landschaftsmaler Reichert ein „*Schlachten-Tableau*“ des Gefechts von Kissingen gemalt habe, aufgenommen vom Wasserberge nordöstlich von Winkels. Das Gemälde sei bereits in den Besitz des Photographen Franz Harren übergegangen, der das Bild in fünf verschiedenen Größen reproduziert habe.

Aus Frankfurt wurde berichtet, dass die riesige Kontribution noch immer offen sei; die Ausgaben für die Besatzung würden 30.000 Gulden täglich betragen. Aus Hannover hieß es, dass seit dem 10. August alle größeren Städte des Landes preußische Garnisonen hätten. In der Ausgabe vom 19. August wurden die Verluste der 4. Infanteriedivision veröffentlicht: 1.248 Tote.

Unter dem 12. August wurde aus Gera gemeldet, dass die Preußen das Fürstentum Reuß ältere Linie besetzt hätten, weil die Fürstin sich geweigert habe, dem Bündnis mit Preußen beizutreten. Aus Hannover wurde berichtet, dass der ehemalige Finanzminister von Hannover vor Einmarsch der Preußen 19 Millionen Thaler auf eine englische Bank gebracht habe. Auch vom Herzog von Nassau wird kolportiert, dass er Wertpapiere im Wert von 1 Million und Wein für 300.000 Gulden mitgenommen habe.

In der Ausgabe vom 21. August wurde vermeldet, dass im preußischen Landtag ein Gesetz eingebracht worden sei, dass die Annexion des Königreichs Hannover, des Kurfürstentums Hessen, des Herzogtums Nassau und der Freien Stadt Frankfurt legalisieren solle. Die Zeitung erlaubte sich einen „*zeitgemäßen Knittelvers*“:



Abb. 8: Im Gegensatz zum Oberkommandierenden der Bundesarmee, Prinz Carl, hatte der hessische Prinz Alexander als russischer General im Krimkrieg reiche Kriegserfahrungen gesammelt. Sein VIII. Bundesarmee Korps bestand jedoch aus Soldaten aus sechs Bundesstaaten, die bestenfalls Manöver im Frieden mitgemacht hatten. Theodor Fontane nimmt ihn daher in seinem Buch ausdrücklich in Schutz. (Holzschnitt von A. Vogel, Fontane, S. 158).

*„... doch zweifeln wird das Bundesheer
wer wohl der größte Feldherr wär’.*

*Ob Carl, ob Alexander,
’s ist einer wie der ander!’“*

Jeder wusste, dass damit Prinz Carl von Bayern und Prinz Alexander von Hessen gemeint war. Prinz Alexander – Bruder der Zarin Marie – wurde schon damals vorgeworfen, versagt zu haben.⁹ Das gleiche gilt für Prinz Carl, der nach einem Gerichtsverfahren von allen Ämtern zurücktrat.

In der Ausgabe vom 22. August wurde das Gerücht abgedruckt, der Fürst von Thurn und Taxis verlange von Preußen für die Überlassung der Post in den hessi-

schen Staaten 14 Millionen Gulden. Nach einem weiteren Gerücht sollte sich Preußen gegenüber Bayern mit einer Annexion von Gebieten um Lichtenfels und Kulmbach begnügen wollen.¹⁰ Durch die Annexionen werde das Königreich Preußen um 4 Millionen Einwohner und 1.283 Quadratmeilen größer.

Unter dem 23. August wurde von Ordensverleihung für besondere Tapferkeit Nachricht gegeben. So erhielten der Oberleutnant Slevogt und der Oberleutnant von Bibra das Ritterkreuz 1. Klasse des neuen Militärverdienstordens. Sie hatten in Nüdlingen die bereits in das Dorf eingedrungenen Preußen zurückgeworfen und ein Geschütz in Sicherheit gebracht.

Der Hund des auf der Festung standrechtlich erschossenen Schäfers wurde vom 2. Bataillon des Leibregiments „adoptiert“ und auf den Namen „Spion“ getauft. Wegen schneller Hilfe bedankten sich die Vertreter der Gemeinden Aschach, Garitz, Haard, Hassenbach, Katzenbach, Lauter, Nüdlingen, Oehrberg, Poppenroth, Schlimpfthof, Waldfenster und Winkels in einer Dankadresse unmittelbar bei König Ludwig II.

Berichtet wurde, dass aus Mannheim die preußischen Truppen abgezogen und durch badische ersetzt würden. Aus Paris wurde gemeldet, dass Preußen auf die Annexion des rechtsrheinischen Teils des Großherzogtums Hessen-Darmstadt verzichten wolle. Aus Stuttgart hieß es, dass Württemberg bereits die 8 Millionen Gulden Kriegsentschädigung an Preußen überwiesen habe, worauf die Preußen mit der Räumung des Landes begonnen hätten.

Bekanntgegeben wurden die Verluste der sächsischen Armee. Andererseits sei die Eisenbahnverbindung von Berlin über Dresden nach Wien wieder voll be-

fahrbar. Preußen wolle das hessische Eisenbahnnetz der preußischen Staatsbahn angliedern. Weiter wurde kolportiert, dass England und Russland sich zu Gunsten von Hessen-Darmstadt für das ausschließliche Besatzungsrecht für das linksrheinische Mainz verwenden. Schließlich war Zar Alexander II. der Schwiegersohn des Großherzogs von Hessen-Darmstadt. Interessant ist die Nachricht aus Frankfurt, der General Manteuffel habe nicht ausgeschlossen, dass auch Amerikaner in Frankfurt mit Einquartierungen rechnen müssten. Der amerikanische Vertreter hatte darauf hingewiesen, dass die US-Flotte in der Ostsee kreuze. Daraufhin unterblieb eine Einquartierung. Die USA begannen demnach schon damals, in der europäischen Politik mitzumischen.

In der Ausgabe vom 25. August wurde die Meldung abgedruckt, dass Preußen im letzten Augenblick die Gebietsabtretungen in Oberfranken fallen gelassen habe und nun auf die Abtrennung der unterfränkischen Distrikte bzw. Bezirksämter Hilders, Gersfeld und Orb mit ungefähr 40.000 Einwohnern bestehe.¹¹ Damit werde auch Tann preußisch. Die Kriegsentschädigung in Höhe von 30 Millionen Gulden stehe fest.

Unter dem 23. August wurde berichtet, dass der Friedensvertrag in Berlin unterzeichnet worden sei. Aus Wien wurde gemeldet, dass die Kriegsentschädigung an Preußen in Höhe von 20 Millionen Thalern, in Fässer abgefüllt, in einem Güterzug mit einer Begleitung von 52 Beamten und Feldjägern in Wien abgefahren sei.

Im kgl. Kurhaus Kissingen wurde zur Feier des Geburtstags des Königs und des Friedens-Abschlusses ein Fest-Dîner zum Preis von 1 Gulden 24 Kreuzer ausgeschrieben. Ein zweites Festdîner fand im „Sächsischen Hof“ statt.

In der „Saal-Zeitung“ vom 26. August wurde ein persönlicher Bericht aus der „Landshuter Zeitung“ abgedruckt, in dem ein Kriegsteilnehmer ein tragisches Erlebnis aus dem letzten Gefecht bei Uettingen berichtet: *„Am 25. Juli vormittags fuhren wir getrost von Roßbrunn über Uettingen nach Helmstadt vor. Vor Helmstadt machte sich rechts von der Straße auf einem sanft ansteigenden Hügel ein neu angelegter Friedhof bemerklich. Die geweihte Stätte ist von einer Mauer eingefasst, in der Mitte steht ein Kreuz von rotem Sandstein; aber noch kein einziger Grabhügel erhebt sich über die grüne Fläche. Mein Wagen hielt am Rande der Chaussee, einzelne Truppenteile marschierten vorbei, da traf ich Herrn Oberlieutenant Diez und wechselte einige Worte mit ihm. Er deutete auf den Gottes-Acker und sprach: ‚der ist ganz neue, es liegt noch kein Mensch darin, wer wird wohl der erste sein, den sie hinein legen?‘ Und siehe da, nachmittags wurden wir angegriffen, und des anderen Tages war Herr Oberlieutenant Diez der erste, der dort hinein gesenkt wurde. Es war gerade der Geburtstag dieses Offiziers, an dem er erschossen wurde.“*

In der gleichen Ausgabe wurde politisch spekuliert, dass Bayern gegen die abzutretenden Bezirke an der Rhön die Weimarische Enklave Ostheim und die coburgische Enklave Königsberg bekäme. Die Preußen würden nach Zahlung der ersten Rate von 10 Millionen Gulden bis 5. September Bayern räumen. Für Mainz wurde bekannt gegeben, dass dort der Belagerungszustand aufgehoben sei. Aus Erfurt wurde berichtet, dass dort die über hundert bayerischen Kriegsgefangenen einen frohen Abend mit zwei Fässern Coburger Bieres sowie Wurst und Braten aus Coburg gehabt hätten. In Schleswig-Holstein schlugen am 20. August die Preußen noch einmal hart zu, die „Kieler Zeitung“

sei verboten worden, weil sie den Prinzen Friedrich von Augustenburg als „Herzog“ bezeichnet habe. Es muss sich wohl um den Herzog Friedrich VII. gehandelt haben, der sich mit Duldung der Österreicher im Jahr zuvor als Herzog von Schleswig-Holstein bezeichnet hatte.

Es mehrten sich die rührenden und tragischen Geschichten aus dem Gemetzel bei Königgrätz. Wohl bei dem heutigen Hauptdenkmal wurde ein österreichischer Soldat schwer verwundet von seinen Kameraden in den Leichenwall eingebaut, hinter dem sie auf die Preußen schossen. Als die Preußen an den Wall herankamen, habe er einen preußischen Soldaten, dem vor Schreck das Gewehr aus der Hand gefallen sei, um Hilfe gebeten. Dieser brachte ihn dann in ein Spital. Ein österreichischer Leutnant sei mit der Regimentsfahne durch die Elbe geschwommen und habe im Dunkeln auf der anderen Seite einen Offizier gesehen, der am Untergehen war. Er habe ihn dann mit der Regimentsfahne aus dem Fluss gezogen und den Geretteten als seinen eigenen Vater erkannt.

Nach der Ausgabe vom 28. August war die Zahl der Kurgäste auf 1.717 angewachsen. Nach einem Bericht habe Preußen ursprünglich Hof, Kulmbach, Lichtenfels, Brückenau, Kissingen und Hammelburg und einen Teil der Pfalz gefordert. Ministerpräsident Bismarck habe sich aber von diesen Forderungen distanziert. Aus Stuttgart wurde berichtet, dass der Bundestag am 26. August seine letzte Sitzung (in Augsburg?) gehalten habe. Dem Bundestag werde keine Träne nachgeweint, jedoch dem Deutschen Bund, der ein halbes Jahrhundert den Frieden gewährleistet habe. Die deutsche Nation möchte eine Änderung im freiheitlichen, nicht im absolutistischen Sinne. Unter dem 24. August wurde berichtet, dass die

bayerischen und preußischen Truppen aus der Festung Mainz abzögen. Das nassauische Militär werde aufgelöst, den Offizieren wurde freigestellt, in preußische Dienste zu treten.

Laut der gleichen Ausgabe wurde es trotz Friedensschluss durch eine sog. „*Spähe-Verfügung*“ der Staatsanwaltschaft noch einmal peinlich für die Preußen bzw. ihre Verbündeten. In der amtlichen Bekanntmachung wurde kundgegeben, dass bei der Plünderung des „Bayerischen Hofes“ einer Dame zahlreiche wertvolle Gegenstände weggenommen worden waren, die die Soldaten dann vermutlich in der Stadt für billiges Geld verkauft hätten. Der Dame wurden ihre gesamte Wäsche und viele Kleidungsstücke einschließlich einer silbernen Uhr entwendet, alles sicherlich kein kriegswichtiges Material!

Der Stadtmagistrat forderte durch eine Bekanntmachung alle Bürger auf, ihre Kosten für Quartier, Verköstigung und Vorspann usw. für das preußische Militär zu melden. Kriegsbedingten Hintergrund hatte auch eine Anzeige, dass für die bayerischen Lazarette bei Goldmayer und den Englischen Fräulein Wildbret zu kaufen gesucht sei. Es bestanden also noch immer Lazarette in den beiden Anwesen an der Kapellenstraße. Der Aufruf liest sich wie eine Bitte um Spenden.

In der Ausgabe vom 31. August wurde der Friedensvertrag im vollen Wortlaut veröffentlicht. In Art. 14 war geregelt, dass Bayern das Bezirksamt Gersfeld und einen Bezirk um Orb an Preußen abtritt. Nach Art. 16 sollten die Kriegsgefangenen in Aschaffenburg und Hof freigelassen und kostenfrei dahin befördert werden. Für Kissingen bzw. Hausen war der Art. 17 interessant, in dem sich Preußen verpflichtete, die von seinen Truppen aus der Salinenkasse (Bruderschaftskasse) ent-



Gefährdung des Kissingener Friedhofes.

Abb. 9: Der Kampf um den Kapellenfriedhof in Kissingen hat wegen seiner Dramatik viele Künstler zu nachempfundenen Bildern angeregt. Die Lithographie stammt aus dem Buch von „M.C.“. Von mehreren Teilnehmern des Kampfs ist berichtet, dass die Bayern mit der Grabplatte eines Ritters ein Tor verrammelt hatten, dass die Preußen dann doch aufbrechen konnten.

nommenen Obligationen in Höhe von 33.000 Gulden sofort zurückzugeben.¹²

Die Stadt Kissingen gab bekannt, dass die Eigentümer der in Münster und Aschfeld von den Preußen ‚verscherbelten‘ Gegenstände, die bis ins Detail aufgezählt wurden, sich innerhalb von drei Tagen im Rathaus zu melden hätten. Am 1. September druckte die „Saal-Zeitung“ die Ausführungsbestimmungen zum Friedensvertrag ab. In den abgetretenen unterfränkischen Bezirken wurde von Preußen die Zahlung der Pensionen und Bezüge garantiert. Al-

len Personen, die Bayern bleiben wollten, wurde die Freizügigkeit nach Bayern erlaubt. Bei der Kriegskostenentschädigung, die auch in Silberbarren gezahlt werden konnte, wurde das Pfund Silber mit 29 Thalern 25 Groschen festgelegt. Bayern gestattete preußischen Truppen den Rückmarsch von Württemberg durch Bayern. Die Kondominate zwischen Bayern und Kurhessen wurden aufgehoben, dies betraf die Gemeinde Züntersbach bei Bad Brückenau.¹³

Da die Festung Mainz noch immer mit Graf Rechberg einen bayerischen Gouverneur hatte, wurde dessen Abzug mit den bayerischen Truppen ebenfalls geregelt. Unter dem 27. August wurde berichtet, dass auf der dortigen Festung die schwarz-rot-goldene Bundesfahne und die rot-weiße Fahne von Darmstadt eingezogen wurden, als die Preußen in die Festung einrückten. Zwischen bayerischen

und preußischen Soldaten wäre es dabei beinahe zu einer Schlägerei gekommen.

Am 30. August wurde veröffentlicht, dass beide Kammern des bayerischen Landtags dem Friedensvertrag zugestimmt hätten. In einer Anzeige wurde bekannt gegeben, dass im Verlag Bonitas-Bauer in Würzburg eine Schrift „Die Verteidigung des Friedhofs in Kissingen durch die Bayern am 10. Juli 1866“ erschienen sei; der Preis betrug 24 Kreuzer.

In der Ausgabe vom 2. September wurde das „Bergische Volksblatt“ zitiert, dass

ein Marketenderehepaar im Gefolge der preußischen Mainarmee letztendlich erschossen wurde. Die Frau habe auf den Hilferuf eines Verwundeten nicht reagiert, worauf dieser sie mit seinem Gewehr erschossen habe. Der Mann soll dann später in Wessel kriegsrechtlich erschossen worden sein, weil er und seine Frau Tote und Verwundete ausgeraubt hatten.

In Kissingen gab es noch immer eine preußische Feld-Lazarett-Kommission, die in einer Anzeige ein preußisches Militärpferd versteigerte, das den Krieg mit einer auf dem Klaushof ausgeheilten Hufverletzung überlebt hatte. Eine rührende Geschichte wird aus Hausen gemeldet: Unter den Offizieren und Mannschaften des 2. Bataillons des 11. Infanterieregiments, das am 9. und 10. Juli die Saaleübergänge bei Hausen bewacht hatte und von den Einwohnern mit Lebensmitteln versorgt worden war, habe eine Sammlung 125 Gulden und 48 Kreuzer erbracht. Die Dankspende wurde am 26. August übersandt.

Noch immer waren die Plünderungen der Preußen nicht abgewickelt, wie eine amtliche Bekanntmachung zeigte, die Verluste des Gastwirts Johann Brand aus Garitz auflistet. Eine Anzeige der örtlichen Agenten der Münchener und Aachener Mobiliar-Feuerversicherungs-Gesellschaft stellt klar, dass Schäden, die nicht durch, sondern während des Krieges entstanden sind, ersetzt werden können. Mit anderen Worten hieß dies, dass auch Plünderungsschäden ersetzt würden.

Aus Würzburg wurde unter dem 1. September berichtet, dass etwa 800 bayerische Gefangene mit dem Zug über Aschaffenburg nach Würzburg ankamen. Sie wurden sofort über eine Schiffsbrücke in der Nähe des Pleichachertores über den Main geschleust, um Reibereien mit preu-

ßischen Soldaten im noch immer besetzten Festungsviertel zu vermeiden.

Ausnahmsweise meldete sich die Kissingener Zeitung selbst zu Wort und kritisierte Ausführungen in der „Augsburger Abendzeitung“, die die an Preußen fallenden unterfränkischen Gebiete als die unbemitteltesten des Landes bezeichnet hatte. Dort wurde auch der Verlust des Bades Orb letztlich als Gewinn bezeichnet, weil Bayern bisher jährlich 40.000 Gulden Verlustabdeckung hätte zahlen müssen. Die hiesige Zeitung meinte, wenn die neue Grenze Zollgrenze werde, würde die Rhön-Industrie gänzlich vernichtet. Sie schloß mit dem Satz „*Möge uns wenigstens der Zollverein bleiben.*“

Über den Gesundheitszustand des Prinzen Ludwig wurde am 1. September gemeldet, dass die Eiterhöhle in der äußeren Schenkelseite sich geschlossen habe. Prinz Ludwig hatte bekanntlich in dem Gefecht bei Hettstadt einen Oberschenkelsteckschuss erhalten.

Am 2. September wird bekanntgemacht, dass die bayerische Armee auf den Friedensstand zurückgeführt werde. Baden und Württemberg seien seit dem 30. August von preußischen Truppen geräumt. Mit dem Großherzogtum Hessen sei nun auch ein Friedensvertrag geschlossen, jedoch nicht mit dem Königreich Sachsen.

Eine erneute Bekanntmachung der Staatsanwaltschaft in Kissingen brachte eine umfangreiche Liste von in Kissingen von preußischen Soldaten geplünderten Gegenständen, die ein preußischer Militärbeamter bei einem Biwak in Erlabrunn beschlagnahmt habe. Interessant ist die Geschichte, dass in München eine anonyme „*Todesanzeige für die 30 Millionen Gulden*“ in Umlauf sei, in der es unter anderem hieß: „*Trotz unseres Heldenmutes und nun der Aufhebung eines unglücklichen*

Obergeneral-Arzt es ist es zuzuschreiben, daß es laut Ratschluss Wilhelms von Gottes Gnaden, König von Preußen, gefallen hat, nach kurzen Leiden 30.000.000 Gulden in die andere Welt nach Berlin abzurufen. Mit dem Obergeneralarzt müsste Prinz Carl gemeint sein.

In der Zeitung vom 4. September wurde ohne besondere Überschrift fast nebenbei erwähnt, dass *„mittels Extrazuges heute bedeutende Silbersendungen nach Berlin abgegangen und werden sich diesen Zug auf der Station Schwandorf die von der kgl. Bank in Nürnberg zu gleichem Zwecke abgesandten Wägen mit Silberthalern anschließen“*. Im Gegensatz zu heute, wo solche Zahlungen bargeldlos laufen, wurde – wie bei der Kriegsentschädigung aus Österreich – ein ganzer Zug mit entsprechender Bewachung abgesandt. Bayern musste das Geld bei den Banken aufnehmen.

In der Ausgabe vom 8. September wurde berichtet, dass auf der Festung in Würzburg noch immer 1.200 aus der Gefangenschaft zurückgekehrte Bayern aller Waffengattungen zur Abwicklung der Entlassung kaserniert seien. Am 4. September sei die preußische Fahne auf der Burg Nürnberg abgenommen worden.

Im Frieden mit Hessen-Darmstadt sei festgelegt, dass Preußen 20 Quadratmeilen Land und etwa 60.000 Menschen, vor allem aus Bad Homburg, erhalte. Dafür bekam Hessen-Darmstadt die bisherige kurhessische Enklave (Bad) Nauheim, immerhin mit Spielbank, wie man tröstend vermerkte.

Der Herzog von Sachsen-Meiningen weigere sich noch immer, zu Gunsten seines Sohnes abzudanken. Mangels Friedensvertrags seien noch immer preußische Garnisonen in Sachsen stationiert. Preußen forderte eine Überlassung der Festung Königstein. Der von Preußen entthronte

Herzog von Nassau, bisher General der preußischen Armee und Inhaber des Ulanenregiments Nr. 5, habe die Konsequenzen gezogen und diese Ämter niedergelegt. Gleiches tat später der letzte Kurfürst von Hessen-Kassel.

Für den 9. September wurde *„zum Besten sämtlicher hiesigen Verwundeten“* im großen Saal des Kurhauses (heute Rossini-Saal) zu einem Liederabend, bei 30 Kreuzer Eintrittspreis, eingeladen. In der nächsten Ausgabe wurde der Erlös bekannt gegeben: 84 Gulden 25 Kreuzer.

In der Ausgabe vom 11. September wurde ein schwülstiger *„Scheidegruß an die Bewohner des Orber, Gersfelder etc. Bezirks“* veröffentlicht, den der Herausgeber verfasst haben könnte. Berichtet wurde, dass die preußischen Truppen am 9. September früh 6 Uhr aus Würzburg ausmarschiert seien. In einer Bekanntmachung vom 6. September hatte das Bezirksamt darauf hingewiesen, dass *„Exzesse, Drohungen und Aufreizungen“* gegen durchmarschierende Preußen streng bestraft würden, Gastwirten wurde sogar der Entzug der Konzession angedroht. Der vorsorgliche Hinweis wäre wohl nicht nötig gewesen, wenn nicht eine ausgesprochen antipreußische Stimmung in der Bevölkerung festgestellt worden wäre. In der Ausgabe vom 12. September wurde berichtet, dass sich in Kissingen ein Komitee für die Errichtung eines Denkmals für die Gefallenen vom 10. Juli gebildet habe.

Bei der festgestellten antipreußischen Stimmung ist es verwunderlich, dass der preußische Ministerpräsident Bismarck den höchsten bayerischen Orden, den Hubertusorden, erhalten solle.¹⁴ Am 12. September wurde diese Meldung als Gerücht bezeichnet. Dafür erhielt Bismarck von seinem König einen hohen hohenzollerischen Orden.

Der Herzog von Nassau verabschiedete sich in Günzburg von seinen dort stationierten Truppen, die von da nach Wiesbaden heimmarschierten. Auch aus Nürnberg wurde berichtet, dass die dort stationierten Truppen aus Sachsen-Altenburg am 10. September abgezogen seien. In einer amtlichen Bekanntmachung vom 6. September wurden erneut die Eigentümer von vier von den Truppen mitgenommenen Leiterwagen gesucht.

In der Ausgabe vom 13. September druckte das Heimatblatt einen sehr drastischen Artikel des „Würzburger Sonntagsblatts“ ab, der mit der preußischen Kriegsführung abrechnete und sie mit der Kriegsführung König Friedrichs II. im Siebenjährigen Krieg verglich: *„Das hat sich buchstäblich in Franken und besonders im Aschaffenburgischen wiederholt. Erdrückende Einquartierungen in vielen Orten, ungeheuerliche Requisitionen in den anderen, verheerende Durchzüge, all das brachte einen Zustand herbei, der nach der Geißel des Krieges auch noch an manchen Stellen die des Hungers wieder und ohnehin den der Krankheit befürchten lässt. Welche Mengen von Brot wurden selbst den ärmsten Leuten abgenommen, und dann wusste man es nicht zu verwenden, es verdarb, wurde um einen Spottpreis verkauft oder ging gänzlich zu Grunde. Das letzte Stück Vieh trieb man manchem Bäuerchen aus dem Stalle, und das Fleisch von ganzen Ochsen hat man eingegraben, selbst wenn es noch gut war, weil es augenblicklich nicht zu verwenden gewesen. Das Heu für die Winternahrung des Viehes wurde zur Streu verwendet, ja selbst das ungedroschene Getreide-Stroh warf man unter die Pferde, und weinend mußten es die Leute mit ansehen. Die Bauern wurden mit ihren Pferden oder Kühen 2–3 Wochen lang auf Fronfuhren mitgenommen und krank und herabgekommen kehrten Menschen und*

Thiere wieder heim.“ Aus München wurde berichtet, dass an der Umrüstung der Podewils-Gewehre in Hinterlader mit Eifer gearbeitet werde.

In der Ausgabe vom 14. September wurde gemeldet, dass nach dem Abzug der Preußen die Torsperre des Würzburger Brückentores ganz aufgehoben sei und die Kasernen instandgesetzt würden. Ca. 60 verwundet gewesene Österreicher übernachteten auf dem Weg in die Heimat eine Nacht in Würzburg. Von den acht nassauischen Verwundeten seien sechs abgereist, zwei würden noch hier behandelt. In dieser Woche würden die Abfindungsgelder für die auf Kriegsdauer engagierten Offiziere und Ärzte ausgezahlt. Ein Bataillons-Arzt erhalte 1.200 Gulden, der Gesamtaufwand in Bayern wurde mit 420.000 Gulden angegeben.

Aus Nürnberg wurde unter dem 11. September berichtet, dass die Stadt mit blau-weißen Fahnen für den Wiedereinzug des 14. Infanterieregiments beflaggt sei. In der Ausgabe vom 15. September wurde ein Bericht aus dem „Nürnberger Anzeiger“ über Kriegsgreuel bayerischer Kürassiere bei dem Gefecht um Hettstadt relativiert. Ein als ehrlich geschilderter Hettstadter Bauer erzählte, dass sie sich in ein Wäldchen geflüchtet hätten. An ihnen sei ganz nah ein Zug bayerischer Kürassiere vorbeigesprengt, als einer der hinteren plötzlich vom Pferd gefallen sei. Er habe sich in den Wald geschleppt und seine Oberschenkelwunde zu verbinden versucht. Da wären fünf preußische Husaren vorbei geritten, drei seien abgestiegen und hätten den verwundeten Bayern mit fünf Säbelhieben getötet. Da seien wiederum zwei bayerische Kürassiere vorbeigekommen und hätten die beiden noch auf den Pferden sitzenden Preußen aus dem Sattel gehauen. Die anderen drei preußi-

schen Soldaten hätten um Gnade gebeten, doch die beiden bayerischen Reiter, die den Mord an ihrem Kameraden gesehen hatten, hätten daraufhin alle fünf Preußen getötet. Die beiden Zeugen gaben an, dass sie den ermordeten bayerischen Kürassier in den Friedhof von Hettstadt gebracht hätten. Eigentlich hätten die drei preußischen Husaren vor ein Kriegsgericht gehört; die Schilderung zeigt, welche Greueltaten auf beiden Seiten im Krieg geschahen.

Unter dem 10. September wurde berichtet, dass jetzt alle bayerischen und österreichischen Soldaten die Festung Mainz geräumt hätten. In der Ausgabe vom 16. September wurde unter dem 13. September gemeldet, dass mit einer Eskadron preußischer Husaren, bisher in Damm und Schweinheim einquartiert, der Rest der preußischen Mainarmee (mit Ausnahme von Kranken und Verwundeten) abgezogen sei.

In einer „amtlichen Entgegnung“ auf ein „Eingesandt“ behauptete das Bezirksamt, dass die Stadt Kissingen noch gar keine Schadenserhebungen vorgelegt hätte, so dass die Hilfgelder nicht verteilt werden könnten. Dies ließ die Stadt Kissingen nicht auf sich sitzen und schob die Schuld dem Bezirksamt zu, worauf wiederum das Bezirksamt sehr scharf reagierte. Dies veranlasste wiederum den rechtskundigen Bürgermeister Fuchs zu einer Gegendarstellung, und er verlangte eine Überprüfung des Streitfalls höheren Orts. In einer Zeitungsbekanntmachung vom 18. September stellten sich sämtliche Magistratsräte hinter ihren Bürgermeister. Das Hickhack wurde immer peinlicher und letztlich ein Eigentor für die Verwaltung.

Die Ausgabe vom 18. September veröffentlichte ein „Eingesandt“, das für die Lebensgeschichte des Bildhauers Michael

Arnold einerseits und den Ablauf des Krieges 1866 andererseits ein Dokument ist: *„Im Atelier des Photographen Herrn Gröning befindet sich zur Zeit der von unserem Mitbürger Herrn Bildhauer Arnold gezeichnete Kampf im Kurgarten am 10. Juli. Das Bild verdient umso mehr Anerkennung, weil Herr Arnold selbst Augenzeuge dieses Treffens war und er deshalb mit wahrhafter Treue dasselbe ausgeschmückt hat. So sieht man besonders, wie der heldenmüthige Artillerie-Unterlieutenant Halder unerschrockenen Muthes an seinem ihm angewiesenen Posten verbleibt und durch seine zwei Kanonen viele von den Feinden zu Boden streckt, während schon in unmittelbarer Nähe die Bayern und Preußen im heftigsten Kampfe begriffen waren, was auch sehr schön von oben genannten Künstler ausgeführt wurde. In wenigen Tagen werden die Abdrücke davon vollendet sein, die einem kunstliebenden Publikum zum Kauf bereitstehen.“*

Vermutlich vom gleichen Leserbriefschreiber stammt der Vorschlag, das König Max II.-Denkmal auf dem Theaterplatz aufzustellen. Aus Würzburg wurde unter dem 17. September berichtet, dass unter großer Anteilnahme der Bevölkerung der Wiedereinzug der Würzburger Garnison (3 Bataillone des 9. Infanterieregiments, 6 Batterien des 2. Artillerie-Regiments und die 2. Sanitätskompanie) gefeiert wurde.

Aus Aschaffenburg wurde unter dem 17. September kolportiert, dass die preußischen Generäle vom 14. bis 22. Juli für 3.465 Gulden 30 Kreuzer diniert hätten. Bayern werde (dafür?) nach dem Verlust von Orb alles bis Ende September produzierte Salz nach Aschaffenburg bringen, da der Salinenbetrieb ab 1. Oktober auf Preußen übergehe.

Unter gleichem Datum wurde für Frankfurt eine düstere Bilanz für die Zukunft gezogen. Die Aufhebung des Bun-

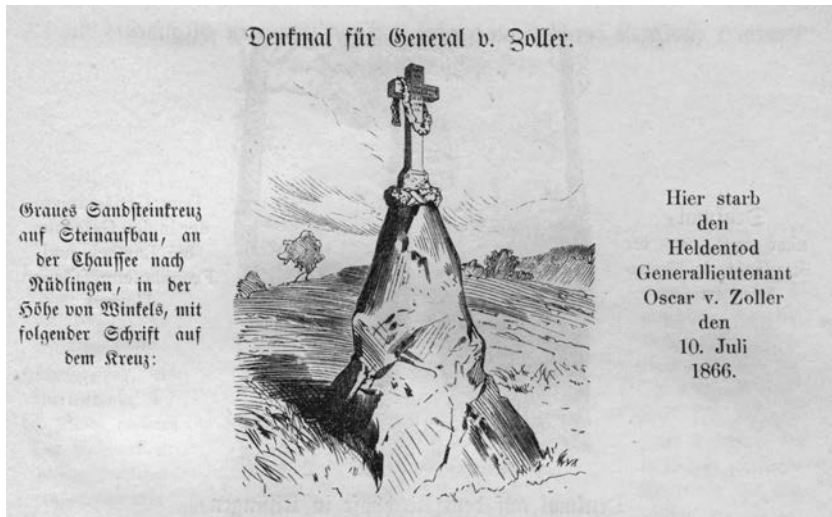


Abb. 10: Das Denkmal an der heutigen Bundesstraße B 287 wurde 1866 von Königinmutter Marie bei dem Kissinger Bildhauer Michael Arnold in Auftrag gegeben. Beim Straßenausbau wurde es von der linken Seite in Richtung Nüdlingen auf die rechte Straßenseite versetzt. Generalleutnant von Zoller wurde an dieser Stelle schwer verwundet, verstorben ist er anschließend im Pfarrhaus Nüdlingen. Das Bild ist signiert „Krüll & Michael sc Stutt“ und stammt aus dem 1867 erschienenen Buch „Feldzug der preussischen Main-Armee 1866“, S. 165, von dem anonymen Verfasser „M. C.“ (Sammlung Peter Maessen, Bad Kissingen).

destags, der Verlust der Generalpostdirektion, der Einnahmen aus der Staatseisenbahn, der Stadtlotterie und des Münzregals können durch neue preussische Behörden nicht ausgeglichen werden. Außerdem sei die Stadt mit Kontributionskosten von 60 bis 70 Gulden (?) pro Einwohner belastet.

In der Ausgabe vom 21. September wurde aus München berichtet, dass am 17. September die 2. Batterie des reitenden Artillerieregiments, die sich bei Kissingen ausgezeichnet habe, vor der Residenz von Königinmutter Marie und Prinz Otto begrüßt worden seien. Allgemeine Aufmerksamkeit erregten zwei mit Blumen bekränzte Kanonenräder, deren Speichen von Kugeln arg mitgenommen waren und die die Aufschrift trugen „Kissingen, 10. Juli 1866“.

In der Ausgabe vom 22. September wurde aus Meiningen gemeldet, dass etwa 1.600 preussische Soldaten in die Stadt eingerückt seien, wobei man offen ließ, ob als Garnison oder als Besatzung.

Unter dem 18. September wurde aus Wien berichtet, dass der Friedensschluss zwischen Preußen und Sachsen erfolgt sei. Sachsen müsse ein Heer von 40.000 Mann unterhalten, der Kronprinz (von Sachsen?) werde Oberbefehlshaber und müsse dem König von Preußen den Eid leisten, Königstein werde Bundesfestung. Preußen bekam dadurch Sachsen ganz in den Griff.

Am 22. September kam Königinmutter Marie nach Kissingen, Sie besuchte die Lazarette und außerdem Winkels und Nüdlingen. Auch den Grabstätten der ge-

fallenen Krieger, insbesondere der Stelle, wo Generalleutnant von Zoller den Heldentod gefunden hatte, stattete sie einen Besuch ab. Sie reiste dann nach Bamberg weiter, wohlgermerkt mit der Kutsche, denn Kissingen hatte noch keinen Bahnanschluss.

Am 29. September wurde nachgemeldet, dass die Königinmutter das Atelier von Michael Arnold besucht und von der Statue ihres verstorbenen Mannes (in ziviler Kleidung mit Zylinder) sechs Statuetten bestellt habe. Außerdem habe sie ein Denkmal für den gefallenen General von Zoller in Auftrag gegeben.

Unter dem 21. September wurde aus Meiningen berichtet, dass tags zuvor Herzog Bernhard (I.) zu Gunsten seines Sohnes Georg¹⁵ zurückgetreten sei. Der letzte Kurfürst von Hessen-Kassel Friedrich Wilhelm erklärte am 18. September in Stettin, als Kriegsgefangener der Preußen, notgedrungen den Thronverzicht. Nach einem früheren Zeitungsbericht sollte Bismarck dem Kurfürst von Hessen und dem Herzog von Nassau den Thronverzicht damit schmackhaft gemacht haben, dass sie über ihr Privatvermögen frei verfügen könnten. Nach einem späteren Zeitungsbericht habe man dem Kurfürsten den Thronverzicht vergoldet, denn er erhielt vorab eine Barabfindung von 600.000 Thalern. Kurfürst Friedrich Wilhelm begab sich, aus der Gefangenschaft entlassen, in die Schweiz. Dies wurde durch einen Bericht in der „Kasseler Zeitung“ bestätigt. In Stettin habe sich der Kurfürst sehr nobel gegeben, u.a. habe er eine Spende von 1.000 Thalern für die Armen überwiesen.

Unter dem 22. September zitierte die Heimatzeitung das Blatt „France“, dass auch König Johann von Sachsen zum Thronverzicht zu Gunsten seines Sohnes gezwungen worden sei. Die Preußen wür-

den als Pfand vorläufig die Städte Bautzen, Zwickau und Zittau besetzt halten. Ein Bericht vom 24. September meldete, fast alle bayerischen höheren Beamten in den Abtretungsgebieten träten nicht in den preußischen Staatsdienst über, sondern ließen sich nach Unterfranken versetzen.

Unter dem 24. September wird die Antwort der „Pfälzer Zeitung“ auf die Frage eines Neugierigen abgedruckt, warum die bayerischen Soldaten jetzt meistens Hahnenfedern an den Mützen trügen: *„Wann schun die Preuße, wo sie warn, alle Gockele g'fresse hawa, wolle mer doch öffentlich zeige, daß se die Federe üwrig gelasse hawe.“* Das mit dem Kommentar, es wäre empfehlenswert gewesen, die Bayern hätten die Hähne verzehrt und den Preußen die Federn gelassen.

Die Königinmutter Marie – sie war, da der König ledig war, die First Lady von Bayern – wurde nach Rückkehr von ihren Besuchen auf den Kriegsschauplätzen am Münchner Bahnhof von einer großen Menschenmenge überschwänglich gefeiert. Der landwirtschaftliche Verein für Schwaben hatte für durch den Krieg in Not geratene Landwirte in Unterfranken 1.500 Gulden gespendet. Das „Straubinger Tagblatt“ wartete mit einer makaberen Bilanz auf, am 10. Juli hätten bei dem Gefecht bei Kissingen die vier Kompanien des 5. bayerischen Jägerbataillons beim 19. preußischen Infanterieregiment aus Posen (mit zwölf Kompanien) Verluste im Verhältnis 1 zu 25 erzielt. Danach wären die bayerischen Vorderlader doch nicht so altmodisch, dazu käme, dass die Preußen durch ‚friendly fire‘ rund ein Dutzend eigener Soldaten getötet hätten.

Dass auch bei den Preußen die Disziplin nicht immer die beste war, zeigt der Aufstand eines Landwehrregiments des 32. IR in Mainz, das beim Abmarsch re-

bellierte, weil kein Bahntransport vorgesehen war. Sie wurden dann alle verhaftet und dort eingesperrt. Auf höheren Befehl würden sie, meist Familienväter, dann unbestraft entlassen.

Dem König von Hannover wurde in Wien von einer Abordnung ein Schreiben überreicht, in dem 264.000 Hannoveraner ihre Anhänglichkeit an das Haus der Welfen bekundeten. In einer nicht namentlich unterzeichneten Danksagung brachten Kissinger Bürger ironisch ihren Dank für Liebesgaben im Wert von 400.000 Gulden zum Ausdruck mit dem Zusatz, dass sie trotz aller eingezogenen Erkundigungen bis heute noch nicht erfahren konnten, dass ein geschädigter Bürger eine Hilfe erhalten habe, eine kleine Verteilung von Brot, Mehl, Zucker, Kaffee abgerechnet. Diesmal war das Bezirksamt so klug, auf diese Provokation nicht zu antworten.

In der Ausgabe vom 29. September wurde berichtet, dass das Großherzogtum Sachsen-Weimar und das Herzogtum Sachsen-Coburg-Gotha Kriegsentschädigungsforderungen für die Kriegsfolgen insbesondere in Langensalza gegen das aufgelöste Königreich Hannover stellen wollten. In der Ausgabe vom 30. September ist unter dem 27. aus Aschaffenburg berichtet, dass die Preußen die beschlagnahmten Gewehre der Landwehr nicht zurückgegeben hätten. Da die Landwehrmänner ihre Gewehre selbst beschafft hätten, – der Preis wurde mit zehn Gulden veranschlagt –, so sei bei 300 Landwehrmännern ein Verlust von 3.000 Gulden entstanden. Die Landwehr Aschaffenburg habe ihre beiden Kanonen rechtzeitig vergraben, die Landwehrfahne habe der Kommandant, in einem Kamin versteckt, retten können.

Aus Kissingen wird unter dem 2. Oktober nach Ende der Kursaison berichtet,

dass trotz der Kriegsereignisse das Bad insgesamt 2.146 Gäste aufgesucht hatten. Die Zeitung schloss mit dem Wunsch, dass in der Saison 1867 Tausende von Gästen kommen möchten, welche weder requirieren noch annekieren!

Unter dem 28. September wird berichtet, dass die württembergische Kriegskontribution in Höhe von 8 Millionen Gulden mit einem Extrazug mit sieben Waggons nach Berlin abgegangen sei. In Hannover würden die Schilderhäuser und Fahnenstangen neu schwarz-weiß bemalt, die Annexion stehe unmittelbar bevor. Aus Berlin wurde gemeldet, dass durch den Krieg 1.900 Offiziersstellen neu zu besetzen seien.

In einer Privatanzeige in der Ausgabe vom 1. Oktober wurde erneut ‚schmutzige Wäsche‘ gewaschen. Die anonym gebliebenen Verfasser behaupteten, dass im „Hôtel de Russie“ sehr viel weiße Wäsche und Kleider aus Spenden gestapelt gewesen wären, die vom Stadtmagistrat verteilt werden sollten. Bis jetzt sei aber noch nichts verteilt worden. Auch auf diesen Vorwurf reagierte die Stadt nicht.

Nach einer Meldung aus Wien vom 1. Oktober werde an einer Veränderung der österreichischen Uniformen gearbeitet. Vor allem sollten sich die Offiziere nicht mehr so stark von den Mannschaften unterscheiden. Die preußischen Jäger hätten in Trupps von sechs bis acht Mann gezielt auf Offiziere geschossen, was die hohen Verluste gerade bei den Offizieren erkläre. Auch über die Heeresneuorganisation in Bayern wurde ausführlich berichtet.

Nach einer kleinen Notiz vom 9. Oktober seien vom Generalkommando Nürnberg beorderte Taucher in der Stadt Kissingen damit beschäftigt, die während des Kampfes am 10. Juli in der Saale verschwundenen (preußischen) Zündna-

delgewehre herauszuholen. In der Ausgabe vom 10. Oktober wurden aus dem „Würzburger Stadt- und Landboten“ aus den Bezirken, die an Preußen abzutreten waren, bittere Klagen laut. Die bayerische Verwaltung, an der Spitze die Postverwaltung, habe die Nachbayern bereits abgeschrieben, bevor die preußische Verwaltung zuständig sei. Abgedruckt wurde eine Bekanntmachung des Innenministeriums, die auf Antrag des bayerischen Kriegsministeriums ergangen war, nach der alle aufgefundenen Uniformen und sonstige Militär-Effekten, gleich ob von einheimischen oder fremden Truppen herrührend, bei den Ortspolizeibehörden abzuliefern seien.

Aus Hannover wurde unter dem 7. Oktober berichtet, dass bei der förmlichen Besitzergreifung demonstrativ viele Damen in Trauerkleidung erschienen wären. In der Ausgabe vom 12. Oktober wurde erstmals erwähnt, dass in München gegen den Redakteur des „Volksboten“ Zander ein „Pressprozess“ anhängig sei. Den Prozess hatte der Generalstabschef Freiherr von der Tann angestrengt, weil Zander Mängel in der Kriegsführung in seiner Zeitung angeprangert hatte. Unter dem 13. Oktober wurde gemeldet, dass aus dem Raum Kissingen der Lehrer Riedmann, der Stadtschreiber Engelbrecht und der Lehrer Fuchs aus Winkels als Entlastungszeugen geladen seien.

Eine amtliche Bekanntmachung vom 9. Oktober forderte zu Angeboten für die Wiederherstellung des hölzernen Stegs über die Saale bei Kleinbrach auf. Die Wiederherstellung wurde mit 65 Gulden 26 Kreuzer veranschlagt. Der Steg war offenbar rechtzeitig vor dem 10. Juli abgerissen worden.

Am 12. Oktober wurde aus Berlin berichtet, dass die Preußen 486 Geschütze

und etwa 100.000 bis 120.000 Gewehre erbeutet hätten. Der Wert wurde auf 4 bis 6 Millionen Thaler geschätzt.

Aus einer Bekanntmachung vom 14. Oktober kann man schließen, dass das preußische Lazarett im „Bayerischen Hof“ aufgelöst worden war. Die Eigentümer von entliehenem Inventar wurden zur Abholung aufgefordert. Unter dem 14. Oktober wurde aus München berichtet, dass in der Gewehrfabrik Amberg die Umarbeitung der Podewils-Gewehre auf Hinterlader in Angriff genommen sei, was sich ohne allzu viele Mühe und Kosten bewerkstelligen lasse. Unter dem 15. Oktober wurde gemeldet, dass das Kriegsministerium die Umänderung aller Gewehre auf Hinterladung nach dem Braunmühl'schen System angeordnet habe. Bei der Artillerie würden alle glatten Geschütze abgeschafft und die gesamte Feldartillerie mit gezogenen 4- und 6-Pfündern ausgestattet.¹⁶

Aus dem Prozess gegen Dr. Zander wurde berichtet, dass den als Zeugen geladenen Offizieren keine Aussagegenehmigung¹⁷ erteilt wurde. Die Stimmung in dem preußisch gewordenen Frankfurt charakterisiert, dass bei dem ersten Gebet für den König und seine Familie viele Leute die Kirche verlassen hätten.

In der Ausgabe vom 21. Oktober wurde gemeldet, dass der Redakteur des „Volksboten“, Dr. Zander, vom Schwurgericht¹⁸ von Oberbayern vom Vorwurf der „Amtsehrenbeleidigung über die Presse“ gegenüber dem Generalstabschef Freiherr von der Tann freigesprochen worden sei. Gegen den Generalleutnant von der Tann bestand ohnehin das allgemeine, aber unbegründete Misstrauen, dass er als Protestant und Adelsherr im nördlichsten Winkel von Unterfranken zu Preußen tendieren würde. Das generelle Interesse an dem Prozess beweist die Tatsache, dass die

„Saal-Zeitung“ am 21. Oktober ein diesbezügliches Extra-Blatt herausgab und auch noch in den Ausgaben Nr. 241 bis 243 relativ viele Seiten dem Prozess widmete. Die ungewohnte Informationsfreudigkeit der Zeitung, die man beim eigentlichen Kampf um Kissingen vermissen musste, beruht ausschließlich darauf, dass man den Prozessverlauf aus amtlichen Verlautbarungen oder der überregionalen Presse abschreiben konnte.

Für die Ursache des Verlusts von Kissingen machte der von der Staatsanwaltschaft beigezogene Militärexperte Oberst Graf Bothmer die bedeutsame Aussage, dass die 4. Division, die bei Poppenhausen stand, zur Rettung von Kissingen nicht eingegriffen habe, obwohl ein von Kissingen kommender Offizier den Befehl zum Vorrücken über Oerlenbach nach Kissingen überbracht hatte. Kurz darauf sei ein Offizier aus dem Hauptquartier in Münnerstadt bei der 4. Division eingetroffen, der den längeren Weg gehabt und den Befehl überbracht habe, nicht vorzurücken, alle früheren Befehle seien hinfällig. Der Befehl aus Münnerstadt beruhte aber auf dem Wissensstand im Hauptquartier, wo man von der Eroberung Kissings durch die Preußen noch keine Kenntnis hatte.

Der Pfarrer von Aidhausen sagte aus, dass er dem Generalstabschef eine Karte geliehen und auch von anderen Offizieren gehört habe, dass auch die höchsten Offiziere kein Kartenmaterial besessen hätten. Der Kissingen Stadtschreiber Engelbrecht sagte aus, dass an dem Steg an der Lindesmühle nur die Bretter – gemeint waren wohl die Bodenbretter – entfernt waren, nicht jedoch die Tragkonstruktion. Die Preußen hätten mit Brettern aus einer Wirtschaft – an anderer Stelle wird von Biertischen berichtet – die Brücke wieder begehbar gemacht und seien darüber

ungestört mit mehreren Zügen über die Saale marschiert. Der Zeuge bestätigte auch, dass sowohl der Finsterberg als auch der Burgberg mit der Botenlaube unbesetzt waren. Von den beiden Bergen aus hätte man rechtzeitig den Anmarsch der Preußen mit Artillerie aufhalten können, ohne dann in die Stadt Kissingen hinein-zuschießen.

Die gleiche Aussage machte der Lehrer Riedmann, der noch dazusetzte, dass auch der Stationsberg nicht mit Artillerie besetzt gewesen sei. In Kissingen selbst hätte es keine Schäden gegeben, wenn man von den drei Bergen über die Stadt hinweg auf das rechte Saaleufer geschossen hätte. An der Schwarzen Pfütze (an der heutigen B 19) hätten 32 Kanonen bereitgestanden. Der Experte der Staatsanwaltschaft Bothmer sagte darauf dem Zeugen, er solle erst mal den Krieg lernen, bevor er einen Offizier beurteile. Dieser Hieb machte sicherlich bei den Geschworenen keinen guten Eindruck.

Der Lehrer Fuchs aus Winkels sagte aus, dass er vom Finsterberg aus die Schlacht beobachtet habe. Die bayerischen Truppen hätten keine Ablösung erhalten, während die Preußen stets neue Truppen nachgeschoben hätten. Oberst Bothmer erklärte den Nichtersatz mit der dreifach größeren Feuerkraft der Preußen durch ihre Zündnadelgewehre; man habe diese nur durch Mehreinsatz von Schützen ausgleichen können.

In der Ausgabe vom 24. Oktober wurde eine Erklärung der Stadt Kissingen abgedruckt, dass die Stadt 3.330 Gulden 48³/₄ Kreuzer an Kriegsentschädigungen ausgezahlt habe, wobei sie 1.938 Gulden 39³/₄ Kreuzer aus der Stadtkasse für den Staat vorgeschossen hätte. Eine Erwiderung auf frühere anonyme Vorwürfe unterließ man wohlweislich.

In der Ausgabe vom 26. Oktober wurde berichtet, dass der Oberbefehlshaber Prinz Carl von Bayern alle militärischen Ämter und Würden niedergelegt habe und zu seiner Tochter in Portugal ziehe. Er zog damit die Konsequenzen aus dem Prozess Dr. Zander. Später wurde berichtet, dass er doch in Tegernsee bleiben wolle.

Unter dem 23. Oktober wurde aus Dresden berichtet, dass nunmehr der Friedensvertrag zwischen Preußen und Sachsen abgeschlossen sei. Im Ergebnis wurde Sachsen ein Satellitenstaat Preußens. Oberbefehlshaber aller Truppen in Sachsen wurde ein preußischer General, die Festung Königstein erhielt eine gemischte Besatzung. Die Kriegsentschädigung betrug (nur) 10 Millionen Thaler. König Johann kehrte daraufhin nach Sachsen zurück, der zuvor geforderte Rücktritt hatte sich erledigt.

Nach einem Bericht vom 26. Oktober werde die Heimkehr der sächsischen Truppen aus Österreich und Bayern mit täglichen sieben Zügen elf Tage in Anspruch nehmen. Es handelte sich offenbar um die Sachsen, die mit Österreich zusammen in Böhmen gekämpft hatten und bisher nicht in ihre Heimat zurückkehren konnten. Auch König Johann kehrte über Pillnitz in sein Königreich zurück.

In Kissingen wurde am 28. Oktober eine Feier für die Kriegsheimkehrer veranstaltet, dabei nahm auch Oberst Graf Bothmer teil, der im Zander-Prozess als militärischer Experte aufgetreten war. Am 29. Oktober wurde berichtet, dass die Landwehrmänner des 32. preußischen Infanterieregiments in Mainz wegen ihres Aufstands begnadigt würden, allerdings unter der Verpflichtung, bis Ende 1866 Dienst zu leisten.

Wie sehr der Zander-Prozess Wellen schlug, zeigt ein Inserat, dass die Zeitung



Abb. 11: Prinz Carl hatte als jüngerer Bruder König Ludwigs I. die Militärлаufbahn eingeschlagen, auf der er bis zum Feldzeugmeister im Rang eines Feldmarschalls aufstieg. Kriegserfahrungen hatte er keine. Als ihm nach dem verlorenen Krieg Vorwürfe gemacht wurden, trat er zurück. (Holzschnitt von A. Vogel, Fontane, S. 51).

„Volksbote“ einen vollständigen stenographischen Bericht zum Preis von 27 Kreuzern in Druck gegeben hatte. Unter dem 31. Oktober wird berichtet, dass Baden seinen Anschluss an den Norddeutschen Bund beschlossen habe. Schon während des Krieges war Baden vorgeworfen worden, mit Preußen zu sympathisieren.

In der Ausgabe vom 7. November ist ein Beitrag aus dem „Würzburger Journal“ abgedruckt, der sich mit dem Eisenbahnbau beschäftigt. In diesem Zusammenhang kommt das Blatt auf das „weltberühmte Kaiserbad“ Kissingen zu sprechen, das als einziges großes Bad der Erde noch keine Eisenbahn habe. Wenn man von Perm in Sibirien über St. Petersburg in Schweinfurt ankomme, habe man das

Schlussvergnügen, eine mit Staub bedeckte sechs Stunden lange Landstraße zu befahren. Und nun die ‚Steilvorlage‘: *„Möge man jetzt die braven Bewohner Kissingers und die biedereren thätigen Rhönbewohner mit dem Bau der Eisenbahn für die erlittenen harten Tage des Jahres 1866 entschädigen!“*¹⁹ In der gleichen Ausgabe wurde ein Besuch des Königs in den fränkischen Provinzen angekündigt.

Vom 31. Oktober wurde berichtet, dass die erste Rate der sächsischen Kriegsentschädigung in Höhe von 3 Millionen Thalern in sechs Eisenbahnwaggons nach Berlin geschafft und an den preußischen Staatsschatz abgeliefert wurde. In einer amtlichen Bekanntmachung des Bezirksamts vom 4. November wurde über die Verwendung der eingegangenen Sach- und Geldspenden Rechenschaft gegeben. Abgedruckt wurde ein Artikel der „Augsburger Abendzeitung“, in dem gerügt wurde, dass die Verteidiger des Kirchhofs in Kissingen bis heute keine Auszeichnung erhalten hätten. In der Ausgabe vom 11. November wurde aus Hohenschwangau die Genehmigung des Rücktritts von Feldmarschall Carl von Bayern durch den König, seinen Großneffen, bekannt gegeben.

Die Stadt Ulm stellte am 9. November den Antrag, die Festung Ulm, bis jetzt eine Bundesfestung, zu beseitigen.²⁰ Außerdem wurde berichtet, dass in Schleswig-Holstein das Hissen von schwarz-rot-goldenen Fahnen nicht mehr erlaubt wäre. Damit hatte Bismarck sein Ziel (schon fast) erreicht; der Deutsche Bund mit seiner Fahne schwarz-rot-gold war auch juristisch beseitigt. Es fehlte nur noch die sog. ‚Reichseinigung‘ unter der preußischen Fahne Schwarz-Weiß-Rot. Die von Bayern abgetretenen Gebiete, so wurde gemeldet, seien noch nicht von Preußen übernommen worden, so dass die bayerischen Be-

amten, obwohl schon versetzt, bis auf weiteres auf ihren Posten verbleiben müssten. Trotzdem gab es Beschwerden, weil sich die höheren bayerischen Instanzen nicht mehr für zuständig erklärt hätten.

Unter dem 12. November wurden neue berichtigte Verlustlisten bekanntgegeben, wonach Preußen und seine Verbündeten über 20.000 Mann verloren haben, 15.000 allein in der Schlacht bei Königgrätz. In Österreich soll der Generalfeldzeugmeister von Benedek, dem man zu Unrecht die Alleinschuld an dem verlorenen Krieg in Böhmen zugerechnet hat, auf die Inhaberschaft seines Regiments Nr. 28 verzichtet haben.

Nach dem „Schweinfurter Tagblatt“ wird König Ludwig II. am 17. November in Kissingen eintreffen. Aus Hanau wurde berichtet, dass eine preußenfeindliche Stimmung dadurch zum Ausdruck gekommen sei, dass bei einer Militärmusik zweimal der Radetzky-Marsch verlangt worden sei, worauf alle preußischen Offiziere den Raum verlassen hätten.

Nach einem Bericht aus Bayreuth vom 12. November habe sich der König auf seiner Besichtigungsreise durch die vom Krieg betroffenen Bezirke die Sympathie aller Bevölkerungsschichten erworben. Der hoch gewachsene, 21jährige König machte in der Uniform eines Obersten des 6. Chevauleger-Regiments einfach eine blendende Figur. Die Tatsache, dass Bayreuth bis 1806 zu Preußen gehört hatte, war inzwischen vergessen.²¹

Der Zeitungsverleger Reichardt bot bereits in der 2. Auflage den 100seitigen stenographischen Bericht über den Dr. Zander-Prozess zum Preis von 27 Kreuzern an, der Prozess war demnach die Sensation des Jahres. Die Ausgabe vom Sonntag, den 18. November, trägt ein ganzseitiges Willkommensgedicht für den König. In der glei-

chen Ausgabe wird auch berichtet, dass das Gedenkkreuz für den zwischen Kissingen und Winkels gefallenen Generalleutnant von Zoller, im Auftrag von Königinmutter Marie von Bildhauer Michael Arnold gefertigt, am 17. November aufgestellt wurde. Für den 19. und 20. November wurden im „Preußischen Hof“²² und im „Sächsischen Hof“ zu Festbällen eingeladen.

Nach der Ausgabe vom 20. November war der König am Sonntag vor 1 Uhr eingetroffen und im kgl. Kurhaus abgestiegen. Die Serenade und der Fackelzug litten unter der schlechten Witterung. Der König verlieh Orden und ließ dem Magistrat für die Stadarmen 2.000 Gulden auszahlen. Er reiste am Mittwochvormittag (über Hammelburg) Richtung Aschaffenburg weiter. Von der schweren Erkältung des Königs wurde in der Zeitung nichts erwähnt und auch nicht, dass er trotz dieser Erkrankung alle Gräber der Gefallenen des Krieges besucht hatte. Später wurde berichtet, dass der König den Weg über Hammelburg nach Gemünden geritten ist. Ab Bahnhof Gemünden stand ihm wieder sein Salonwagen zur Verfügung.

Aus Frankfurt wurde gemeldet, dass Preußen nicht beabsichtige, in die ehemaligen Bundesfestungen Rastatt und Ulm eigene Truppen zu legen.²³ Am 20. November traf König Ludwig II. in Aschaffenburg ein und wurde triumphal empfangen. Diesmal trug er die Uniform eines Oberstes des 1. Regiments „König“. In der gleichen Ausgabe wurde auch über die Kriegsverluste berichtet, wonach sich diese auf 2.865 Mann bezifferten, während die Verluste der Preußen mit 2.694 angegeben wurden.

Nach einer amtlichen Bekanntmachung vom 20. November erhielten die Stadt Kissingen an Kriegsentschädigung insgesamt 45.400 Gulden, die übrigen

Gemeinden des Bezirks 31.928 Gulden. Auf seinem „Triumphzug“ durch Franken traf der König am 25. November in Würzburg ein und wurde wie überall begeistert empfangen.

Aus der „Kölnischen Zeitung“ wurde am 14. November aus Coburg berichtet, dass der frühere Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein über den Herzog von Sachsen-Coburg den Versuch gestartet habe, unter Verzicht auf alle Ansprüche ein Jahresgehalt von 100.000 Thalern zu bekommen.²⁴ Nach einem Bericht vom 29. November haben die Schüler des Gymnasiums in Münnerstadt ihre Preisgelder von 100 Gulden zu Gunsten verwundeter bzw. invalider Soldaten gespendet. Aus einem Bericht vom 1. Dezember ergab sich, dass der König den letzten zwei bayerischen Verwundeten in Kissingen vier Dukaten mit seinem Bild hat zukommen lassen.

Der Pächter des kgl. Kurhauses Leon Schlatter sah sich veranlasst, in die Zeitung zu setzen, dass nach dem Besuch des Königs seine Rechnung vom Hof nicht um 500 Gulden gekürzt wurde. Der Stadtmagistrat forderte mit Fristsetzung bis 18. Dezember alle durch Plünderung durch die preußischen Truppen geschädigten und bedürftigen Personen auf, sich für vom Haupthilfskomitee zur Verfügung gestellte Leinwand und Wäsche zu melden.

Die Zeitung veröffentlichte weiter eine Verlustliste des Kriegsministeriums, nach der 47 Offiziere und 279 Soldaten gefallen waren. Verwundet wurden 111 Offiziere und 1.861 Soldaten. Am 1. November wurden noch 412 Mann vermisst. In einer weiteren Bekanntmachung wurde die Zahl der toten, verwundeten oder vermissten Pferde mit 362 bekanntgegeben (Die 85 vermissten Pferde sind wahrscheinlich eingefangen und im Grunde unterschla-

gen worden). Bei den Soldaten lagen die Hauptverluste bei der Infanterie, die größten Verluste hatte das 9. Infanterieregiment aus Würzburg mit 15 Offizieren und 177 Mann. Aus einer anderen Meldung war zu entnehmen, dass die Umrüstung der Vorderlader auf Hinterlader auch beim Leibregiment im Gange war. Für ihren Einsatz beim Brand des Zeughauses auf der Festung in Würzburg und für ihre Hilfe beim Löschen von Privathäusern in der Stadt während der Beschießung durch die Preußen erhielt die Feuerwehr Würzburg vom bayerischen Kriegsministerium insgesamt 300 Gulden.

Ein Licht auf die soziale Lage der Zeit zeigt die Nachricht vom 15. Dezember aus Bremerhaven, dass bei Kontrolle des auslaufenden Dampfschiffes „Hansa“ 90 Wehrpflichtige ohne Papiere festgenommen wurden. Die jungen Leute wollten ganz offensichtlich Preußen bzw. Deutschland den Rücken kehren. Eine andere Nachricht vom 19. Dezember meldete aus Berlin, dass unter den aus dem Krieg heimgekehrten Landwehrleuten und Reservisten Arbeitslosigkeit und große Armut herrsche.

Das Bezirksamt Brückenau teilte unter den 20. Dezember mit, dass vom Hauptkomitee zur Unterstützung der durch den Krieg bedrängten Orte Unterfrankens 4.000 Gulden zur Verfügung gestellt seien, die in einer veröffentlichten Liste auf die Gemeinden verteilt wurden. Den höchsten Betrag erhielt Brückenau mit 1.000, den kleinsten Singenrain mit 15 Gulden. In der Ausgabe vom 29. Dezember veröffentlichte die Zeitung den Rechenschaftsbericht des Haupthilfskomitees für die Bezirksämter Kissingen und Brückenau, wobei beispielsweise der für die Stadt Kissingen erwähnt werden soll: „*bar 20.000 Gulden, 525 Schäffel Korn,*

139 Stück Leinwand, 161 Leintücher, 12 Frauen- und 333 Herrenhemden, 4 Unterhosen, 9 Bettbezüge, 27 Kopfkissen-Überzüge, eine Partie Bekleidungsstücke und Leinenwaren von geringer Bedeutung“. Am 23. Dezember wurde berichtet, dass sogar aus Rio de Janeiro 420 Gulden aus gesammelten Spenden für verwundete bayerische Soldaten gespendet wurden, vermutlich von ausgewanderten Bayern. In der letzten Nummer des Jahres 1866 wurde berichtet, dass die letzten verwundeten preußischen Soldaten, neun Mann, aus dem hiesigen Lazarett (Kissingen) die Stadt verlassen hätten.

Nach einem Bericht aus Regensburg wurden am 22. Dezember vor dem angetretenen 11. Infanterieregiment dem Generalmajor Joseph von Ribaupierre das Komturkreuz des Militärverdienstordens für sein ruhmreiches Verhalten in Kissingen ausgehändigt. Er sei mit seinem Stab stets in der vordersten Reihe der Kämpfenden gewesen. Als Kissingen geräumt schon war, sei er nochmals zurückgeritten, um sich zu überzeugen, ob nicht eine Abteilung der Bayern das Signal zum Rückzug überhört habe. Dabei sei er auf eine preußische Kolonne gestoßen, die eine Salve auf ihn abgefeuert hätte, wobei ein ihn begleitender Feldgendarm schwer verwundet wurde.

Die Nachrichten aus der „Saal-Zeitung“ schließen letztlich mit dem glücklichen Ende einer preußischen, tragi-komischen Militärkomödie: Die 1.100 Landwehrmänner des 32. preußischen Regiments, die sich in Mainz geweigert hatten, in ihre Heimat zurückzumarschieren und auf Eisenbahntransport gepocht hatten, durften an Weihnachten dann doch nach Hause fahren. Für diese „Meuterei“ hatten über 1.000 meist verheiratete Männer einige Monate in der Festung Mainz als Gefan-

gene bzw. als Zwangsverpflichtete ausharren müssen. Plünderer wurden nicht so hart bestraft.

Damit endete die Berichterstattung in einer kleinen Heimatzeitung im Format 25×16 cm – etwa ein Viertel des heutigen Blattformats –, die es ohne eigene Reporter doch fertig gebracht hat, einen kleinen Überblick über ein ereignisreiches Jahr zu geben.

Werner Eberth war juristischer Staatsbeamter am Landratsamt Bad Kissingen und ist als Kreisheimatpfleger ehrenamtlicher Kulturreferent des Landkreises. Aus seiner Feder sind im Eigenverlag über 20 Bücher erschienen. Seine Anschrift: Maxstraße 36, 97688 Bad Kissingen, eberth.bk@t-online.de.

Literatur, nach Erscheinungsjahr geordnet:

- Gustav Billig: Deutschlands verhängnisvolles Jahr 1866 – Chronik der denkwürdigsten Ereignisse – Erinnerungsbuch dem deutschen Volke gewidmet. Dresden 1866.*
- Gustav Adolph Berthold: Bellona – Erinnerung an die Kriegsereignisse in Deutschland u. Italien im Jahre 1866 – dargestellt nach amtlichen Nachrichten und nach den Berichten von Augenzeugen – Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Ebersbach 1866 od. 1867(?).*
- M. C.: Von der Elbe bis zur Tauber – Der Feldzug der preußischen Main-Armee 1866 – Dem Andenken der Gefallenen, dem Ruhme der Überlebenden von der Main-Armee gewidmet. Bielefeld–Leipzig 1867.*
- P.G. Booms: Eene episode uit den oorlog van 1866 in Duitsland – met topografischen handschetsen. Schiedam 1870.*
- Theodor Fontane: Der deutsche Krieg von 1866. Bd. 2: Der Feldzug in West- und Mitteldeutschland. Berlin 1871.
- J. Heinemann: Die Schlacht bei Kissingen und Nüdlingen am 10. Juli 1866. Bamberg 1883 (Google-Bücher).
- Josef Wabra: Rhönfeldzug 1866 – Schlacht bei Hammelburg und Bad Kissingen. Werneck 1968.
- Walter Hamm/Werner Bergmann. Die verdienstlichen Handlungen der bayerischen Ärzte während der jüngsten Kriegszeit betreffend – Einsatz und Auszeichnungen bayerische Ärzte im Feldzug 1866. Uettingen/Kirchenlamitz 1997.
- Michael Preil: Militärgeschichtlicher Reiseführer Thüringen und Franken. Hamburg–Berlin–Bonn 1997.
- Hans-Max von Aufsess: Ludwig II. – Triumphzug durch Franken. Nürnberg 1980.

- Peter Weidisch: Kissingen als Kriegsschauplatz – Der Krieg von 1866, in: 1200 Jahre Bad Kissingen 801–2001. Facetten einer Stadtgeschichte – Festschrift zum Jubiläumsjahr und Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung. Bad Kissingen 2001, S. 146.
- Gerhard Wulz: 10. Juli 1866 – Eine Kissinger Zeitzeugin berichtet, in: 1200 Jahre Bad Kissingen 801–2001, S. 148–151.
- Erich Adami/Alfons Schweiggert: König Ludwig II. – Seine triumphale Reise durch Franken. Husum 2011.
- Thorsten Loch/Lars Zacharias: Wie die Siegestsäule nach Berlin kam – Eine kleine Geschichte der Reichseinigungskriege 1864–1871. Freiburg i.Br.–Berlin–Wien 2011.
- Werner Eberth: Der Krieg von 1866 in Hausen, in: Beiträge zur Geschichte von Hausen und Kleinbrach. Bd. 3. Bad Kissingen 2011, S. 113–148.
- *Kissingia-Sammlung Peter Maessen, Bad Kissingen.

Anmerkungen:

- 1 Ein Intelligenzblatt (von engl.: intelligence, Nachricht) war seit dem 18. Jahrhundert ein amtliches Mitteilungsblatt nach englischem Vorbild mit Bekanntmachungen wie Gerichtsterminen, Ausschreibungen, Konkursen, Zwangsversteigerungen, Listen der in den Hotels abgestiegenen Fremden u.a. sowie geschäftlichen und privaten Kleinanzeigen, u.a. Vermietungs-, Verkaufs- und Familienanzeigen (Geburts-, Hochzeits- und Sterbe-Anzeigen). Das Intelligenzblatt war die erste Form eines Anzeigenblattes (nach Wikipedia).
- 2 Die Fränkische Saale wurde noch lange und nicht nur im Dialekt „Saal“ genannt. Im Dialekt heißt „über der Saale“ noch heute „düwe die

- Sool*“. Die heutige Bismarckstraße hieß vorher „Saalstraße“. Erst 1874 erhielt die Zeitung den Namen „*Kissinger Saale-Zeitung*“.
- 3 Charpie oder Scharpie, abgeleitet vom lateinischen Wort *carpere* für „zupfen“ oder „pflücken“, war ein bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts gebräuchliches Wundverbandmaterial, das aus Fasern bestand, die durch Zerzupfen von Baumwoll- oder Leinenstoffen gewonnen wurden. Die Scharpie wurde durch die Entwicklung der Verbandwatte verdrängt (Wikipedia). Das Material war natürlich nicht steril, da nicht nur neue Stoffe verwendet wurden.
 - 4 Damals wurde Leutnant noch französisch geschrieben, wobei „Lieu tenant“ eigentlich „Statthalter“ bedeutete.
 - 5 Das Hotel mit einem sehr guten Ruf stand nördlich des heutigen Postgebäudes an der Salinenstraße, heute steht dort die neue Sparkasse.
 - 6 Eine Waffenruhe bedeutet nur, dass vorübergehend, zum Beispiel zur Bergung von Verwundeten, Kampfhandlungen unterbleiben. Ein Waffenstillstand ist praktisch eine Vorstufe für einen Friedensvertrag, der den Krieg beendet. Üblicherweise wird in einem Waffenstillstand eine Demarkationslinie vereinbart, die von beiden Seiten nicht überschritten werden darf.
 - 7 Der Karolin war eine bayerische Goldmünze, die unter Kurfürst Karl Albert 1726 nach dem Vorbild des französischen Louis d'or eingeführt wurde. Der Wert wurde mit 10 Goldgulden angegeben.
 - 8 Das unbedruckte Heft ist bei Google-Books nachzulesen. Es ist noch heute lesenswert, weil es die Gefechte sehr emotional schildert.
 - 9 Theodor Fontane stellt ihm in seinem Buch „Der deutsche Krieg von 1866“, Berlin 1871, S. 158ff., ein gutes Zeugnis aus. Der hessische Prinz hatte langjährige Kriegserfahrung in russischen und ab 1853 in österreichischen Diensten. Im Krieg von 1866 war er kommandierender General des VIII. Bundesarmee-corps, allerdings unter dem Oberbefehl von Prinz Carl von Bayern. Er habe in einem Brief selbst geschrieben, dass er dieses Kommando äußerst ungern übernommen habe. Er habe es mit sechs Kriegsherren zu tun, die alle ihre Eitelkeiten hätten. Die Truppen aus sechs Bundesstaaten hätten eine unterschiedliche Ausbildung und Bewaffnung, die Generäle hätten sich untereinander überhaupt nicht gekannt. Ihm seien ständig Offiziere zugeteilt worden, ohne dass er dabei habe mitreden können. Fast keiner hatte Kriegserfahrung. Zu den vielen Pannen in diesem Krieg gehörte auch die Schwierigkeit, dass chiffrierte Telegramme von Feldmarschall Prinz Carl nicht entschlüsselt werden konnten, weil der verabredete Schlüsselcode nicht passte. Prinz Carl verdankte seinen hohen Rang der Tatsache, dass er ein jüngerer Bruder von König Ludwig I. und damit standesgemäß versorgt worden war. Dies konnte für den Frieden reichen, nicht aber für ein Oberkommando im Krieg.
 - 10 Auch wenn König Wilhelm I. von Preußen mit der Angliederung der früheren Hohenzollern-Staaten Ansbach und Bayreuth geliebäugelt hat, hätte eine Angliederung von Kulmbach und Lichtenfels zu einer preußischen Exklave geführt, nachdem man sich entschlossen hatte, die thüringischen Staaten fortbestehen zu lassen. Durch die Annexion von Kurhessen war es dagegen kein Problem, nördliche Grenzgebiete von Unterfranken an Preußen anzugliedern.
 - 11 Das angesprochene Gebiet war in etwa das ehemalige Landgericht Orb, das 1862 mit dem Landgericht Gemünden zum Bezirksamt Gemünden gebildet worden war. Das Bezirksamt Gersfeld war 1862 aus dem Landgericht Hilders (Teil des früheren Hochstifts Würzburg) und des Landgerichts Weyhers (Teil des früheren Hochstifts Fulda) gebildet worden.
 - 12 Zu der noch aus fürstbischöflicher Zeit stammenden Knappschaftskasse der Saline in Hausen s. Werner Eberth: Beiträge zur Geschichte von Hausen und Kleinbrach. Bd. 2, S. 179–183.
 - 13 Züntersbach hat bei der Gebietsreform 1971 den Versuch gemacht, Stadtteil von Bad Brückenau zu werden, von dem es nur wenige Kilometer entfernt liegt. Bayern und Hessen haben jedoch keine Versuche der Grenzbereinigung gemacht, zumal dann die größere Gemeinde Motten gerne in den Landkreis Fulda gewechselt wäre.
 - 14 König Ludwig hat dann tatsächlich Bismarck den höchsten bayerischen Orden verliehen. Bismarck hat dem jungen, unerfahrenen König immer seinen Respekt bekundet, dies vielleicht sogar ehrlich. Er hat dem König viele Briefe geschrieben, in denen er sehr geschickt verpackt, dem König auch politische Hinweise gab. Letztendlich hat er ihm für den Brief an König Wilhelm I., er möge die deutsche Kaiserkrone annehmen, aus dem beschlagnahmten Welfenschatz große Beträge gezahlt, die der König für seine vom bayerischen Staat nicht finanzierten Schlossbauten dringend benötigte.

- 15 Er tat dies natürlich unter preußischem Druck, schließlich war er der einzige Fürst der thüringischen Staaten, der im Krieg seine Bundes-treue bewahrt hatte. Wäre Meiningen im Norden Thüringens gelegen, hätte es Preußen zur Strafe wie Hannover und Kurhessen annectieren können. Eine preußische Exklave an der bayerischen Grenze war für Preußen keine vernünftige Lösung, so dass als Strafe nur die Abdankung des Herzogs übrig blieb. Preußen hat sich mit Herzog Georg II., dem „Theater-Herzog“, keinen Freund gemacht; er stimmte als Mitglied des Reichsrates bis zuletzt sehr häufig gegen Vorschläge von Kaiser Wilhelm II., der ihm ausgesprochen unsympathisch war (S. auch: Alfred Erck/Hannelore Schneider: Georg II. von Sachsen-Meiningen – ein Leben zwischen ererbter Macht und künstlerischer Freiheit. Zella-Mehlis-Meiningen 1997).
- 16 Mit einem „glatten“ Geschütz ist eine Kanone gemeint, deren Rohr innen glatt ist. Ein Rohr mit Gewindezügen bringt ein Geschoss in Rotation, so dass es aufgrund der Kreiselwirkung seine Bahn besser hält und sich nicht überschlägt. Der Ausdruck „gezogene“ Kanone hat nichts mit deren Ross-Bespannung zu tun.
- 17 Die Verweigerung einer Aussagegenehmigung durch die vorgesetzte Behörde erweckt in der Regel den Eindruck, man habe etwas zu verbergen oder wolle Mängel nicht selbst zugehen. Wenn dann nur Entlastungszeugen vernommen werden, führt dies in der Regel zu einem Freispruch wie im Fall Dr. Zander.
- 18 Während das moderne Schwurgericht mit drei Berufsrichtern und zwei Schöffen besetzt ist, war das damalige Schwurgericht ein echtes Geschworenengericht nach englischem Vorbild mit zwölf Geschworenen. Die drei Berufsrichter waren damit in der Minderheit. Die Geschworenengerichte beruhten auf altem deutschen Recht und dem Misstrauen gegenüber Berufsrichtern, die eventuell an staatliche Weisungen gebunden waren. Die Tatsache, dass damals Pressesachen in einem Geschworenengericht behandelt wurden, zeigt, dass man der Pressefreiheit einen hohen Stellenwert beimaß. Im Fall Zander hätte vermutlich ein Gericht mit Berufsrichtern, erst recht ein mit Offizieren besetztes Militärgericht, anders entschieden.
- 19 Der Wunsch nach einem Eisenbahnanschluss wurde dem König bei seinem Besuch im November 1866 vorgetragen. Der König hat sich offenbar für den Bahnanschluss mit einem repräsentativen Bahnhof in Kissingen eingesetzt. Der erste Zug fuhr dann 1871 ein.
- 20 Die Militärdoktrin des Deutschen Bundes war von der fixen Idee beherrscht, es könne wieder ein Napoleon versuchen, über Süddeutschland nach Wien vorzudringen. Zu diesem Zweck wurden die Festungen Mainz, Luxemburg, Landau und Rastatt Bundesfestungen. Die Festung Ulm, in der Napoleon I. 1805 eine österreichische Armee eingeschlossen und zur Übergabe gezwungen hatte, wurde – wie Ingolstadt – mit hohem Aufwand zu einer modernen Bundesfestung ausgebaut.
- 21 Der junge König, der alles andere als ein Militarist war, machte in jeder Uniform eine gute Figur. Er wurde deshalb auf seiner ganzen Reise überall, auch in allen vormals hohenzollerischen Gebieten, so begeistert empfangen, als ob er bzw. Bayern den Krieg gewonnen hätten. Vgl. hierzu Hans-Max von Aufseß: „Ludwig II. – Triumphzug durch Franken“, u. Erich Adami/Alfons Schweiggert: „König Ludwig II. – Seine triumphale Reise durch Franken“.
- 22 „Preußischer Hof“ hieß das Hotel an der Ecke Ludwigstraße/Salinenstraße (heute von-Hessing-Straße). Nach Aufgabe des Hotels wurde der Name auf ein heute leerstehendes Haus in der Bismarckstraße übertragen.
- 23 Dies wäre in Württemberg und Baden als Strafe für bundestreues Verhalten und als Demütigung verstanden worden. Bismarck wusste genau, dass man damit kein neues deutsches Reich unter Führung von Preußen aufbauen konnte.
- 24 Für Bismarck war sein Kampf gegen den Herzog von Schleswig-Holstein letztlich der Grund für seine Entlassung als Reichskanzler 1890 durch Kaiser Wilhelm II. Seine Frau Auguste Victoria hat es Bismarck nie verziehen, wie er ihren Vater behandelt hat mit der Folge, dass sie nicht als ebenbürtig galt. Nach dem Hausgesetz der Hohenzollern war für einen Thronfolger nur eine Frau ebenbürtig, wenn sie aus einem regierenden Haus kam. Wäre ihr Vater wenigstens einige Zeit als Herzog von Schleswig-Holstein anerkannt gewesen, wäre dieses Problem nicht entstanden. Letztendlich hat König Wilhelm I. als Chef des Hauses Hohenzollern die Heirat seines Enkels genehmigt. Bismarck soll dies befürwortet haben. Man kann sich vorstellen, wie Kaiserin Auguste Victoria trotzdem ihren Mann weiter gegen Bismarck beeinflusst hat.

Warum die Helmstädter „Blomäuser“ genannt werden

Die Entstehung von Ortsnamen und Gemeindewappen geht mitunter recht seltsame Wege. Am Beispiel des Marktes Helmstadt im Landkreis Würzburg wurde dies bereits in einem ersten Beitrag dargestellt. Im heutigen Aufsatz wollen wir uns nun den Helmstädter Einwohnern „den Blomäusern“ zuwenden, deren origineller Spitzname zu ausgefallenen Deutungen anregte.

Nachdem mit dem Ortsnamen und dem Siegel im Frankenland-Heft 4 des letzten Jahrgangs die amtlichen Bestandteile der Gemeinde Helmstadt erläutert wurden,¹ wollen wir uns nun den Bewohnern und hier vor allem ihrem Spitznamen dem „Blomäuser“ zuwenden. Als 2004 die Ortschronik verfasst wurde, gab man im Wesentlichen eine Sage oder Erzählung wieder, die der ehemalige Lehrer Eugen Schätzlein in einem bekannten Gedicht zusammengefasst hatte. Es stellt die über lange Jahre vorherrschende Ansicht dar und soll deshalb hier wiedergegeben werden.

Worum di Halwistadter Bloemaüser hässe

*Bei uns in unre Gleichend is sou übli,
das is normal un nit betrübli,
dass jedes Dörfle un sei Laüt
'n extra Name höüwe haüt.
Doe geits di Kelwr un die Kracke,
anri nänt mr Stierli un Schlowlacke
un Böck, die döefe a nit fahl,
mr hoet 'n ganze Zoo halt bal.*

*A Mensche trifft mr: Nechr un Indianer,
Chinese o un Marokkaner,
Bewohner vo dr ganze Walt,
koemr gfin bei uns, wenn's fahlt.
E Sarte war, mr koes ruhich gsach,
di geits nar emoel, ohne Frach,
die hoet mr nirchens sast no g'hat,
die Bloemäusr säns – in Halwistadt.
Schoe manchr hoet sich arch besunne,
wie mir dan Name wouhl bekumme.
Dr Grund dar leit schoe lang zerück,
doe verzählt mr uns vo einst das Stück:
's is etlie hunert Joehr schoe har,
die Zeite ware salt gar schwar,
di Acker daus, die höüwe neas getrache,
in Haus war nit viel doe zon Beiße un zon Nache.
Doe hoet mr immer, wenn e Joehr ogfange
Unern Här Gott douwe drüm ogange,
dass doch das Zaüch in Fald gedeiht
un in Spöetjoehr wiedr öbes douwen Boude leit.
Gonz eifri hoet mr dort gebatt und gesunge
im Früejoehr, wänn Bittach sän kumme.
Drei Tach war Kerch, Gebat un Litanei
un a no wall is gange ouwedrei.
Nit naar e halwi Stun, wie ällewäl,
'n ganze Tach hoet mr gebraucht zon Täl.
'n leabste warschre, un's hoet öllre gfalle
'n Manti uf Neubrun das Walle.
Schoe früeh 'n sechs war ölles uf dr Be,
vor dr Kerch versammelt, groß un kle.
Voraus die Musik, direkt drheannr
mit 'n schware Kraüz drei Manner.
Un doedenoech bunt dorchennr
folcht die Geme mit ihre Bannr.
Wie uf Kommando geahs nacht loes,
ezue mueß unner Musik bloes.
'n Anger na, vorbei on Bach*

*di Sun geiht uf un etz wörs Tach
 's Hübrlöchle, da is bal bestieche
 vorau sieht mr en Beisel lieche.
 Di Öllehälchelitanei
 Un e Roesekranz sän schoe vorbei.
 Etz künt e Andacht o die Reihe.
 Doe fängt dr Pfarrer o zo schreie:
 „Batt langsam, Laüt, ihr höt doch Zeit
 un bis Naübrun is neamme weit.
 'n siewe langts, wenn mr düwe sän,
 drüm möeßtr gar nit sou gerän:
 Batt liewr laut un daütli,
 dass aüch dr Härgott hört, ihr Laütli,
 un aüer Runkl, Wäß und Koure
 racht schöe wasse toen ab moure.“
 Also geahs etz langsam weitr,
 awer ümsou lautr schreit dr
 Vorbater sei Gebatli vor,
 die Geme bat's noech in Chor.
 Das geiht sou zue e halwi Stun,
 doe künt a schoe in Sicht Naübrun
 un öllees fasst etz naüe Muet,
 das Bate geiht nomoel sou guet.
 Di Musik blöest e schneidis Lied,
 die Wallaüt singe krefti mit,
 so laut, dass gonz Naübrun vernumme:
 „Weicht au, macht Platz, die Halwistadter
 kumme!“
 Die Strasse lar, ke Mensch ze sache,
 sou is das Dörfle doe gelache.
 Verschwune sän si öll in Bau
 un gucke heannen Vürhong rau.
 Die Halwistadter geahn vorbei,
 schnurstracks vür ins Kerchle nei.
 Schier is ze kle für souviel Laüt,
 si warde neigezwangt halt haüt.
 Erscht wörd e Hochamt zelebriert,
 lateinisch is un leviert.
 E Präidich folcht no, gonz schöe lonk,
 die erschte schlafe ei uf ihre Bonk.
 E Litanei folcht un dr Wattersache,
 nacht geiht dr Hallwistadter Pfar die Stache
 nuf die Kanzl, säicht seire Laüt:
 „Ihr höt genuech gebat und gsunge haüt!*

*Etz hötr sicher Hunger un a Durscht,
 drüm trinktr öbes un aßt aüwer Wurscht.
 Es is etz zeah, zwä Stun hötr Zeit,
 'n zwölf steahtr nacht wiedr bereit,
 zon Henniwallle stelltr aüch uf.
 Ich geah sou lang zon Pfarrer nuf!“
 Im Nu, koe ich aüch gsach,
 war lar die Kerch zon schäste Täl von Tach.
 Frisch ogschtoche höüwe ölli Wert,
 bei dare wörd etz eigekehr.
 Bein Pfäüfr, Tudl, Ochs un Braüer
 beginnt a Lawe ungehäuer.
 Di Möettr packe aus 'n Baütl
 'n Ranke Broet, Lawerwurscht un Knaüdl.
 Un manchi Maß wörd a genosse.
 Die Zeit is sou im Nu verflosse.
 Un zwölf läüts von Türe awer,
 schier hörts ke Mensch bei dan Palawer.
 Di erschte Kin un Weiwer sän schoe uf dr Be,
 die Manner awer wölle no nit he.
 Sou lang no Bier künt ausn Faßle rau,
 find no ker zor Wertschaft nau.
 Erscht wenns lar is, renne si devo
 Un schleasse sich dr Wallaüt o.
 Für drei vo dare is e archi Ploech,
 si wanke drüm a heannenoech
 un schlöffes Kraüz, wie ufgetrache,
 das is sou schwär, sis kams zon Sache.
 Un öbbes künt etz no dezue:
 das Bier läßt dare drei ke Rueh.
 Drüm sieht mr en üm en anre
 zur Seite nau nein Grawe wanre.
 Vom Druck befreit geahs ufn Wach.
 Di anre koemmr neamme gsach.
 Schoe lang sän die üwers Maüsbärchle,
 bis uner drei erscht uf wärchle.
 In Bachli löftre awer dr Schwäß.
 Augerachend haüt is sou säümassi häß.
 „Mir drei sän die Dümste vo unre Geme,
 mir bränge das Kraüz haüt neamme he!“
 Säicht dr Dickst vo dare drei
 Un die zwä anre stimme dan bei.
 Si lafe weitr, sache ke Woert meah,
 nar wenn er mueß, na bleiwe si steah.*

*Sou noech un noech gelingsre doch
un si kumme 's Berchle hoch.
Etz geahs bercha, 'sis neamme sou schwar,
wenn nar das elendi Kraüz nit wär.
Die anre sän heannen Märzlöchle ver-
schwunne,
sän vielleicht schoe 's Hührlöchle dunne.
Un uner drei, die peckt der Frust,
ker will meah trach, ker hoet meah Lust.
„Macht was dr möcht, ich geah ele!“
schreit doe vo dare drei dr Kle.
„Un ich“, brumt doe dr Zwet, „höü Durscht,
was ihr mitn Kraüz macht, is mir wurscht.“
„Meent ihr, ich bin ele sou dum
un schlöf bis Halwistadt das Trum“,
säicht doe dr Dritt gonz laut un däütli,
„doe hötr aüch getäuscht ihr Laütli!“
Un eh die zwä dan Satz kapiert,
doe warsch Malhör a schoe passiert.
Ar nümmt das Kraüz – un in hoeche Bouche
Is üwrn Grawe nein Kleeacker gflouche.
„Doe leit dar Bloemäusr“, schreitr dezue,
„etz semmern loes un höüwe unr Rueh!“
Sie gucke rüm, obs ke Mensch gsache,
doe is douwn Waldrond e Naübrünner ge-
lache.
Dar rünt he, das is doch klar,
vrzäilt üwerall wies war.
Nit lang denoech, das sei no erwähnt
hoet ölles die Halwistadter „Bloemaüsr“ ge-
nönt.*

Dieser äußerst originelle Beitrag zur Entstehung des Blömäusers versucht die beiden Teile des Spitznamen Blo von der Farbe Blau, gemeint ist hier allerdings mehr der Zustand und den/die/das Mäuser vom Neubrunner Flurnamen Mäusberg herzuleiten. Das Gedicht band nun diese Deutungen in eine lustige Geschichte ein. Widersprüchlich sind jedoch Erzählungen aus Uettingen, welche die Entstehung auf Uettinger Gemarkung verlegen.²

Diese Sage oder Erzählung bildete bisher die Grundlage aller Deutungsversuche

des Namens „Blomäuser“ und fand Eingang in die Ortschronik. Eine andere Herkunft zog man nicht in Betracht, da alle in der Geschichte vorkommenden Einzelheiten allgemein geläufig waren. Doch schon eine „Übersetzung“ in allgemeinverständliches Hochdeutsch kann hier weiterführen. Heraus käme dann, mit einem nur leicht veränderten „Blaumeiser“, ein gar nicht so seltener Familienname. Betrachtet man dessen Verbreitung im Bundesgebiet,³ so fällt auf, dass dieser vor allem in den Bundesländern Rheinland-Pfalz, Hessen und dem Saarland auftritt, sich jedoch bei abnehmender Personenzahl bis nach Nordbaden und Unterfranken fortsetzt. In weiteren Gegenden ist er so gut wie nicht anzutreffen.

Die Suche nach dem „Helmstadter Blomäuser“ in den Akten und Unterlagen, die in den Archiven der Gemeinde Helmstadt oder in den Staatsarchiven in Würzburg und Wertheim-Bronnbach aufbewahrt werden, war, bisher jedenfalls, erfolglos. Erst ein Hinweis von Herrn Claus Müller⁴ auf eine Erwähnung in den Erlenbacher Kirchenbüchern brachte diese Untersuchungen den entscheidenden Schritt vorwärts.⁵

Dort werden zwei Helmstadter, die in den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges in Erlenbach sesshaft geworden waren, als Blawmäuser oder Blomäuser bezeichnet. So meldet der Eintrag vom 12. Januar 1634: „Ist begraben worden Georg Werpich,⁶ alias Blawmäuser genandt, seines Alters 71 Jahr.“ Die Herkunft Georg Werbachs aus Helmstadt lässt sich anhand mehrerer Einträge im Helmstadter Ortsgerichtsbuchs nachweisen. Dort ist derselbe noch 1589 und 1590 als Helmstadter Einwohner genannt.⁷

Mehrere Einträge betreffen den zweiten Blomäuser Johannes Roßmann.⁸ Seine

Herkunft aus Helmstadt wurde anlässlich des Ablebens seiner Frau am 27. Juni 1618 festgehalten. Außerdem taucht hier mit „Mühlhans“ ein weiterer Spitzname auf. Als am 9. Dezember 1631 mit Michael ein Sohn Johannes Roßmanns verstirbt, fügt man zur besseren Erläuterung den Spitznamen des Vaters „*blomeißer*“ hinzu. Ein weiterer Sohn, Johannes Roßmann der Junge genannt, verstirbt am 15. September 1635. Der gestrichene Eintrag „*Blomäuser genandt*“ lässt darauf schließen, dass dieser nicht unbedingt ein Kosenamen war. Dem Pfarrer erschien nachträglich sein Eintrag als etwas makaber, weshalb ihn wohl das schlechte Gewissen zur Streichung nötigte. Der letzte Eintrag, der sich auf diesen Johannes Roßmann bezieht, stammt vom 17. Februar 1636. Dessen Dienstmagd hatte ein Kind zur Taufe gebracht und als Vater, den inzwischen verstorbenen „*Blomäuser*“ Johannes Roßmann angegeben. Dem Pfarrer kam dies etwas spanisch vor, so dass er notierte: „*ob ihm nun also ist, das wird sie am besten wissen, d[er] mas[sen er] ist gestorben*“. Als Pate wollte oder konnte kein Verwandter antreten, statt dessen übernahm dies der Erlenbacher Schulmeister.

Am Beginn des 17. Jahrhunderts scheint der Begriff des Blomäusers jedenfalls allgemein bekannt gewesen zu sein und die Bedeutung keiner weiteren Erklärung bedurft zu haben. Die wahre Bedeutung erschließt sich aus den Erlenbacher Einträgen wiederum nicht, sie führen jedoch in die Zeit der Entstehung dieses Ausdrucks.

Einer der bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrhunderts war Jakob Christoph von Grimmelshausens „Der abenteuerliche Simplicissimus“. Der Autor, geboren um 1622 in Gelnhausen, schildert dabei die Lebensgeschichte des

Simplicius von seinem Leben als Viehhirte im Spessart durch die Wirren des Dreißigjährigen Krieges. Als dieser eines Tages bei einem geizigen Soldaten als Knecht dienen musste, taucht auch der Helmstadter Spitzname in Zusammenhang mit einem besonderen Geldversteck auf. Denn Simplicius bemerkte, dass dieser jeden „Blomeuser“ in seine Kleider ein nähte.⁹ Die Sparsamkeit seines Herren ging dabei auf Kosten des Knechtes und des Pferdes, die beide deshalb kurz gehalten wurden.

Bei den Blomäusern handelte es sich also um eine Münzsorte. Diese wurde seit 1527 in den Niederlanden geprägt.¹⁰ Auf den geringen Wert dieses Zahlungsmittels wies dabei schon der Name hin. Blau wies auf etwas minderwertiges oder unnützes hin,¹¹ wie es heute noch in den Ausdrücken „blau machen“ oder „blauäugig“ zu finden ist. Waren Steine zum Bearbeiten zu spröde und konnten deshalb nicht verwendet werden, wurden diese als blau bezeichnet. Der auf der Rückseite der Münze aufgeprägte Reichsadler wurde wegen des schlechten Ansehens des Zahlungsmittels als Mäusebussard verspottet. In Westdeutschland ging der Name auf den ab 1536 geprägten Adlerschilling über, der ab 1600 in großen Mengen in Umlauf gebracht wurde. Prägestätten befanden sich unter anderem in Koblenz. Der Wert der Blaumäuser wurde gering geachtet, hieß es doch, sie wären aus Kesseln und Pfannen hergestellt und könnten wieder in diese umgeschmolzen werden.¹² 1688 stellte man die Prägung dieser Münze endgültig ein.

Nachdem die Herkunft des Blaumäusers als eine verachtete Münzsorte und sein Bezug nach Unterfranken durch das Auftreten als Familiennamen und im Roman Grimmelshausens erläutert wurden,

soll letzten Endes noch versucht werden, einen möglichen Bezug nach Helmstadt herzustellen. In den Schriftstücken des späten Mittelalters taucht, wie schon im Beitrag in Heft 4/2013 der Zeitschrift Frankenland erwähnt, der Ortsname Helmstadts unter den Bezeichnungen Helblingstadt/Helbelingstadt auf.



Abb.: Silbermünze, Dortmund 1645, 1/6 Taler bzw. 1/2 Blamüser (Quelle: Münzen & Medaillen GmbH, Weil am Rhein).

Der Helbling/Hälbling war ein Halbpennig, der im Mittelalter europaweit verbreiteten Pfennigwährung. Nachdem diese durch Währungsumstellungen um 1600 nicht mehr gültig war und der Halbpennig seinen Wert verloren hatte, verwendete man die aktuellere Version des Helblings, den Blomäuser, als Spottnamen für die unnützen, wertlosen und vielleicht etwas rückständigen Einwohner Helblingstadts. Während das Wissen um den ehemaligen Ortsnamen Helblingstadt in Vergessenheit geriet, sorgten unsere umliegenden Ortschaften dafür, dass sich der Blomäuser über viele Jahrhunderte erhalten hat. Ihnen gebührt unser Dank für diese Kulturleistung.

Die Frage nach den Ursprüngen von Gemeindewappen und Spitznamen erinnert immer wieder an die alte Frage nach Huhn oder Ei. Sowohl das Wappen als auch der Ausdruck „Blomäuser“ sind eng mit dem Helmstadter Dorfnamen verbunden, der sich in vielen Jahrhunderten immer wieder leicht veränderte.

Anfangs ließ sich das 772 genannte Adalhalmestat und Halabingestat noch auf die Namen ihrer Eigentümer zurückführen. Dieses Wissen geriet in Vergessenheit, nachdem diese Gründungsväter nicht mehr bekannt und die Personennamen außer Mode waren. Ab diesem Zeitpunkt veränderten die jeweiligen Schreiber der noch erhaltenen Schriftstücke den Helmstadter Dorfnamen immer wieder leicht und gaben so ihrem Verständnis von der Entstehung desselben eine persönliche Note.

Im Mittelalter war durch die allgemein übliche Pfennigwährung der Helbling für jeden greifbar. Daher lag es nahe, durch eine minimale Veränderung den Ortsnamen nun auf diese bekannte Münze zu beziehen. Daher wandelte sich dieser im Mittelalter zu Helbling- oder Helbelingstadt. Als der Helbling am Ende des Mittelalters aus dem Verkehr gezogen und ungültig geworden war, setzte man diese wertlose Münze mit der ebenfalls wertlosen Blomäuser-Münze gleich. Diesem Umstand ist vermutlich zuzuschreiben, dass die Bewohner Helblingstadts mit dem Namen Blomäuser bedacht wurden.

Um das Jahr 1600 spielte sich dieser Vorgang nun erneut ab. Der Helbling war seit langer Zeit ungültig und aus dem Verkehr gezogen, die Entstehung des Namens Helblingstadt konnte daher nicht mehr erklärt werden. Eine geringfügige Abänderung des Ortsnamens zu Helben- oder Helbinstadt, die den allgemein bekannten Helb oder Halm, also einen Werkzeugstiel, beinhaltete, löste wiederum das Problem und erklärte den Ortsnamen wieder schlüssig. Die Verleihung des Dorfsiegels im Jahr 1589 ist ein sichtbarer Ausdruck dieser Ansicht und Bedeutungswandlung.

Die letzte Umänderung des Ortsnamens basiert wiederum auf den gleichen

Vorgängen. Der Ausdruck Helb/Halm war mit dem Bedeutungsrückgang der Landwirtschaft und ihren Ausdrücken in Vergessenheit geraten, daher setzte sich die Schreibweise Helmstadt immer mehr durch. Die nun angestellten Erklärungsversuche führten daraufhin zu ähnlichen „danebenliegenden“ Bezügen. Bestes Beispiel hierfür dürfte das im letzten Beitrag erwähnte Gutachten zum Wappen mit dem Verweis auf das Helmeisen sein.

Der augenscheinlichste Beweis für diese letzte Fehldeutung überragt uns aber alle weithin sichtbar. Es ist das ausgefallene Dach des Helmstadter Kirchturms, das vielen Lehrergenerationen die Deutung des Helmstadter Namens erleichterte. So ist jeder ist ein Kind seiner Zeit und versucht mit seinem eigenen Erfahrungshorizont auf den ersten Blick unverständliche Zusammenhänge zu erklären. Und das gilt bis heute.

Bernd Schätzlein ist Fachkrankenschwester an der Intensivstation des Juliusspitals in Würzburg. Eng mit seiner Heimatgemeinde Helmstadt verbunden, befasst er sich als Mitglied des Gemeinderates und des Arbeitskreises für Denkmal- und Geschichtspflege in seiner Freizeit mit orts- und heimatgeschichtlichen Themen. Derzeit mit einem Beitrag zur Mainzer Stiftsfehde und der Koadjutorfehde am Untermain beschäftigt, ist Bernd Schätzlein einer der Mitinitiatoren der Gruppe zur Vorbereitung der 150. Jahrestages des Krieges von 1866, die schon in mehreren Beiträgen der Zeitschrift Frankenland Erwähnung fand. Seine Anschrift: Hochstattstraße 13 a, 97264 Helmstadt, heinrichschaetzlein@online.de.

Anmerkungen:

- 1 FRANKENLAND, Heft 4 (August 2013), S. 267ff.
- 2 Mündliche Mitteilung von Wolfgang Sparfeld, Uettingen.
- 3 Zum Beispiel auf der Internetseite www.verwandtd.de
- 4 Diesem sei an dieser Stelle nochmals herzlich für diesen Hinweis gedankt.
- 5 Diözesanarchiv Würzburg, Mikrofilm der Pfarrei Erlenbach, A1, Fiche 1 – 3.
- 6 Ein Georg Werbach wird 1589 und 1590 mehrfach im Helmstadter Ortsgerichtsbuch genannt; Gemeindearchiv Helmstadt, B
- Amtsbücher, B 1, Ortsgerichtsbuch Nr. 1., S. 124, 129, 573.
- 7 Ebd.
- 8 Ebd., S. 683.
- 9 Jakob Christoph von Grimmelshausen: Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch. 29. Kapitel.
- 10 Friedrich von Schrötter (Hrsg.): Wörterbuch der Münzkunde, S. 78; Alfred Götze: Frühneuhochdeutsches Glossar: Blomeiser.
- 11 DWB, Eintrag: Blau: unnützlich, vergeblich.
- 12 Paul J. Marperger: Beschreibung der Banquen. Frankfurt/Main 1969, S. 74.

Anne Kraft

„Darf ich bitten?“ – Eine Dokumentation zu Tanzsälen der 1950er und 1960er Jahre im Landkreis Haßberge

Zur „Mitte des Dorfes“ zählt neben Kirche, Post und Laden auch das Wirtshaus. In den 1950er und 1960er Jahren war vor allem der oft angeschlossene Tanzsaal das Zentrum der Geselligkeit. Anhand ausgewählter Beispiele aus dem Landkreis Haßberge wird der Alltag in den Tanzsälen dieser Zeit beleuchtet, um abschließend die Frage nach der Zukunft der Tanzsäle zu stellen.

Man konnte sie in beinahe jedem Ort finden: Sie waren Gemeindesaal, Turnraum und Vereinsheim in einem, vor allem an Wochenenden der Treffpunkt für Jung und Alt, dienten hauptsächlich als Veranstaltungsraum für Tanz, Kino und Theater und waren somit kultureller Mittelpunkt des Dorfes, Kontaktbörse und zugleich Schauplatz wilder Schlägereien. Die Rede ist von den Tanzsälen.

„*Natürlich is gerauft worn. Der Arzt saß schon unten in der Wirtsstube*“,¹ erinnert sich Ingrid Michel vom Hirschenbräu in Untersteinbach. Bei 300 Menschen in einem Saal kochten die Emotionen leicht über. Allerdings auch in positiver Hinsicht: Wie viele Ehen in den Tanzsälen tatsächlich ihren Anfang nahmen, weiß jedoch niemand. Heute gehört diese Form der Kontaktbörse jedenfalls der Vergangenheit an.

Typische Anlässe zum Tanz boten Kirchweih, Fasching, Vereinsfeste und von den Wirtsleuten eigens organisierte Veran-

staltungen. Die gefragtesten Musikkapellen hießen damals ‚Sexy Combo‘, ‚Banjo Boys‘ oder ‚Mambo Band‘. Das Wanderkino zeigte in den Sälen Klassiker wie ‚Sissi‘ und ‚Ben Hur‘, der Schützenverein hatte dort seinen Schießstand installiert, für den örtlichen Theaterverein lagen im Tanzsaal die Bretter, die die Welt bedeuten. Mit Bier, Ripple und Kraut wurden die Gäste kulinarisch verwöhnt. An der ‚Likörbude‘ genossen sie Exklusives wie ‚Blonder Engel‘ und ‚Schwarzer Kater‘.

Die Tanzsäle waren die Mehrzweckhallen von damals. Ihre Blütezeit hatte diese dörfliche Institution in den 1950er und 1960er Jahren, ihr Aus kam jedoch mit dem Bau von Gemeindesälen und Vereinsheimen.

Eine Forschungslücke: Tanzsäle

Es gibt einige Publikationen über Gastwirtschaften, die vor allem auf dem Land neben den Dorfläden das Kommunikationszentrum schlechthin waren. Als ein ausführliches und grundlegendes Werk ist zu dieser Thematik „Gasthäuser. Geschichte und Kultur“ zu nennen, 2004 von Herbert May und Andrea Schilz herausgegeben. Hier wird unter den Schlagwörtern „Kleine Kulturgeschichte“, „Haus und Raum“, „Nutzung und Funktion“ und „Tradition und Moderne“ das deutsche Gasthaus in all seinen Facetten beleuchtet.²

Explizit fränkische Gasthäusern haben kleinere Publikationen im Blick, von denen stellvertretend drei an dieser Stelle

genannt werden sollen: Birgit Speckle veröffentlichte 2003 begleitend zur Ausstellung des Bezirks Unterfranken „Schafkopf und Musikbox. Einblicke in unterfränkische Dorfwirtshäuser 1950–1970“. Speziell mit einem Gasthaus beschäftigten sich Jeanne E. Rehnig in ihrem Aufsatz „Gasthausgeschichte(n): das Wirtshaus zum ‚Schwarzen Adler‘ in Mönchsondheim – eine Dokumentation“ und Birgit Speckle in „Das Foto als Quelle – Aus den Fotoalben des Gasthauses ‚Zum Goldenen Engel‘ in Arnstein“.³

Allen genannten Publikationen – mit Ausnahme des Wirtshausbuches von Birgit Speckle – ist gemein, dass sie dem Tanzsaal wenig Beachtung schenken. In den größeren Werken ist meist der Musik und dem Tanz in Gasthäusern ein eigenes Kapitel gewidmet, aber es fehlt eine zusammenfassende Darstellung über den Tanzsaal. Man kann also in diesem Zusammenhang von einer Forschungslücke sprechen. Einen ersten Versuch, diese zu füllen, unternahmen sechs Studierende⁴ im Rahmen des Seminars „Tanzsäle als kulturelle Einrichtung“ am Lehrstuhl für Europäische Ethnologie der Universität Bamberg unter Leitung von Dr. Birgit Speckle im Sommersemester 2007.⁵ Derzeit entsteht beim Referat Kulturarbeit und Heimatpflege des Bezirk Unterfranken unter Federführung von Birgit Speckle eine online-basierte Dokumentation der fränkischen Tanzsäle.

Was ist ein Tanzsaal?

Konrad Bedal berichtet, dass zumindest in Mittelfranken „ein eigener Tanzraum bereits zur Grundausrüstung großer Gasthäuser des 16. und 17. Jahrhunderts zu gehören scheint.“⁶ Er unterscheidet zwei

Arten des Tanzsaales: erstens die Tanzsäle, die in einem vom Gasthaus mehr oder weniger getrennten Anbau untergebracht sind und zweitens solche, die in das Gebäude integriert sind. Letztere Variante kann unterschiedlich im Haus verortet sein: „*Der Saal kann am Giebel neben der Oberen Stube liegen, an der Traufseite, ebenfalls neben der oberen Stube (offenbar besonders häufig), er kann auch am hinteren Ende des Hauses liegen oder, wie bereits erwähnt, die Obere Stube selbst dient zugleich als Tanzsaal.*“⁷ Von den hier vorgestellten Tanzsälen sind die in Geusfeld und Oberschleichach der ersten Variante zuzuordnen, wobei der Oberschleichacher Saal zwar in einem Nebengebäude, allerdings dort im Obergeschoss zu finden ist. Die Tanzsäle in Untersteinbach und Sand am Main hingegen gehören ebenso wie der Tanzsaal in Wustviel,⁸ zur zweiten Variante. Wichtigster Einrichtungsgegenstand in jedem Tanzsaal war das Podium für die Musikanten. Meistens befand sich vor dem Podest in der Mitte des Raumes die Tanzfläche, die von Sitzgelegenheiten – oft wandfesten Bänken – umgeben war.

Zu welchen Gelegenheiten getanzt wurde, darüber geben die Physikatsberichte zumindest für Unterfranken für die Zeit um 1860 Auskunft.⁹ In Königshofen im Grabfeld gab es Tanz, „*welcher an Markttagen, zu der Fastnachts- wie Kirchweihzeiten und an den ersten Sonntagen der Monate gehalten wird, und woran nur junge Leute sich vergnügen.*“¹⁰ Im Landgericht Werneck bestanden die Vergnügungen „*bei den jüngeren aus Musick und Tanz, welcher letztere bei den meisten Bezirksortschaften monatlich mit Ausnahme der Erndtezeit abgehalten wird, vorzüglich aber zur Kirchweih und Fastnachtszeit, an welcher in der Regel zwei Tage lang solcher*

stattfindet.“¹¹ Auch für den Landgerichtsbezirk Würzburg rechts des Mains sind die wichtigsten Tanztermine Fastnacht und Kirchweih.¹² Wo getanzt wurde, ist daraus aber nicht zu ersehen.

Jeanne Rehnig erwähnt den Tanzsaal des Gasthauses Schwarzer Adler zwar nicht, zitiert aber aus einer Quelle von 1865, in der davon berichtet wird, wann im Laufe des Jahres Tanzmusik zugelassen war: „Wegen abhalten der Tanzmusik auser der Kirchweih sind nur die 2 Tage bestimmt der erste Sonntag nach Lichtmeß und der zweite am ersten Sonntag im May welche Tage nur der Herr Bürgermeister die Erlaubtniß ertheilen kann.“¹³

Rund siebzig Jahre später wurden für den Atlas der deutschen Volkskunde auch Fragen zu „Tanzvergnügen“ und „Tänze“ gestellt. Armin Griebel, Leiter der Forschungsstelle für fränkische Volksmusik in Uffenheim, stellte die Ergebnisse in seinem Artikel „Jeder nach seiner Weise“. Tanz und Tanzmusik in Franken 1932¹⁴ erstmals vor. Als häufigster Tanzanlass wurde damals ebenfalls Kirchweih genannt, die meistens an zwei aufeinander folgenden Tagen und zwar Sonntag und Montag abgehalten wurde. Die Umfrage gibt auch Aufschluss über die Besetzung der Kapellen und die Tänze: Damals wurden meist „Instrumentalensembles mit den Bezeichnungen Blasmusik, Blechmusik und Streichmusik genannt“,¹⁵ die die nun aufkommenden Step-Tänze begleiteten. Dafür kamen die Rundtänze des 19. Jahrhunderts allmählich aus der Mode.

Der Saal wurde jedoch nicht nur zum Tanzen genutzt. Er diente den Vereinen auch als Versammlungsort, den Sportlern als Turnhalle und der Dorfbevölkerung als Kinosaal und Theater.¹⁶

Quellenbeschreibung und Methode

Auf Grund der lückenhaften wissenschaftlichen Literaturlage stützt sich diese Dokumentation im Wesentlichen auf eigene Forschungen und damit auf Interviews und Photographien. Exemplarisch wurden Gewährspersonen aus dem Landkreis Haßberge in Unterfranken ausgewählt.¹⁷ Folgende Wirtsleute standen im Rahmen einer Exkursion am 28. April 2007 Rede und Antwort: Hannelore und Karl Andresen (ehemaliger Gasthof Marschall in Geusfeld), Ingrid Michel (Hirschenbräu in Untersteinbach), Elfriede, Hermann und Friedrich Zenglein (Brauerei und Gasthof Zenglein in Oberschleichach) und Elsa und Andrea Goger (Hotel und Weingut Goger in Sand am Main). Wichtige Interviewpartner waren außerdem Oskar Ebert und Sebastian Finster, erster, beziehungsweise zweiter Bürgermeister der Gemeinde Rauhenbrach sowie Bernhard Ruß, erster Bürgermeister der Gemeinde Sand am Main. Am 17. Oktober 2007 wurde zudem Wendelin Joos aus Geusfeld befragt, der als ehemaliges Mitglied der Band ‚Banjo Boys‘ viele Informationen über Tanzsäle aus der Sicht der Musikgruppen beisteuern konnte. Am selben Tag gab auch Edeltraud Bäuerlein zu ihren Tanzsaalbesuchen in den 1970er Jahren und dem Tanzsaal ihrer Familie Auskunft. Die Familie ihres Vaters Karl Bößner führte in Wustviel (Gemeinde Rauhenbrach) das Gasthaus Bößner bis in die 1970er Jahre. Alle Gespräche wurden als halbstrukturierte Leitfadeninterviews geführt.¹⁸

In der Volkskunde erscheint die qualitative Methode als geeignet, um so vielfältige und nützliche Informationen zu

erhalten. Allerdings wäre es wünschenswert, eine komplette Dokumentation der unterfränkischen Tanzsäle auch in quantitativer Hinsicht anzufertigen, um ein umfassendes Bild der Tanzsaal-Landschaft zu bekommen. Ein solches Unternehmen könnte eventuell auch den Mangel an Bildmaterial beheben. Die hier gezeigten wenigen Photos wurden von den Gesprächspersonen zur Verfügung gestellt.

Die Informationen zu den einzelnen Gasthäusern stammen alle von den Gesprächspartnern bzw. aus der sogenannten Grauen Literatur. Ein Beispiel dafür ist die kleine Chronik der Familie Zenglein.¹⁹ Solche Schriften sind nicht nach wissenschaftlichen Kriterien erstellt. Es ist nicht erkenntlich, welche Literatur und welche Quellen als Grundlage für diese Arbeit herangezogen wurden. Sie sind aber ein Indikator für das Traditionsbewusstsein der Wirte und helfen in Rahmen dieser Dokumentation ein zeitliches Grundgerüst zu erstellen. Für eine intensivere Studie müssten mit Hilfe seriöser Quellen die harten Fakten recherchiert werden.

Das Untersuchungsgebiet: Der Landkreis Haßberge

Der Leser mag sich fragen, warum ausgerechnet der Landkreis Haßberge für dieses Projekt ausgewählt wurde. Hier sind noch viele Gaststätten zu finden, die zumindest bis in die 1970er Jahre auch einen Tanzsaal beherbergten. Dass in diesem Gebiet noch Bausubstanz aus der Nachkriegszeit erhalten ist, mag damit zusammenhängen, dass von 1946 bis 1989 in unmittelbarer Nähe die Zonengrenze verlief und somit kein kultureller Austausch mit dem südlichen Thüringen möglich war. Dadurch musste die Bevölkerung, die zudem in einem

ländlich geprägten und durch Steigerwald und Haßberge schwer erreichbaren Gebiet wohnte, auch für ihre Unterhaltung selbst sorgen.

„Der Landkreis Haßberge in seiner jetzigen Größe ist das Ergebnis der bayerischen Gebietsreform von 1972. Damals wurden der ehemalige Landkreis Haßfurt und der überwiegende Teil der Landkreise Ebern und Hofheim zu einem Kreis zusammengelegt.“²⁰ Er wird landschaftlich vor allem durch die beiden Naturparks Steigerwald und Haßberge geprägt. Industrie findet man insbesondere im Main-, Nassach- und Baunachtal. Im Waldland herrscht Land- und Forstwirtschaft und holzverarbeitende Industrie vor.

Die Gemeindegebietsreform von 1972 bewirkte neben der Reduzierung der Zahl der Landkreise auch die Entstehung neuer Gemeinden. So entstand die Gemeinde Oberaurach 1972 aus dem Zusammenschluss der Ortsteile Dankenfeld, Fatschenbrunn, Kirchaich mit Nützelbach, Neuschleichach, Oberschleichach, Tretzendorf, Trossenfurt mit Hummelmarter und Unterschleichach. In Oberschleichach liegt der Tanzsaal der Brauerei und Gasthof Zenglein. Zur Gemeinde Rauhenenbrach, deren Name sich aus dem nahen Bach ableitet,²¹ gehören seit der Gebietsreform die Ortsteile Falsbrunn, Fürnbach, Spielhof, Schindelsee, Markertsgrün, Geusfeld, Karbach, Fabriktschleichach, Koppenswind, Obersteinbach, Theinheim, Untersteinbach mit Wustviel und seit 1978 der Markt Prölsdorf. In dieser Gemeinde wurden die Tanzsäle des ehemaligen Gasthofs Marschall in Geusfeld und des Gasthofs Hirschenbräu in Untersteinbach besichtigt; in der Gemeinde Sand am Main das Hotel Goger.²²

Die Lebenswirklichkeit der 1950er und 1960er Jahre

„Kaum ein Zeitabschnitt in der deutschen Geschichte ist rückblickend für die Mehrheit der Bevölkerung so positiv besetzt wie die ‚Wirtschaftswunderjahre‘. Die 50er und 60er Jahre gehören zu den seltenen Phasen in der deutschen Geschichte, in denen es nur aufwärts ging.“²³ Am Ende dieser Epoche standen Vollbeschäftigung und Urlaubsfahrten. Ihnen gingen jedoch die tristen Nachkriegsjahre mit Arbeitslosigkeit, Hunger und der Suche nach vermissten Familienmitgliedern voraus. Vielleicht sind gerade wegen dieser starken Diskrepanz von schlechten und guten Erfahrungen die letzteren so übermächtig im kollektiven Gedächtnis geblieben. Das Wirtschaftswunder, das untrennbar mit dem Namen des Wirtschaftsministers Ludwig Erhard verbunden ist, bewirkte im Verlauf der 1950er Jahre einen deutlichen Anstieg des Lebensstandards in der Bundesrepublik Deutschland.

„Das monatliche Durchschnittseinkommen der Arbeitnehmer betrug 1950 243 DM. Das entsprach ungefähr dem Realeinkommen der Vorkriegszeit, Löhne und Preise waren jeweils um 60 Prozent höher als in den Jahren vor dem Krieg. Bis 1960 stieg das Monatseinkommen auf 512 DM. Dies bedeutete einen nominalen Anstieg um 111 Prozent, einen realen Anstieg, nach Berücksichtigung der gestiegenen Lebenshaltungskosten, um 76 Prozent.“²⁴ Mit dem Wohlstand ging auch ein Werte- und Mentalitätswandel einher. Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg lautete die Devise noch, alles aufzuheben, umzubauen und wiederzuwerten – man denke dabei an Hochzeitskleider aus Fallschirmseide oder Küchensiebe aus Stahlhelmen. „Zunehmend wurde diese Perspektive durch

den Wunsch abgelöst, etwas Neues zu besitzen. Man konnte es sich nun leisten, Dinge, die zwar noch funktionsfähig oder reparabel waren, wegzuerwerfen und durch neue zu ersetzen. An die Stelle elementarer Bedürfnisbefriedigung traten der Komparativ – noch größer, noch schneller, noch sauberer – und der Superlativ. Das Schönste, Beste, Modernste mußte es sein. Und – diese veränderte Haltung durfte auch noch Spaß machen.“²⁵ Parallel dazu entwickelte sich auch ein neues Freizeitverhalten mit Ausflügen, Tanzveranstaltungen und Privatpartys. „Erstmals war Freizeit ein fester Faktor im Alltagsleben eines großen Teils der Bevölkerung.“²⁶

Trotz der zunehmenden Motorisierung, die es erlaubte, Ausflüge zu machen und Veranstaltungen an Orten zu besuchen, die außerhalb des Heimatortes lagen, dauerte es eine Weile, bis solche Besuche alltäglich wurden, zumal in den 1950er Jahren die Sechs-Tage-Woche noch der Normalfall und die Zahl der Urlaubstage gering waren (der Mindesturlaub wurde erst 1963 eingeführt).²⁷ So ist es nicht verwunderlich, dass zu dieser Zeit Tanzveranstaltungen auf dem Land nur zweimal im Jahr – an Fasching und Kirchweih – stattfanden und die Dorfbewohner sich daher noch gut an diese Veranstaltungen erinnern können. Erst in den 1960er Jahren stieg die Zahl der Tanzveranstaltungen, ehe in den 1970er Jahren beispielsweise im Gasthaus Michel in Untersteinbach wöchentlich Tanz abgehalten wurde.

Weitere wichtige Freizeitfaktoren waren zu dieser Zeit Radio und Fernsehen. Letzteres entwickelte sich aber erst zu Beginn der 1960er zum alltäglichen Einrichtungsgegenstand in deutschen Haushalten. Wichtiger war bis dahin noch das Radiogerät, das nicht nur Nachrichten, sondern auch die neuesten Schlager in



Abb. 1: Das Gebäude, in dem sich der Tanzsaal des Gasthofs Marschall befindet.

Photo: Fabian Karkutsch.

die Wohnungen brachte. Dies hatte auch Auswirkungen auf die Tanzkapellen, die bei ihren Auftritten ihr Publikum mit den aktuellen Hits unterhielten.

Ehemaliger Gasthof Marschall, Geusfeld

In Geusfeld gab es neben dem Tanzsaal der Gaststätte Wengel (früher Burger), der sich dort im Obergeschoss befand, noch den des Gasthofes Marschall. Gesprächspartner waren Karl und Hannelore Andresen (geb. Marschall), die das Wirtshaus bis Mai 1996 geführt hatten. Die beiden übernahmen ihn 1975 von Frau Andresens Vater. Erbaut wurde der Tanzsaal zwischen 1910 und 1915.

In den 1950er Jahren sei die Glanzzeit des Tanzsaals und der Wirtschaft gewesen, denn es gab sonst auf dem Dorf und in der Umgebung kaum Gelegenheiten zu Vergnügungen. In den 1970er Jahren ging es bereits bergab, weil die Jugend nun die Discotheken bevorzugte. Die Andresens versuchten noch einige Zeit, den Saal zu halten, schlossen ihn aber wegen Unrentabilität 1988, der heute nur noch selten für kleinere Feiern genutzt wird. Sie beabsichtigen, das Gebäude in naher Zukunft abzureißen, da man „so etwas den Kindern nicht zumuten“²⁸ könne.

Dabei ist der Saal nach Bedal eine Besonderheit, da er nicht im Gasthaus integriert ist, sondern abseits davon steht.²⁹ Er befindet sich als rechteckiges, lang gezo-

genes und freistehendes Gebäude parallel hinter dem ehemaligen Wirtshaus. Das Wirtshaus selbst ist seit 1996 zum Wohnhaus umgebaut. Der Tanzsaal ist giebelseitig durch eine Holztür erschlossen und mit drei steinernen (vermutlich erst kürzlich aufgemauerten) Treppenstufen versehen. Das Schild „Gasthaus Andersen Eigene Schlachtung Hiernickel Bier“ stammt vom ehemaligen Gasthaus und wurde hier aufgehängt, da jetzt allein im Tanzsaal noch vereinzelt Veranstaltungen stattfinden.

Im Inneren betritt der Besucher zunächst einen hölzernen Windfang, durch den er dann in den Tanzsaal gelangt. Man erkennt sofort, dass die guten Zeiten des Saales vorbei sind. An der türseitigen Giebelseite ist die ehemalige Theke durch dicke Plastikplanen abgetrennt und auch auf der gegenüberliegenden Seite des Raums verbergen Planen die ehemalige niedrige Bühne. Beide abgetrennten Räume dienen heute als Lager. Die dreigeteilten Fenster an der Traufseite sind Rundbogenfenster. Der Boden ist mit Parkett belegt, das vor ungefähr vierzig Jahren verlegt wurde, die Decke in einem Teil mit einem feinmaschigen grün-braunem Netz abgehängt, das mit farbigen Lampen durchsetzt ist. Im hinteren Teil des Raumes besteht die Decke aus dem originalen hölzernen Tonnengewölbe, in das die Initialen des früheren Wirtes eingelassen sind: „M“ und „W“ stehen für „Willi Marschall“. Über dem Eingang befindet sich eine Empore, auf der früher die Bar untergebracht war. Heute ist sie wegen Instabilität nicht mehr begehbar. Ebenfalls nicht mehr zu nutzen, ist die Kegelbahn, die sich an den Tanzsaal anschloss. Sie dient heute als Holzlager – ein Schicksal, das sie mit vielen anderen Bahnen teilt. Die alten Kegelbahnen sind heute für Freilichtmuseen

interessant und dienen dort als Attraktion.³⁰ In den Gaststätten auf den Dörfern galten die Kegelbahnen mit der Zeit jedoch als unattraktiv und altmodisch, so dass sie letztendlich anderweitig genutzt wurden. Dies geschah beispielsweise auch mit der Kegelbahn des Gasthauses Bößner im benachbarten Wustviel, wie Edeltraud Bäuerlein berichtete.

Das Problem der Wasserversorgung des Tanzsaals löste die Wirtsfamilie Marschall übrigens auf eine sehr unkonventionelle Weise: Sie leitete das Wasser mit einem Schlauch von der benachbarten Wohnung durch ein Fenster in den Saal.

Gasthof Hirschenbräu, Untersteinbach

Der Gasthof Hirschenbräu in Untersteinbach ist besonders wegen seines Tanzsaals weit über die Dorfgrenzen hinaus bekannt. Auf einem Photo aus dem Jahr 1930 kann man noch keinen Anbau erkennen. Die heutige Besitzerin Ingrid Michel berichtet, dass ihr Großvater den ersten Tanzsaal über der Garage für das Untersteinbacher Postauto erbaute, die in einem Anbau am Gasthaus untergebracht war.³¹ Ende der 1940er Jahre nahm die Familie kleinere und größere Umbaumaßnahmen vor und vergrößerte den Saal. Seine heutige Größe erreichte der Tanzsaal in den Jahren 1965 bis 1967. Zu dieser Zeit fanden an jedem Wochenende Tanzveranstaltungen statt, die immer gut besucht waren. Wendelin Jooß wusste zu berichten, dass die Familie zu dieser Zeit mit der Bezeichnung „Michels Tanzpalast“ Werbung machte.³² Man versuchte damit wohl, dem Saal ein modernes Flair zu verleihen.

Georg Michel, der Vater von Ingrid Michel, hatte Bauernhof und Gasthaus von seinem Vater übernommen und um



Abb. 2: Das Gasthaus Hirschenbräu in den 1960er Jahren. Der Anbau mit Tanzsaal existiert bereits.
Photo: Ingrid Michel.



Abb. 3: Der Tanzsaal der Michels in den 1960er Jahren (Blick von der Bühne zum Eingang).
Photo: Ingrid Michel.

eine Brauerei,³³ ein Fischlokal, Gästezimmer und eben den Tanzsaal erweitert. So kam es, dass das Gasthaus Michel, wie es meist genannt wird, durch sein vielfältiges Angebot und den vollen Einsatz des Wirtspaares zum Zentrum des Dorfes wurde. Man traf sich hier nicht nur nach Feierabend auf ein kühles Bier oder zum Essen. Die Fußballmannschaft erfrischte sich nach dem Training, das auf dem vom Wirt zur Verfügung gestellten Feld stattfand, in den Duschen des Wirtshauses und traf sich anschließend im Schankraum. Der Saal diente auch als Versamlungs- und Übungsraum der Dorfvereine: Der Schützenverein trainierte beispielsweise im Tanzsaal seine Treffsicherheit. Wie viel Arbeit und persönliches Engagement dahinter steckte, zeigt die Tatsache, dass Frau Michel auch noch nachts um drei Uhr – wenn die Küche eigentlich schon längst geschlossen war – ein Schnitzel für ausgehungerte Tänzer zubereitete.

Doch auch an diesem Saal gingen die gesellschaftlichen Veränderungen nicht spurlos vorüber. Die Discobesuche wurden bei den Jugendlichen beliebter, so dass die Gäste ausblieben. Zudem bauten die Vereine ihre eigenen Heime und

benötigten die vom Wirt bereitgestellten Räumlichkeiten in der Gaststube und im Saal nicht mehr. 1992 übernahm Ingrid Michel das Gasthaus ihrer Eltern. Ihre Versuche, den Tanzbetrieb in diesen Jahren wiederzubeleben, sind jedoch gescheitert. Der Saal wird heute deswegen hauptsächlich für private Feiern genutzt.

Der Tanzsaal des Hirschenbräu ist der größte in der Umgebung, sicherlich ein Grund, weshalb er so oft und gerne besucht wurde. Er befindet sich im ersten Stock eines Nebengebäudes, das in den 1940er Jahren an die westliche Traufseite des ursprünglichen Gasthauses angebaut wurde. Man erreicht ihn über eine Holztreppe, die sich direkt neben dem Zugang zum Gastraum befindet. Auf deren Absatz saßen die Kassierer, so dass keiner in den Saal kam, ohne zu bezahlen. Im ersten Stock muss zuerst ein Raum durchquert werden, in dem die Theke untergebracht ist, bevor man den eigentlichen Tanzsaal über drei hinabführende Treppenstufen erreicht. Dieser Durchgang ist heute verkleinert und mit einer doppelflügeligen Tür versehen. Die Bühne für die Musiker, die sich an der gegenüberliegenden Giebelseite befand und die Erhöhung

an den Traufseiten, auf denen die Tische und Stühle standen, bestehen heute nicht mehr. Man nahm diese Veränderungen vor, weil der Raum nicht mehr als Tanzsaal, sondern vor allem für Familienfeiern genutzt wird und sich dafür eine ebene Fläche besser eignet. Ebenfalls nicht mehr zugänglich ist die frühere Bar, die sich über dem Tanzsaal auf Höhe der Bühne befand und links von derselben über eine schmale Treppe zu erreichen war. Der fehlende Notausgang machte eine Weiternutzung unmöglich.

Auf dem Boden befindet sich noch das Originalparkett, an dessen helleren Stellen zu erkennen ist, wo sich früher die Stufe mit den Tischen und Stühlen befand. Bei Tageslicht ist der Raum sehr hell, was den jeweils vier Fenstern an der Traufseite und den zwei Fenstern an der Giebelseite zu verdanken ist. Es sind jedoch nicht mehr die originalen, sondern moderne Kunststoffenster eingesetzt. Heute wird der ehemalige Bühnenbereich mit selbst eingefärbten Glühbirnen in Szene gesetzt, der restliche Saal durch Wandstrahler beleuchtet. In den Anfangsjahren hing ein „Kronleuchter“ über der Tanzfläche, der aus einem mit Lampen bestückten Wagenrad bestand.³⁴ In der Hochzeit des Tanzsaals hingegen war die Beleuchtung extravagant: viele Strahler, Leuchtstoffröhren und vor allem runde Preßspanplatten mit einer Verkleidung aus Alufolie, über denen Leuchtmittel angebracht waren. Auf dem alten Kronleuchter ließ Herr Michel einen drehenden Projektor befestigen, der „Blubberblasen“ und manchmal auch etwas zweideutige Bilder an die Wand warf.³⁵ An diese Art der Dekoration und Beleuchtung erinnerten sich alle Gesprächspartner mit einem Schmunzeln.

Beheizt wurde dieser große Raum zunächst mit Holz in einem Kanonenofen,

später mit elektrischem Gebläse. Heute ist eine Gaszentralheizung installiert.³⁶ Die Umstellung von Holz auf Elektrik fiel leicht, denn die neue Technik erleichterte und beschleunigte das Aufheizen des Saales.³⁷

Brauerei und Gasthof Zenglein, Oberschleichach

Die Brauerei und Gaststätte Zenglein in Oberschleichach ist seit 1846 im Familienbesitz. Friedrich Zenglein übernahm am 1. Januar 1996 den Familienbetrieb und führt ihn damit in sechster Generation. Er und seine Eltern Elfriede und Hermann Zenglein beantworteten meine Fragen.³⁸ Genaue Daten und Informationen zur Geschichte sind auch der hauseigenen Jubiläumsschrift zum 150jährigen Bestehen zu entnehmen.³⁹

Im Juni 1846 erhielt Philipp Zenglein, gelernter Bäckermeister, *„eine Konzession zur Eröffnung einer Weinwirtschaft für sein Anwesen Haus Nummer 18 (jetziger Pfarrplatz).“*⁴⁰ Bereits zwei Monate später kaufte er die jetzige Brauerei und Gaststätte. Er übergab im Jahr 1870 die Geschäfte an seinen Sohn Georg, dessen Konzessionsurkunde auch noch heute in der Gaststube hängt. Unter dem Datum des 18. Oktober 1870 ist zu lesen: *„Dem Johann Georg Michael Zenglein von Oberschleichach wurde durch bezirksamtlichen Beschluss vom Heutigen die Erlaubniß zum Betriebe der realen Schankgerechtigkeit ebenso die persönliche Konzession zum Betriebe der Gastwirtschaft auf dem Hause No. 13 in Oberschleichach erteilt.“*

1898 übernahm der älteste Sohn Friedrich die Brauerei. Friedrich Zenglein war anders als seine Vorfahren nicht nur Bäcker-, sondern auch Braumeister und benötigte deshalb keinen angestellten Brauer

mehr. Außerdem engagierte er sich als Bürgermeister und Landtagsabgeordneter. Aus seiner Zeit als Brauer ist eine „*Verpflichtung*“ überliefert, die im Zuge des Bierstreiks⁴¹ in Bayern 1926 zu Stande kam: *„Ich verpflichte mich von heute Mittag 12 Uhr ab kein Bier von der Brauerei Zenglein, Oberschleichach, weder von dem Gastwirt M. Bäuerlein zu trinken, biss sich der Bierpreis pro Ltr. auf 30 Pfg. ermäßigt hat. In Übertretungsfälle sind 10,- Mk. zu gemeinnützigen Zwecken an Franz Bühl auszubezahlen. Der Ausschuss.“* Unterschrieben wurde das Dokument von 25 Personen. Wie Friedrich Zenglein damals reagierte, ist allerdings nicht bekannt. Heute jedenfalls hängt das Schriftstück hinter Glas in der Wirtsstube und wird von den Gästen als Kuriosum bestaunt.

Zusammen mit seinem gleichnamigen Sohn baute Friedrich Zenglein von 1926 bis 1930 ein neues Sudhaus und eine neue Mälzerei. 1928 übernahm sein Sohn Brauerei und Wirtschaft. Die modernen Räumlichkeiten ermöglichten es erstmals, Bier in Flaschen abzufüllen.⁴² Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden laut Hermann Zenglein Flüchtlinge im Tanzsaal untergebracht, die jedoch nur maximal zwei Wochen blieben, bis andere Unterkünfte gefunden waren.

Eigentlich sollte Friedrich als ältester Sohn der Familie die Brauerei und Gaststätte übernehmen. Dennoch lernte auch Hermann Zenglein (Jahrgang 1933) das Brauereihandwerk in München und war anschließend unter anderem in Dillingen, Furth im Wald, Regensburg und Dortmund tätig. Als sein Vater ihn davon unterrichtete, dass sein Bruder den Betrieb nicht übernehmen wolle, kehrte Hermann Zenglein 1960 in den Heimatort zurück.

Die Gaststätte und die Brauerei trugen hauptsächlich zur Versorgung der Familie

bei. Die Zengleins betrieben auch eine kleine Landwirtschaft, was aber wenig Ertrag brachte, weil der Boden im Steigerwald „*arg schlecht*“⁴³ ist. Gelebt hat man „*von der Wirtschaft*.“⁴⁴

1964 begann Hermann Zenglein damit, Limonade herzustellen. Er führte auch umfangreiche Umbau- und Renovierungsarbeiten durch. So wurden die Fremdenzimmer erweitert, die Gaststätte 1972 völlig neu gestaltet, die Terrasse zwischen Gasthof und Nebengebäuden 1980 überdacht und einige technische Neuerungen in der Brauerei vorgenommen. Außerdem wurde der alte Tanzsaal verkleinert und neu gestaltet.⁴⁵ 1996 übergaben Hermann und Elfriede Zenglein den Betrieb an ihren Sohn Friedrich und dessen Frau Karin.

Seit wann der Tanzsaal Bestandteil der Gastwirtschaft ist, kann leider nicht mehr nachvollzogen werden. Hermann Zenglein glaubt zu wissen, dass bereits sein Urgroßvater Johann Georg Zenglein oder aber sein Großvater Friedrich, der ab 1898 die Brauereigaststätte führte, den Tanzsaal bauten.

Da während des Zweiten Weltkrieges im Saal keine Tanzveranstaltungen stattfanden, diente er nur als Raum zum Wäschetrocknen. Nach dem Krieg gab es Tanz an Kirchweih und Fasching. Außerdem nutzten die Schützen den Saal zum Üben und die Holzhacker hielten einmal im Jahr ihren sogenannten „Holzhackerball“ ab. Sie waren dabei Veranstalter und kassierten somit auch das Eintrittsgeld. Auch heute noch kommen Forststudenten aus Weihenstephan für Waldbegehungen nach Oberschleichach. Während sie früher im Tanzsaal übernachteten, können sie heute die Gästezimmer des Hauses nutzen.⁴⁶ Diese Gästezimmer richteten Zengleins in den 1960er Jahren ein und nutzten damit die Reisewelle aus, die

sich mit dem wachsenden Wohlstand in Deutschland entwickelte.

Als Hermann Zenglein 1960 in den elterlichen Betrieb zurückkehrte, hat er *„mit'm Tanzen ang'fangt“*,⁴⁷ also damit den Tanzsaal einzurichten. Dabei halfen ihm viele Freunde und Bekannte, so dass er nicht nur an den traditionellen Terminen wie Kirchweih und Fasching Tanzveranstaltungen abhalten konnte, sondern regelmäßig alle zwei Wochen. Im Jahr 1961 öffnete er sogar an Christi Himmelfahrt den Tanzsaal, obwohl es eigentlich verpönt war, an diesem katholischen Feiertag zum Tanzen zu gehen. Auch seine spätere Ehefrau Elfriede Betz aus dem Nachbarort Zell kam an diesem Tag zum Tanzen. Hermann Zenglein forderte sie auf. Aber bevor sie gemeinsam auf das Parkett gehen konnten, wurde er als Wirt schon wieder gebraucht. Er hatte einfach zu viel zu tun. Er muss allerdings später doch noch Zeit für einen Tanz gefunden haben, denn seine Frau sagt im Nachhinein: *„dann hat er mich g'schnappt“*.⁴⁸

Der Tanzsaal wurde vermutlich 1997 renoviert und verkleinert.⁴⁹ Er befindet sich im ersten Stock des ehemaligen Stall- und Schmiedegebäudes. Heute erreicht man ihn komfortabel von der Gaststätte aus durch einen 1980 errichteten, verglasten Zwischenbau, der auch als Verlängerung der Gaststube dient.⁵⁰ Im Erdgeschoss des Nebengebäudes sind außerdem Toiletten eingerichtet. Vom Zwischenbau führt eine gerade Holzterrasse zum Tanzsaal. Ein kleiner Vorraum dient als Garderobe.

Tritt man durch die doppelflügelige Holztür, erschließt sich ein rechteckiger Raum, in dem zunächst die Gewölbedecke auffällt. Gerade diese Besonderheit war jedoch unter einer in den 1960er Jahren abgehängten Decke verborgen. Familie Zenglein ließ sie erst vor zehn Jahren

bei der Renovierung und Verkleinerung des Saals freilegen. Die neu eingezogenen Stützbalken dienen weniger der Statik, sondern sollen vielmehr eine üppige und phantasievolle Dekoration ermöglichen.

Die Umbauten im Tanzsaal spiegeln die verschiedenen Vorstellungen von Ästhetik in den 1960er und 1990er Jahren wider: War man damals interessiert an modernen, funktionalen Räumen mit flachen Decken, folgten in der nostalgischen Phase der 1990er Jahren Rückbauten und Rekonstruktionen, die sich an den Stil der Vorkriegszeit anlehnten. Dabei verwendeten die Besitzer jedoch eine moderne Farbgebung in Pink und Violett, die sich auch in den Vorhängen wiederfindet: Der Tanzsaal ist genau so liebevoll gestaltet wie das heimische Wohnzimmer. Die Neonröhren, die in den 1960er Jahren als ‚letzter Schrei‘ empfunden wurden, ersetzten die Zengleins in den 1990er Jahren durch die modernen, eingelassenen Deckenstrahler.

Die beiden Funktionen des Tanzsaals zeigen sich am Bodenbelag: Der rechteckige Tanzraum ist mit Parkett ausgelegt. Rechts vom Eingang dagegen liegen braune Fliesen. In diesem Bereich ist die Theke untergebracht und hinter einen schmalen Flur die Bar. Ihre Einrichtung steht als typisches Beispiel dafür, wie zur damaligen Zeit auch die häuslichen Hobbykellern ausgestattet wurden: Holzboxen in rustikalem Country-Stil zwischen getäfelten Wänden, braun gepolsterte Sitzbänke und eine ebenfalls getäfelte Bar.

In der Zeit vor den 1970er Jahren gab es im Tanzsaal an der Stirnwand links des Eingangs eine kleine Bühne für die Musiker, die Theke befand sich daneben. Der heutige Standort der Theke diente als Tanzfläche. Die Bar wiederum war in einem winzigen Raum von circa drei auf drei Metern untergebracht, das über we-

nige Stufen abwärts vom Tanzsaal aus erreicht werden konnte. Die Sicherheitsbestimmungen und die höheren Ansprüche des Publikums veranlassten die Zengleins, in den 1970er Jahren eine wesentlich größere Bar zu errichten.

Auch bei Heizung und Elektrik gab es Veränderungen: Vermutlich noch bis in die Nachkriegszeit heizte man mit einem Kohleofen, der frei im Raum stand. Mittlerweile nutzen die Zengleins Strom. Ähnlich wie bei den Tanzsälen in Untersteinbach und Geusfeld dauerte es mit Kohleöfen viele Stunden, bis der große Raum allmählich warm wurde. Zudem mussten zuvor ungezählte Kohleneimer die Treppe hoch geschleppt werden.

Hotel Goger, Sand am Main

Auf der Internetseite und als erste Seite in der Speisekarte des Hotels Goger in Sand am Main findet man eine Chronik des familiengeführten Betriebs, die hier zur Einführung ungekürzt wiedergeben wird: *„Laut Gemeindearchiv wurde am 9.3.1866 vom königl. Bayer. Bezirksamt Hassfurt Herrn Johann Goger die Konzession für eine Bierwirtschaft erteilt. Dieses Datum darf als Anfang des Gasthauses Goger angesehen werden. Im Laufe des Jahres 1898 wurde von Karl Goger (verh. mit Ottilie, geb. Dahlhäuser aus Wonfurt) ein Umbau durchgeführt, wobei die Wirtslokalitäten vergrößert und ein Fremdenstall errichtet wurden. Das Haus wurde später von ihm aufgestockt. Johann Goger geb. am 15.4.1902 (verh. mit Babette, geb. Zösch aus Sand) schenkte seinen eigenen Wein aus seinem Weinberg ‚Kronberg‘ aus. Man vermutet, daß dieser um 1855 angelegt wurde. Nach dem 2. Weltkrieg ging Johann Goger zu einem gesteigerten Weinbau über und baute*

1962/1963 einen Tanzsaal. Karl Goger geb. am 29.12.1932 (verh. mit Elsa geb. Schottendorf aus Dampfach) vergrößerte auf Kosten der Landwirtschaft die Weinanbaufläche in den Abteilungen Kronberg, Himmelsbühl und Schloßberg Zell, wodurch er die Berechtigung ‚Weingut‘ erhielt. Karl Goger baute 1984 seine Gastwirtschaft zu einem Hotel mit Weinlokal um. Stefan Goger geb. am 30.7.1971 (verh. mit Andrea geb. Nieratschker aus Zeil) übernimmt nach seiner Ausbildung als Koch und Winzer 1996 den elterlichen Betrieb.“⁵¹

2001 modernisierte die Familie den Tanzsaal, wobei die ursprüngliche Größe und Aufteilung erhalten blieben. Hier werden neben Familienfeiern und Vereinstreffen auch weiterhin Tanzveranstaltungen abgehalten. Allerdings ist das Publikum heute „fünfzig plus“⁵² und trifft sich am Wochenende ab 15 Uhr zum gediegenen Tanztee. Für ein Interview standen Senior- und Juniorchefin Elsa und Andrea Goger zur Verfügung; außerdem Bernhard Ruß, Bürgermeister der Gemeinde Sand am Main, der in den 1970er Jahren regelmäßiger Gast im Tanzsaal der Gogers war und demzufolge einige Anekdoten erzählen konnte.

Vom ursprünglichen Flair des Tanzsaals, der im ersten Stock des Gebäudes liegt, ist nach der Modernisierung nur noch wenig übrig geblieben. Auf die frühere Ausstattung weist lediglich der Fußboden hin. Er ist in der Raummitte mit Parkett belegt und markiert die Tanzfläche. An den Längsseiten sind Fliesen verlegt, die heute anzeigen, dass dort eine circa 10 cm hohe Stufe war, auf der Tische und Bänke standen. Andrea Goger bezeichnet dieses Podest als „Stolperfalle“⁵³ und ließ sie bei der Renovierung 2001 demontieren. Die Bestuhlung bestand früher aus Tischen und Stühlen, kombiniert mit den damals

üblichen wandfesten Bänken. Betritt man den Saal, geht der Blick direkt zur Bühne am anderen Ende. Ihr gegenüber befindet sich heute ein abgetrennter Bereich, in dem früher die Theke untergebracht war. Die Bar hingegen steht in einem Nachbarraum, den man über das Treppenhaus erreicht und der zwischenzeitlich ebenfalls modernisiert und vergrößert wurde.

Heute ist der Tanzsaal ein geschmackvoller und repräsentativer „Romantiksaal“,⁵⁴ der eher den Charakter eines Speisesaals hat. Er passt heute zum großen Restaurant und Hotelbetrieb und verrät nur noch wenig über seine ursprüngliche Nutzung als Tanzsaal.

Alltag in den Tanzsälen

Tanzsaal bedeutete nicht nur Spaß und Bewegung, sondern auch Arbeit, Essen und Schlägereien. Ein ganzes Spektrum eröffnet sich, wenn man sich auf die Erforschung dieser dörflichen⁵⁵ Institution einlässt.

Helfende Hände: Die Familie als Personal

Eine Wirtschaft auf dem Dorf zu betreiben, reichte in den 1950er und 1960er Jahren nicht aus, um den Unterhalt für die ganze Familie zu verdienen, weswegen viele Wirtsleute beispielsweise nebenbei noch eine Brauerei (Familie Zenglein), ein Weingut (Familie Goger) oder Landwirtschaft (Familie Michel) betrieben.⁵⁶ Aus diesem Grund konnten die Familien sich auch keine Angestellten bei Tanzveranstaltungen leisten. Edeltraud Bäuerlein machte eine für die Befragten allgemein gültige Aussage: „Die ganze Familie war da tätig!“⁵⁷

Die Helfer lassen sich in drei Gruppen aufteilen: Bedienungen, Personen am



Abb. 4: Bei der vielen Arbeit blieb aber offensichtlich auch Zeit zum Amüsieren, wie ein Schwarz-Weiß-Photo aus dem Tanzsaal des Gasthauses Bößner in Wustviel zeigt: Vorne rechts ist der Wirtssohn Karl Bößner zu sehen, neben ihm Frieda Ott, die im Ort einen Krämerladen besaß. Hinter ihnen beobachteten Hedwig und Konrad Binder wohlgefällig die Szene. Die Aufnahme stammt aus den frühen 1950er Jahren.

Photo: Edeltraud Bäuerlein.

Ausschank hinter Theke und Bar und das Küchenpersonal. Im Tanzsaal der Zengleins und Gogers gab es immer zwei Bedienungen, die insbesondere Getränke an die Tische brachten; gegessen wurde meist in der Gaststube vor dem Tanz bzw. in der Pause. Hermann Zenglein weiß noch, dass die Ausschanker an der Theke mit Gummiknüppeln ausgestattet waren, um im Falle einer heftigen Schlägerei einzugreifen. Offensichtlich war die Theke das Revier der Männer, denn auch bei Gogers stand der Chef Karl Goger mit einem Helfer am Bierausschank, während seine Frau Elsa mit einer anderen Person die Gäste in der Bar versorgte.⁵⁸ Auch die Verwandtschaft wurde in den Familienbetrieb eingespannt: Die Mutter von Frau Bäuerlein

half zum Beispiel in der Likörbude, wie die Bar in Wustviel genannt wurde.⁵⁹

Für den Umsatz sorgte neben den Getränken vor allem das Essen, weswegen in den Küchen eine strenge Ordnung herrschte: *„Da war alles voll. [...] Also da hat jeder seinen Aufgabenbereich ghabt. Der eine war zuständig für die Klös, der andere hat die Fleischsachen ghabt, Salatköchin war extra...“*⁶⁰ erzählt Frau Bäuerlein.

Doch wohin mit den Kindern, wenn alle Erwachsenen eingespannt sind? Familie Bößner löste während der zwei Tanzveranstaltungen im Jahr das Problem mit der Einrichtung eines Kinderzimmers, in dem die älteren auf die kleineren Kinder aufpassen mussten: *„Wir waren direkt neben der Likörbude und ham diesen ganzen Lärm und alles mitkriegt. [...] Wir durften nicht raus. Aber dann ham mir mal die Tür aufgemacht und ham unseren Kopfraus, da is gleich e große Hand kommen und hat den Kopf wieder zurückgedrängt [...] Irgendwann waren wir so müd, dass wir eingeschlafen sind.“*⁶¹

Es fiel vielerlei Arbeit an: Da musste bedient, Streit geschlichtet und das Essen frisch zubereitet werden. In den Stunden vor der Veranstaltung war weniger zu tun; denn das Podium für die Musiker war fest installiert und die Theke generell bestückt. Die Dekoration bestand aus ein paar Luftschlangen und Girlanden, die schnell aufgehängt waren. Ansonsten mussten die Getränke bereitgestellt werden; die zusätzlichen Besorgungen wurden in den Alltag integriert.⁶²

Herzklopfen und Gemütlichkeit: Jung und Alt wollen tanzen

Im Laufe der Zeit wandelten sich die Tanzsäle und mit ihnen die Besucher. In den kleineren Tanzsälen – beim Marschall

in Geusfeld war der Saal mit 170 Personen voll besetzt – war es *„von der Gemütlichkeit her“*⁶³ schöner und *„man hatte noch Herzklopfen“*.⁶⁴ Dorthin kam an den traditionellen Terminen ein altersmäßig gemischtes Publikum.



Abb. 5: Im Saal des Gasthauses Bößner in Wustviel in den frühen 1950er Jahren.

Photo: Edeltraud Bäuerlein.

In den größeren Tanzsälen beherrschte hingegen die Jugend das Parkett und tanzte hier fast wöchentlich zu moderneren Klängen. Frau Bäuerlein beschreibt das Flair im Tanzpalast Michel Ende der 1960er, Anfang 1970er Jahre als *„discomäßig“*.⁶⁵

Sebastian Finster berichtet, dass damals das Geld noch nicht so locker saß und Tanzveranstaltungen sich eigentlich nur die leisten konnten, die bereits eine Arbeitsstelle und ein festes Einkommen hatten.⁶⁶ Frau Bäuerlein kann sich erinnern, dass viele den ganzen Abend nur eine Cola tranken.⁶⁷ Übereinstimmend berichten die Gesprächspartner, dass es nur wenige polizeiliche Kontrollen des Jugendschutzes gab. Das lag auch daran, dass die Ver-

anstaltungen meist um ein Uhr endeten. In den 1970er Jahren, so Frau Bäuerlein, wurde schon häufiger kontrolliert, allerdings wurden die zu jungen Besucher vorgewarnt, so dass man sich während der Kontrolle eben draußen versteckte und danach wieder hineinging.⁶⁸

In den Rauhenenbracher Tanzsälen trafen sich gewöhnlich die Einheimischen. Edeltraud Bäuerlein ging lieber zum Michel als nach Unterspiesheim (Teil der Gemeinde Kollitzheim, Landkreis Schweinfurt) oder Untereuerheim (Teil der Gemeinde Grettstadt, Landkreis Schweinfurt), wo es auch große Tanzsäle gab. Dort war ein anderes Publikum, das die „Woodstock-Musik“ von den ‚Powerful Tramps‘ bevorzugte.⁶⁹ Ein Fan dieser Band war aber Bernhard Ruß, der mit seinen Freunden nicht zum Michel ging, weil es ihnen „zu dörflich“⁷⁰ war. Diese gegensätzlichen Meinungen zeigen, dass es auch innerhalb eines kleinen Gebiets sehr verschiedene Vorlieben gab, denen unterschiedliche Tanzsäle gerecht wurden. Nach Oberschleichach kamen auch Gäste aus den benachbarten Ortschaften. Aus Sand oder Knetzgau ging man sogar zu Fuß zum Zenglein. Damals sei es eben noch nicht so gewesen, dass man in einer Nacht mit dem Auto hunderte Kilometer „runtergeschrubbt“⁷¹ hat, so Hermann Zenglein.

Um Sieben geht's los! Termine, Öffnungszeiten, Eintrittspreise

Anfangs hatten die Tanzsäle nur zu besonderen Anlässen geöffnet, in der Regel zu



Abb. 6: Die Dorfmusikanten von Wustviel (v.l.n.r.): Willibald Weinbeer, Kilian Sauer, Alois Weinbeer, Wendelin Joos, Bernhard Weinbeer. Die beiden Männer rechts waren Frau Bäuerlein nicht bekannt. Die Aufnahme stammt wahrscheinlich aus den 1960er Jahren. Photo: Edeltraud Bäuerlein.

kirchlichen oder weltlichen Festtagen. Alle Gesprächspartner nennen dabei den Faschings- und Kirchweih Tanz. In Wustviel führten die Dorfmusikanten den Kirchweihzug durch das Dorf an, der vor dem Gasthaus Bößner mit der Aufstellung des Kirchweihbaums endete. Anschließend feierten alle im Tanzsaal weiter, der somit schon vor Beginn der eigentlichen Tanzveranstaltung voll besetzt war.⁷²

In Untersteinbach wurde Kirchweih immer am vierten Sonntag im September gefeiert.⁷³ Ansonsten gab es auch beim Zenglein nur noch Tanz an Fasching.⁷⁴ In Wustviel gehörte zum Fasching traditionell der Einzug der Masken, deren Prämierung und die anschließende Entmaskierung.⁷⁵ Ab und an wollte ein Verein etwas Geld in seine Kasse bringen und veranstaltete beispielsweise zu einem Jubiläum einen Tanz. In diesem Fall kassierte der Verein den Eintritt und der Wirt verdiente mit dem Verkauf von Getränken und Speisen.⁷⁶ Ein solcher Fall war der



Abb. 7: Im Saal des Gasthauses Bößner an Fasching in den frühen 1950er Jahren. Von den verkleideten Männern erkannte Frau Bäuerlein Gustav Aumüller (erster von rechts), Josef Oppelt (zweiter von rechts) und Gebhard Reder (dritter von links). Photo: Edeltraud Bäuerlein.

Holzhackerball in Oberschleichach, der einmal im Jahr stattfand.⁷⁷

Doch die Wirte merkten schnell, dass die Tanzveranstaltungen ein zusätzliches Einkommen bescherten, so dass sie regelmäßige Termine einführten. Hermann Zenglein begann 1963 mit 14-tägigen Tanzveranstaltungen und sprach sich sogar mit anderen Wirten ab, um eine Überschneidung zu vermeiden. So konnte man freitags bei ihm, samstags beim Michel in Untersteinbach und sonntags beim Gölter in Zeil am Main tanzen.⁷⁸

Ähnlich wie die Termine waren auch die Tanzzeiten reglementiert: Generell ging es um sieben Uhr abends los: da „war von Anfang an der Saal voll!“⁷⁹ Wendelin Jooß berichtet von einer Tanzpause um halb elf, auf die der Wirt auch bestand, um sein Essen besser verkaufen zu können. Vertraglich war der Auftritt der Bands bis ein Uhr nachts festgelegt, aber „es ist in der Regel

länger wor’n als ein Uhr.“⁸⁰ Erst in den 1970er Jahren begann der Trend zum späteren Beginn, der auch heute noch anhält. Frau Bäuerlein erzählt, dass der Beginn meist gegen zwanzig Uhr angesetzt war, es aber eine Stunde dauerte, bis der Saal sich gefüllt hatte. Im Übrigen seien es meist die Männer gewesen, die später kamen.⁸¹

So, wie die Anzahl der Tanzveranstaltungen zunahm, stiegen auch die Eintrittspreise an. Während in den Anfangsjahren in Oberschleichach ein Tanzpaar lediglich zehn Pfennig für eine Tour, also drei bis vier Stücke, an die Kapelle zahlen musste, wurde ab den 1960er Jahren Eintritt verlangt.⁸² Anfangs kostete der Einlass zwei D-Mark, später bis zu fünf D-Mark. Ingrid Michel weiß, dass der Eintritt bei jeder Band gleich viel betrug, allerdings mussten die Einheimischen weniger als die Auswärtigen zahlen.⁸³ Einen Trick kannte Bernhard Ruß: Mochte man die Band nicht besonders, hatte aber Lust auszugehen, verbrachte man bis ungefähr halb zwölf Uhr die Zeit in der Gaststube, um dann nichts oder maximal fünfzig Pfennig zu zahlen und sich noch ein bisschen im Saal zu vergnügen.⁸⁴ Die Band wurde im Übrigen nicht am Eintritt beteiligt; sie hatte im vornherein mit dem Wirt einen Fixpreis verabredet.⁸⁵

„Sexy Combo“ und „Mambo Band“: Musik und Tanz⁸⁶

Fragt man nach den Gruppen, die in den Tanzsälen spielten, werden eine ganze Reihe von Namen genannt. Es ist nicht mehr genau nachzuvollziehen, wann diese auftraten. Frau Bäuerlein betont den Unterschied zwischen den Kapellen, die in den alten Tanzsälen auftraten und den moderneren der 1960er Jahre: In ersteren spielten Gruppen, die mit vielen Blasin-

strumenten und Schifferklavier besetzt waren.⁸⁷ Laut Herrn Jooß spielte man dort noch Satzmusik.⁸⁸ Die Instrumente der modernen Gruppen waren meist elektronisch verstärkt. Es handelte sich beispielsweise um Hammondorgel, später Keyboard, Gitarren, Schlagzeug und auch Saxophon. Hermann Zenglein glaubt, dass durch die amerikanischen Soldaten nach dem Zweiten Weltkrieg die elektrisch verstärkte Musik aufkam und populär wurde.⁸⁹

Während der Interviews wurden die Namen zahlreicher Bands genannt: ‚Mambo Band‘ (aus Zeil am Main, Landkreis Haßberge), ‚Banjo Boys‘ (aus Frankenwinheim, Landkreis Schweinfurt), ‚Hurricanes‘, ‚Sexy Combo‘, ‚Ponys‘, ‚Four Kings‘, ‚Die blauen Jungs‘ (aus Donnersdorf, Landkreis Schweinfurt), ‚Flamingos‘ (aus Haßfurt, Landkreis Haßberge), ‚Melodas‘ (aus Bamberg), ‚Powerful Tramps‘, ‚Vampires‘, ‚Smash‘, ‚AERA‘ mit Klaus Kreutzeder, ‚Modern Sounds‘ und ‚Blitzlicht‘.

Ingrid Michel erzählt, dass zu den Auftritten der ‚Four Kings‘ in Untersteinbach, die *„der Renner“*⁹⁰ waren, bis zu 500 Besucher kamen. Diese Band spielte deswegen auch alle drei Wochen im Hirschenbräu.⁹¹

Was die Musikrichtung betrifft, so erzählt Hermann Zenglein, wurde alles gespielt, *„was grad in war.“*⁹² Damit charakterisiert er das Repertoire sämtlicher Musiker, die das breite Publikum bedienten und immer noch bedienen. Vor allem die ‚Mambo Band‘ war beliebt, weil sie Rock’n Roll spielte. In den ‚altmodischen‘ Tanzsälen hörte man gerne, *„was im Radio gespielt wurde“*,⁹³ also Schlager wie ‚Marina, Marina‘, ‚Schwarzer Zigeuner‘ oder die Lieder von Freddy Quinn.⁹⁴ Wendelin Jooß bezeichnet die Musikauswahl der ‚Banjo Boys‘ als Tanzmusik, die auch volkstümlich war; sie spielten aber vor allem *„die*

*Schlager von damals“*⁹⁵ und Lieder mit englischen Texten, die *„in die moderne Richtung“*⁹⁶ gingen. Interessant wäre sicherlich, die Tonbänder von Herrn Jooß abzuhören und eine Liederliste zu erstellen.

In den 1970er Jahren gab es laut Herrn Ruß zwei Richtungen, die in den Tanzsälen beliebt waren: Erstens Soulmusik, wie sie die ‚Powerful Tramps‘ spielten und sie Herr Ruß mochte: *„[das war] meine Musikrichtung.“*⁹⁷ Zweitens Schlager, die beispielsweise die ‚Four Kings‘ unter anderem mit den Liedern von Michael Holm zum Besten gaben. Bernhard Ruß: *„Da sinn mer immer erst rein, wenn’s keinen Eintritt mehr gekostet hat.“*⁹⁸

Auch in den 1970er Jahren war man immer als Paar auf der Tanzfläche, selbst wenn es zwei Mädchen waren. Das Prinzip der *„Touren“* wurde noch gepflegt. Dabei wechselten langsame und schnellere Touren einander ab und, *„je nachdem, was die Männer gewollt ham“*,⁹⁹ haben sie sich auf die Tanzfläche begeben *„und ein Mädchen g’holt“*.¹⁰⁰

Doch woher wussten die Tanzliebhaber, welche Band an welchem Termin spielte? Zum einen übernahm die Mundpropaganda¹⁰¹ eine wichtige Rolle, doch es gab auch Jahresprogramme, die an der Kasse zum Mitnehmen auslagen.¹⁰² Dies war ein Grund, weshalb Wirte, wie derjenige von Untersteinbach, mit den Bands Jahresverträge aushandelte.¹⁰³ Hinzu kam noch die Werbung per Zeitungsannoncen und Plakate. Diese Möglichkeit nutzte jeder Wirt.

Eine musikalische Biographie: Wendelin Jooß, Mitglied der ‚Banjo Boys‘¹⁰⁴

Eine wahre Goldgrube für Informationen über die Tanzsaalmusik in den 1960er Jahren sind die Erzählungen von Wendelin Jooß aus Geusfeld. Er war Mitglied der

beliebten ‚Banjo Boys‘ und besitzt ein Album mit vielen Photographien aus seiner aktiven Zeit in dieser Band.

Wendelin Jooß wurde am 7. Februar 1944 geboren und wuchs in Geusfeld auf. Er wurde in der Landwirtschaft groß und musste seinem Vater, der krank aus dem Krieg heim gekehrt war, oft helfen. Somit waren Geld und Zeit knapp, was ihn aber nicht hinderte, ein Instrument zu kaufen und spielen zu lernen. Bei Prozessionen, *„wenn die Musik g’spielt hat, des hat mich als Kind scho immer beeindruckt.“* Bei einer solchen Gelegenheit fiel ihm eines Tages auf, dass ein Mann aus Altersgründen nicht mehr Trompete spielte. Das war für Wendelin Jooß die Gelegenheit, an ein gebrauchtes Instrument zu kommen. Der Vater unterstützte ihn und kaufte dem Elfjährigen die Trompete für 25 D-Mark. Dennoch fehlte eine Ausbildung: *„Da hab ich so vor mich hingedüdel“,* bis er in Michelau einen Lehrer fand. Der jedoch befand eines Tages: *„Du wirst nie en guter Trompeter. Du hast die Veranlagung net dazu. Du müßtest e Holzinstrument lernen, z.B. Saxophon.“* Also kaufte der Vater ein gebrauchtes, auf C gestimmtes Saxophon für hundert D-Mark. 1956 durfte Wendlin Jooß das erste Mal bei der Kirchenmusik in Geusfeld mitspielen. Der Kappellenleiter war ein ausgebildeter Musiker, der befand: *„Du brauchst e B-Saxophon!“* Und der Vater kaufte – trotz Schulden wegen eines Baus – dem Sohn ein B-Saxophon für 700 D-Mark.¹⁰⁵ Jooß durfte dann – *„Wahrscheinlich hab ich die Sache sehr schnell begriffen“* – als 14-jähriger mit der Kapelle seines Lehrers Tanzveranstaltungen begleiten. Sie spielten jedoch noch Satzmusik und nicht die modernen Schlager. Ein besonderes Erlebnis war für ihn, als er beim Holzhackertanz in Gundelshausen von dem „begnadenen“ Mu-

siker Fritz Skilandat aufgefordert wurde, bei dem Schlager „Marina“ mitzuspielen – wenn auch *„mehr schlecht als recht“*.

Das allerdings war der Startschuss für seine Karriere bei den ‚Banjo Boys‘. Denn wenige Tage später begegnete er Herbert Strasser in Gerolzhofen (Landkreis Schweinfurt), der ihn wegen seines Auftritts in Gundelshausen ansprach und zu einer Probe einlud. Nachdem dieses Treffen jedoch misslang – die Mehrzahl der Musiker spielte nicht gut genug – gründeten sie später in Frankenwinheim die ‚Banjo Boys‘. Sie traten das erste Mal am 6. Februar 1960 in Frankenwinheim bei einer Faschingsveranstaltung auf. Herbert Strasser spielte Schlagzeug, sein Bruder Lorenz war an der Gitarre und sang, ebenso wie Otmar Barthel, der noch Trompete und Bassgitarre beherrschte. Wendelin Jooß blieb auch in der Band am Saxophon, während Paul Göb Posaune und Manfred Voit Hammondorgel spielten.

Der Grund für die Namensgebung war *„eichentlich eine unglückliche Firmenbezeichnung“*, denn es hätte Verwechslungen mit einer international bekannten Gruppe geben können: ‚Jan & Kjeld‘ hatten 1959 einen Hit mit dem Lied ‚Banjo Boys‘ und wurden oft aus diesem Grund so genannt. Auf diesen Zug wollten die unterfränkischen ‚Banjo Boys‘ aufspringen. Sie bauten aber sicherlich nicht wegen des Bandnamens einen großen Wirkungskreis auf: Sie spielten in der unmittelbaren Umgebung, aber auch im Gasthaus Schmidt in Retzbach (Landkreis Main-Spessart), in der Aspenmühle (gelegen zwischen Hammelburg und Fulda), in Lonnerstadt und Adelsdorf in Mittelfranken, weniger allerdings in Oberfranken (dort nur in Röbersdorf). Zu den Favoriten der Band gehörte der Saal vom Michel in Untersteinbach, denn *„da war nit bloß voll, da war bre-*



Abb. 8: Einer der ersten Auftritte der ‚Banjo Boys‘ an Kirchweih in Prichsenstadt 1962. Von links nach rechts: Otmar Barthel, Paul Göb, Lorenz Strasser, Wendelin Jooß, Herbert Strasser und Manfred Voit.
Photo: Wendelin Jooß.

chend voll!“ Um diese Orte mitsamt der Ausrüstung zu erreichen, mieteten sie den Kleinbus eines Fuhrunternehmens, bei dem Paul Göb arbeitete. Für kürzere Strecken, wie zum Beispiel nach Geusfeld, musste auch schon mal der Schlepper mitsamt Anhänger von Herbert Strasser herhalten. Die Ausrüstung wurde meist aus ihrem Proberaum in Frankenwinheim, später aus dem Sebastianihaus in Oberschwarzach (Landkreis Schweinfurt) geholt, wo sie jede Woche probten. Dabei nahmen sie ihre Stücke oft auf Tonband auf, um ihre Musik zu verbessern.

Da sie mit zunehmendem Erfolg auch eine Anlage benötigten, zahlte jedes Bandmitglied fünfzig D-Mark. Um dieses Kapital von 300 D-Mark aufzustocken, waren sie erfinderisch: „In Frankenwinheim – des is ja e landwirtschaftlich gesech-

nete Gegend für unsere Begriffe da – und da waren vier große Bauern, die ham Josef g’heissen. Naja, Josefstog war Feiertog [...] und da ham wir dene vier Josefen [...] a Ständela g’spielt. Und da ham wir bei dene vier Josefen damals 90 Mark eing’sammelt und jeder a Drumm Rausch g’habt.“ Dieses Geld nutzten sie, um beim Musikhaus Thomann in Treppendorf¹⁰⁶ für circa 600 bis 700 D-Mark die erste Lautsprecheranlage zu kaufen. Da sie jedoch nur 390 D-Mark hatten, wurde der „Rest dann halt auf Bump“ gekauft.

Außerdem legte die Gruppe sich ein Bühnenoutfit zu, das anfangs nur aus schwarzer Hose und weißem Hemd bestand, wie das Photo vom Auftritt in Prichsenstadt belegt. Sie wollten somit auch äußerlich professionell wirken. Herr Jooß erinnert sich, dass damals die Nyl-



Abb. 9: Eine Karte für die Fans. Von links nach rechts: Wendelin Jooß, Lorenz Strasser, Otmar Barthel, Herbert Strasser und Max Weigand.
Photo: Wendelin Jooß.

test-Hemden¹⁰⁷ aufkamen. Manfred Voit machte eine ganze eigene Erfahrung mit dieser neuen Textilie: Er entdeckte, dass sein Hemd mit der bandeigenen Schwarzlicht-Lampe wirkungsvoll leuchtete. Leider hielt er es zu nahe an die Lampe, so dass durch die große Hitze ein Loch einbrannte. Später kauften die ‚Banjo Boys‘ in einem Spezialgeschäft in Schweinfurt ihre „Uniform“: schwarze Hose, weißes Hemd und ein weinrotes Jackett. Alles war einheitlich, „sogar die Schuh!“

Doch wollte die Gruppe nicht nur gut aussehen; Ihre zahlreichen Fans sollten sie auch ‚mit nach Hause nehmen‘, weshalb Autogrammkarten und Anstecker verteilt wurden. Die Photos ließen sie professionell beispielsweise vom Photostudio Andre machen. Aber auch Gerd Wachtel aus

Wiesentheid (Landkreis Kitzingen) oder der Dekorateur Meier vom Modehaus Iff in Gerolzhofen fotografierten während der Auftritte. Weitere Werbung musste die Band nicht machen; das übernahmen die Wirte mit Plakaten und Zeitungsanzeigen. Außerdem taten Zeitungsartikel wie solche von Dietmar Kordowich, Journalist der Mainpost, ihr Übriges.

Die ‚Banjo Boys‘ wurden schnell zu einer festen Institution in den Tanzsälen der Region, so dass es nötig wurde, die Auftritte vertraglich zu regeln. Dies war hauptsächlich die Aufgabe von Herbert Strasser und Wendelin Jooß. Sie kassierten auch nach dem Auftritt beim Wirt die Gage und sprachen neue Termine ab: „In der Regel war’s immer in der Küche, da is abgerechnet wor’n.“ Allerdings schlossen sie



Abb. 10: Kirchweih in Kleinlangheim 1964. Rechts Wendelin Jooß.

Photo: Wendelin Jooß.

mit Wirten großer Tanzsäle auch Jahresverträge ab, wie zum Beispiel mit Pfeifer in Stadtschwarzach (Ortsteil des Marktes Schwarzach am Main, Landkreis Kitzingen), Michel in Untersteinbach, Knauth in Heugrumbach (Ortsteil von Arnstein, Landkreis Main-Spessart) oder Habermann in Traustadt (Ortsteil der Gemeinde Donnersdorf, Landkreis Schweinfurt). Dies barg ein gewisses Risiko, weil nichts dazwischen kommen durfte, kein Streit, erst recht nicht die Auflösung der Gruppe. In ihren besten Zeiten waren die ‚Banjo Boys‘ auf ein Jahr hinaus ausgebucht. Die Bezahlung war meist problemlos: Anfangs gab es 25 D-Mark pro Mann, was sich aber mit zunehmendem Bekanntheitsgrad schnell steigerte. Herr Jooß kann sich nur an einen Fall erinnern, als ein Wirt wegen finanzieller Probleme nicht zahlen konnte. Aber auch hier waren die ‚Banjo Boys‘ nicht um eine Lösung verlegen: „Da war

so a große Aluminiumschüssel mit Hähnli do gstanna. Fertig zu backen. Damals war’n die Hähnli do sehr populär. Da sinn die Pommes aufkomme damals. Da ham wir damals, der Herbert, die Schüssel untern Arm genumme und do sin mir mit a Schüssel voller Hähnli hemm g’fahrrn.“

Bei allem Erfolg blieb die Band jedoch nicht in ihrer Ursprungsbesetzung bestehen. Manfred Voit musste zur Bundeswehr, so dass sein Platz vorübergehend von Max Weigand¹⁰⁸ eingenommen wurde. Später hörten Paul Göb und Otmar Barthel auf.

Wendelin Jooß beendete nach zehn Jahren seine Karriere bei den ‚Banjo Boys‘. Offensichtlich kam er aber doch nicht von der Musik los, denn kurz darauf stieg er für 13 Jahre bei ‚Kilian Sauer und Band‘ ein. Diese Gruppe spielte jedoch weniger in Tanzsälen, als montags zum Festausklang in den in Mode kommenden Bierzelten.

Rippli, Kraut und Bier: Essen und Trinken

Auch wenn es Unterschiede im Musikgeschmack gab, bei einem waren sich alle einig: gegessen wurde im Gastraum und nicht im Tanzsaal. Bei Zengleins war es üblich, dass die Gäste schon vor Tanzbeginn kamen, um in der Wirtschaft Speisen wie Schnitzel, Kotelett oder belegte Brote zu essen. Das war auch in Wustviel so: *„meistens ham se vorm Tanz gessen, damit ma joa nix verpasst hat!“*¹⁰⁹ Im Tanzsaal der Gogers konnte man eine Bratwurst im Weck oder „Belegte“ (mit Wurst belegte Brötchen oder Brot) bekommen, aber meistens gingen die Gäste in die Wirtschaft zum Essen.¹¹⁰ Eine andere Möglichkeit bestand, wenn gegen halb elf Uhr die Band eine Pause von dreißig, maximal jedoch 45 Minuten machte. Für die Musiker gab es Essen und Trinken immer umsonst: in der Regel war es *„Musikantenfutter“*,¹¹¹ wie die ‚Banjo Boys‘ Bratwurst und Kraut nannten. Wenn die Wirte es *„extra gut“*¹¹² mit ihnen meinten, gab es auch mal Hähnchen. Nach ihrem Auftritt wurden sie oft noch mit Kaffee und Kuchen verwöhnt, weshalb Herr Jooß ein wenig wehmütig feststellt: *„Es is uns eichtlich recht gut ganga.“*¹¹³ Die Bandmitglieder wurden nicht in der Gaststube verköstigt, sondern *„sin da scho abg’schirmt wor’n“*,¹¹⁴ z.B. im Wohnzimmer oder wie in Kolitzheim (Landkreis Schweinfurt) in der angegliederten Backstube. Das klassische ‚Backstage‘ war damals noch nicht bekannt.

Doch die Wirtsleute kümmerten sich nicht nur liebevoll um ihre Musikanten. Im Hirschenbräu öffnete Frau Michel senior auch spät nachts die Küche, so dass die Gäste bis circa vier Uhr noch etwas essen konnten.¹¹⁵

Mit Getränken wurden alle ausreichend versorgt. Schließlich war in jedem

Tanzsaal eine Theke vorhanden, von der Wein, Bier und nicht alkoholische Getränke verkauft wurden. Herr Zenglein verkaufte seine eigene Limonade. Die Limoflaschen werden auch heute noch mit Kronkorken verschlossen. Der findige Brauer stellte nämlich fest, dass die leichter zu öffnen sind, wenn man hinter dem Tresen arbeitet, Gläser spülen muß und dann mit feuchten Händen die Flaschen öffnen will.

Im Gasthaus Bößner gab es keine Theke, sondern einen eigenen Ausschankraum, der vom Tanzsaal getrennt war. Über eine Durchreiche wurden die Getränke ausgegeben.¹¹⁶ Die Theke im Hirschenbräu-Tanzsaal war der Stamplatz der Männer. Sie lehnten dort lässig, während die Mädchen und jungen Frauen an den Tischen entlang der Tanzfläche saßen. Nur wenn ein Paar *„fest miteinander ging“*, war es auch auf diesen Plätzen zu finden, erzählt Edeltraud Bäuerlein, deren Erinnerung von Sebastian Finster bestätigt wird.¹¹⁷

„Blonder Engel“ und „Schwarzer Kater“: An der Bar

Eine Bar, wo die härteren alkoholischen Getränke ausgeschenkt wurden, gab es nicht von Anfang an in sämtlichen untersuchten Tanzsälen. In Wustviel wurde sogar ein Zimmer extra dafür ausgeräumt und als ‚Likörbude‘ eingerichtet.¹¹⁸ In Oberschleichach bauten Zengleins in den 1970er Jahren eine neue Bar ein. Erst ab da rentierte sich der Betrieb, denn zu diesem Zeitpunkt hatten auch die jungen Leute mehr Geld zur Verfügung.¹¹⁹

Im Hirschenbräu war die Bar in einem Zimmer über der Bühne untergebracht, das man über eine Treppe links neben der Bühne erreichte. In Geusfeld befand sie

sich auf der Galerie über dem Eingang. Allen gemein war, das „es sehr eng war“,¹²⁰ was offenbar den Reiz dieser Räumlichkeit ausmachte.

So phantasievoll die Bezeichnung ‚Likörbude‘ in Wustviel ist, gibt diese doch auch Hinweise auf das Angebot an Getränken: Sie waren süß im Geschmack. Es gab dort zum Beispiel den Kirschlikör ‚Schwarzer Kater‘ und den ‚Blonden Engel‘, einen Mix aus Eierlikör und Zitronenlimonade, der „damals der Renner“¹²¹ war. Weniger süß war der bis in die 1960er Jahre selbstgebrannte Schnaps der Familie Bößner.¹²² Dieses Getränkeangebot, an das auch das Getränk ‚Blue Lady‘ in Oberschleichach erinnert, war einige Jahre später jedoch „out.“¹²³ Beim Michel schenkte man dann Jägermeister, Jim Beam, Sekt, Whisky-Cola und Martini aus. Letzteres mochte man bei Zengleins nicht, denn „da hats Kopfweh draufgeben.“¹²⁴

Wenn es hoch hergeht: Schlägereien im Tanzsaal

Wo der Alkohol fließt, fliegen auch schnell die Fäuste. Schlägereien in den Tanzsälen gehörten beinahe schon zur Tagesordnung. Aber warum? Wie könnte es anders sein: „des ist meistens um die Lieb ganga“.¹²⁵ Das sei überall so gewesen, meint Herr Zenglein schon fast entschuldigend.

Aber auch, wenn die Knetzgauer kamen und ihr Geld ausgaben, das sie häufig als Flößer und Fährer verdienten, kam es mit den ärmeren Ortsansässigen immer wieder zum Streit.¹²⁶ Solche Ortsrivalitäten waren auch der Grund für viele Schlägereien beim Michel. Die Untersteinbacher und Geusfelder konnten sich wohl nicht leiden, weshalb man meist nur die Tanzveranstaltungen im eigenen Ort besuchte.¹²⁷ Als im Hirschenbräu jedoch regelmäßiger

Tanz veranstaltet wurde, kamen auch die Geusfelder und mit ihnen die ersten Schlägereien. „Auf Pfiff [...] wurden meistens die Kleineren als Stänker vorgeschickt und dann hat der Streit angefangen und dann sind die losgerannt und haben Stühle zerbrochen und die Maßkrüge, und das war dann schon brutal. Also, da muß ich sagen, das war dann schon gefährlich“,¹²⁸ erinnert sich Ingrid Michel. Auch Sebastian Finster kann bestätigen, dass Streit damals bewusst provoziert wurde.¹²⁹ Die zunehmende Brutalität war wohl auch ein Grund, glaubt Frau Michel, dass ihr Vater keine Tanzveranstaltungen mehr anbot.¹³⁰ Laut Herrn Ruß herrschte bei Konzerten der ‚Powerful Tramps‘ friedliche Stimmung. Ganz nach dem Motto „Love and Peace.“¹³¹

In solchen Situationen musste der Wirt eine Respektperson sein, um wieder Ruhe in seine Veranstaltung zu bekommen. Der Vater von Frau Michel hatte seine Besucher „gut im Griff“,¹³² weiß Sebastian Finster. Der kräftige Wirt „hat die dann gepackt und hat sie da die Treppe runtergeschleift.“¹³³ Nur in seltenen Fällen (z.B. bei größeren Verletzungen wie Kieferbrüchen oder ähnlichem) wurde die Polizei gerufen. Man machte das meistens unter sich aus. Gab es im Gasthaus Bößner Ärger, „dann sin die [Brüder] scho aufmarschiert un haben sich bemerkbar gemacht.“¹³⁴ Die drei Brüder waren ungefähr im gleichen Alter und müssen wie heute die Türsteher an den Discotheken gewirkt haben. Bei Zengleins ging man ganz pragmatisch mit dem Problem um: Hinter der Theke lagen Gummiknüppel parat.¹³⁵

Für größere und kleinere Verletzungen saß im Gasthaus Michel der Dorfarzt Dr. Aigner schon vorsorglich in der Gaststube. Ingrid Michel erinnert sich: „Der hat die Leute immer gleich schön verarztet und dann hat er zum Beispiel gesagt: ‚Du, deine Imp-



Abb. 11: Der „Tanzpalast Michel“ mit der ‚berühmten‘ Dekoration aus den 1960er/1970er Jahren. Photo: Ingrid Michel.

*fung ist abgelaufen, kommst auch bitte gleich mit.‘ Und dann sind sie aufs Klo gegangen, und er hat sie gleich geimpft.*¹³⁶

Heute, meint Frau Michel, gäbe es Schlägereien dieses Ausmaßes nicht mehr. Sie kann sich auch nicht vorzustellen, in einem solchen Fall wie ihr Vater durchgreifen zu können. Auch das ist ein Grund, warum sie keine Tanzveranstaltungen mehr ausrichtet.

Gutes Aussehen ist wichtig: Die Dekoration

Die meisten Familien dekorierten ihre Tanzsäle nur an Fasching mit Girlanden und Luftschlangen.¹³⁷ In Geusfeld waren bei den jungen Leuten auch die Starschnitte aus der Zeitschrift ‚Bravo‘ beliebt. Elvis, Peter Kraus und Rex Gildo in Lebensgröße waren *„scho schön!“*¹³⁸

Extravaganter jedoch war der Tanzsaal des Hirschenbräu. Wendelin Jooß kann sich erinnern, dass Herr Michel dafür sogar eigens den Dekorateur Meier vom Mo-

dehaus Iff in Gerolzhofen kommen ließ. Der strich die Decke des Saals *„komplett schwarz [...] Dort war’n so schmiedeeiserne große Leuchter; da hat der unter jeden Leuchter, hat der so Alufolie, so en richtigen Teller drunter gemacht [...] in verschiedenen Farben [...] Die Fenster sin zugemacht wor’n, ja, da war kein Fenster mehr, die sin von innen verkleidet wor’n. Des hat der Dekorateur damals so gemacht. Un drum war des Michels Tanzpalast.“*¹³⁹

Mit dem Projektor, der später noch *„Blubberblasen“*¹⁴⁰ an die Wände projizierte und einer wellenförmigen Borte an der Wand¹⁴¹ versuchten Michels, *„den Saal attraktiv zu machen.“*¹⁴² Auch wenn auf den Photos dem heutigen Betrachter die Dekoration grell erscheinen mag, fand das damalige Publikum diesen Tanzpalast-Flair *„schon eweng beeindruckend.“*¹⁴³

Alternative Nutzung: Kino, Theater und Übungsraum

Wenn zumindest in den 1950er Jahren die Tanzsäle nur zweimal im Jahr für ihren ursprünglichen Zweck genutzt wurden, fragt man sich natürlich, ob es auch andere Veranstaltungen dort gab. Die untersuchten Tanzsäle wurden anderweitig auch für Film- und Theatervorführungen und als Proberäume für Vereine genutzt. In keinem von ihnen wurden in dieser Zeit Familienfeiern abgehalten.¹⁴⁴

Hermann Zenglein berichtet, dass nach dem Zweiten Weltkrieg bei ihnen nur *„movies“* für die im Zeller Wald campierenden amerikanischen Soldaten gezeigt wurden. Dies geschah alle paar Tage zur Ablenkung der Soldaten. Die Dorfbewohner durften dabei jedoch nicht zusehen. Die Wirtsleute wurden dafür in Naturalien bezahlt.

Nach Untersteinbach hingegen kam ein Vorführer, der Filme wie *„Vier Fäuste für*

ein Halleluja“ oder „Moses“ – im Übrigen „der Renner“¹⁴⁵ – zeigte. In großer Zahl kamen die Besucher in den mit Vorhängen verdunkelten Tanzsaal, denn in Zeiten ohne Fernseher war ein Kinofilm auf dem Land etwas Besonderes. Frau Michel glaubt, dass der Eintritt wahrscheinlich an den Vorführer ging, ihr Vater aber mit dem Verkauf von Speisen und Getränken auch daran verdiente.¹⁴⁶ In Sand am Main wurden Kinofilme nicht bei Gogers, sondern in einer anderen Wirtschaft gezeigt. Hier rentierten sich diese Vorstellungen kaum, da in Zeil am Main zwei Kinos den Bedarf decken konnten.

Theater wurde in den besuchten Tanzsälen selten gespielt. Nur Frau Michel und Herr Zenglein können sich schwach an solche Veranstaltungen erinnern. Eine weitere Nutzung erfuhren die Säle durch die Vereine, die hier große Versammlungen abhielten, da dafür die Gaststube zu klein war und es Vereinsheime damals noch nicht gab. In Oberschleichach nutzten die Schützen den Saal außerdem für ihre Schießübungen.¹⁴⁷

Tanzsaal geschlossen! Tanzsaal am Ende? Zur Zukunft der Tanzsäle

So unterschiedlich die Tanzsäle in ihrem Aussehen und ihrem aktuellen Zustand sind, so unterschiedlich sind auch ihre Zukunftsperspektiven zu bewerten. Der ehemalige Tanzsaal in Geusfeld wird seit einigen Jahren nur noch gelegentlich für Veranstaltungen genutzt. Der größte Teil dient ebenso wie die angebaute, ehemalige Kegelbahn als Lagerschuppen für die verschiedensten Gegenstände: Vom Grabkreuz bis zum Fahrrad. In den nächsten Jahren soll der Saal jedoch abgerissen werden. Man wolle, so Frau Andresen, den Kindern kein brachliegendes, nutzloses

Gebäude hinterlassen. Eine andere Nutzung ist derzeit nicht in Sicht. Dazu passt, dass auch das ehemalige Gasthaus in ein Wohnhaus umgebaut wurde: Ökonomisches Denken bestimmt die Zukunft der Tanzsäle.¹⁴⁸

Das verhilft aber auch zu einer Gewinn bringenden Zukunft für ihre Besitzer. In den Tanzsälen der Familien Michel, Goger und Zenglein werden Familienfeiern abgehalten, die in dieser Form in den 1950er und 1960er Jahren äußerst selten waren. Allerdings geht auch die Zahl dieser Veranstaltungen mittlerweile zurück, weil es Konkurrenz im eigenen Ort gibt. Vereinsheime und Gemeindesäle werden heute gerne als (billigere) Alternativen genutzt oder die Privatleute engagieren einen Partyservice und feiern nun wie früher wieder zu Hause, zumal man in Zeiten der Singlegesellschaft und der Kleinstfamilien keine großen Räumlichkeiten mehr benötigt. Familie Goger ist es gelungen, mit den Tanztees am Wochenende eine neue Gruppe von Nutzern für den Saal zu gewinnen. Es ist der Familie zu wünschen, dass sie damit längerfristig Erfolg hat.

Doch warum sind die Tanzsäle als Veranstaltungsorte nicht mehr so gefragt? Herr Jooß glaubt: „Die Tanzsaalzeiten ham aufgehört, wenn die Diskotheken aufkomme sin, wenn die vielen Feste aufkomme sin. Weil außer Volkacher Weinfest oder vielleicht emal 100jähriges Feuerwehrrfest war ja damals nix. [...] Da hat die Tanzmusik ihr Bedeutung verlorn.“¹⁴⁹

Diese Meinung vertreten viele Gesprächspartner. Mit zunehmendem Wohlstand war es auch den Vereinen möglich, eigene Heime zu bauen, die Gemeinden errichteten Sporthallen und die Pfarrgemeinden eigene große Pfarrsäle. Damit ging den Wirten eine wichtige Einnahmequelle verloren. Außerdem kamen große

Vereinsfeste in Festzelten in Mode, in denen mit Hilfe der modernen Technik sogar ein Alleinunterhalter ausreichte, um die Besucher zu ‚beschallen‘.

Einen Versuch, den Tanzsaal wiederzubeleben, machte Ingrid Michel vor circa zehn Jahren. Allerdings war ihr kein Erfolg beschieden, denn der Saal ist für heutige Verhältnisse zu klein, die Bands sind zu teuer und das Publikum an Tanzveranstaltungen nicht mehr so stark interessiert. Zu bedenken ist auch, dass der heutigen Jugend ein breiteres Freizeitangebot zur Verfügung steht, weswegen eine Tanzveranstaltung in der näheren Umgebung keine Besonderheit mehr darstellt.

Herr Jooß bringt es auf den einfachen Nenner: *„Die Tanzsaalzeiten sinn eigentlich rum.“*¹⁵⁰ Denkbar ist aber auch, dass zumindest im unterfränkischen Raum die Tanzveranstaltungen der 1950er und 1960er Jahre eine neue Form und Bühne gefunden haben: Hier werden regelmäßig sogenannte Beatabende veranstaltet. Eine Liveband spielt in einem Festzelt zum Beispiel zur Eröffnung eines Festwochenendes. Mehrzweck- und Turnhallen werden an Terminen wie Halloween, Feiertagen und Vereinsjubiläen oder an ‚normalen‘ Wochenenden für solche Veranstaltungen genutzt. Als Veranstalter treten dabei meist Vereine auf, die somit zusätzliche Einnahmen erzielen. Im Landkreis Main-Spessart gibt es regelmäßige Beatabende beispielsweise in Karbach, Wiesenfeld oder Wombach. In Untersteinbach veranstaltet die Jugend solche Abende in der Bauhofhalle.

In eine andere Richtung geht die Künstlerin Petra Maria Stadler, die in Kist (Landkreis Würzburg) den alten Tanzsaal Popp wieder zum „Ort der Begegnung“¹⁵¹ machen will. Sie stellt dort ihre Werke aus, veranstaltet Filmabende¹⁵² oder Irische Abende mit Musik und Tanz. Hier

werden neue Wege gesucht, um *„das Haus wieder zum Leben zu erwecken.“*¹⁵³

Inwieweit Beatabende in Mehrzweck- und Turnhallen das Erbe der früheren Veranstaltungen in den Tanzsälen angetreten haben oder für welche Zwecke die alten Tanzsäle heute genutzt werden, müsste genauer untersucht werden. Hier setzt die online basierte Dokumentation des Referats Kulturarbeit und Heimatpflege beim Bezirk Unterfranken an. Unter Federführung von Birgit Speckle werden alle Informationen zu diesen beliebten Treffpunkten der 1950er und 1960er Jahre zusammengetragen. Die Kolleginnen und Kollegen freuen sich über Bildmaterial und Berichte.¹⁵⁴

Anne Kraft M.A., Volkskundlerin, ist seit 2010 als Museumspädagogin am Fränkischen Freilandmuseum Fladungen tätig. Bereits während des Studiums Beschäftigung mit den Veränderungen der dörflichen Institutionen. Magisterarbeit zur Warenversorgung („Das Schaufenster ist die Visitenkarte des Ladens!“ Schaufenstergestaltung des Einzelhandels in den 1950er und 1960er Jahren am Beispiel Unterfrankens; vvk 103). Kontakt: Fränkisches Freilandmuseum Fladungen, Bahnhofstraße 19, 97650 Fladungen; a.kraft.fladungen@bezirk-unterfranken.de.

Anmerkungen:

- 1 Ingrid Michel, 28.04.2007. Die Aussagen der Gesprächspartner sind kursiv abgedruckt.
- 2 Einer ähnlichen Konzeption folgt „Im Wirtshaus. Eine Geschichte der Wiener Geselligkeit“, herausgegeben von Ulrike Spring, Wolfgang Kos und Wolfgang Freitag. Es ist das Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung, die im Wien Museum vom 19. April bis 23. September 2007 gezeigt wurde. Diese Dokumentation beschäftigt

- sich erstmalig umfassend mit dem Wiener Wirtshaus. Sie kann aus diesem Grund auch nur für Wien bzw. allenfalls für das österreichische Wirtshaus gelten und nicht auf Franken übertragen werden. Bereits 1974 erschien „Der Gasthof. Von der Karawanserei zum Motel, vom Gastfreund zum Hotelgast“ von Gertrud Benker. Sie untersucht das Gasthaus in all seinen Ausprägungen in ganz Europa, so dass auch ihr Werk für diese Arbeit nur bedingt einsetzbar war.
- 3 Rehnig, Jeanne E.: Gasthausgeschichte(n). Das Wirtshaus „Zum Schwarzen Adler“ in Mönchsondheim – eine Dokumentation, in: Franken unter einem Dach 17 (1995), S. 51–72. Speckle, Birgit: Das Foto als Quelle – Aus den Fotoalben des Gasthauses ‚Zum Goldenen Engel‘ in Arnstein, in: Jahrbuch des Arnsteiner Heimatkunde-Vereins e.V. (2005), S. 203–220.
 - 4 Fabian Karkutsch, Julia Koch, Veronika Koleva, Anne Kraft, Regina Marmorstein und Reinhard Müller.
 - 5 Die Ergebnisse hielt die Autorin in einer Hauptseminararbeit fest, die Grundlage dieses Aufsatzes ist.
 - 6 Bedal, Konrad: Von Fürstenherbergen, Tavernen und Zapfenwirtschaften. Zur schriftlichen und baulichen Überlieferung fränkischer Gasthäuser aus der Zeit vor 1800, in: May, Herbert/Schilz, Andrea (Hrsg.): Gasthäuser. Geschichte und Kultur. Petersberg 2004, S. 68.
 - 7 Ebd.
 - 8 Dieser Tanzsaal war im Gasthaus Bößner, Wustviel, von dem die Gesprächspartnerin Edeltraud Bäuerlein berichtet. Auf ihn wird jedoch nicht näher eingegangen.
 - 9 Für den Bezirk Unterfranken wurden diese Berichte in der Reihe Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte zugänglich gemacht. Klaus Reder würdigt diese Quellen kritisch in: Reder, Klaus: Die bayerischen Physikatsberichte 1858–1861 als ethnographische Quelle am Beispiel Unterfranken (= VVK 57). (Diss.) Würzburg 1995.
 - 10 Zitiert nach: Reder, Klaus/Albert, Reinhold: Rhön und Grabfeld im Spiegel der Beschreibungen der Bezirksärzte Mitte des 19. Jahrhunderts. „Die Bewohner sind gutmütig, ihre Leidenschaft nicht heftig“ (= Schriftenreihe d. Vereins für Heimatgeschichte im Grabfeld e.V. 8; zugl. VVK 58). Kleineibstadt 1995, S. 129.
 - 11 Zitiert nach: Weber, Barbara/Weber, Reinhard: Landes- und Volksbeschreibung Landgerichtsbezirk Werneck 1861 (= VVK 51). Würzburg 1994, S. 52.
 - 12 Weid, Inge: Der Landkreis Würzburg um 1860 (= VVK 91). Würzburg 2001, S. 148.
 - 13 Rehnig: Gasthausgeschichte (wie Anm. 3), S. 58.
 - 14 Griebel, Armin: „Jeder nach seiner Weise“. Tanz und Tanzmusik in Franken 1932, in: May/Schilz: Gasthäuser (wie Anm. 6), S. 235–244.
 - 15 Ebd., S. 238.
 - 16 S.a. Kapitel „Alltag in den Tanzsälen“.
 - 17 Interviews und Methode wurden somit im Sinne der qualitativen Sozialforschung benutzt.
 - 18 Teilweise wurden während des Seminars mit diesem vorhandenen Material in gemeinsamer Arbeit Textbausteine erarbeitet, die die Autorin für ihre Arbeit freundlicherweise übernehmen durfte. Diese Stellen werden in der Fußnote kenntlich gemacht. Reinhard Müller trug die Informationen über den Gasthof Marschall in Geusfeld zusammen und Julia Koch übernahm dies für den Gasthof Hirschenbräu in Untersteinbach. Die Interviews, die im Gasthof Zenglein in Oberschleichach und im Hotel Goger in Sand am Main gehalten wurden, wertete die Autorin aus.
 - 19 Zenglein, Friedrich u. Karin: Brauerei, Gasthof Zenglein Oberschleichach: 1846–1996, 150 Jahre.
 - 20 Faltblatt Landkreis Haßberge. Zahlen Daten Fakten des Landratsamts Haßberge. Ausgabe 2006.
 - 21 Oskar Ebert am 28.4.2007.
 - 22 Die Informationen dieses Kapitels wurden vom Seminarteilnehmer Reinhard Müller recherchiert und zur Verfügung gestellt.
 - 23 Andersen, Arne: Der Traum vom guten Leben. Alltags- und Konsumgeschichte vom Wirtschaftswunder bis heute. Frankfurt am Main 1997, S. 6–7.
 - 24 Hardach, Gerd: Die Wirtschaftsentwicklung der fünfziger Jahre. Restauration und Wirtschaftswunder, in: Bansch, Dieter (Hrsg.): Die fünfziger Jahre. Beiträge zu Politik und Kultur. Tübingen 1985, S. 58.
 - 25 Andersen: Konsumgeschichte (wie Anm. 23), S. 7.
 - 26 Thomas-Ziegler, Sabine/Brümmer, Heike: Peticoat und Nierentisch. Die Jugendzeit der Republik; [Ausstellung im Rheinischen Freilichtmuseum und Landesmuseum für Volkskunde Kommern vom 2. Juli bis 5. November 1995]. Köln [u.a.] 1995 (= Führer und Schriften des

- Rheinischen Freilichtmuseums und Landesmuseums für Volkskunde in Kommern 53), S. 25.
- 27 Keß, Bettina: Werbung, Wünsche, Wirtschaftswunder. Ein Streifzug durch die 1950er Jahre. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Museum Malerwinkelhaus Marktbreit. 16.9.2006–14.1.2007 (= Schriftenreihe Museum Malerwinkelhaus Marktbreit 8). Marktbreit 2006, S. 30.
- 28 Hannelore Andresen am 28.4.2007.
- 29 Die folgende Raumbeschreibung wurde gemeinsam im Seminar erarbeitet.
- 30 So z.B. im Freilichtmuseum Glentleiten (Bezirk Oberbayern) oder im Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim (Bezirk Mittelfranken).
- 31 Genauere Zeitangaben wusste Ingrid Michel leider nicht. Alle Angaben in diesem Kapitel stammen, soweit nicht anders angegeben, von Ingrid Michel am 17.10.2007.
- 32 Wendelin Jooß am 17.10.2007.
- 33 Auf der Internetseite <http://www.klausehm.de/Page1990.html> [01.09.2007] ist für die Brauereigründung die Jahreszahl 1960 angegeben.
- 34 Vgl. Abb. 11.
- 35 Sebastian Finster am 28.4.2007.
- 36 Sebastian Finster am 28.4.2007.
- 37 Sebastian Finster am 28.4.2007.
- 38 Alle Angaben in diesem Kapitel stammen, soweit nicht anders angegeben, von Hermann Zenglein am 17.10.2007.
- 39 Vgl. hierzu die Anmerkung zur Quellenkritik in Kapitel „Quellenbeschreibung und Methode“.
- 40 Zenglein: Gasthof Zenglein (wie Anm. 19), S. 3.
- 41 Bierstreiks wegen Preiserhöhungen waren zu dieser Zeit weit verbreitet. Vgl. dazu: Speckle, Birgit: Streit ums Bier in Bayern. Wertvorstellungen um Reinheit, Gemeinschaft und Tradition. Münster/München 2001, S. 186–197.
- 42 Zenglein: Gasthof Zenglein (wie Anm. 19), S. 8.
- 43 Hermann Zenglein am 28.4.2007.
- 44 Hermann Zenglein am 28.4.2007.
- 45 Zenglein: Gasthof Zenglein (wie Anm. 19), S. 8.
- 46 Elfriede und Hermann Zenglein am 28.4.2007.
- 47 Elfriede Zenglein am 28.4.2007.
- 48 Elfriede Zenglein am 28.4.2007.
- 49 Alle folgende Informationen stammen von Friedrich Zenglein am 28.4.2007.
- 50 Siehe auch Photo in Zenglein: Gasthof Zenglein (wie Anm. 19), S. 7.
- 51 Vgl. <http://www.hotel-weingut-goger.de> [01.09.2007]. Vgl. auch hierzu die Anmerkung zur Quellenkritik im Kapitel „Quellenbeschreibung und Methode“.
- 52 Bernhard Ruß am 28.04.2007.
- 53 Andrea Goger am 28.04.2007.
- 54 Bernhard Ruß am 28.04.2007.
- 55 In der Stadt wurde auch in Tanzcafés getanzt. Für Würzburg war dieser Ort vor allem das Café Ludwig in der Kaiserstraße. Es schloss nach über 80 Jahren im August 2007. Vgl. dazu: Wust, Richard: Café Ludwig gibt nach über 80 Jahren auf. Mainpost vom 04.08.2007. Online im Internet: <http://www.mainpost.de/mainfranken/wuestadt/art735,4071098> [22.08.2007].
- 56 Vgl. dazu das Kapitel „Ein Wirtshaus ernährt keine Familie“ in: Speckle: Streit ums Bier (wie Anm. 41), S. 30–33.
- 57 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 58 Hermann Zenglein und Elsa Goger am 28.4.2007.
- 59 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 60 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 61 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 62 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 63 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 64 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 65 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 66 Ingrid Michel am 28.4.2007.
- 67 Edeltraud Bäuerlein am 28.4.2007.
- 68 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 69 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 70 Bernhard Ruß am 28.4.2007.
- 71 Hermann Zenglein am 28.4.2007.
- 72 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 73 Oskar Ebert am 28.4.2007.
- 74 Hermann Zenglein am 28.4.2007.
- 75 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 76 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 77 Elfriede Zenglein am 28.4.2007.
- 78 Hermann Zenglein am 28.4.2007.
- 79 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 80 Wendelin Jooß am 17.10.2007.
- 81 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 82 Friedrich Zenglein am 28.4.2007.
- 83 Ingrid Michel am 28.4.2007.
- 84 Bernhard Ruß am 28.4.2007.
- 85 Wendelin Jooß am 17.10.2007.
- 86 Zu diesem Thema s.a. Speckle, Birgit: „Wow, des klingt ja ganz anders!“ Bands in unterfrän-

- kischen Tanzsälen der 1960er Jahre, in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 2012, S. 29–40.
- 87 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 88 Wendelin Jooß am 17.10.2007.
- 89 Hermann Zenglein am 28.4.2007.
- 90 Ingrid Michel am 28.4.2007.
- 91 Ingrid Michel am 28.4.2007.
- 92 Hermann Zenglein am 28.4.2007.
- 93 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 94 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 95 Wendelin Jooß am 17.10.2007.
- 96 Wendelin Jooß am 17.10.2007.
- 97 Bernhard Ruß am 28.4.2007.
- 98 Bernhard Ruß am 28.4.2007.
- 99 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 100 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 101 Hermann Zenglein am 28.4.2007.
- 102 Ingrid Michel am 28.4.2007.
- 103 Wendelin Jooß am 17.10.2007.
- 104 Alle Informationen in diesem Kapitel von Wendelin Jooß am 17.10.2007.
- 105 Dieser Sprung von einhundert auf 700 D-Mark für ein Saxophon mag dem Laien hoch erscheinen. Gerhard Schäfer vom Musikhaus Thomann schätzt den Preis jedoch als durchaus realistisch ein. Er berichtet, dass C-Saxophone vor dem Zweiten Weltkrieg hergestellt wurden. Das erste Saxophon von Herrn Jooß war somit sicherlich ein dreißig Jahre altes, gebrauchtes Instrument, für das deutlich weniger gezahlt wurde als für ein neues, auf B gestimmtes Saxophon. [Telefongespräch mit Herrn Schäfer am 12.11.2007].
- 106 Gegründet 1954. Heute eine weltbekannte Firma, die immer noch von der Familie geführt wird und in Treppendorf ansässig ist. S.a. http://www.thomann.de/de/compinfo_history.html [01.09.2007].
- 107 Diese Hemden wurden in den 1960er Jahren angepriesen, weil sie aus Kunstfasern waren und somit bügelfrei. Der große Nachteil dieser Hemden war aber, dass man sehr schnell schwitzte und somit über kurz oder lang nicht sehr angenehm roch.
- 108 Ein „ganz hervorragender Musiker“, der die „Musik massiv aufgewertet“ hatte. Er war ein passionierter Musiker, der nicht nur bei den ‚Banjo Boys‘, sondern auch bei der ‚Hurricane Band‘ und den ‚Four Diamonds‘ spielte. Er starb im Oktober 2001. Vgl. dazu Artikel in der Mainpost unter „Namen und Notizen“ am 26.10.2001.
- 109 Edeltraud Bäuerlein am 28.4.2007.
- 110 Elsa Goger und Bernhard Ruß am 28.4.2007.
- 111 Wendelin Jooß am 17.10.2007.
- 112 Wendelin Jooß am 17.10.2007.
- 113 Wendelin Jooß am 17.10.2007.
- 114 Wendelin Jooß am 17.10.2007.
- 115 Ingrid Michel am 28.4.2007.
- 116 Vgl. Abb. 5. Links neben der Tür ist die Durchreiche zu erkennen.
- 117 Edeltraud Bäuerlein und Sebastian Finster am 28.4.2007.
- 118 Edeltraud Bäuerlein am 28.4.2007.
- 119 Hermann Zenglein am 28.4.2007.
- 120 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 121 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 122 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 123 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 124 Hermann Zenglein am 28.4.2007.
- 125 Hermann Zenglein am 28.4.2007.
- 126 Hermann Zenglein am 28.4.2007.
- 127 Oskar Ebert am 28.4.2007.
- 128 Ingrid Michel am 28.4.2007.
- 129 Sebastian Finster am 28.4.2007.
- 130 Ingrid Michel am 28.4.2007.
- 131 Bernhard Ruß am 28.4.2007.
- 132 Sebastian Finster am 28.4.2007.
- 133 Sebastian Finster am 28.4.2007.
- 134 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 135 Hermann Zenglein am 28.4.2007.
- 136 Ingrid Michel am 28.4.2007.
- 137 Vgl. auch Abbildung 5. Dekoration im Tanzsaal des Gasthauses Bößner in Wustviel.
- 138 Hannelore Andresen am 28.4.2007.
- 139 Wendelin Jooß am 17.10.2007.
- 140 Sebastian Finster am 28.4.2007.
- 141 Ingrid Michel am 28.4.2007.
- 142 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 143 Edeltraud Bäuerlein am 17.10.2007.
- 144 Laut Aussage der Gesprächspersonen. Auf einem Photo vom Tanzsaal im Hirschenbräu, Untersteinbach ist jedoch ein tanzendes Brautpaar zu sehen (vgl. Abb. 3).
- 145 Ingrid Michel am 28.4.2007.
- 146 Ingrid Michel am 28.4.2007.
- 147 Hermann Zenglein am 28.4.2007.
- 148 Dieser Absatz wurde im Seminar erarbeitet.
- 149 Wendelin Jooß am 17.10.2007.
- 150 Wendelin Jooß am 17.10.2007.
- 151 Baumeister, Traudl: Alter Tanzsaal wird zum Irish Pub., in: Mainpost, 17.7.2006.
- 152 Vgl. Unbekannt: Schwelgen in Kister Vergangenheit, in: Mainpost, 26.9.2005.
- 153 Baumeister: Alter Tanzsaal (wie Anm. 151).
- 154 Kontakt: <http://www.bezirk-unterfranken.de/heimatspflege/kontakt>.

**Unser Erster Bundesvorsitzender Herr Dr. Paul Beinhofer
wurde 60 Jahre alt!**



Am 2. Mai 2013 konnte unser Erster Bundesvorsitzender und Regierungspräsident von Unterfranken, Herr Dr. Paul Beinhofer, seinen 60. Geburtstag feiern. Die gesamte Bundesleitung des FRANKENBUNDES, die Gruppe Würzburg, deren Mitglied Herr Dr. Beinhofer ist, die Schriftleitung und alle Bundesfreunde gratulieren ihm auf das Herzlichste und wünschen ihm auf diesem Wege alles Glück, beste Gesundheit und ungetrübte Erfolge. Die Gratulanten verbinden dies mit großem Dank für seine stets umsichtige und engagierte Führung des FRANKENBUNDES, die uns alle zuversichtlich in die Zukunft unserer gemeinsamen Ziele blicken lässt. Alles erdenklich Gute für die kommenden Jahre!

**3. Fränkischer Thementag
am Samstag, 20. Juli 2013, von 10 bis 17 Uhr
in 95497 Goldkronach**

„Bergbau in Franken“

in diesem Jahr mit zusätzlichem Kinderprogramm

In „Bayerns steinreicher Ecke“ sind durch geologische und tektonische Prozesse, durch Sedimentierung, druck- und temperaturbedingte Metamorphosen, aber auch durch Vulkantätigkeit und Erosionen abbauwürdige Vorkommen von Gesteinen und Erzen sowie von Edelmetallen entstanden. Viele Flur- und Ortsnamen weisen noch heute auf die frühere Bergbautätigkeit hin. Gerade in Goldkronach – ein Ort, der im 14. und 15. Jahrhundert die reichsten Goldfunde im Deutschen Reich aufweisen konnte – ist die Tradition des Bergbaus noch lebendig. Mit einem reich ausgestatteten Bergbaumuseum und in der Nähe gelegenen Bergwerkstollen, die für Besucher zugänglich sind, bietet sich der Ort für unseren diesjährigen Fränkischen Thementag am 20. Juli 2013, an dem sich alles um den Bergbau in Franken dreht, an.

Das Besondere dieser Veranstaltung

Gemäß dem Motto des Fränkischen Thementages „Wort trifft Ort“ bieten wir Ihnen Vorträge zum Bergbau in Franken, die geführte Begehung eines Bergwerkstollens wie auch die Besichtigung des Goldkronacher Bergbaumuseums an. Aus dem vielfältigen Angebot können Sie sich am Nachmittag Ihr eigenes Programm nach Ihren Interessen zusammenstellen.

Für Familien mit Kindern gibt es ein Extra-Programm: Am Vormittag werden den Kindern im Bergbaumuseum vielfältige Aktivitäten wie Kellerführung, Goldwaschen, Edelsteinsieben, mikroskopische Untersuchungen von Mineralien und Fossilien sowie eine Museumsrallye angeboten. Nachmittags können Eltern mit ihren Kindern einen Bergwerkstollen erkunden: Der Stollen „Mittlerer Name Gottes“ ist für Kinder ab acht Jahren in Begleitung von einer Aufsichtsperson frei, der Schmutzlerstollen ist ohne Altersbeschränkung in Begleitung einer Aufsichtsperson begehbar. Festes Schuhwerk ist erforderlich. Ein Bustransfer zwischen Ort und Besucherbergwerk wird eingerichtet.

Das genaue Programm entnehmen Sie bitte der Programmübersicht; Änderungen behalten wir uns vor.

Unter: <http://www.wohlfuehlregion-fichtelgebirge.de/Projekte/Zeitreise/ZeitreiseGeologieundBergbau.aspx> finden Sie im Internet weitere Informationen zum Bergbau in Goldkronach.

Verkehrsanbindung

Mit dem Auto: Über die A 9, Ausfahrt Bayreuth-Nord; im Kreisel die 2. Ausfahrt Richtung Weidenberg; im nächsten Kreisel die 3. Ausfahrt Richtung Goldkronach. Parkmöglichkeit in Goldkronach: auf dem Festplatz an der Schulstraße

Mit der Bahn: Fahrt bis Hbf Bayreuth; gegenüber dem Bahnhof (vor der IHK) wird gegen 9.35 Uhr ein Bus der Firma Müller-Greiner bereitgestellt, der Sie nach Goldkronach bringt und gegen 17.30 Uhr wieder nach Bayreuth zurück.

Kosten

Die Teilnahmegebühr beträgt pro Person 20 Euro, für Familien 35 Euro, für Studenten 15 Euro; darin enthalten sind Willkommens-Frühstück, Tagungsgebühr sowie Eintritte in das Museum und den Stollen wie auch der Bustransfer.

Wer Gold waschen möchte, kauft sich für 4 Euro ein Säckchen mit echtem Goldsand.

Leitung: Prof. Dr. W. K. Blessing; G. Trausch, Dr. C. Bergerhausen

Anmeldung

Anmelden können Sie sich bei Ihrer Gruppe oder in der Bundesgeschäftsstelle; den Anmeldebogen mit allen nötigen Angaben finden Sie in diesem FRANKENLAND-Heft.

Es wäre schön, wenn Fahrgemeinschaften gebildet werden könnten.

Haben Sie noch Fragen – dann rufen Sie uns an!
Weitere Auskunft erhalten Sie
in der Bundesgeschäftsstelle unter Tel. Nr.: 0931 – 5 67 12.

3. Fränkischer Thementag am 20.07.2013 in Goldkronach: Bergbau in Franken

ab 9.15 h	Begrüßungsfrühstück in der Alexander-von-Humboldt-Schule Goldkronach					Bergbaumuseum geöffnet mit Kinderprogramm von 10.00 h - 12.30 h: Kellerführung, Goldwaschen, Museumsrallye etc.
10.00 h	Beginn mit dem Steigerlied					
	Begrüßung durch 1. Bundesvorsitzenden, Grußworte					
	Einführungsvortrag von Herrn Professor Blessing					
	2. Vortrag: Dr. Andreas Peterek: Wie kommt der Schatz in den Berg? Geologische Hintergründe für den Bergbau in Franken					Bergbaumuseum 14.00 h: Führung zahlreiche Aktivitäten 15.30 h: Führung
12.30 h	Mittagspause				Bergwerkstollen 12.45 h: Busabfahrt an der Schule	
ab 14.00 h	Vorträge im Schloss Goldkronach	Vorträge in der Schule	Fahrt bis Brandholz: ➔ geführte Wanderung zum Info-Haus			
14.00 h bis 14.45 h	3. Vortrag: Dipl.-Geol.(FH) Jens Kugler (Freiberg): Bergbautechniken	4. Vortrag: Horst Gaißler (Goldkronach) Eisenbergbau u. Hammerschmiede im Markgrafentum des 16. Jhds.	Festes Schuhwerk , evtl. Wanderstöcke erforderlich! oder:			
15.00 h bis 15.45 h	5. Vortrag: Dr. Bernhard Wickl (Schwabach): Alexander von Humboldt	6. Vortrag: Dr. Norbert Trebes (Teuschnitz): Der Frankenwald - kleine Region mit großer Industrie- u. Sozialgeschichte	Weiterfahrt bis zum Info-Haus Vor Ort: Mittagsimbiss			
16.00 h bis 16.45 h	7. Vortrag (nur bis 16.30 h): Frank Becker (Bayreuth): Der heutige Bergbau in Franken	8. Vortrag: Prof. Werner K. Blessing (Erlangen): Eine besondere Lebenswelt: Berg- herren u. Knappen im Fichtelgebirge	- Besichtigung des Bergwerks "Mittlerer Name Gottes" für Kinder ab 8 Jahre			
16.45 h bis 17.00 h		9. Abschlußveranstaltung: Referenten stellen sich den Fragen der Teilnehmer	- Besichtigung des Besucher- Stollens "Schmutzlerzeche"			
		Rückfahrt mit dem Bus				
Veranstaltung im Schloss Goldkronach		Veranstaltung in der Schule			Kinder und Jugendliche sind hierzu herzlich willkommen!	

(Änderungen vorbehalten)

Achtung: Bundestag ab diesem Jahr im Herbst!

Satzungsgemäß lade ich hiermit die Delegierten und Mitglieder des FRANKENBUNDES zu unserem 84. Bundestag

am Samstag, den 12. Oktober 2013, nach Bayreuth ein.

Die Gruppenvorsitzenden werden gemäß § 17 unserer Satzung gebeten, die Mitglieder zu benachrichtigen und die Delegierten zu entsenden. Alle Gruppen sollten durch Delegierte vertreten sein. Eine Einladung mit dem Tagesprogramm und weitere Unterlagen werden den Gruppenvorsitzenden noch zugesandt.

10.00 Uhr Festakt im Landrätesaal der Regierung von Oberfranken, Ludwigstraße 20.

Begrüßung durch den 1. Bundesvorsitzenden

Herrn Dr. Paul Beinhofer, Regierungspräsident von Unterfranken

Grußworte

Festvortrag: Dr. Frank Piontek über Jean Paul Friedrich Richter

Verleihung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES

14.00 Uhr Führungen durch das Neue Schloss mit Italienischem Bau oder durch das mittelalterliche Bayreuth

15.00 Uhr Delegiertenversammlung im Landrätesaal

Tagesordnung:

1. Jahresbericht der Bundesleitung für das Jahr 2012
2. Kassen- und Kassenprüfungsbericht
3. Diskussion der Berichte
4. Entlastung der Bundesleitung
5. Neuwahl der Bundesleitung
6. Veranstaltungen des Gesamtbundes im Jahr 2014
7. Verschiedenes
8. Anträge und Wünsche

Anträge und Wünsche für die Tagesordnung bitte ich, bis zum 01. Oktober 2013 bei der Bundesgeschäftsstelle einzureichen.

Würzburg, 15. Mai 2013

*gez. 1. Bundesvorsitzender Dr. Paul Beinhofer,
Regierungspräsident von Unterfranken*

Inhalt

Aufsätze

Rainer Trübsbach

„Gelehrte Bildung“ in Bayreuth 155

Sylvia Habermann

Nachklang einer Residenzstadt: Bayreuth im späten 18. Jahrhundert 163

Kunst und Kultur

Gert Rückel

Jean Paul wandert zur Rollwenzelin 173

Frank Piontek

Ein wahrer Urwald der Poesie – Jean Paul damals und heute 177

Karla Fohrbeck

Der Jean-Paul-Weg in Oberfranken – Der Jean-Paul-Weg in und um Bayreuth 189

Aktuelles

Dr. Peter A. Süß

„Rechtes Licht für St. Kilian“: Unser 1. Bundesvorsitzender, Regierungspräsident

Dr. Paul Beinhofer, spendet dem Mainfränkischen Museum Würzburg sein

„Geburtstagsgeschenk“ 206

Martin Weichmann

Zwischen Hain und Himmelreich – Die Reihengräber von Weißenburg 208

Bücher zu fränkischen Themen 210

Frankenbund intern

Dr. Bernhard Wickl

Fusion der FRANKENBUND-Gruppe „Freunde des Neunhofer Landes“ mit der

Gruppe Nürnberg-Erlangen 214

Christina Bergerhausen

Dank an Bundesfreundin Hedwig Barthel, bisherige Vorsitzende der

FRANKENBUND-Gruppe „Freunde des Neunhofer Landes“ 215

Klaus-Peter Gäbelein

700. Mitglied beim Heimatverein Herzogenaurach 216

Prof. Dr. Helmut Flachenecker

Bericht über die Regionaltagung am 1. Juni 2013 in Schweinfurt 217

Wilhelm Otto Keller

Dr. Alf Dieterle wurde 70 Jahre alt 218

Alois Hornung

Bericht über den 3. Fränkischen Thementag „Bergbau in Franken“ am 20. Juli 2013

in Goldkronach 219

Einladung zum 84. Bundestag des FRANKENBUNDES am 12. Oktober 2013

in Bayreuth 224

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Prof. Dr. Helmut Flachenecker	Bezirksvorsitzender des Frankenbundes für Unterfranken Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte, Institut für Geschichte der Universität Würzburg, Am Hubland, 97074 Würzburg, helmut.flachenecker@uni-wuerzburg.de
Dr. Karla Fohrbeck	Jean Paul Weg-Projektbüro c/o „KulturPartner“, Dilchertstraße 10, 95444 Bayreuth, fohrbeck@kulturpartner.de
Klaus-Peter Gäbelein	1. Vorsitzender des Heimatvereins Herzogenaurach e.V. Höchstadter Weg 11, 91074 Herzogenaurach, kpgaebelein@gmx.de
Dr. Sylvia Habermann	Museumsleiterin des Historischen Museums Bayreuth Kirchplatz 4, 95444 Bayreuth, historischesmuseum@bayreuth.de
Alois Hornung	3. Vorsitzender der Gruppe Würzburg des Frankenbundes Birkenstraße 6, 97076 Würzburg, ahorn.48@googlemail.com
Wilhelm Otto Keller	2. Vorsitzender der Frankenbundgruppe Miltenberg Von-Stein-Straße 25, 63897 Miltenberg, guwokeller@gmx.de
Dr. Alexander von Papp	Freier Autor Euweg 8, 97236 Randersacker, alexander@vonpapp.de
Dr. Frank Piontek	Kulturpublizist Leuschnerstr. 13, 95447 Bayreuth, drpiopiontek@gmx.de
Gert Rückel	Regierungsdirektor a.D. Jupiterstraße 20, 95448 Bayreuth, gert.rueckel@web.de
Israel Schwierz	Rektor i.R. Postfach 250139, 97044 Würzburg, DL2NAI@t-online.de
Dr. Rainer Trübsbach	Gymnasiallehrer i.R. Am Schmidholz 7, 95448 Bayreuth, r.u.c.-truebsbach@t-online.de
Dr. Martin Weichmann	Vorsitzender der Frankenbundgruppe Weißenburg Römerbrunnenweg 33, 91781 Weißenburg
Dr. Bernhard Wickl	Gymnasiallehrer Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach, bwickl@franken-online.de

Rainer Trübsbach

„Gelehrte Bildung“ in Bayreuth

„Gelehrte Bildung“ über das Angebot der Dom- und Klosterschulen hinaus setzt auf breiter Ebene in der Zeit des entstehenden Territorial- und Verwaltungsstaates, in der Zeit des absolutistischen Herrschaftssystems ein. Im folgenden Beitrag soll skizziert werden, welche Bedeutung die Initiative von Markgraf Christian Ernst mit seinem 1664 gegründeten „*Gymnasium illustre*“ hatte. Im historischen Prozess von Kontinuität und Wandel entfaltete sich aus der humanistischen Grundlage eine über die Region hinauswirkende vielfältige Bildungslandschaft bis in unsere Tage.

Größtes Bildungsgut Europas ist die Antike. Über Jahrhunderte hinweg wurde in allen Bereichen gesellschaftlicher Kultur die lateinische Sprache verwendet, in der Literatur bis zur Entwicklung nationaler Hochsprachen, in Wissenschaft, Recht, Wirtschaft, Politik und besonders in Lehre und Gesetz der Kirche. Die Bedeutung der Kirche als wichtigster geistiger Kraft fand Ausdruck in Dom- und Klosterschulen, den ältesten Bildungseinrichtungen des mittelalterlichen Europas.

Nachdem Bayreuth nie Bischofssitz war und in der Stadt nie ein Kloster gegründet wurde, fallen diese Grundlagen für eine entsprechende frühe klassische Bildungstradition hier weg. Die ältesten Schulen im Bereich der Markgrafschaft sind Lateinschulen, die ursprünglich keine städtischen Bildungsaufgaben zu erfül-

len hatten, sondern fast ausschließlich zur Heranbildung des Priesternachwuchses dienten.¹

Man kann davon ausgehen, dass die ersten Schüler schon 1194 die Schulbank gedrückt haben könnten. Nahezu sicher ist, dass die Lateinschule zum Zeitpunkt der ersten Nennung Bayreuths als „*Civitas*“ im Jahr 1231 bereits existierte.² Die Lateinschule entsprach dem Typus der sog. „*Stadtschule*“, weil Stadtschulen in ihrer Verwaltung vom Rat der Stadt abhängig waren. Im Stadtbuch Bayreuth von 1464 ist die Schulordnung dieser Schule erhalten. Ihre Überschrift lautet: „*Wie ein schulmeister Regiren sol vnd was sein lone oder gerechtigkeit ist.*“³

1664 wurde die Lateinschule zum „*Gymnasium illustre*“ erhoben. Zu diesem Zeitpunkt gab es im Fürstentum Brandenburg-Bayreuth viele Dorf- und Winkelschulen, einige Deutsche Schulen und Lateinschulen, keine Universität und nur ein einziges Gymnasium in Hof. Die „*Fürstenschule*“ in Heilsbronn wurde von den beiden Fürstentümern Bayreuth und Ansbach genutzt.

Älteste Hinweise auf eine „*Deutsche Schule*“ reichen für Bayreuth ins 16. Jahrhundert zurück. Die „*Deutsche Schule*“ ist in engem Zusammenhang mit der Reformation zu sehen, wobei vorher und auch noch geraume Zeit nachher eine klare Abgrenzung zu den Lateinschulen nicht gegeben war. Luther hatte mit seinem Schulkonzept keine Allgemeinbildung im Sinn, sondern zielte auf gelehrten Unterricht und auf Lateinschulen ab. Eine Trennung von deutscher und lateinischer

Schule erfolgte z.B. in Wunsiedel 1530, in Kulmbach 1563. In Thurnau wurde 1530 die Lateinschule gegründet und 1604 eine „Deutsche Schule“ errichtet.

In Bayreuth befand sich die „Deutsche Schule“ in verschiedenen Gebäuden, seit etwa 1529 bis 1571 im sog. Messhaus zur „12-Apostel-Messe gehörig“ (Sophienstraße 22). Zuletzt seit 1804 war sie in der Münzgasse, nachdem dort die Münzprägung eingestellt worden war.⁴

Die Gründung des Gymnasiums fiel in die Zeit eines Umbruchs, die nicht zuletzt durch die Reformen von Comenius und Ratichius vorbereitet wurde. Die Landesherren ergriffen nun die Initiative und begannen in der Zeit des sich entwickelnden Absolutismus, eine Art allgemeine Schulpflicht zu versuchen. Die Vorherrschaft des Lateinischen wurde zwar nicht gebrochen, erhielt aber doch Konkurrenz durch das Hebräische und Griechische. Zugleich lässt sich ein Zuwachs der „Realien“ feststellen. Die Gedankenmasse der neuen Wissenschaften drängt in die Schule.⁵ All dies lässt sich auch an den Verzeichnissen, den „Catalogi“, des „Gymnasium illustre“ ablesen.

Die Gründe, in Bayreuth ein Gymnasium zu errichten, waren vielfältig und lagen im allgemeinen Trend der Zeit. Ein ganz wesentliches Motiv wurde in der „Fundatio“ formuliert: „Die Schulen sind durch das leidige Kriegs-Wesen in ziemlichen Ruin und Abnehmen gerathen.“ Es sollte in Zukunft „Nutz, Heil und Bestes so viel wie möglich befördert werden.“

Es stand außer Frage, dass dem Landesherren wichtig sein musste, eine ‚Elite‘ heranzubilden, Fachkräfte nicht nur für die Kirche, sondern auch für Tätigkeiten in Verwaltung und Regierung. Man brauchte vor allem auch qualifizierte Juristen, Ärzte und ‚Gelehrte‘.

Die Stiftungsurkunde, deren Verfasser Caspar von Lilien war, erschien „den 29 Junij am Fest der H. Apostel Petri und Pauli, im Jahr nach unsers Heylandes und Erlösers Jesu Christi allerseeligsten Geburt 1664“. Einweihung und feierliche Eröffnung fanden am 27. Juli 1664, am Geburtstag des Markgrafen Christian Ernst, statt.⁶

Der Name „Gymnasium illustre“ bedeutete eine Heraushebung und verlangte eine besondere Berechtigung. War an der Schule eine sprachliche Ausbildung im Lateinischen und Griechischen vorhanden, so verstand man darunter immer ein Gymnasium. Eine Steigerung mit dem schmückenden Beiwort konnten nur Schulen erhalten, „die wie die Straßburger, über die ‚artes discendi‘ hinausgehen und auch den philosophischen Unterricht, vielleicht auch die Elemente der Fakultätswissenschaften hereinziehen, ...“⁷ Die Philosophie spielte am „Gymnasium illustre“ in Bayreuth von Beginn an eine große Rolle.

Das Kernziel bestand in der Förderung und Erziehung der Jugend. Schule wurde als „Werckstädte der Tugend“ gesehen, als „schönste Zierde“ eines Landes. Christian Ernst betonte aber auch: „Doch behalten wir zu gleich uns, unseren Erben und künftigen Nachkommen hiemit ausdrücklich vor, diese unsere Christliche Foundation, künftiger Zeit zu ändern oder zu verbessern...“

Wichtige Fächer neben Philosophie und Theologie waren Logik, Redekunst, Ethik, „Politica“, Physik, Metaphysik und Mathematik. Auch für den Unterricht in Französischer Sprache wurden immer wieder Lehrer eingesetzt, oft allerdings mit zweifelhaftem Erfolg, da sie in der Regel die deutsche Sprache nicht beherrschten. Eine Lehrerausbildung in Methodik, Didaktik und Psychologie gab es in jenen Zeiten nicht, und bis in unsere Tage wird

bekanntlich an Verbesserungen auf diesem Feld gearbeitet.

Hinter allem aber stand die Erkenntnis, dass der Staat im Interesse seiner Machterhaltung oder seines Machtausbaus fachlich qualifizierten Nachwuchs braucht, über den der absolute Herrscher verfügen kann. Die Schule sollte sein: „*Fundamentum ecclesiae et rei publicae*“ (Fundament der Kirche und des Staates).

Auf die oft mangelhafte Ausstattung der Schule, auf die nicht abreißenden Klagen der Professoren wegen ausbleibender Besoldung und kümmerlicher Lebensverhältnisse, auf Krisen, die schon Ende des 17. Jahrhunderts fast zum Untergang des Gymnasiums führten, oder auf Probleme der Zensur kann hier nicht näher eingegangen werden. Trotz manch' widriger Umstände erscheint es daher um so erstaunlicher, welche Qualitäten viele der Professoren aufzuweisen hatten und wie viele Schüler hervorragende Grundlagen vermittelt erhielten, auf denen sie sich positiv weiterentwickeln und ihrerseits später hervorragende Leistungen in den Wissenschaften oder in anderen Berufen hervorbringen konnten. Hier kann aus der Fülle nur eine kleine Auswahl dafür beispielgebend genannt werden.

Erster Professor am Gymnasium war M. Johann Wolfgang **Rentsch** (1637–1690). Nach dem Studium in Wittenberg und Promotion 1661 berief ihn das Konsistorium 1663 nach Bayreuth, wo er zunächst das Amt des Rektors an der Stadtschule übernahm. Das philosophische Lehramt trat er mit einer Oratio „*De origine philosophiae et philosophia Germanorum veterum*“ im Jahr 1664 an. Neben Philosophie lehrte er auch Mathematik und Physik. 1677 erhielt er schließlich das Prädikat eines Hofpredigers. Zu seinen Schülern zählten u.a. Joachim Heinrich **Hagen** und Johann

Georg **Pertsch** (beide kaiserlich gekrönte Dichter und Mitglied des Pegnesischen Blumenordens) oder **Erdmann von Stein**, Brandenburg-Culmbachischer erster geheimer Minister sowie Johann Georg **Layritz**, Rektor des Gymnasiums in Weimar und dort als Generalsuperintendent ein Vorgänger Herders. Zu den Hauptwerken Rentschs zählen ein „*Brandenburgischer Stammbaum*“, eine Gedächtnisrede auf die Augsburger Konfession (1681) und vor allem der „*Brandenburgische Ceder-Hein*“ (1682).⁸

Dr. German August **Ellrod** (1709–1760) besuchte das Gymnasium und studierte ab 1727 in Jena. 1731 ernannte ihn Markgraf Georg Friedrich Carl zum Professor der Beredsamkeit, Dichtkunst und Physik am Gymnasium. 1742 wurde er zum Professor der Theologie, Beredsamkeit und Dichtkunst an die Akademie zu Bayreuth berufen, war Inspektor der Alumnen und ging schließlich 1743 an die Universität nach Erlangen. Dort vertrat er den „*vordersten Lehrstuhl der Theologie*“ und lehrte außerdem Kirchengeschichte. Im gleichen Jahr erhielt er den theologischen und philosophischen Doktorhut. 1748 vermählte er Elisabetha Friederika Sophia mit Herzog Carl Eugen von Württemberg und erhielt auch die Generalsuperintendentur des Fürstentums Bayreuth. 1758 wurde er Direktor des Gymnasiums.⁹

Bekannte Namen von Schülern sind z.B. Johann **Will**, Sohn eines Gastwirts, der 1666 seine Valediktion hatte, in Jena studierte und dort 1669 promoviert wurde. Seit 1682 war er in Creußen als Pfarrer tätig, erbaute 1700 die dortige Kirche und verfasste die Schrift „*Das deutsche Paradeiß in dem vortrefflichen Fichtelberg...*“ (1692) und die „*Geschichte Creußens, der uralten Stadt der Nürnberger Burggrafschaft ob*

dem Gebirg...“ (1691). Friedrich **Brunner** gründete 1735/1736 in Bayreuth einen Verlag und gab 1736 die „*Bayreuther Intelligenz-Zeitung*“ heraus. Besondere Bedeutung erlangte Georg Gottfried Friedrich **Seiler**, der am 24. Oktober 1733 in Creußen als Sohn eines Hafners geboren wurde, seit 1754 in Erlangen studierte und 1769 einen Ruf an die Erlanger Universität erhielt. Dort wurde er 1771 zum Doktor der Theologie promoviert und las über Dogmatik, Polemik, Moral, Symbolik, christliche Beredsamkeit, Katechetik, Pädagogik, Exegese über das Alte und Neue Testament. 1776 errichtete er ein Armeninstitut, 1777 ein Institut der Moral und der schönen Wissenschaften, außerdem ein Predigerseminar und 1778 eine theologische Lesebibliothek. Er hinterließ ein umfassendes Werk zu verschiedenen Themen von etwa 50 Titeln. Unter den Schülern findet sich auch Carl Friedrich Wilhelm **Freiherr von Völderndorff und Waradein**. Dieser war Freimaurer in der Loge „*Eleusis zur Verschwiegenheit*“ i.O. Bayreuth, Nr.6 und verfasste im Auftrag der Regierung 1792 eine „*Geschichte der in den Jahren 1790 und 1791 zum Behuf einer Brod-Raithung in der Haupt- und Residenzstadt Bayreuth vorgenommenen Prob-Wägen, Mahlen und Backen des Getreids...*“ Johann Theodor **Künne**th schließlich wurde am 22. September 1735 als Sohn des Ratsbürgers und Bäckers Johann Lorenz Künne

th in Creußen geboren, besuchte das Gymnasium, studierte in Erlangen und avancierte dort 1757 zum Magister. Besonders interessierte er sich für Geschichte. Von 1781 bis 1800 wirkte er als Superintendent. An ihn erinnert sein Eremitenhäuschen in Creußen.

Während der 156 Jahre seit seiner Gründung in der Zeit des Absolutismus bis zum Übergang des Fürstentums Ans-

bach-Bayreuth an Bayern erlebte das „*Gymnasium illustre*“ Höhen und Tiefen in seiner Entwicklung. Trotz aller Krisen überdauerte es als Fundament humanistischer Bildung. Bei allen nicht zu übersehenden Mängeln erreichten viele Schüler im späteren Leben hohe Positionen hauptsächlich in der Staatsregierung, in der Verwaltung, als Theologen und Professoren, als Ärzte, als Juristen oder beim Militär. Andere, die ein Studium nicht finanzieren konnten bzw. es gar nicht anstreben, wurden als Handwerker, Kaufleute und in vielen anderen Berufen ‚nützliche‘ Glieder für das Gemeinwesen.

Das ausgehende 18. Jahrhundert hatte sich mit einem Paukenschlag verabschiedet, der noch lange nachhallte. Auch das Gymnasium stand nun im Spannungsfeld von tradiertem humanistischen Bildungsanspruch und Pragmatismus einer neuen Zeit. Ausdruck sich wandelnden gesellschaftlichen und vor allem wirtschaftlichen Bedarfs waren die neu entstehenden Gewerbeschulen, die sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts über die Stufen der Real-schulen und Oberrealschulen zu späteren Gymnasien entwickelten wie in Bayreuth das heutige Graf-Münster-Gymnasium (gegründet 1833). Es gab erfolgreiche Bemühungen, um für die Mädchen in Form von „*Höheren Töchterschulen*“ eine qualifizierte Ausbildung zu sichern. Aus diesen Anfängen entwickelte sich in Bayreuth das heutige Richard-Wagner-Gymnasium (gegründet 1867). Beim Aufbau beider neuen Schulen leisteten Lehrer und Rektoren der „*Königlichen Studienanstalt*“ wertvolle Hilfe.

Veränderungen im Oberbau des Bildungssystems erforderten qualitative Verbesserungen auch an der Basis, also im Bereich der Volksschule, so dass die Betreiber zweifelhafter „*Winkelschulen*“ keine

Chance mehr hatten. Zugleich stieg der Bedarf an gut ausgebildeten Pädagogen. Es entstanden Seminarschulen und Lehrerbildungsanstalten, die sich später zu Pädagogischen Hochschulen und „*Erziehungswissenschaftlichen Fakultäten*“ an den Universitäten entwickelten. Am 2. Oktober 1895 wurde die „*Königliche Lehrerbildungsanstalt Bayreuth*“ von Regierungspräsident Rudolf Freiherr von Roman eingeweiht. Zuvor gab es schon 1791 ein Lehrerbildungsseminar in Bamberg. 1805 waren „*Lehrerbildungsanstalten*“ in Kulmbach, Münchenberg, Kautendorf bei Hof und in Wunsiedel entstanden. Auch die Bemühungen Grasers sollen nicht vergessen sein, der bereits 1813 in Bayreuth ein „*Supplementärinstitut*“ zur Vorbereitung von Kandidaten für die Abschlussprüfung in Bamberg gegründet hatte.

Aber rund 250 Jahre führte der Weg zum Universitätsstudium ausschließlich über das klassische humanistische Gymnasium. Erst 1914, nachdem 1907 der bayerische Landtag beschlossen hatte, zunächst die acht Kreisschulen zu Oberrealschulen aufzuwerten, erfolgte deren Gleichstellung hinsichtlich der Studienberechtigung.

Im 19. Jahrhundert war schließlich eine Reaktion auf den geistigen und wirtschaftlichen Umbruch, auf neue Anforderungen von Staat und Gesellschaft unausweichlich. Zu diesem Prozess von Anpassung und Wandel, von bildungspolitischer Aktion und Reaktion gehörten die Bemühungen des Philanthropismus, die Ausweitung des Unterrichts in den Realien und die Gegenbewegung des Neuhumanismus, der eine neue Menschenbildung anstrebte. Diese Konzeption wurde in Bayern von Friedrich Imanuel Niethammer umgesetzt.

Auch am Gymnasium in Bayreuth, das nun als „*Königliche Studienanstalt*“ bezeichnet wurde, kam es zu einer Stärkung der realistischen Bildung. Französisch, Englisch, Mathematik, Geschichte, Geographie, Naturkunde und Zeichnen fanden im Fächerkanon ihren Platz. Allerdings blieb bei allen Reformen und neuen Schulordnungen die Vorherrschaft der klassischen Philologie ungebrochen. Trotz des sich abzeichnenden Wandels gesellschaftlicher Strukturen sprach Rektor Dr. Gabler in einem ausführlichen Gutachten vom 14. März 1824 noch von der „*höheren und gelehrten*“ Bildung. Diese beruhe „*auf dem für immer erworbenen Gesamtgut von Bildung der höheren Menschheit überhaupt.*“ „*Für höhere Zwecke des bürgerlichen Lebens und der öffentlichen Verwaltung ... für die eigentlich keine gelehrte Bildung erforderlich ist, aber die Volksschule nicht reicht, sollte es besondere Schulen geben.*“

Ungebrochen durch das 19. Jahrhundert hindurch blieb die Ausstrahlung des humanistischen Gymnasiums in Bayreuth, die hohe wissenschaftliche Qualifikation seiner Lehrer und die Qualität der Fundamente für seine Schüler, um später erfolgreich darauf aufbauen zu können. Auch für diesen Zeitraum muss eine kleine Auswahl an Beispielen genügen.

Georg Andreas **Gabler** war 1817 an die Studienanstalt gekommen, lernte während des Studiums in Jena den jungen Hegel kennen, wirkte einige Zeit in Schillers Familie als Hauslehrer und leitete das Gymnasium von 1821 bis 1835. Karl Hartmann würdigte ihn später und hob hervor, dass er als überzeugter Neuhumanist für die mustergültige Aufrichtung des Gymnasiums gesorgt habe. 1827 erschien sein „*Lehrbuch der Propädeutik*“, das noch 1904 eine Neuauflage erlebte. Nach dem

Tod Hegels wurde er auf dessen Lehrstuhl an der Berliner Universität berufen.¹⁰

Johann Christoph **Held** (1791–1873) studierte an den Universitäten in Heidelberg, Erlangen und Leipzig. 1813 legte er sein philologisches Examen ab, außerdem Prüfungen in den Fächern Hebräisch, Französisch, Italienisch, Mathematik und Physik. 1815 wurde er nach Bayreuth berufen und wirkte dort als Rektor von 1835 bis 1867. Er war u.a. eng befreundet mit Döderlein und Thiersch, lernte Niethammer kennen und kam in Kontakt mit Jean Paul. Von besonderem Interesse ist seine Forschung zu Plutarch. Mit finanzieller Förderung durch das Königreich Bayern reiste er 1830 nach Paris, um dort wichtige Handschriften in der königlichen Bibliothek zu studieren. Außerdem publizierte er verschiedene Bearbeitungen lateinischer Schriften.¹¹

Unter den Schülern, die im 19. Jahrhundert das Gymnasium besuchten und erfolgreich abschlossen finden wir z.B. den späteren „*Ersten rechtskundigen Bürgermeister*“ von Bayreuth, Erhard Christian von **Hagen**, die Bürgermeister Friedrich Carl **Dilchert**, Theodor **von Muncker** und Leopold **von Casselmann**. Zu den bekannten Namen gehören der Filmschauspieler Fritz **Rasp**, Architekt Hans **Reisinger** und natürlich **Siegfried Wagner**, der 1889 sein Abitur ablegte. Wilhelm **Wirth** (1876–1952) gilt als ein oberfränkischer Wegbereiter der experimentellen Psychologie. Seit 1907 war er Professor und übernahm 1917 das Psychologische Seminar an der Universität Leipzig.¹²

Christian **Bartholomae** (1855–1925) besuchte das Gymnasium von 1863 bis 1872, studierte vergleichende Sprachwissenschaft, Indologie und Iranistik in München, Leipzig und Erlangen. Sein

Hauptwerk, das „*Altiranische Wörterbuch*“ (1904) erschien 1961 in 2. Auflage und gilt bis heute als Standardwerk. Unter den bedeutendsten Iranisten des 20. Jahrhunderts wird Bartholomae in der Brockhaus-Encyklopädie noch heute an erster Stelle genannt.¹³

Von 1814/15 bis 1936/37 besuchten über 260 Schüler israelitischen Glaubens das Gymnasium. Viele schlossen mit einem ausgezeichneten Abitur ab, darunter z.B. Jakob **Herz** (1816–1871), der 1835 als Klassenprimus sein Abitur ablegte und nach dem Medizinstudium 1862 zum a.o. Professor und schließlich zum Ordinarius ernannt wurde. Er war der erste ordentliche jüdische Universitätsprofessor in Bayern.¹⁴ Aus der verzweigten Familie der Würzburger sind besonders die späteren Ärzte hervorzuheben. **Simon Würzburger** (1816–1895) gründete 1861 die „*Anstalt für männliche und weibliche israelitische Kranke*“, sein Sohn **Albert Würzburger** (1856–1938) verlegte die Klinik 1894 auf die „Herzoghöhe“ und auch dessen Söhne Karl und Otto besuchten das Gymnasium. **Karl Würzburger** war nach dem Zweiten Weltkrieg der erste Kulturreferent in Bayreuth.

Nach dem Ersten Weltkrieg kam es zu einem Umbruch in nahezu allen gesellschaftlichen, politischen, kulturellen und wissenschaftlichen Bereichen. Davon war auch der Bildungssektor nicht ausgenommen. Bereits im Kaiserreich hatte es große Veränderungen im Schulwesen gegeben. Das klassische humanistische Gymnasium setzte zwar noch die Norm, doch verloren die Griechen und Lateiner mehr und mehr den alten Vorrang bei der Auswahl der Eliten. Der Prozess des Aufstiegs der konkurrierenden höheren Schulen hatte längst begonnen.

Es kann hier nicht weiter auf die Entwicklung in der Weimarer Republik, im „Dritten Reich“ und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Detail eingegangen werden,¹⁵ doch lässt sich für die Stadt Bayreuth zusammenfassend festhalten, dass sie sich über alle Krisen und Katastrophen hinweg als Standort für Bildung beständig weiter entfalten konnte, wenn auch der Bildungsbegriff längst nicht mehr mit dem Beiwort ‚gelehrte‘ verknüpft ist. Der Bildungsbegriff hat sich immer wieder verändert, hat sich erweitert, wurde manchmal auch verwässert und inhaltlich nicht genügend präzisiert.

Heute finden sich in Bayreuth neben dem ältesten ursprünglich rein humanistischen Gymnasium, nämlich dem Gymnasium Christian-Ernestinum, vier weitere Gymnasien mit eigenen Profilen: das Graf-Münster-Gymnasium (GMG), das Richard-Wagner-Gymnasium (RWG), das Markgräfin-Wilhelmine-Gymnasium (MWG) sowie das Wirtschaftswissenschaftliche und Naturwissenschaftliche Gymnasium (WWG). Seit 1975 gibt es sogar eine Universität, nachdem der erste Versuch, eine solche 1741/1742 in Bayreuth zu gründen, schon nach kurzer Zeit gescheitert war.

In aller Bescheidenheit aber darf das vormalige „*Gymnasium illustre*“ für sich in Anspruch nehmen, dass in der Gründung dieses Gymnasiums im 17. Jahrhundert, zusammen mit den anderen älteren humanistischen Gymnasien Oberfrankens, die Wurzeln der ‚gelehrten Bildung‘ für die Stadt Bayreuth und die Region lagen.

Darüber soll nicht vergessen sein, dass die Voraussetzungen dafür, was in früheren Zeiten ‚gelehrte Bildung‘ genannt wurde, eben dass die Fundamente der weiterführenden Bildung von den Grundschulen, den früheren Volksschulen im

besten Sinne, geschaffen und gelegt werden. Hier setzte der entscheidende qualitative Sprung wohl nach dem Zweiten Weltkrieg ein. Quantitativ spiegelt sich diese Entwicklung nach Gründung der „*Central-Schule*“ (Graser-Schule) (1875), der Luitpoldschule (1902) und Altstadt-schule (1914) auch in der großen Zahl neu geschaffener Volksschulen seit Kriegsende wider.

2014 feiert das Gymnasium Christian-Ernestinum sein 350jähriges Jubiläum. Damit kann auch die Stadt Bayreuth auf eine Tradition ‚gelehrter Bildung‘ von 350 Jahren zurückblicken, auf eine Tradition, die nicht museal verstaubt im Gestern verharrt, sondern bei aller Kontinuität immer auch für Wandel, Veränderung und Neues offen war und ist, dies im konkurrierenden und kooperativen Verbund mit anderen Bildungseinrichtungen.

Rainer Trübsbach wurde 1942 in Berlin geboren und studierte in Erlangen die Fächer Geschichte, Germanistik und Sozialkunde. Nach dem Referendariat am Ohm-Gymnasium Erlangen und dem Hardenberg-Gymnasium Fürth unterrichtete er die Fächer Deutsch, Geschichte und Sozialkunde am Gymnasium Christian-Ernestinum Bayreuth von 1973 bis 2007. 1983 wurde er bei Prof. Michael Stürmer in Erlangen mit dem Thema „Wirtschafts- und Sozialgeschichte Bayreuths im 18. Jahrhundert. Zur materiellen Kultur des Handwerks in der Zeit der Vor- und Frühindustrialisierung“ promoviert. Aus seiner Feder stammen zahlreiche weitere Publikationen zu Bayreuther Themen. Seine Anschrift: Am Schmidholz 7, 95448 Bayreuth, r.u.c.-truebsbach@t-online.de.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Blättner, Fritz: Das Gymnasium. Aufgaben der Höheren Schule in Geschichte und Gegenwart, Heidelberg 1960; Bittner, Franz: Lateinschulen und Gymnasien, in: Roth, Elisabeth (Hrsg.): Oberfranken in der Neuzeit bis zum Ende des Alten Reiches, Bamberg 1984, S. 589–625.
- 2 Vgl. Engelbrecht, Wilfried: Baugeschichte der Bayreuther Lateinschule, in: AO Bd. 77 (1997), S. 237–282.
- 3 Bayreuther Stadtbuch von 1464, STAB C 76, I,1.
- 4 Zur „Deutschen Schule“ vgl. Roth, Elisabeth: „Teutsche Schulen“ in Stadt und Land, in: Dies.: Oberfranken (wie Anm. 1), S. 663–722; Bittner: Lateinschulen (wie Anm. 1), S. 602f.; zu den Verhältnissen in Bayreuth vgl. Fischer, Horst: Häuserbuch der Stadt Bayreuth. Bd. II, Bayreuth 1991, S. 594ff.
- 5 Vgl. Blättner: Gymnasium (wie Anm. 1), S. 35–37.
- 6 Vgl. Müssel, Karl: Gymnasium Christian-Ernestinum Bayreuth. 1664–1964. Festschrift zum 300jährigen Bestehen des Humanistischen Gymnasiums in Bayreuth, Bayreuth 1964, S. 31; vgl. auch Fikenscher, Johann: Historia Illustris Collegii Christian-Ernestini 1664–1692 (UB Erlangen, Ms 2235).
- 7 Vgl. Müssel: Christian-Ernestinum (wie Anm. 6), S.30 und Paulsen, Friedrich: Geschichte des gelehrten Unterrichts. Hrsg. v. Rudolf Lehmann, Leipzig 3. Aufl. 1919 u. 1921, Bd. I, S. 313.
- 8 Zu Rentsch vgl. Müssel, Karl: Johann Wolfgang Rentsch und sein „Brandenburgischer Ceder-Hein“. Leben und Werk des ersten Professors am Bayreuther Gymnasium (1637–1690), in: AO Bd. 42 (1962), S. 55–90; Fikenscher, G.W.A.: Gelehrtes Fürstenthum Bayreuth. Bd. VII, Nürnberg 1805, S. 181ff.
- 9 Vgl. Riedelbauch, Martin: Aufstieg, Wirken und Niedergang der Reichsgrafen von Ellrodt, in: AO Bd. 39 (1959), S. 292–302.
- 10 Hartmann, Karl: Georg Andreas Gabler, Rektor am Bayreuther Gymnasium und Nachfolger des Philosophen Hegel an der Universität Berlin, in: Jahresbericht des Gymnasium Christian-Ernestinum. Bayreuth 1961/62, S. 31–33.
- 11 Vgl. Veh, Otto: Dr. Johann Christoph Held, ein Bayreuther Erzieher (1791–1873), in: Jahresbericht des Gymnasium Christian-Ernestinum. Bayreuth 1952/53, S. 3–5.
- 12 Vgl. Müssel, Karl: Wilhelm Wirth (1876–1952), ein oberfränkischer Wegbereiter der experimentellen Psychologie, in: AO Bd. 56 (1976), S. 407–410.
- 13 Vgl. Schwarz, Georg: Christian Bartholomae, Professor der indogermanischen Sprachwissenschaft, Rektor der Universität Gießen und Heidelberg. Zum 40. Todestag am 9. August 1965, in: Frankenheim Nr. 8 (1965). Müssel, Karl: Ein berühmter Abiturient unserer Schule – Christian Bartholomae, in: Jahresbericht des Gymnasium Christian Ernestinum. Bayreuth 1974/75, S. 4–6.
- 14 Vgl. Gothart, Josef: Namhafte Bayreuther Juden im 19. Jahrhundert, in: AO Bd. 75 (1995), S. 385–393; Habrich, Christa: Koppel (Jakob) Herz (1816–1871), Mediziner und ordentlicher Universitätsprofessor, in: Tremel, Manfred u.a. (Hrsg.): Geschichte und Kultur der Juden in Bayern. Lebensläufe, München 1988, S.143–152.
- 15 Hinzuweisen ist auf die „Geschichte des Gymnasium Christian-Ernestinum, 1664–2014“ von Rainer Trübsbach, die anlässlich des Jubiläumsjahres im Herbst 2013 erscheinen wird.

Nachklang einer Residenzstadt: Bayreuth im späten 18. Jahrhundert

Wie Jean Paul bei seinen frühen Besuchen in Bayreuth, so erlebten auch andere Reisende und viele Einheimische die Stadt als eine ‚verlassene Residenz‘ mit zahlreichen, nun überflüssig gewordenen fürstlichen Bauten. Das charakteristische und liebenswürdige Erscheinungsbild, das Bayreuth erst im 18. Jahrhundert bekommen hatte, konnte es nach dem Ende des markgräflichen Hofes trotzdem noch bis ins mittlere 19. Jahrhundert bewahren.

„Keine Stadt, Weimar nicht ausgenommen, hat einen so starken und dauernden Reiz auf Jean Paul ausgeübt wie Bayreuth“, resümiert der Bayreuther Arzt und Sammler Philipp Hausser in seiner Jean-Paul-Monographie.¹ Haussers Erwägung, genauer gesagt sein Wunschgedanke, war es, dass Jean Paul schon als Kleinkind durch Bayreuth getragen worden wäre – nämlich im Sommer 1763, als seine in Wunsiedel lebenden Eltern einen letzten Besuch bei dem todkranken Großvater Johann Richter in Neustadt am Kulm machten: „Wären die Eltern auf markgräflischem Boden geblieben, ihr Weg hätte über Bayreuth führen müssen...“² Doch niemand hätte statt der direkten Verbindung diesen fast doppelt so weiten und viel beschwerlicheren Umweg auf sich genommen. Die historische Straße von Wunsiedel nach Neustadt führte über Kemnath, und das zweimalige Passieren der Grenze des Kurfürstentum Bayern bei Nagel und bei Kemnath-Höflas stellte für unbescholtene Zivilpersonen

wie die Familie Richter überhaupt kein Problem dar.

Einen Monat vor Jean Pauls Geburt in Wunsiedel war in Bayreuth am 26. Februar 1763 Markgraf Friedrich unerwartet im Alter von knapp 52 Jahren gestorben. Er hatte seit 1735 die Regierung des kleinen Fürstentums innegehabt und war für das Bayreuth des 18. Jahrhunderts die prägende Persönlichkeit gewesen. Friedrich wurde wirklich „*mitte aus dem Leben gerissen*“ und hinterließ eine Reihe von Bauten, Projekten und Einrichtungen, die zum Zeitpunkt seines Todes noch unfertig oder noch nicht fest etabliert waren und dann prompt dem sechsjährigen Regierungsdesaster seines unfähigen und lustlosen Nachfolgers Friedrich Christian zum Opfer fielen. Zu diesen späten Vorhaben Friedrichs gehörten die angefangene Vergrößerung des Hofgartens, der Theaterbau in der Reithalle, die erst 1756 gegründete Kunstakademie, der Ausbau der Jägerstraße zu einer gepflegten und städtebaulich attraktiven Einfallstraße von Norden her oder das neu einberufene „*Hochfürstliche Commerzien-Collegium*“ zur Verbesserung der Wirtschaft. Die Einwohnerzahl Bayreuths wurde am Ende seiner Regierungszeit auf 9.000 bis 10.000 Personen geschätzt.

Seit dem späten 17. Jahrhundert war das Residenzstädtchen kontinuierlich über seine alte Ummauerung hinausgewachsen, auch wenn Markgraf Christian Ernst noch in den achtziger Jahren Ausbesserungen daran vornehmen und die durchwegs unwilligen Bürger zwangsweise zu „*Schanzarbeiten*“ an Wällen und Stadt-

gräben heranziehen ließ. Die Bayreuther Stadtbefestigung hatte ihre militärische Schutzfunktion zu dieser Zeit schon verloren – und auch vorher hatte sie sich bei den Belagerungen im Bundesständischen Krieg 1553 und im Dreißigjährigen Krieg als unzulänglich erwiesen, denn alle Belagerer waren letztendlich doch in die Stadt gelangt. Es gab zwei Hauptttore, das Obere beim Alten Schloss und das Untere bei der heutigen Kreuzung Maximilianstraße/Pauschenberglein/Dammallee, ferner ein kleines Nebentor, das Mühl Türlein zwischen dem markgräflichen Kastenboden und dem Spital. Es war ein Torhaus mit einem engen Durchgang, nicht für Kutschen und Fuhrwerke, sondern nur für Fußgänger passierbar. Schon um 1700 wurde die Wohnqualität der Häuser außerhalb der Stadtmauern mehr und mehr höher geschätzt als die innerhalb.

Jahrhundertlang war das Zentrum der Stadt der große Marktplatz gewesen, streng genommen nur eine Straßenerweiterung der Verbindung von Nürnberg nach Kulmbach, bzw. nach Westen Richtung Hollfeld. Bis zum Stadtbrand von 1621 standen in seiner Mitte das Rathaus und ein Kommunbrauhaus, die nach der Brandzerstörung nicht wieder aufgebaut wurden. Die Stadt Bayreuth hatte, was sicher ein Kuriosum ist, danach mehr als hundert Jahre lang überhaupt kein Rathaus und die Ratsherren behelfen sich mit einem Sitzungsraum im Spitalgebäude, bis schließlich 1724 ein Adelspalais (jetzt Maximilianstraße 33) gekauft und zu einem nun wirklich repräsentativen Rathaus mit schönen stuckierten Räumen, einem dreiläufigen Barocktreppenhaus, Wirtsstube und sogar einem Billardsalon ausgebaut wurde. Der Marktplatz mit dem fürstlichen Residenzschloss an seinem oberen Ende war multifunktional:

Durchgangsstraße, Einkaufszone, Wohngebiet für Bürgertum und Hofbeamte. In den angrenzenden Gassen um die Stadtkirche waren die Häuser eher klein und bescheiden, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen. Die meisten gehörten Handwerkern und Beamten in niederen Positionen.

Die Stadtmauer wurde ab dem Beginn des 18. Jahrhunderts mehr und mehr mit Häusern überbaut und mit Türchen durchbrochen, durch welche die Anrainer in ihre direkt vor der Mauer gelegenen Gärten gelangten und damit quasi ihre privaten Stadttore hatten. Hatte Markgraf Christian Ernst (reg. 1664–1712) dies noch verboten, so wurde die Anlage solcher Gärten dann von seinem Sohn Georg Wilhelm (reg. 1712–1726) ausdrücklich gefördert. Ab 1736 ließ Markgraf Friedrich die massiven Bauwerke des Oberen und des Unteren Torhauses abbrechen, lediglich das Mühl Türlein blieb bestehen. Als Ersatz errichtete er an den Zufahrtsstraßen nach Bayreuth neue Tore, die aus großen, sorgfältig gearbeiteten Sandsteinpfeilern, z.T. mit Armaturen geschmückt, und Schlagbäumen bestanden. Sie dienten zur Kontrolle der „*einpassierenden*“ Fremden, zum Kassieren der Zölle und zur optischen Markierung der Stadtgrenzen. Die meisten von ihnen bestanden noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, aber leider ist kein einziges dieser sieben neuen Tore bis heute erhalten geblieben.

Von 1603/04 ab, als der neu an die Regierung gekommene Markgraf Christian die Residenz von der Plassenburg nach Bayreuth verlegte, bis Ende Januar 1753 war das Alte Schloss der Wohnsitz der Markgrafen. Ihre Privaträume lagen in einem Flügel des Inneren Hofes nach Norden zu, zum Abhang des Schlossbergleins hin. Selbstverständlich hatten der



Abb. 1: Gesamtansicht der Stadt Bayreuth. Kolorierte Radierung von Christian Gottlob Hammer nach einer um 1800/1810 entstandenen Vorzeichnung von Georg Schuhmacher. Wie keine andere Vedute gibt dieses Blatt aus dem frühen 19. Jahrhundert noch ganz das reizvolle Erscheinungsbild der ehemaligen Residenzstadt des Rokoko wieder. (Historisches Museum Bayreuth).

Fürst und die Fürstin nach den allgemeinen Gepflogenheiten der Zeit getrennte Appartements. Diejenigen von Friedrich und Wilhelmine umfassten jeweils fünf bis sieben private Zimmer. Dieser Nordflügel wurde bei dem am 27. Januar 1753 ausgebrochenen Schlossbrand am meisten geschädigt und danach nicht wieder aufgebaut. An seiner Stelle erbaute der junge Architekt Carl Christian Philipp Gontard, der von Markgraf Friedrich sehr geschätzt und gefördert wurde, ab 1756 zwei noble kleine Palais. Es waren dies ein Wohnhaus für sich selbst (jetzt Pfarrhaus) und eines für den Kammerherrn d'Adhémar. Beide Häuser haben mehr den Charakter von Villen als den von Stadtpalästen.

Das Alte Schloss war immerhin 150 Jahre lang der Fürstensitz, das Neue Schloss dagegen nur etwa 15 Jahre. Im Zusam-

menhang mit dem Alten Schloss wird oft die Beschreibung zitiert, die Markgräfin Wilhelmine in ihren Memoiren bringt.³ Von düsteren Zimmern, verschlissenen Seidentapeten, abgewetzten Möbeln und Spinnweben ist da ausgiebig die Rede. Doch dürfte ihre Schilderung eher die Unzufriedenheit der ehrgeizigen und in Bayreuth frustrierten preußischen Prinzessin widerspiegeln als die wahren Gegebenheiten. Sicherlich waren das Schloss und seine Inneneinrichtung zu Wilhelmines Zeit einfach ziemlich altmodisch. Es gab lange Gänge, üppige barocke Stuckaturen und auch beim Mobiliar vermutlich nur wenig elegantes Rokoko. Das Alte Schloss diente keineswegs nur zu Wohnzwecken. Es enthielt zudem eine Schlosskirche, Versammlungs- und Arbeitsräume, Lagerräume, in den Flügeln des äußeren Ehrenhofes

befanden sich die Schlossküche, die Konditorei und diverse Sammlungen wie Waffenkammer und Naturalienkabinett.

Das Neue Schloss an der Rennbahn (jetzt Ludwigstraße) ließen Markgraf Friedrich und Markgräfin Wilhelmine nach dem Brand des Alten erbauen, wobei drei bereits vorhandene Bürgerhäuser und der Rohbau einer kleinen Reformierten Kirche integriert werden mussten. Es war ein reines Wohnhaus für das Fürstenpaar und seine engere Umgebung. Sogar die Küche war in ein Nebengebäude ausgelagert. Der Außenbau des Neuen Schlosses erscheint kasernenmäßig einfach. Das Haupttreppenhaus, der Festsaal und die angrenzenden Empfangszimmer entsprechen der üblichen Anordnung und Innengestaltung solcher Repräsentationsräume in jener Zeit. Ideenreichtum und Kosten hingegen wurden auf die Privaträume verwendet. Chinoiserien, künstliche Spaliere, Stuck-Ranken, Palmenreihen sind aufgeboten, um sie zu außergewöhnlichen Preziositäten zu machen. Das Neue Schloss hatte im Gegensatz zum Alten Schloss überwiegend den Charakter eines kostbaren Privathauses und nicht denjenigen eines Staatsgebäudes, das unterschiedliche Funktionen in sich vereinte.

Da die markgräfliche Dynastie Brandenburg-Culmbach bereits 1769 ausstarb und das Land auf dem Weg der Erbfolge an Carl Christian Friedrich Alexander von Brandenburg-Ansbach fiel, stand das Neue Schloss nach fünfzehn Jahren Nutzung schon wieder leer. Zu Zeiten des jungen Jean Paul bewohnte es Markgraf Alexander, wenn er sich gelegentlich einmal in Bayreuth aufhielt. In der kurzen Zeit der Zugehörigkeit Bayreuths zum Königreich Preußen zwischen 1792 und 1806 nutzten es die preußischen Statthalter als ihren Sitz und, als die Stadt dem König-

reich Bayern zugeschlagen worden war, im 19. Jahrhundert ab und zu einige Angehörige des Hauses Wittelsbach, allerdings immer nur kurzzeitig. Preußen, französische Besatzer und Bayern hatten es inzwischen auch ziemlich ausgeräumt und sich großzügig in den Sammlungen, an dem kostbaren Mobiliar und Hausrat bedient. Nur die allerwenigsten Bayreuther Bürger des 18. und des frühen 19. Jahrhunderts dürften jemals die Innenräume des Neuen Schlosses gesehen haben, vermutlich auch Jean Paul nicht. Im Gegensatz zum dazugehörigen Hofgarten war es niemandem zugänglich, der dort nichts zu tun hatte. Allenfalls kam der eine oder andere Bayreuther einmal bei einem Staatsakt oder einem Empfang in den großen Saal oder in eines der benachbarten Empfangszimmer, nicht jedoch in die früheren markgräflichen Wohnräume.

Auch wenn Jean Paul und seine Zeitgenossen nicht mehr persönlich erlebten, wie der Hof den Alltag, die Festtage und den ganzen Jahresablauf in Bayreuth geprägt hatte, so erblickten sie doch auf Schritt und Tritt die noch weitestgehend intakten markgräflichen Bauten und konnten sie in ihrer Phantasie mit Leben füllen. Denn es gab gegen 1800 noch genug alte Einwohner, die als junge Leute die Zeit vor 1763 bewusst erlebt hatten und von der farbigeren Vergangenheit erzählen konnten. Außerdem gab es immer noch Adelsfamilien in der Stadt, die einstmals durch die Funktionen ihrer Vorfahren am ehemaligen Fürstenhof nach Bayreuth gekommen waren.

Das Opernhaus, die Münze, die Herrenmühle, die Kaserne, das Jägerhaus, der Jagdzeugstadel, die Hundezwinger, die Reithalle, die Pferdestallungen, die Hofischerei, die Hofwäscherei, der Hühnergarten, die schwarzweißen Zollernschilder

und die roten Brandenburgischen Adler an den fürstlichen Gebäuden, dies alles zeugte von der verschwundenen Herrlichkeit, wie es auch in den relativ zahlreichen Reisebeschreibungen, die nach 1780 erschienen und Bayreuth erwähnten, immer wieder betont wird. Dazu gab es städtebauliche Annehmlichkeiten, die auf die Markgrafen zurückgingen und die kleinere Städte wie Wunsiedel und Hof nicht aufzuweisen hatten: elegante Sandsteinbrücken, eine sogar mit eisernen Kandelabern zur abendlichen Beleuchtung, schattige Alleen zum Spaziergehen und aus der Regierungszeit des Markgrafen Friedrich sogar zwei kleine öffentliche Grünanlagen. Die schon auf eine Initiative Markgraf Georg Wilhelms zurückgehende Schwarze Allee aus dem Jahr 1723 führte am inneren Arm des Mains entlang und war eine beliebte Promenade. (Heute entspricht ihrem Verlauf die Kanalstraße, und wer sie entlanggeht, wird sich nicht vorstellen können, dass hier einmal eine der schönsten Straßen der Stadt war.) Am westlichen Ende der Schwarzen Allee, beim Zusammenfluss der beiden Mainarme, fanden gegen Ende des 18. Jahrhunderts gelegentlich Serenaden im Freien statt, wie der Stadtchronist Johann Sebastian König berichtet.⁴

Dass Markgraf Friedrich auch seinen Untertanen Müßiggang zugestand und sich über ihre Freizeit Gedanken machte, war um 1750/60 eine ungewöhnliche und weit voraus greifende Idee. Selbstverständlich waren die von ihm geschaffenen öffentlichen Anlagen noch keine ‚Volks­gärten‘ im Sinne des 19. Jahrhunderts. Die wichtigsten Elemente in diesen zwei vollständig geometrisch gestalteten Grünbereichen waren schattenspendende Alleen, Wasser und Sitzgelegenheiten. Als erste entstand ab 1749 die (nicht mehr

existierende) Anlage am Dammweiher mit Kastanienalleen, Schwanenhäuschen und hölzernen Bänken, die, „da sie dem Entwenden häufig ausgesetzt waren“, bald durch schwere steinerne ersetzt werden mussten.⁵ Um 1760 wurde eine zweite öffentliche Grünanlage an der damaligen Jägerstraße (jetzt Luitpoldplatz) angepflanz, deren Standort heute noch durch die Beete und Bäume gegenüber dem Neuen Rathaus kenntlich ist. Sie bestand aus drei lockeren Reihen von Linden, enthielt einen schönen, vom Main gespeisten steinernen Brunnen und war mit Sandsteinpfeilern eingefasst.

An Einrichtungen für die Wohlfahrt ist das Hospital zu nennen, eine ins Spätmittelalter zurückgehende Einrichtung, die als solche bis heute besteht und ihrer Stiftungsaufgabe, dem Betrieb eines Altenheims, nachkommt. Das Hospital war kein Krankenhaus, sondern bot betagten Bayreuther eine Bleibe, Verköstigung und Pflege, wenn sie nicht von Verwandten versorgt werden konnten. Durch Zustiftungen und Erbschaften war im Laufe der Jahrhunderte ein beträchtlicher Besitz an Landwirtschaft und Waldungen zusammengekommen, aus deren Einkünften sich das Hospital finanzierte. Mit dem Bau einer neuen Spitalkirche ab 1748 entstand auch eine vom Hofbaumeister Joseph Saint-Pierre entworfene Schaufront, die beim Blick von der Marktplatzmitte in Richtung Nordwesten einen Point de Vue bildet. Hinter der Kirche lagen um einen Hof gruppiert die Wohn- und Wirtschaftsräume (jetzt Maximilianstraße 64). Der relativ gut erhaltene Bestand an Archivalien des Hospitals gibt einen Einblick in das Alltagsleben und die wirtschaftliche Situation der einfachen Leute.

Für elternlose Kinder hatte Markgraf Georg Friedrich Carl nach den Vorstellun-



Abb. 2: Ausschnitt aus der Stadtansicht von Schuhmacher und Hammer: die doppeltürmige Stadtkirche und am rechten Bildrand die kleine Spitalkirche. (Historisches Museum Bayreuth).

gen seines Hofpredigers und einflussreichen Beraters Johann Christoph Silchmüller ein Waisenhaus mit Armenschule gestiftet (Friedrichstraße 14), das 1732/33 erbaut wurde und eines der ersten Gebäude an der neuen Friedrichstraße war. Beim späteren Ausbau der Straße gab es die Platzanlage vor, auf deren gegenüber liegender Seite die markgräfliche Reithalle und das katholische Pfarrhaus zu stehen kamen. Das Waisenhaus war nicht unumstritten, ebenso wie sein Initiator Silchmüller, ein unduldsamer Pietist, der sich bei Markgraf Georg Friedrich Carl eine Machtposition aufgebaut hatte. Gerade in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, unter dem Einfluss der Aufklärung, kritisierte man die Überbetonung der Religion. Den Kindern war jede Art von Spiel verboten.

Die einzigen Kirchenbauten des 18. Jahrhunderts in Bayreuth waren die schon erwähnte Spitalkirche, ein schlichter Saal mit einer umlaufenden Empore, und

die neue Schlosskirche, die die Stelle der 1753 ausgebrannten alten einnahm. Sie ist ein langer schmaler Raum und hatte ursprünglich einen Kanzelaltar sowie eine Fürstenloge auf der südlichen Schmalseite der Empore. Ihre Architektursprache ist klar und kühl, ihr schönster Schmuck sind die hervorragenden Deckenstuckaturen von Giovanni Battista Pedrozzi. Die Portalfront zum inneren Schlosshof hin blieb unfertig und ist es noch immer. Unter der Empore befindet sich die oberirdische Gruft mit den Sarkophagen von Markgräfin Wilhelmine (gest. 1758), Markgraf Friedrich (gest. 1763) und ihrer gemeinsamen Tochter Elisabeth Friederike Sophie, Herzogin von Württemberg, die getrennt von Herzog Carl Eugen in Bayreuth im Alten Schloss und im Schloss Fantaisie in Donndorf gelebt hatte (gest. 1780). In St. Georgen war zwar ab 1705 die prachtvolle Ordenskirche entstanden, doch soll die damals noch von Bayreuth unabhängige

Stadt „St. Georgen am See“ in diesem Beitrag unberücksichtigt bleiben.

Die Hauptkirche war die Pfarrkirche zur Heiligen Dreifaltigkeit, die mit ihren zwei Türmen die Stadtsilhouette beherrschte. Sie erfuhr im 18. Jahrhundert so gut wie keine Veränderungen. Ihr auf den ersten Blick ‚gotisches‘ Erscheinungsbild ist in Wirklichkeit das Ergebnis einer historisierenden Wiederherstellung des Außenbaues nach den Stadtbränden von 1605 und 1621. Der Chor aus dem späten 14. Jahrhundert und dazu gehörig ein paar Steinskulpturen und Konsolköpfe im typischen Stil der Parler-Nachfolge sind die einzigen nennenswerten Zeugnisse mittelalterlicher Kunst, die Brände, Plünderungen und Verwüstungen überdauert haben. Im Innern hatte die nachgotische Kirche jedoch seit dem Wiederaufbau eine barocke Ausstattung, darunter eine reich geschmückte Orgel und eine Vielzahl von Epitaphien. Kurz nach 1800 begann auf Wunsch der Geistlichkeit eine erste Purifizierung des Innenraums mit der Beseitigung von Ausstattungsstücken, die man als zu weltlich oder zu verschnörkelt-altmodisch betrachtete. Den vor der Südseite der Kirche gelegenen „*Almosenkasten*“ ließ Markgraf Alexander abbrennen und an seinem Platz 1786 einen Brunnen im Zopfstil aufstellen. Der Almosenkasten war eine schlichte, zweistöckige Beinhauskapelle aus dem frühen 16. Jahrhundert gewesen, die nach der Reformation als Lager für die Naturalien der Almosenkastenstiftung benutzt wurde.

Die katholische Gemeinde Bayreuths, der unter Markgraf Friedrich etliche französische und italienische Hofkünstler angehörten, konnte sich ab 1745 in einem Hof hinter der Friedrichstraße ein Oratorium erbauen. Das evangelische Konsistorium hatte durchgesetzt, dass es keinen

Turm erhalten und zur öffentlichen Straße hin nicht als katholischer Kirchenbau in Erscheinung treten durfte. Die reformierte Gemeinde besaß ein ursprünglich privates Wohnhaus an der Erlanger Straße für ihre Gottesdienste.

Am Ende des 18. Jahrhunderts, als Jean Paul Bayreuth gern besuchte und geradezu von dem Städtchen schwärmte, waren das Bürgertum und einige Adelige die Träger eines bescheidenen kulturellen Lebens. Im Hotel Reichsadler am Marktplatz, auch in der „Sonne“ am Rennweg (Richard-Wagner-Straße) und im Hotel Goldener Anker am Sternplatz gab es Säle, in denen Kammerkonzerte stattfanden. Es waren sowohl Gastspiele reisender Virtuosen als auch Darbietungen der einheimischen Musikerfamilie Heinel. Schauplätze für Wandertruppen boten das große Opernhaus und das nachträglich in die Reithalle eingebaute kleine Schauspieltheater. Letzteres hatte zwei Ränge ohne abgeteilte Logen, ein kleines Parterre und verfügte schätzungsweise über allerhöchstens zweihundert Plätze. Er war sehr einfach und schmucklos, nur am Proszenium waren Pilaster und Girlanden aufgemalt. Gegenüber dem Opernhaus hatte es aber den Vorteil, viel leichter beheizbar zu sein, und bei schlechtem Besuch spielten die Truppen dann wenigstens nicht vor einem fast leeren Theater. Die Qualität und das Niveau der Stücke und der Aufführungen waren mehr oder weniger gut, an die früheren markgräflichen Ensembles konnten sie natürlich nicht heranreichen. Das Ballett- und Opernensemble sowie die Schauspieltruppe, die alle drei die Staatskasse gewaltig mit ihren Gagen belastet hatten, waren nach dem Tod Friedrichs von seinem Nachfolger Friedrich Christian gleich im Jahr 1763 entlassen worden. In den folgenden Jahrzehnten lernten die

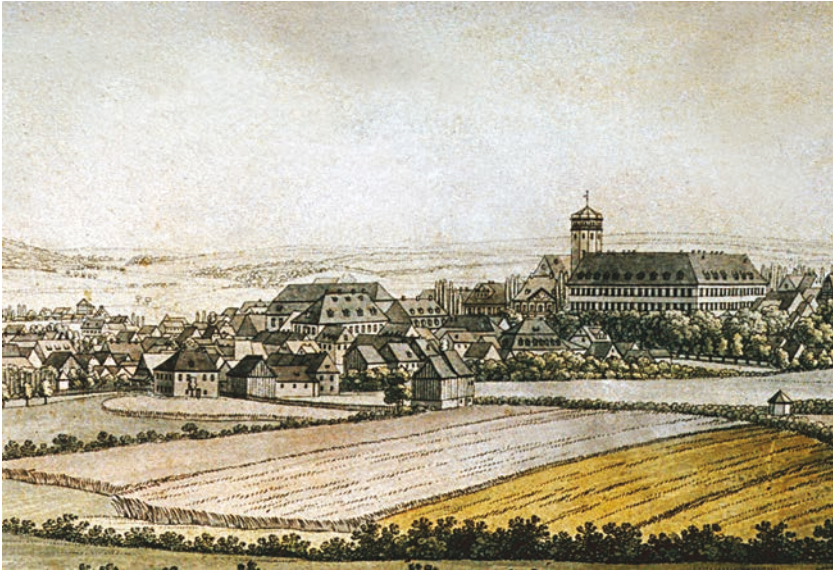


Abb. 3: Ausschnitt aus der Stadtansicht von *Schuhmacher und Hammer*: das Alte Schloss und weiter links davon das große Mansarddach des markgräflichen Opernhauses.

(Historisches Museum Bayreuth).

Bayreuther durch die diversen reisenden Theatertruppen immerhin Mozarts Zauberflöte kennen (1794), ferner Lessings *Minna von Barnhelm* (1792), Schillers *Räuber* (1792 und 1797), *Don Carlos* (1792) sowie *Kabale und Liebe* (1793). Auch Shakespeares *Hamlet* kam 1797 zur Aufführung. Die Vorstellung der Zauberflöte wurde von der Kompanie des Daniel Gottlieb Quandt gegeben, der die Eltern des Komponisten Carl Maria von Weber angehörten, die diese Truppe auch gegründet hatten. „*Madame von Weber*“, die Mutter des Komponisten, sang die Pamina, sein Vater Franz Anton von Weber den Papageno. Gelegentlich gab es Komische Opern von Dittersdorf und Paisiello oder auch „*altdeutsche Ritterschauspiele*“. In der Häufigkeit aber lagen die Stücke von Kotzebue und Iffland an vorderster Stelle. Die Vorstellungen begannen früh, nämlich stets pünktlich um 18 Uhr, und der Ein-

tritt kostete in beiden Theatern zwischen 6 und 36 Kreuzern.⁶

Während der junge Jean Paul bei seinen Aufenthalten in Bayreuth zwischen 1792 und 1797 uneingeschränkt von der Stadt begeistert war und die Frauen, die er dort kennenlernte, ausnahmslos anhimmelte, gibt es aus der gleichen Zeit auch ganz andere Äußerungen. Sehr unterschiedlich urteilten die Reiseschriftsteller des späten 18. Jahrhunderts über die kleine Residenz, die ihren Glanz verloren hatte, was allen auffiel und vielfach betont wurde. Übereinstimmend gelobt wurden die schöne Landschaft der Umgebung und die zu beliebten Ausflugszielen für Einheimische und Fremde gewordenen fürstlichen Lustgärten Eremitage und Fantaisie. „*Ein ziemlich großer Ort, aber entsetzlich tot; ich möchte hier nicht leben*“, urteilte harsch eine Sophie Becker im Jahr 1785.⁷ „*In der Stadt sieht man überall noch Spu-*



Abb. 4: Blick auf Bayreuth, ungefähr von der Königsallee aus gesehen. Aquarell von Carl Friedrich Heinzmann, 1823. (Historisches Museum Bayreuth).

ren der Kunstliebhaberei, die von Friedrichs Geist über Bayreuths Einwohner ausgeflossen ist“;⁸ heißt es von einem anonymen Autor 1788 in „Meusels Museum für Künstler und Kunstliebhaber“... und dies bleibt lange der immer wiederkehrende Tenor bei der Charakterisierung der Stadt. Noch 1847 attestiert Ludwig Braunfels mit einer gewissen Wehmut: „Um Baireuth her entfaltet sich die liebenswürdigste Gegend. Die Ungunst der Zeiten hat dieser Stadt den Glanz des Hofes nehmen, den Reichthum der Bewohner mindern können, aber die Schönheit musste sie ihr lassen, als ewiges Besitzthum. Diese Strassen, breit und weit, diese Gebäude, umfangreich und würdig der Fürsten aus der Zopffperiode, wie gab es nur jemals hier Leute genug, sie zu füllen? Baireuth war darauf angelegt, die Hauptstadt eines Fürstenthums auf Jahrhunderte zu bleiben; die Räume waren da, die erforderliche Personenzahl sollte allmählig hinein-

wachsen. Da machten die Unfruchtbarkeit einer Markgräfin und die Politik einen gewaltigen Strich durch die Rechnung...“⁹

Im Jahr 1795 publizierte der preußische Offizier Jobst Christoph Ernst von Reiche eine ausführliche Beschreibung der Stadt, die er zum Zeitvertreib in seinen offensichtlich reichlichen Mußestunden geschrieben hatte.¹⁰ Die Schilderungen sind stellenweise von unfreiwilliger Komik, denn der wohl an einen knappen militärischen Ton gewöhnte Autor bemühte sich hier um eine blumig-poetische Sprache, wobei er gewaltig übertrieb. Er ist jedoch einer der Autoren, die den Bayreuther Einwohnern seiner Epoche prinzipiell gute Eigenschaften zugestehen: „altdeutsche Rechtschaffenheit, Wohlthätigkeit, Vaterlandsliebe, Tapferkeit und ein edler, sich auf die Verdienste ihrer Vorfahrer gründender Stolz.“ Ganz anders lautet das Urteil, das Johann Caspar Lavater unter Berufung auf

seinen Bayreuther Bekannten, den reformierten Pastor Schinz, wiedergibt: „*Bayreuth sey eben der Boden nicht, wo viele Verdienste blühen oder blühen können, weil sie so schlecht belohnt würden. Der Geist des Eigennutzes herrsche ziemlich auffallend... Das aufkeimende Verdienst habe wenig Ermunterung. Wer etwas erlangen wolle, der müsse scharf und bettelnd darnach gehen, oder auch vielleicht kriechen.*“¹¹ 1796 klagt Henriette Schuckmann, die sich in Bayreuth langweilte: „*Allen hiesigen Menschen fehlt vollkommen jede Energie; sie haben nicht einmal so viel, um schlecht zu sein. Die allgemeine Veranlagung, vielleicht ein Produkt des Fichtelgebirges, ist ein Quietismus, ein passives untätiges Leben, das ihnen weder Kraft für die Sünde noch für die Tugend lässt.*“¹² Ihr prominenter Briefpartner war der alte Giacomo Casanova in Schloss Dux. Die mangelnde Energie, die sie den Bayreuthern vorwirft, hatte er hingegen ausgerechnet ihr, Henriette Schuckmann, vorgehalten. Sogar der Dialekt der Bewohner wurde von Reisenden beanstandet: „*Man weiß nicht, ob es deutsch oder böhmisch ist, was man hier sprechen hört, so abscheulich ist die Aussprache*“, stellt 1796 ein junger Theologe und Pädagoge aus Magdeburg fest.¹³

Nach der festen Ansiedlung Jean Pauls in Bayreuth erschienen auch Schilderungen von Besuchern, die von ihm empfan-

gen wurden. Vor allem handelte es sich um Schriftsteller, und er scheint sie mit großer Geduld empfangen zu haben, auch wenn sie ihm völlig unbekannt waren: „... *Siehe da! eine Gestalt watschelte auf uns zu, die das Aussehen eines wohlhabenden Gastwirts hatte: feist und kahlscheitelig, einen alten grauen Überrock nachlässig über den stattlichen Bierbauch zugeknöpft, im übrigen ohne Halstuch und Weste und offenstehend über der breiten, ziegelroten, behaarten Brust ... Ungeachtet all des physischen Gastwirtsäußeren trägt sein Antlitz doch einen höchst geistreichen und höchst herzlichen Ausdruck ... Er ist in höchstem Grade ungekünstelt und freundlich.*“¹⁴ Jean Paul war nun selbst zu einer Art Sehenswürdigkeit von Bayreuth geworden.

Dr. Sylvia Habermann studierte Architektur und Kunstgeschichte in München und ist Leiterin des Historischen Museums Bayreuth. Beruflich hat sie zahlreiche Ausstellungen vorbereitet, privat Publikationen veröffentlicht und Vorträge zur Baugeschichte und zur Alltagsgeschichte der Region Bayreuth in der markgräflichen Epoche gehalten. Ihre Anschrift: Historisches Museum / Kirchplatz 4, 95444 Bayreuth, historischesmuseum@bayreuth.de.

Anmerkungen:

- 1 Hausser, Philipp: Jean Paul und Bayreuth. Bayreuth 1969.
- 2 Ebd., S. 9.
- 3 Berger, Günter: Memoiren einer preußischen Königstochter. Bayreuth 2007, S. 208.
- 4 König, Johann Sebastian: Häuserbeschreibung der Stadt Bayreuth. Ergänzungsteil. Kap. IX § 5 (Manuskript im Historischen Verein für Oberfranken, Ms 114).
- 5 Ebd., Kap. X § 2.
- 6 Alle Angaben zu den Theateraufführungen nach: Stadtarchiv Bayreuth B 2943 bis 2948.
- 7 Toussaint, Ingo: Reisen nach Bayreuth. Hildesheim 1994, S. 125.
- 8 Ebd., S. 130.
- 9 Ebd., S. 235.
- 10 Reiche, Jobst Christoph Ernst von: Bayreuth geschildert. Bayreuth 1795.
- 11 Toussaint: Reisen (wie Anm. 7), S. 150.
- 12 Schuckmann, Christiane von: Henriettes Briefe. Nordstedt 2012, S. 81/82.
- 13 Toussaint: Reisen (wie Anm. 7), S. 164.
- 14 Ebd., S. 181ff.

Gert Rückel

Jean Paul wandert zur Rollwenzelin

Der Schriftsteller Jean Paul (1763–1825) liebte es, im Freien und ungestört vom häuslichen Lärm zu schreiben. Deshalb besuchte er in Bayreuth jahrelang immer wieder sein „Dichterstübchen“ in der „Rollwenzlei“ vor den Toren der Stadt.

Man schreibt das Jahr 1818. Über den Ziegeldächern auf den Sandsteingebäuden im ehemaligen Markgrafenstädtchen Bayreuth wölbt sich ein blauer Frühlingshimmel. Von Osten her tasten sich erste wärmende Sonnenstrahlen über das holperige Kopfsteinpflaster in der Friedrichstraße. Im Schwabacher'schen Hause packt gerade der Legationsrat Richter einige Hefte, ein wenig Papier und ein paar Bücher in seinen Ranzen. Beinahe hätte er das schmale „Buch der Gedanken“ vergessen, das er fast immer mit sich herumschleppt. Dieses Heft muss er stets griffbereit haben, weil er darin seine bisweilen arg phantastischen Gedanken und Einfälle sammelt.

Lautet doch eine seiner Lebensregeln: *„Schreib' alles auf! Man glaubt es nie zu vergessen, weil die Gegenwart glänzt. Doch die nächste tut's auch, und dann vergisst man.“* Auch die selbstgebraute Tinte darf nicht fehlen. Seine gesammelten Gedanken fügt er mit so großem Geschick in sein dichterisches Phantasiegebäude, dass es für die meisten seiner zahlreichen Leser schon einer gewissen Anstrengung bedarf, wenn sie sich in der manchmal etwas verwinkelten Gedankenwelt des Jean Paul einigermmaßen zu Recht finden wollen. Denn

nicht der Legationsrat Johann Paul Friedrich Richter, sondern der hochgeschätzte und viel gelesene Dichter und Schriftsteller Jean Paul verlässt an diesem sonnigen Frühlingsmorgen sein Quartier in der Friedrichstraße.

Jean Paul hatte mit seiner Familie schon ein paar Jahre zuvor in dieser Straße gewohnt, in der Nähe seines Freundes Emanuel. Um ihm näher zu sein, war er im November 1808 aus seiner alten, gemütlichen Behausung in der Dürschnitz in die Stadt hinein gezogen. Hier brachte er den „Feldprediger Schmelzle“ sowie eines seiner köstlichsten Werke, „Dr. Katzenbergers Badereise“, zum Abschluss. Doch im Herbst 1811 musste er diese Wohnung wieder verlassen, weil die Schwägerin des Hausbesitzers hier einziehen wollte. Der Dichter fand für sich und die Familie eine Mansardenwohnung in der Schlossapotheke am Markt. Hier blieb er für zwei Jahre, bevor er wieder in seine geliebte Friedrichstraße in diese Wohnung, die seine letzte werden sollte, ziehen konnte.

Nun also wirft Jean Paul den Ranzen über die Schulter, pfeift seinem Pudel Ponto, der freudig um ihn herumspringt, und schreitet rüstig über das Kopfsteinpflaster stadtauswärts in den klaren, blauen Frühlingsstag hinaus. Zurück bleiben Familie, Kindergeschrei, Zank und Streit – eben der ganze bedrückende Alltag; der Dichter gönnt sich für ein paar Stunden seine Freiheit. Dort, unter freiem Himmel in der Natur, im Gartenhaus des Hagen-gutes in Moritzhöfen, in der von Efeu umrankten Laube des Miedelsgartens in der Dürschnitz oder unter dem grünen

Blätterdach eines stämmigen Baumes in der Eremitage, dort kommen ihm dann die Gedanken, die nur er haben kann.

Er wandert nun gemächlich durch die Baumallee des Hofgartens. Bewegung in frischer Luft tut ihm momentan sehr gut. Der lange Winter war doch nicht ganz spurlos an ihm und an seiner Figur vorüber gegangen. „*Das Bier ist halt schuld, das gute Bayreuther Bier*“, denkt er und schaut an seinem Bauch hinab. Dann erinnert er sich, dass er ja keine Ruhe gegeben hatte, bis er die für sein Schaffen phantastische Kombination gefunden hatte. Schon 1801 hatte er von „*Bergen, Büchern, Bier*“ geschwärmt. Endlich am 12. August 1804, nachmittags um 4 Uhr, war sein Traum schließlich in Erfüllung gegangen. Da war er aus Coburg kommend in Bayreuth mit Ehefrau, Tochter Emma, Sohn Max und dem Hund in der Kutsche vorgefahren, den Packwagen hinter sich. Hier im Palais der Justizratswitwe Münch in der Maxstraße begannen die Bayreuther Jahre des Dichters. Frau Karoline wollte wegen der kleinen Kinder, und weil sie schon wieder schwanger war, nicht höher als im ersten Stock wohnen. Da musste der Wunsch ihres Gatten um Höhe und Blick auf die Berge zurückstehen. Der Dichter fühlte sich wohl, er widmete sich ganz seiner Arbeit: der vierte Band der „Flegeljahre“ entsteht, fast gleichzeitig schließt sich die „Levana oder Erziehlehre“ an. Im Anhang dieses Werkes denk er nochmals voller Zufriedenheit an den Umzug nach Bayreuth: „*Danken Sie Gott, Freund, im Namen Ihrer Nachkommenschaft, dass Sie, wie ich, nicht in Sachsen oder im sächsischen Voigtlande, sondern in Baireuth und dem besten Biere, dem Champagner-Biere, am nächsten wohnen.*“

Rüstig schreitet nun Jean Paul, die Erinnerung verscheuchend, durch die mit Kas-

tanienbäumen bestandene Allee des Königsweges aus. Zu seiner alten Freundin, zur Rollwenzelin, will er hinaus. Zweimal hatte der Verleger ihn schon gemahnt, das „Leben Fibels“ musste fertig werden. Die Druckerei warte auf die Manuskripte, hatte der Verleger geschrieben. Deshalb geht Jean Paul heute auch am Miedelsgut vorbei. Fast wäre er gestern fertig geworden, aber war's die laue Frühlingsluft, der Blick auf die geliebte Landschaft über die weite Mainaue bis zum heimatlichen Fichtelgebirge, der Gedanke an seine liebe Karoline oder der süffige Rotwein: als die Dämmerung langsam hernieder sank, stockte die Arbeit. Doch heute muss er zum Schluss kommen.



Abb.: Jean Paul wandert zur Rollwenzelin.

So geht Jean Paul also weiter, am Colmdorfer Schlösschen vorbei. Da reißt sich der Hund los und springt der Rollwenzelin

lin entgegen, die schon auf den Stufen ihres Hauses auf ihren Stammgast und seinen Pudel wartet. Sie legt das Küchenmesser zur Seite, zuerst bekommt der Hund seine Schüssel mit Wasser. Dann rückt sie die weiße, gerüschte Haube zurecht, um seinen Herrn zu begrüßen. Sie weiß, was sie an ihrem vergötterten Dichter hat, der ihrem Haus *„so viel Glück, Ehre und Reputation gebracht hat“*, wie sie es einmal ausdrückt. *„Mein Mann freilich versteht ihn nicht immer“*, fährt sie damals fort. Der Rollwenzel trägt ja nicht von ungefähr eine Zipfelmütze mit einer schweren Quaste auf dem Kopf: nicht hinter jeder gescheiten Frau steckt auch immer ein kluger Mann! Die gescheiteste Frau von Bayreuth hatte der Herr Legationsrat sie einmal vor allen Leuten genannt. Darauf war sie jedenfalls sehr stolz – und verwöhnte ihn seither noch mehr.

Sie kümmerte sich darum, dass er auf das Essen nicht vergisst und dass er seine geliebten Kartoffeln wenigstens einigermaßen heiß isst, wenn er traumverloren über seinen Manuskripten sitzt, in jener Kammer unter dem Dach, die sie nur für ihn eingerichtet hatte, in seiner „Schreibstube“ in der Gastwirtschaft „Rollwenzelai“ hier vor den Toren der Stadt. Die Wirtin Anna Dorothea Rollwenzelin hatte kein einfaches Leben. Sie stammte aus Melkendorf bei Kulmbach, ihr Vater betrieb dort eine Gastwirtschaft mit Metzgerei. Schon früh hatte sie das Arbeiten gelernt. Ihr erster Mann war ebenfalls Gastwirt und Metzger. Zwei Kinder hatte sie mit ihm, der Sohn wanderte später bis nach Avignon aus. Doch der erste Mann war ein arger Verschwender, sie ließ sich scheiden und heiratete ein zweites Mal.

Mit ihrem Mann Friedrich Rollwenzel erwarb sie das Häuschen draußen vor der Stadt, auf halbem Wege zur Eremitage,

dem ehemals markgräflichen Lustgarten, gelegen. Ursprünglich war es ein Zollhäuschen und nachdem es das Rollwenzel-Ehepaar übernommen hatte, wurde es auch nicht gleich ein Wirtshaus. Das Schankrecht erhielten sie von den französischen Besitzern (die Markgrafschaft Bayreuth war ja 1806 von den Truppen Napoleons besetzt worden) erst, nachdem die Rollwenzelin einen kranken französischen Soldaten gesund gepflegt hatte. Nun, in dieser Gastwirtschaft schaute dann Jean Paul fast jeden Tag vorbei. Nicht um ein Weibsbild zu besuchen, sondern um zu arbeiten. Das wusste anscheinend auch Ehefrau Karoline, denn Sie hatte nichts einzuwenden gegen die *„literarische Tagesmutter“* (Bernhard Setzwein) ihres Mannes: *„Sie liebt meinen Mann aus wahren Gefühl seines Wertes, und sie wird mit ihm zur Unsterblichkeit gelangen.“* Damit sollte sie Recht behalten.

Nachdem die Dichterklause im Jahre 2010 gründlich renoviert und dann wieder für Besucher freigegeben wurde, ist die Stube so sparsam wie damals möbliert: ein Tisch, zwei Stühle, das Sofa, Bierkrug, Kerze, Schreibfeder und der restaurierte Ofen. In einem zweiten Raum sind die Gästebücher vergangener Jahrhunderte zu sehen, am Bildschirm kann man sich durch die Jahre blättern, kann die Haube der Wirtin bestaunen und sich von einem detailgetreuen Modell, welches das Gasthaus mit der Frau Rollwenzelin, Jean Paul mit Pudel und einen Postreiter zeigt, ins 19. Jahrhundert zurückträumen. Man meint, die Zeit sei stehen geblieben: Jean Paul könnte wieder in sein Dichterstübchen kommen, um weiterzuarbeiten.

Ganz große Werke entstehen hier in der Rollwenzelai nicht mehr. Immerhin der letzte große Roman „Der Komet“, der leider ein Fragment bleiben musste. Ge-

nauso wie die „Selbsterlebensbeschreibungen“, die Autobiographie seiner frühen Jahre. Schließlich eines seiner wunderlichsten Bücher, „Selina oder über die Unsterblichkeit der Seele“, ein Zwischending zwischen Roman und philosophischem Essay, in manchen Passagen von rätselhafter, geradezu poetischer Schönheit. Auf Spaziergängen, an Tischrunden oder im Garten debattieren die Figuren des Romans über die Frage: „Leben wir weiter, über den Tod hinaus?“

Mitten in der Niederschrift dieser langen Diskussionen stirbt Jean Paul am 14. November 1825. Die Handschrift des Manuskriptes liegt auf dem Sarg des Dichters auf dem Leichenwagen, der drei Tage später von vier schwarzbehangenen Pferden auf den Bayreuther Stadtfriedhof hinausgezogen wird.

Die Biographen behaupten, die Rollwenzelin habe keine einzige Zeile von Jean Paul gelesen. Er hätte es nicht gewollt. Trotzdem hat sie einmal geäußert: „Es giebt [sic!] nur einen Jean Paul. Viele können auch gut schreiben und was hervorbringen, aber den Witz haben sie nicht. Woran ein anderer einen Tag lang schreibt und simuliert, das schreibt meiner in einer Minute.“

Er war halt doch „ihr“ Jean Paul, über den sie zuletzt eine Trauerklage anstimmen musste: „Es ist nun wohl ein Jahr, da blieb er weg und kam nicht wieder. Ich besucht‘ ihn drinnen in der Stadt, noch ein paar Wochen vor seinem Tode; da mußst‘ ich mich ans Bett setzen, und er frug mich, wie es mir ginge. ‚Schlecht, Herr Legationsrat‘, antwortete ich, ‚bis Sie mich wieder beehren‘. Aber ich wußt‘ es wohl, daß er nicht wieder kommen würde, und als ich erfuhr, daß seine Kanarienvögel gestorben wären, da dacht‘ ich, er wird bald nachsterben. Sein Pudel überlebt ihn auch nicht lange, ich

hab‘ ihn neulich gesehn, das Tier ist nicht mehr zu erkennen.

Gott, nun hast Du ihn bei Dir! Aber ein Begräbnis hat er bekommen, wie ein Markgraf, mit Fackeln und Wagen, und ein Zug von Menschen hinterdrein, man kann’s nicht erzählen. Sie haben auch eine Leichenpredigt gehalten, und sie haben mir einen Stuhl dicht beim Grabe gegeben, darauf hab ich sitzen müssen, als ob ich dazu gehörte, und als alles zu Ende war, haben sie mir die Hände gedrückt, die Familie und der Herr Otto und noch viele große Herren.“¹

Gert Rückel, Regierungsdirektor a.D., beschäftigt sich seit Jahren mit Leben und Werk von Jean Paul, insbesondere mit dessen Bezügen zu Bayreuth und seinem Umland. So im „Literarischen Spaziergang durch Bayreuth“ (2. Aufl. 1994), in den „Begegnungen mit Oberfranken“ (Heimatbeilage zum Amtl. Schulanzeiger der Regierung von Oberfranken) 1980 oder zusammen mit Bernd Mayer in „Von einem Paradies durch das andere“, Auf den Spuren berühmter Wanderer im Landkreis Bayreuth (2. Aufl. 2002). Seine Anschrift: Jupiterstraße 20, 95448 Bayreuth, gert.rueckel@web.de.

Literatur:

- Bayreuth Marketing und Tourismus GmbH (Hrsg.): Jean Paul in & um Bayreuth. Bayreuth 2012
 Bruyn, Günter de: Das Leben des Jean Paul Friedrich Richter. Neufassung München 2013
 Langner, Beatrix: Jean Paul. Meister der zweiten Welt. München 2013

Anmerkungen:

- 1 Dorothea Rollwenzel zu dem Dichter Wilhelm Müller, 17. August 1826.

Ein wahrer Urwald der Poesie – Jean Paul damals und heute

Jean Paul ist kein ‚schwieriger‘, er ist ein sehr schwieriger Autor. Dennoch fällt auf, dass immer wieder – von klügsten Köpfen wie Lichtenberg, Jacob Grimm (der ihn gleich nach Goethe stellte), Hugo von Hofmannsthal und Hermann Hesse und vielen anderen – sein einsamer Rang gelobt wurde und wird.

Man könnte es sich, um Jean Paul bündig zu charakterisieren, leicht machen und zunächst aus einer der berühmtesten Reden zitieren, die jemals einem Dichter gewidmet wurde. Ich könnte also aus Ludwig Börnes Ansprache etwas bringen, die er wenige Tage nach dem Tode des Menschen Jean Paul im Frankfurter Museum vortrug. Dass er also geduldig an der Pforte des 20. Jahrhunderts stünde, dass er nicht an den Tafeln der Großen zu Gast war, sondern bei den Seinen, den Armen: man kann das alles auszugsweise in den schönen Biographien nachlesen, die im späten 20. Jahrhundert dem Dichter gewidmet wurden; jüngst sind gleich drei neue hinzugekommen. Man müsste dann allerdings sofort zur Kritik ansetzen und fragen, was denn an Börnes Einschätzung zutrefte – und man würde zuletzt darauf kommen, dass dieser höchst eigentümliche Dichter nicht grundlos die besten Biographien gefunden hat. Begeisterter als über diesen eigentümlichen Typen Jean Paul wurde vielleicht über keinen zweiten deutschen Dichter geschrieben, aber auch nicht ablehnender.

Man würde allerdings auch zum Schluss kommen, dass kaum ein Dichter derart

widersprüchliche Texte geschrieben habe. Diese Widersprüche, die mit seiner unverwechselbaren – schwer geliebten wie unbedingt gehassten – Schreib-Art zu tun haben, diese Widersprüche mögen sich auflösen, wenn man das an Visionen, Weisheiten und Witzen überreiche Werk chronologisch in den Blick nimmt – aber wer tut dies schon? Das Problem liegt bei diesem Dichter ja auf der Hand: Zu Jean Paul gelangt man selten auf geraden Pfaden. Es braucht eine Engelsgeduld, um hineinzukommen in diesen Kosmos an Worten, Ideen und Bildern. Es braucht ein granitenes Lesegebiss, um sich durchzubeißen bis zu jenem Punkt, an welchem dem einsamen Leser nicht alles, aber doch so viel egal ist, dass er das, was er als wesentlich empfindet, vom Wust des unmittelbar wie unmissverständlich Unverständlichen zu sondern weiß. Anders als bei Robert Musil, der ja auch (und zu Unrecht) als ‚besonders schwierig‘ gilt, kommt es bei der Lektüre nicht so sehr auf jede Sentenz, jede Assoziation, jede Metapher an. Genug, dass man im Fluss der Sprache mitschwimmt, dass man das sogenannte Wesentliche begreift – oder, was bei Jean Paul ja nicht weniger ist, zu begreifen scheint. Wer noch vor dem Abitur zu einem Werkchen wie etwa dem (grandios komischen) „Feldprediger Schmelzle“ greift und nach zwei bis maximal drei Seiten den Vogel „in die Ecke schmeißt“, wie es unnachahmlich klar in den „Neuen Leiden des jungen W.“ heißt – der muss noch nicht verloren haben.

Andererseits: Nimmt man sich nicht das Wesentliche, wenn man eben jene

vielen kleinen Stellen überschlägt? Wenn man darauf verzichtet, die köstlichen Witze, die warmherzigen und bösen Bemerkungen zu begreifen, wenn man mal wieder über eine Metapher, einen unbekannten Namen, ein Fremdwort gestolpert ist, das partout in keinem Lexikon verzeichnet ist? Man könnte nun arg dichtungstheoretisch werden und auf die ‚Rolle des Erzählers‘ in Bezug auf den Autor hinweisen, auf die ‚Meta-Ebene‘, die Selbst-Reflexivität und das Erzähler-Ich, auch auf die Fiktionalität und den Schein-Dokumentarismus seiner Texte – aber theoretische Erläuterungen würden den Witz und das Spiel vermutlich nur beschädigen. Nein, man muss schon selbst nachlesen, wie sich Jean Paul als Erzähler, Romanautor und Held, als Theoretiker der Poesie und der Politik, der Pädagogik und der Liebe in seinen Schriften positioniert, und man sollte sich nicht abschrecken lassen von den Einschätzungen der Literaturwissenschaft: Jean Pauls erster Roman „Die unsichtbare Loge“ sei formal wirr, lese ich etwa sinngemäß in der 2013 erschienenen Jean-Paul-Biographie Helmut Pfotenhauers. Formal mag die Anmerkung richtig sein; aber wer den Leser mit derartigen Urteilen verschreckt, hindert ihn vielleicht daran, das Schönste zu entdecken: den Traum und den Realismus. Bedenkt man, wie er seine Romane konstruiert hat – mit Abschweifungen, Fußnoten, Brüchen, Einschüben, Extrablättern und Beilagen –, zweifelt man daran, dass es ihm mit dem Aristoteles allzu ernst gewesen ist. Soviel ist allerdings richtig: Würde man alles wegstreichen, was nicht unmittelbare Handlung ist, hätten wir es vermutlich mit einer Kurzgeschichte zu tun – einer nicht sonderlich spannenden Kurzgeschichte. Ja, Jean Paul war kein Systematiker, er hat diese Systemlo-

sigkeit gut begründet: „*Wer ein System hat, denkt nicht mehr.*“ Das sogenannte Chaos seiner Romane und Erzählungen diene sich einer anderen Herrin als dem System an: der Wirklichkeit – zumindest einer Wirklichkeit, die sich allein in den Kategorien des Unsystematischen (falls eine Kategorie etwas derart Unscharfes einzufassen vermag) beschreiben lässt. Jean Paul also zeichnet etwas grundsätzlich Anderes aus als wohl jeden anderen Autor des 19. Jahrhunderts, der uns geblieben ist. Aber wer war eigentlich dieser Jean Paul?

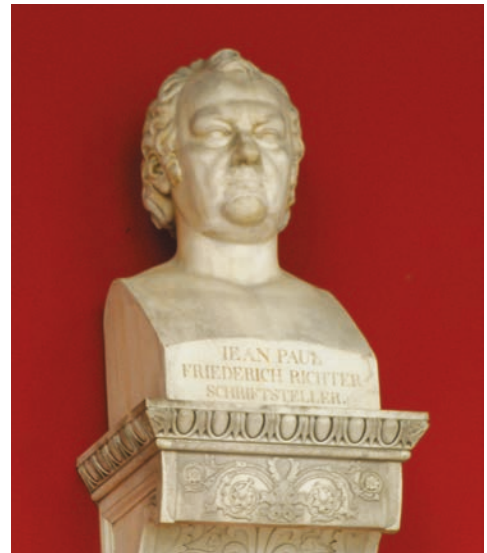


Abb. 1: Ludwig I., der als König von Bayern UND als Herzog von Franken das Bayreuther Denkmal in Auftrag gab, hat den Dichter so geschätzt, dass er ihn, neben vielen anderen fränkischen Geistern, in der Bayerischen Ruhmeshalle in der Landeshauptstadt verewigte. Es sagt viel über den Ruhm des Dichters im 19. Jahrhundert aus.

Photo: Frank Piontek.

Bleiben wir einen Moment bei den Kindern, denen auch Jean Pauls Liebe galt, denen er sogar eine eigene Schrift

widmete: die „Levana“, eine nach wie vor lesenswerte Sammlung von Erziehungsmaximen und -ratschlägen. Wie würde ich einem Jugendlichen, der nichts von ihm kennt (was die Jugendlichen mit den meisten und selbst den gebildeten Erwachsenen verbindet) heute den Dichter nahe bringen? Vielleicht so: Er steht hoch oben auf dem Bayreuther Denkmalsockel. Er muss zweifellos ein bedeutender Mann gewesen sein: er, der mit dem Stift in der Hand die Verkehrssünder aufzuschreiben scheint, die ihn täglich umrunden.

Er gilt neben der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth und dem Komponisten Richard Wagner als der dritte der ganz Großen im Bunde der Bayreuther Kulturschaffenden. Ja, er ist der wichtigste Dichter, der jemals in Bayreuth lebte und bis heute weltberühmt, aber auch umstritten ist. Er war ein echtes Kind des Fichtelgebirges. In seinen Lebenserinnerungen, die er ganz am Ende seiner Bayreuther Tage aufschrieb und denen er den typisch jeanpaulischen Titel „Selberlebensbeschreibung“ gab, hat er seine Kindheits- und Jugendjahre beschrieben. Er tat das so, dass es auch ein Jugendlicher verstehen kann, denn sonst ist er für einen eher komplizierten Stil berühmt (und berüchtigt).

So schilderte er seine ersten Jahre, in denen er – am Tag des Frühlingsbeginnes 1763 in eine Pfarrersfamilie hineingeboren – mit einigen Brüdern und seinen Eltern im Fichtelgebirge aufwuchs. Es müssen harte Jahre gewesen sein, denn der Vater verdiente als Pfarrer und Schullehrer nicht viel Geld. Jean Paul aber hat später diese Zeit in Wunsiedel, Joditz und Schwarzenbach an der Saale als eine schöne bezeichnet. Es ist erstaunlich, mit welcher Kraft sich der Schriftsteller, der sich lange durchs ärmliche Leben hun-

gerte, nachträglich dieses Leben schön-schrieb. Jean Paul war offensichtlich ein Mensch mit einem starken Willen, der nicht zuließ, dass die äußeren Umstände über seinen Geist triumphierten. So überlebte er auch die Studentenzeit in Leipzig, auch wenn er das Studium abbrechen und aus der Stadt fliehen musste, weil ihn seine Gläubiger verfolgten. Er kehrte zurück in seine oberfränkische Heimat und wurde hier zunächst einmal Hofmeister, d.h., er heuerte als Privatlehrer an – und schrieb, schrieb, schrieb. Er produzierte zunächst viele Satiren, also komische Texte, die zwar gedruckt, aber so gut wie nicht gekauft wurden.

Schon früh hatte er auch enorm viel gelesen. Er muss einer der gebildetsten Männer seiner Zeit gewesen sein und kannte sich in unglaublich vielen Fachgebieten aus. Er hat diese Kenntnisse in all seine Romane und Erzählungen einfließen lassen, was natürlich etwas verwirrend ist. Berühmt wurde er allerdings nicht aufgrund seiner enormen Kenntnisse, sondern wegen der Darstellung tiefer Gefühle und komischer Szenen. Jean Paul ist tatsächlich nicht nur einer der größten Humoristen der Literatur, er war auch unübertroffen, wenn es darum ging, Himmel und Erde in höchst leidenschaftlichen Worten zu beschreiben. Mit seinem zweiten Roman, „Hesperus“, hat er sich die Herzen eines größeren Publikums erobert. Für einige wenige Jahre gehörte er zu den zehn bekanntesten deutschen Schriftstellern, die gelesen und diskutiert wurden. Wenn ihr in den Biographien lesen könnt, dass er zu den meistgelesenen Autoren seiner Zeit gehörte und dass er in dieser Hinsicht sogar Goethe überholte, dann stimmt das nur halb. Man hat einmal ausgerechnet, an welcher Stelle der ‚Charts‘ Jean Paul Ende des 18. Jahrhunderts stand, als Dichter wie

Kotzebue und Vulpius die Hitparade anführten. Unser Dichter nahm da immerhin den neunten Platz ein – nicht mehr, aber auch nicht weniger, und auch dies nur für einige wenige Jahre.

In dieser Zeit hatte er bereits seine Heimat, das heutige Nordoberfranken, verlassen. Es trieb ihn nach Weimar und Berlin, wo er – da war er schon fast 40 Jahre alt – endlich seine Frau Karoline kennen lernte, die er heiratete und mit der er drei Kinder zeugte. Interessanterweise war Karoline eine bürgerliche Frau, die zwar ihren Mann verehrte, aber sich merklich von den Frauen unterschied, die den Dichter bis dahin regelrecht umschwärmt hatten. Goethe hat ja ähnlich geheiratet, als er seine geliebte Christiane zum Traualtar führte. Jean Paul hatte sich bereits mehrmals verlobt, bevor er sich entschloss, Karoline zu heiraten und endlich einen Ort zu suchen, an dem er länger leben konnte.

So kam man über Meiningen (im südlichen Thüringen) und Coburg im Jahre 1804 in Bayreuth an. Hier blieb der Dichter tatsächlich bis zu seinem Sterbetag im Jahre 1825. Anders als die meisten Schriftsteller seiner Zeit ernährte er seine Frau und seine Kinder (und seine vielen Tiere, unter denen sich Hunde und Eichhörnchen befanden) ausschließlich durch das Schreiben. Jean Paul gehört zu den ersten ‚freien‘ Schriftstellern seiner Zeit, und er schrieb auch in Bayreuth unendlich viel: Romane, Erzählungen, Betrachtungen, große Schriften sowie die genannte spannende Erziehungslehre namens „Levana“.

Allerdings war er in Bayreuth längst nicht mehr der bekannte, gelesene, umschwärmte Autor. Den Erfolg seines Romans „Hesperus“ konnte er nicht mehr erreichen. Obwohl seine späteren Romane moderner erscheinen als seine früheren

– etwa der Eheroman „Siebenkäs“ oder die köstliche Geschichte zweier Brüder „Flegeljahre“ –, wurden sie viel weniger verstanden als seine ersten Erfolgswerke. Dabei sind gerade diese Werke – auch seine Erzählung vom seltsamen „Dr. Katzenberger“ – ungeheuer spannend und sehr, sehr komisch. Natürlich sind sie nicht einfach zu lesen, aber wer einen Sinn für die tiefe Liebe zum Menschen, zu Gott und der Welt, wer die Sehnsucht nach etwas Anderem als dem Alltäglichen und den Spaß an witzigen Wortspielen und Szenen nicht verloren hat, wird ihn immer mit Gewinn gelesen. Man braucht viel Zeit und Geduld, um in sein eigentümliches Reich einzudringen, aber wer es geschafft hat, weiß, was ein Dichter alles mit der Sprache ausdrücken kann.

Ja, wie soll oder muss man ihn denn nun lesen, wenn man ihm nahe kommen und seine Schätze heben will? Jean Paul, heißt es ja landläufig, sei ‚schwer‘ zu lesen, sei ‚schwierig‘. Das stimmt natürlich nicht. Jean Paul ist kein ‚schwieriger‘, er ist ein sehr schwieriger Autor.

Und doch... Es muss auffallen, dass immer wieder – von klügsten Köpfen wie Lichtenberg, Jacob Grimm (der ihn gleich nach Goethe stellte), Hugo von Hofmannsthal und Hermann Hesse – sein einsamer Rang gelobt wurde und wird. Aber wer soll das heute noch lesen? „*Literarische Leute von reiferen Jahren*“, schrieb einst Theodor Fontane. Diese „*finden auf jeder Seite ein Goldkorn, das ganze moderne Novellen aufwiegt und vergessen darüber den umgebenden Häcksel, der wirklich nur Pferdefutter ist. Sieben Achtel ist Quatsch, das achte Achtel aber hält nicht nur schadlos, sondern gibt noch einen erheblichen Überschuss. Sahara, aber welche Oase darin!*“ Denken wir an andere Lobredner, es sind bis heute nicht die schlechtesten.

Die „Naturerscheinung“ wurde stets so gehörig bewundert wie verkannt: von Nietzsche („*ein Verhängnis im Schlafrock*“) zu Hermann Hesse („*ein Bestätiger, und auch ein Tröster*“) und Peter Bichsel („*Man verstrickt sich schnell in ihm*“).

Wie aber soll man als ‚Laie‘ ihm nahe kommen, wie ihn lesen, wie die Oasen entdecken? Ganz einfach:

1. So, wie sich die Igel lieben: langsam und sehr vorsichtig. Wer hier zu schnell vorgeht, versäumt das Wesentliche: die Zärtlichkeit – im Falle des Dichters: die Zärtlichkeit seiner Sprache, seiner Figuren und seiner Gedanken.

2. So, wie man ein russisches Frühstück zu sich nimmt: mit Lust an der Lust auf herzhaft und sehr süße Sachen. Wer Jean Paul in sich hineinfrisst, wird sich schnell den literarischen Magen verderben – und niemals wieder zu seinen Köstlichkeiten greifen.

3. So, wie ein Chirurg vorgeht: mit dem Seziermesser der genauen Analyse. Wer ihn genau liest, wird entdecken, dass es vielleicht nicht auf jedes Bild, jeden Witz, jede Pointe ankommt – aber wenn er sie erst einmal mit Geduld auseinandergenommen hat, wird er sich freuen und bemerken, dass Jean Paul zu den besten, genauesten Schriftstellern deutscher Zunge gehörte.

4. So, wie man zu seiner/seinem Geliebten sein sollte: liebevoll selbst und gerade dann, wenn man Fehler an ihr/ihm zu bemerken scheint. Sie/Er wird diese Zuneigung zu schätzen wissen. Wer glaubt, dass Jean Paul bisweilen nervt, hat nicht ganz Unrecht – aber wer ihm vertraut, wird selbst dort, wo er Fehler zu haben scheint, schönste Seiten an ihm entdecken.

5. So, wie man heute nicht zu lesen pflegt: also nicht mit dem Un-Sinn für schnelles Tempo, glatte Oberflächlichkeit

und dumme Derbheit. Wer ihn langsam liest, muss sich darauf einstellen, dass die Zeit, die er in die ausschweifenden Werke investiert, nicht verloren ist, sondern gewonnen wurde, dass seine Tiefen erobert werden müssen (damit sie dem Leser bleiben) und dass seine Witze nach wie vor – meistens – ausgesprochen gut sind. Lest ihn langsam. Nehmt ihn wahr. Versucht ihn en detail zu begreifen. Auch die Schnecke kommt an ihr Ziel – und sie hat sehr, sehr viel Landschaft gesehen, mehr als das Raubtier, das mit 120 Stundenkilometern durch die Gegend prescht.

Gut, dies mag die ideale Technik des jeanpaulinischen Lesens sein – aber was liest man da eigentlich? Welche Gründe gibt es, ihn heute noch zu lesen? Was macht literarische Bedeutung aus, die uns in seine Bücher hineintreibt? Es sind vier Gründe:

1. Jean Paul war ein besonders kreativer Wortschöpfer. Er hat ungefähr ein Dutzend Begriffe erfunden, die heute noch zu den normalen Wörtern gehören, die in aller Munde sind: Geburtshelfer, Fallschirm, Kerbtier, Schmutzfink, Angsthase, Luftschiffer, Weltschmerz, Schlafrock und unsere beliebten Gänsefüßchen. Er hat auch jede Menge neuer Wörter erfunden, die sofort wieder untergingen – aber ihn zu lesen, bedeutet, die Sprache an sich neu zu entdecken, weil Jean Paul die ungewöhnlichsten Bilder und Wortkombinationen erfand; mit einem Wort: die ungeheuren, grenzenlosen Möglichkeiten der Sprache. Die jeanpaul'sche Sprache erweitert das Bewusstsein des Lesers, weil er ein Gefühl dafür bekommt, was Sprache vermag.

2. Jean Paul hat – wie kein zweiter Autor der deutschen Literatur – die beiden Welten verbunden: die Erde und den Himmel. Er beschreibt – das ist die Sati-

re, das ist der Realismus – die irdischen Verhältnisse, das Dorf, die Stadt, den Hof und er schwingt sich immer wieder auf den berühmten Flügeln seiner Poesie zum Ewig-Jenseitigen hoch, um den ‚armen‘, an den Verhältnissen, an der Liebe und am Hass leidenden Menschen die Perspektive einer anderen, höheren, sinnerfüllten Welt zu geben. Er lässt den Leser – zumeist – nicht an den Bedingungen der Erde verzweifeln, sondern zeigt ihm auf, wie es im Jenseits weitergehen könnte, ohne doch die Erde zum bloßen Durchgang zu erklären. Die Freunde des Essens und des Trinkens und des (zuchtvollen, moralisch einwandfreien) Küssens gehören ebenso zu seinem Weltbild wie die Engel, Gott und die Unsterblichkeit. All dies beschreibt er mit den jeweils ‚passenden‘ Bildern und dem jeweils passenden Tonfall – „*Variatio delectat*“, der Satz trifft gewiss auf Jean Paul zu.

Von hier aus begreift man auch, was ‚Wirklichkeit‘ bei diesem Dichter bedeutet. Alle Erkenntnis einer äußeren Realität ist so wahr wie die Bilder, die der Mensch und Dichter sich von ihnen macht. Bei Nord-Osten, sagt Jean Paul, „*lodere für unser Herz die neue Morgenröte auf*“. Im August 1792 schreibt er das, er sitzt in seiner Stube in Schwarzenbach an der Saale, es ist ein Kriegssommer, Preußen und Österreicher marschieren gen Westen, das Schlimmste steht noch bevor. Der Dichter beschreibt schon mal den Untergang – der Sonne, wobei er zu einzigartigen Bildern findet: Grab, Elysium, Goldstufe, Goldadern, Nacht-Schlacken, Schlafstätte der ruhenden Riesen, gaukelnder Nachtschmetterling; unter diesen Schlagworten findet man das wieder. Die Landschaft wird zum Medium eines Größeren, Transzendentalen: „*und rund um die große Szene zieht sich wie um unser Leben ein hoher Ne-*

bel.“ Die Natur und der Mensch, das Reale der Landschaft und die Sehnsucht von uns allen werden in diesen Bildern zu einer schlichtweg bannenden Wirklichkeit.

3. Jean Paul hat mit dem „Siebenkäs“ den ersten deutschen Eheroman, damit einen der wichtigsten Romane des 18. und 19. Jahrhunderts geschrieben. Wie der Dichter das Scheitern der Ehe von Siebenkäs und Lenette, die Traurigkeit dieser Beziehung und die Sehnsüchte dieser Ehe beschreibt, ist nach wie vor stimmig, rührend – und auf seltsame Weise finster. Jean Paul ist ein so einsamer wie großer Schilderer des Individualismus. Nie wieder haben die Deutschen einen so genauen Chronisten ihrer Innenwelt besessen. Sein mikroskopischer Blick sorgte für genaue und ergötzliche Episoden wie die Lichtschneuzepisode aus dem „Siebenkäs“ oder die Testamentseröffnung aus den „Flegeljahren“.

4. Nicht zuletzt ist Jean Paul einer der ganz großen Humoristen der deutschen Literatur. Wenn Jean Paul einen Witz macht, dann trifft er (meistens), er ist da einfach unfassbar souverän. Wenn er eine witzige Bemerkung macht, dann ist sie nicht nur geistreich, sondern reizt zum unmittelbaren Lachen. Er hatte einen unheimlichen Sinn für absurde Komik. Seine Beschreibungen objektiv komischer Charaktere (ich denke an den Monstrensammler Dr. Katzenberger, an den Feigling Attila Schmelzle, an den Frauenverführer Rosa von Meyern, an Quintus Fixlein und den Rektor Florian Fälbel) sind in der deutschen Literatur wahre Raritäten. Auch deswegen gehört der Dichter zu den Autoren der Vergangenheit, die noch unmittelbar zu uns sprechen.

Gewiss, er spricht zu uns; man hat immerzu den Eindruck, das Jean Paul geradezu neben einem steht, dass man seine

Stimme hört, wenn man seine Texte liest – aber lernt man hier zugleich den Menschen Jean Paul kennen? Kein Autor der deutschen Literatur hat sich so oft selbst herbei zitiert, in den „Jean Pauls“, Gianozzos und Jean Pierres – und keiner blieb dabei so künstlich artifiziell. Die Frage ist vermutlich unwichtig: Muss man den Dichter als Menschen in seinem Werk entdecken. Man käme, darüber nachdenkend, vielleicht auf den Gedanken, dass Jean Paul alles andere als ein Humorist war. Der unvergleichliche Hans Mayer hatte noch in einem Aufsatz zum ‚Nachruhm‘ Jean Pauls behaupten können, dass der Dichter seine Werke *„als Schöpfungen humoristischer Dichtung“* betrachtet habe. Dafür zeuge schon die Wertigkeit, die er dem Humor in seiner „Vorschule der Ästhetik“ eingeräumt habe.

Natürlich war Jean Paul ein großer Humorist – aber die Brüche sind allzu offensichtlich, als dass wir ihn als ‚reinen‘ Humoristen abklassifizieren könnten. War er, wie gelegentlich bei Idealisten zu lesen ist, ein ‚Menschenfreund‘? Darauf könnte es zwei Antworten geben: ja, auch wenn er gewisse Typen in all ihrer Garstigkeit beschreibt, weil erst im Kontrast das Ideal des Autors zum Vorschein kommt. Jean Paul, mag man argumentieren, liebt die Menschen, die leiden; daher muss er auch jene beschreiben, an denen die Anderen leiden. Würde er nur ‚gute‘ Menschen in seine Romane und Erzählungen aufnehmen, müsste er sich der Unwahrhaftigkeit bezichtigen lassen. Dass er das Böse dieser Welt einfängt, wiese gerade darauf hin, dass er ein Menschenfreund ist, dem eben nichts Menschliches entginge.

Der Leser könnte es aber auch anders sehen: Jean Paul mag viele Menschen nicht, die ihm begegnet sind. Deshalb zieht er sie kompromisslos in seine „sati-

rische Essigfabrik“ hinein, um sie dort fast zu ertränken. Er verachtet die Kleingeistigen, die Spießbürger, die Hartherzigen und sieht nicht ein, wieso er sie literarisch schonen soll. Außerdem ist er viel zu geistreich, um eines guten Witzes und einer brillanten Formulierung zuliebe so zu tun, als sei er ein Menschenfreund – denn seine Literatur besteht vor allem aus Literatur, und die hat, wenn sie gut, also treffend, kurzweilig und scharf sein soll, nun wirklich nichts mit Idealismus, sondern mit Realismus zu tun.

Nehmen wir nur ein einziges Beispiel: Jean Paul beschreibt in seinem ersten Roman die Scheerauer, also die Fürstenresidenz und das ältere Städtchen. Was er da bemerkt, ist ganz und gar nicht nett. Der Satiriker hält sich da nicht zurück – und am Ende ist er nicht mehr Satiriker, sondern ein kompromissloser Kritiker. Hier, bei den Neuscheerauern, die *„steife Subordination“*, dort, bei den Altscheerauern, die devote Imitation: wenn der Fürst niest, niesen alle mit (und sie *„weinen, husten, beten, laxieren, hassen und pissen“*; der Dichter liebt zumal dieses letzte, deutliche Wort). Der Mensch wird zur Staatsmaschine, die Individuen lösen sich in Subjekte auf. Der Autor des Pasquills muss feststellen: *„Sie hassen schöne Wissenschaften so sehr wie sich untereinander – unfähig, gesellschaftliches Vergnügen zu entbehren, zu veranstalten, zu genießen, unfähig zu wagen, einander offen zu hassen und zu lieben und zu ertragen, bohren sie sich in ihre Geldhügel und achten öffentlich den Reichsten und geheim den Verwandten oder gar niemand – ohne Geschmack und ohne Patriotismus und ohne Lektüre. Ihr größter Fehler ist, dass sie nichts taugen; aber sonst sind sie fleißig, voll lauter Kaufleute, enthaltsam und fegen die Gassen und Gesichter hübsch.“*



Abb. 2: Die Tasse der Königlichen Porzellan-Manufaktur (Berlin) sagt viel über Jean Pauls Rang aus, den er kurz nach seinem Tode einnahm. Damals, um 1832, hat ein einzelner Jean-Paul-Freund das berühmte Porträt (von Herrn Vogel von Vogelstein) auf eine industriell gefertigte KPM-Tasse malen lassen, die sich heute im Jean-Paul-Museum der Stadt Bayreuth befindet: ein echtes, individuelles Fan-Produkt also.

Photo: Frank Piontek.

Der Verfasser des „GiannoZZo“ wird später ähnlich über die verderbte, arme Erde und ihre Menschen schreiben: unübertroffen in der buchstäblichen Weitsicht des Luftschiffers, in Präzision und Kritik, aber auch in Mitleid. Man sieht: Jean Paul lässt sich weder auf den Humor noch auf das Pathos reduzieren. Er ist gallig und schroff, ein psychologischer Kritiker degenerierter gesellschaftlicher Zustände.

Überdies schrieb er – und auch dies macht ihn, bei aller Ferne, zu einem Heutigen – über die zwei großen Themen, die auch uns schwer bewegen: die Liebe und den Krieg. Jean Paul war ein Publizist, der sich nicht heraus hielt. Er verfasste um 1811/12 herum nicht wenige Schriften zur

Lage der Nation. Wer sie hintereinander liest, nimmt eine interessante Entwicklung wahr: vom Anhänger Napoleons zum Bellizisten.

„Wenn dieses Büchlein mehr Hoffnungen als Klagen und mehr moralische Ansichten als politische enthält; so erfüllt es mit beidem gerade das doppelte Titel-Versprechen einer Friedens-Predigt.“ Der dies schrieb, saß im Winter 1807 mit seiner kleinen Familie in einem Quartier in der Dürschnitz. Man hatte allerdings mehr Klagen als Hoffnungen zu verbreiten: das Heilige Römische Reich Deutscher Nation erlosch gerade, 1806 hatten die Preußen bei Jena und Auerstedt durch die Franzosen eine vernichtende Niederlage erlitten. Gerade, 1807, war Preußen im Frieden von Tilsit als Reststaat konserviert worden, und französische Truppen hatten Bayreuth besetzt. In dieser histo-

rischen Situation setzte sich Jean Paul an den Schreibtisch, um mit einer Reihe von kleinen politischen Schriften die Zeit zu beleuchten.

Die 1808 publizierte „Friedens-Predigt“ also. Er interpretierte Napoleons Feldzug gegen das Heilige Römische Reich als einen Freiheitskrieg, in dem die „Vaterlandsliebe“ und der „Freiheitssinn“ gut aufgehoben waren. So feierte Jean Paul den „Untergang der Staaten“, an deren Stelle ein aufgeklärtes Regiment und ein von Napoleon beschützter Fürstenbund treten sollte. Der Franzose war also in seiner Sicht nicht der spätere ‚Erbfeind‘, sondern ein Bruder, von dessen „Bildung und Lebensfreiheit“ der Deutsche sich etwas abschauen könne.

Nein, Jean Paul blies nicht in das Horn der deutschen Studenten und Freikorps, die sich den Kampf gegen die Eroberer auf das Panier geschrieben hatten, sondern wog in dieser Schrift die politischen und moralischen Argumente ab, die ihm in der Begegnung mit dem politischen Konzept des Franzosenkaisers eingefallen waren. Dass diese Argumente sich schnell als trügerisch erwiesen und sich der Dichter schon relativ schnell von Napoleon distanzierte, weil er in ihm den irrationalen Eroberer entdeckte, muss den Leser der „Friedens-Predigt“ nicht beirren. Mag ihm auch die Propaganda für den „*Freiheitskrieg*“ – nach den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart – allzu krass erscheinen, so bleibt vielleicht doch die Erkenntnis wertvoll, dass die Hoffnung auf gesellschaftlich bessere Zeiten niemals sterben sollte: „*Wir brauchen vielerlei Hoffnungen, schon das Glück kann ohne diese nicht genossen werden, geschweige das Unglück ertragen oder geheilt.*“ Man müsste, so schlug er vor, statt den Krieg von Zweien planen und von Millionen ausführen zu lassen, nur einmal die Maßzahlen umkehren: wie schnell wäre er damit abgemacht. Die Schnelligkeit jedoch, das wusste der Mann in unheimlichem Vorwissen, hat ihre technische Seite: „*Wer bürgt unter den unermesslichen Entwicklungen der Chemie und Physik dagegen, dass nicht endlich eine Mordmaschine erfunden werde, welche wie eine Mine mit einem Schusse eine Schlacht liefert und schließt, so dass der Feind nur den zweiten tut, und so gegen Abend der Feldzug abgetan ist?*“, lesen wir in der „Kriegserklärung gegen den Krieg“. 135 Jahre vor ihrer Erfindung hat Jean Paul bereits die Atombombe herbei phantasiert. Ludwig Börnes vielzitiertes Satz, dass Jean Paul an der Pforte des 20. Jahrhunderts stehe, hat auch hier ihre grausige Richtigkeit.

Wo bleibt in dieser unruhigen Zeit zwischen Französischer Revolution, Krieg und wieder Krieg und Wiener Kongress das ‚Ich‘? Zumal Jean Pauls ‚Ich‘? Es ist auffallend, wie sehr sich besonders die zeitgenössische Literatur mit dem Phänomen des Traums auseinandersetzte. Jean Paul hat immer wieder poetisierte wie authentische Traum-Visionen, Traum-Erlebnisse niedergeschrieben. Zuvor aber ist das ‚Ich‘ da, das er in seiner „Selbsterlebensbeschreibung“ bei der Beschreibung eines frühstkindlichen Erlebnisses festmachte. Das ‚Ich‘ ist das „*Selbst-Ich*“. Im Erlebnis der kindlichen Gespensterfurcht machte sich das dunkle Seelenleben erstmals hell bemerkbar. Produktiv gemacht, entrann dem Albtraum der poetische Quell. So wurde das traumatische Erschrecken am selbsterkennenden Ich, zugleich das Unterbewusste vergegenständlicht und zum Kunstwerk gemacht: nicht gerade zum ausschließlich romantischen Text geboselt, doch durch den romantischen Hebel der totalen Reflexion ermöglicht.

In Jean Pauls Poesie bewirkt diese Simulation ausgesprochen moderne Formen. Da lösen sich das geradlinig epische Erzählen ebenso auf wie die Gesetze der Kausalität. An der „Unsichtbaren Loge“ und dem „Hesperus“ könnte gezeigt werden, wie Traum und erzählerische Wirklichkeit einander bedingen. Jean Pauls berühmtester Text, die „Rede des toten Christus“ aus dem „Siebenkäs“, die wohl nicht zufällig im Jahr der Französischen Revolution geträumt und geschrieben wurde, zeigt die Augenblicksverdichtung in ihrer extremen Form: als schaute der Leser in einen Raum voller einander spiegelnder Spiegel, in dem die mystischen Erlebnisse zur poetischen Wirklichkeit werden, die über die normale Erfahrung des Ichs hinausgehen. Hier also Jean Pauls Todesfurcht und -er-

fahrung am „*wichtigsten Abend seines Lebens*“, 1790 in Schwarzenbach, dort die Liebesextase. Jean Paul wusste, welchem Ereignis er seine Einsichten über den Tod und die Relativität des Sterbens zu verdanken hatte. Am eben jenem „*wichtigsten Abend meines Lebens*“ erkannte er, dass der Zeitpunkt des Todes für ihn völlig unwichtig sei. Von nun an nahm er den Tod wie einen persönlichen Gegner an. Gewiss triumphiert in den Romanen und Erzählungen zumeist der Humor, doch irgendwo tat sich immer der Abgrund auf, an dessen Rand die Wörter tanzen. Die Rede also birgt mit dem Bild des zersprengten, gottlosen Alls ein mehrdeutiges Bild. Im Chaos des entgotteten Alls erhebt sich zugleich der im Traum dahinfliegende Visionär, der – als Gianozzo – auf der Welt hienieden nur abstürzen kann. Auch so kann das Individuum zerstört werden, so wie in den Wirren der gleichzeitigen Revolution, die die Krise der menschlichen Vernunft in einem einzigen blutigen Bild darbot. Die Entzauberung der Welt hatte unumkehrbar eingesetzt, auch durch Jean Pauls verzweifelten Ruf nach einem göttlichen Kosmos. Die Rede mag die Frage nach dem Charakter Gottes eindeutiger beantworten, als es manchem Traumgänger lieb sein kann, der sich allein auf Jean Pauls eigenen, selbstberuhigenden Kommentar verlässt. „*Es ist keiner...*“

Die Welt ist aus den Fugen; man weiß es spätestens seit dem Jahre 1600, da Shakespeare seinen Hamlet den Sinnspruch des Jahrtausends aussprechen ließ. Auch Jean Paul hat es, oft genug, beschrieben, ohne allerdings der Ohnmacht über diese Fugenlosigkeit allzu viel Raum zu gewähren. Der Humor mochte da das rechte Mittel sein, um mit Bosheit die Ausweglosigkeit der irdischen Verhältnisse zu beschreiben – wenn er nicht, was selten war, Gestalten

wie der liebenswürdigen Theoda Katzenberger die Chance gab, schon auf Erden glücklich zu werden. Allerdings bricht die Erzählung ab, wenn sich Theoda und ihr geliebter Theodobach die Hand geben.

Auch das Ende des „Siebenkäs“ bleibt janusköpfig. Das letzte Wort ist vielleicht nur eine Täuschung, und über die Traurigkeit geht nichts, gerade weil Natalie und Siebenkäs, dessen erste Frau inzwischen unter der Erde liegt, sich bekommen. „*Kein Engel erscheint*“, sagt Siebenkäs, bevor Natalie das Wort – ist es das rechte? – findet. „*Nirgends als in der Ewigkeit liegt die Hoffnung*“, doch der Roman wird zuallerletzt, als müsste es so sein, allzu schnell freilich, optimistisch umgebogen: „*und die Leiden unseres Freundes waren vorüber*“. Man wünscht es ihm, dem Siebenkäs, aber „*der Traum des Lebens wird ja auf einem zu harten Bette geträumt*“, wie der Dichter weiß. Die Ehe von Natalie und Siebenkäs konnte Jean Paul schließlich nicht mehr beschreiben, so sehr er es auch plante. Es hatte Gründe. Es bleiben Widersprüche: Wenn Lenettens Tod beschrieben wird, geht es uns wie dem Armenadvokaten. Vergessen sind ihre „*geistigen Provinzialismen*“. Was bleibt, ist Trauer, aber Jean Paul wäre nicht Jean Paul, gäbe er nicht eine bittere Pille hinterdrein. Der Leser weiß irgendwann nicht mehr, ob er weinen oder lachen soll. So trifft ihn der Autor ins Herz. Allein die Sterblichkeitswelt wird immer wieder ins Urkomische gewendet, doch Jean Paul schreibt auch sauer – und zart. Man lese nur von der Trauer und von verlorenen Augenblicken, von der verlorenen Zeit und der gefundenen und wieder verlorenen Liebe. Man lese die „Flegeljahre“, diesen herrlichen Roman über zwei Brüder, man nehme das alles wahr: die milde Kraft von Einsamkeit und Dunkelheit, besonders aber das Abendrot

und den Mondenschein. Jean Paul ist der Dichter der Verschattung und des sanftesten aller Lichter.

„Wie war dein Leben und Sterben so sanft und meerstille, du vergnügtes Schulmeisterlein Wutz! Der stille laue Himmel eines Nachsommers ging nicht mit Gewölk, sondern mit Duft um dein Leben herum: deine Epochen waren die Schwankungen und dein Sterben war das Umlegen einer Lilie, deren Blätter auf stehende Blumen flattern – und schon außer dem Grabe schliefest du sanft.“ So beginnen Meisterwerke. Mit dem „Wutz“ gelang es Jean Paul, einen Weltentwurf auf ein paar Seiten zu liefern, eine winzige Epopöe, die beweist, dass man nicht immer (geniale) siebenhundert Seiten braucht, um ein in sich geschlossenes Leben zu schildern, mag es sich nun in Dublin oder Lübeck, auf den Weltmeeren oder in den Wäldern des phantastischen Realismus abspielen. So übt sich auch der Autor in der Beschränkung, indem er „das glückliche und vergnügte Leben eines Schulmeisterleins betrachtet, der – in Wahrheit arm und vom Leben nie verwöhnt – doch von Freudeninsel zu Freudeninsel schifft, mit gleichbleibender Ruhe und Gelassenheit“, wie Hanns-Joseph Ortheil geschrieben hat.

Auch das Schulmeisterlein Maria Wutz lebt in einem Elysium. Was braucht der gute Mann dazu? Nicht Geld, nicht Pomp und eine reiche Hütte, nur die seltene Gabe des Fröhlichseins. Wutz ist ein Meister: in der Kunst, glücklich zu sein inmitten einer Umwelt, die doch, der Dichter sagt es uns immer wieder, so ganz und gar nicht fröhlich ist. Wird hier die Armut verklärt, das Unglück der unteren Stände wegrationalisiert? Jean Paul nannte sein kleines großes Werk „eine Art Idylle“, also keine. Man sieht deutlich, dass Jean Paul das Chaos des Lebens mit Kunst be-

zwungen hat. Jean Paul wurde der erste Surrealist der Prosa, der sein Werk der Zeitlosigkeit einschrieb: seine Menschenkenntnis kulminierte in der Satire, „vor der die Metakritik verstummt“, wie Hans Wollschläger einmal in einem Bayreuther Vortrag bemerkte.

Wo bleibt da Gott, mag der Gläubige fragen, der die Texte des Pfarrerssohnes liest? Natürlich musste angesichts einer entzauberten Welt das Problem Gott für den Pfarrerssohn unabgegolten bleiben. Jean Paul packte den schwierigen Stoff zuletzt an, als er die Fragment gebliebene „Selina“ konzipierte: im Geist einer Skepsis, die zugleich die Fortdauer der Tätigkeit der Seele als auch die Einsamkeit des Schöpfers erdachte: „Gott ist einsam. Er lebt nur unter Sterbenden.“ Ein derartiger „Vernichtglauben“, der sich lustvoll in die Gefilde der ewig-unsichtbaren Nacht begab, konnte wohl nur im Fragment zu einer sonderbar befriedigenden Form finden, weil erst das Fragment auf das Fortsprechen im Jenseits zu verweisen vermag.

Heute sind uns Gewissheiten von der Art, dass das All und die Seele unsterblich seien, zu bloßen Denkmöglichkeiten geronnen. Wir wissen über die „Unsterblichkeit der Seele“ nicht mehr als zu Jean Pauls Zeiten, aber wir sollten, mit Hans Wollschläger, nicht verlernen, dass die „Gefühlsansichten Welträtsel aufschließen.“ Jean Paul blieb in diesem Sinne einer der größten Dichter für Denker – und Fühler.

Der mehr zitierte als gelesene Jean Paul hatte einen scharfen Blick, weil er wusste, dass man einiges tun muss, um die gesellschaftliche und seelische Scheintotenhaftigkeit abzustreifen. Führt er selbst heute mehr als ein durch Jubeljahre grün angestrichenes Scheintoten- und Wiedergängerdasein? „Wir aber hatten ihn und haben ihn nicht mehr“, sagte Börne bereits

vor 175 Jahren. „Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die, die ihn nicht verloren.“ Nein, man kann diesen Dichter nicht haben, man kann ihn nicht wirklich besitzen, dazu ist er zu vielfältig und gelegentlich zu fern. Herrmann Hesse bezeichnete sein Werk nicht grundlos als „einen wahren Urwald der Poesie“ – doch viele kehren zurück, gescheitert an den Strünken der Assoziationen, den wuchernden Einfällen, den Schlingen des Humors. Aber dann... Dann steht der Leser glücklich in diesem wilden Garten, der keinen Ausgang hat, und möchte nie wieder hinaus. Vielleicht ist das ja das einzige jeanpaul'sche Idyll: nicht das einer bürgerlichen Behäbigkeit, in deren Löchern man so trefflich einbrechen kann, sondern das der Literatur, in die man sich tief, nur fast weltvergessend hinein versenken kann – in allem Unglück, das sie zu bergen und zu behüten vermag.

Dr. Frank Piontek, geb. 1964 in Berlin, kulturell geprägt in Charlottenburg, lebt seit 1988 in Bayreuth als Kulturpublizist. Viele Vorträge, Aufsätze und Artikel über Musiktheater, Kunst und Literatur in Bayreuth, Salzburg, Paris, Berlin, Venedig, Leipzig u.a. 1997: Theaterstück *Casanova kam zu spät* (mit M. Müller, Markgräflisches Opernhaus), 2013: *Siebenkäs* (mit M. Müller, Studiobühne Bayreuth). Hospitanzen: Semper-Oper Dresden, Wiener Staatsoper. Mitkonzeption des „Jean-Paul-Wegs“ in Oberfranken und Konzeption des Jean-Paul-Museums Bayreuth u.v.a. Buch: *Plädoyer für einen Zauberer. Richard Wagner* (Köln 2006). Blogs: eigenschaften.sitebob.com, literaturportal-bayern.de/logenblog. Seine Anschrift: Leuschnerstr. 13, 95447 Bayreuth, drpiopiontek@gmx.de.



halbigdruck
 offset  digital

EGLMAIER VERLAG
 Fachverlag für Handel
 Behörden und Industrie

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Der Jean-Paul-Weg in Oberfranken – Der Jean-Paul-Weg in und um Bayreuth

Der 200 km lange literarisch-philosophische Jean-Paul-Weg im Arkadienland Oberfranken führt von Joditz bis Sanspareil und wurde pünktlich zum Jubiläumsjahr 2013 fertig. Er ist inzwischen eine touristisch-kulturelle Besonderheit mit seinen grünen und weißen Texttafeln (auf dem Land) und den dreistelligen Großstationen (im Stadtgebiet Bayreuth). Er verbindet 22 Gemeinden, vier Landkreise, alle vier markgräflichen Schlossparks auf der ‚Südschiene‘ und zwei Naturparks auf dieser attraktiven ‚Energienlinie‘, die den biographischen Heimatorten des Dichters und der imaginären Lebensader des einstigen Fürstentums Brandenburg-Bayreuth folgt.

Sich auf den Weg machen ... Der Jean-Paul-Weg in Oberfranken

„Ich freue mich, dass der Jean-Paul-Weg zu dem geworden ist, was er werden sollte: Eine 200 km lange Ader durch eine wunderschöne Landschaft, durch die pure Energie fließt und die nicht nur Jean Pauls biographische Heimatorte, sondern Oberfranken verbindet.“

„Ich habe den Eindruck, dass durch den Jean-Paul-Weg in Oberfranken eine Art beflügelte Volksbewegung in Gang gekommen ist.“

„Wie sehr freue ich mich schon auf die entwaffnenden, ehrlichen und menschlichen Weisheiten unseres Jean Paul auf dem neuen Weg.“

So reagierten unsere Partner vom Kulturfonds Bayern, vom Literaturportal der Bayerischen Staatsbibliothek und von der „Nürnberger Versicherungsgruppe“ beim Abschlussfest im Oktober 2012 in Sanspareil. Dann endlich konnte die letzte Teilstrecke des Jean-Paul-Wegs in Oberfranken eröffnet werden – eine Story für sich, ein kulturpolitisches Entwicklungsprojekt für die Region, ein literarisch-touristisches Experiment. So wie es aussieht, ist das Wagnis gelungen!

Ein langer Weg ... vom Weganfang bis zum Wegende

Der erste Entwurf eines solchen Jean-Paul-Wegs, den Bernd Häuser und die Tourismuszentrale Fichtelgebirge (noch ohne Texttafeln) im Anschluss an das Jubiläumsjahr 2000 unter dem Motto *„Wandern auf historischen Wegen“* herausbrachte und der vom ehemaligen nördlichen Grenzort Mödlareuth bis Bayreuth führen sollte, geriet schnell in Vergessenheit – wie andere nach großen Geistern benannte, aber nicht von diesen belebte Wegpläne auch (Goethe, Humboldt usw.).

Die erste kleine, literarisch betafelte Teilstrecke an der idyllischen Saale von Joditz bis Hof – von den Betreibern des privaten Jean-Paul-Museums ‚im Auenthal‘, Eberhard und Karin Schmidt, und dem Landratsamt Hof 2002 liebevoll initiiert – fand lange keine Fortsetzung. Der lokale historische Rundweg zu Jean Pauls Gedächtnis in Schwarzenbach a.d. Saale blieb ebenso wie der seit 2000 vor sich

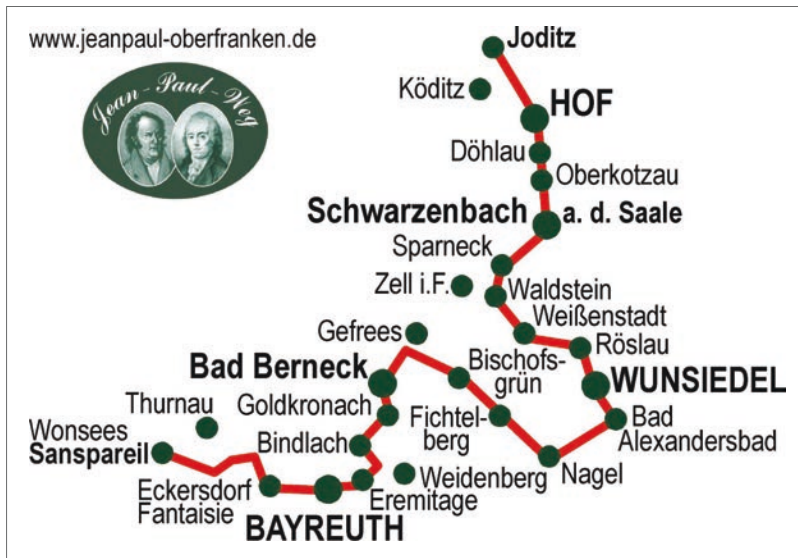


Abb. 1: Der Verlauf des Jean-Paul-Weges in Oberfranken.

hin kümmernde witzige Limerick-Weg des Luisenburg-Gymnasiums in Wunsiedel einsamer Geheimtipp. Der „Verein zur Erhaltung von Jean Pauls Einkehr- und Dichterstube in der Rollwenzelei“ kämpfte mit Hilfe einiger Künstlerpioniere noch um die nötige Finanzierungsbasis, und ins schlummernde Jean-Paul-Museum in Bayreuth verirrten sich kaum mehr als vielleicht tausend Besucher im Jahr.

Der Dichter hararte also seiner Wiederentdeckung und Renaissance – zu deutsch: Wiedergeburt –, und ans Jubiläumsjahr 2013 dachte noch niemand.

Metropolregion Nürnberg ... mit geistigem Überbau

Erst Ende 2007 gelang dann der große Wurf, die Region auf ihren Dichter, auf Jean Paul als – wie man neudeutsch sagt – ‚Corporate Identity‘-Figur zu einen. Den finanziellen Impuls gab Hans Peter

Schmidt, Aufsichtsratsvorsitzender der „Nürnberger Versicherungsgruppe“, der am gleichen Frühlingstag wie Jean Paul Geburtstag hat, vor allem aber die Metropolregion im Norden um ein geistig-literarisches Patronat erweitern wollte, denn in und um Nürnberg herum standen schon Albrecht Dürer für die Bildende Kunst und Christoph Willibald Gluck für die Musik Pate.

Wanderwege wiederum gibt es viele, auch literarische Namenswege – im Allgemeinen aber ohne Literatur. Das Projekt Jean-Paul-Weg ging von Anfang an einen anderen Weg: als geistige, kulturpolitische und touristische Entwicklungsidee zugleich, grenz- und verwaltungsübergreifend, ohne Verein, als freiwilliger Zusammenschluss einer unbürokratischen literatur- und heimatbegeisterten ‚Kerngruppe‘ von Regionalmanagern, vom ‚Tsunami‘ Karla Fohrbeck in Bewegung gehalten.

Jean Paul, Schon Paul oder Jam Pohl ? ... Dichter aus Oberfranken mit Weltformat

„Wir sind doch nicht bei Hofe“, heißt es empört, wenn man im Bayreuther Umland Sanspareil oder Fantaisie französisch aussprechen will. Nur die Eremitage hat es geschafft, ‚richtig‘ prononciert zu werden. So ist auch Jean Paul ein wenig ‚eingefränkelt‘, und es gibt schon köstliche Schultheaterstücke über die damit verbundenen Wortspiele und Missverständnisse.

In seiner Zeit als Winkelschullehrer in Schwarzenbach a.d. Saale, genauer gesagt 1790, kürzte und französisierte der angehende Dichter Johann Paul Friedrich Richter seinen Namen, aber – wohlgemerkt – nur den Vornamen Johann in Jean, und zwar aus Bewunderung für das pädagogische und revolutionäre Vorbild Jean-Jacques Rousseau.

Ansonsten blieb er, der gut zwei Drittel seines Lebens in der Region verbrachte, durchaus Oberfranke. Außerdem: Gedanken wurden im Freien gefasst. In Deutschland hat er sich schon umgesehen, war in Weimar, Meiningen, Coburg, Berlin, Heidelberg, Stuttgart, Frankfurt, München oder Nürnberg, Leipzig nicht zu vergessen, wo er studierte. Die Grenze überschritt er nur in Franzensbad und Italienreisen machte er lieber virtuell (im „Titan“). Europäer von Weltformat dagegen wurde er durch zahlreiche Fans und Übersetzungen schon zu Lebzeiten, sogar bis nach Nordamerika reichte sein Ruhm, der später wieder etwas verblasste.

Bislang war Jean Paul zumindest Bayerns bekanntester Dichter und der staatliche Literaturpreis, der alle zwei Jahre in München vergeben wird, ist auch nach ihm benannt. Das Jubiläumsjahr 2013 jedoch katapultierte ihn wieder in die bun-

desweite Aufmerksamkeit und auch die Oberfranken registrieren ihn nun voller Stolz als ‚ihren‘ Dichter.

Aus Liebe zum Dichter, aus Liebe zur Heimat ... Utopischer Realismus

Auch wenn die Namen in Bälde Schall und Rauch sein werden, der ‚Hebammen-dienst‘ zu Ende ist, das ‚Kind‘ Jean-Paul-Weg jetzt auch unabhängig von uns blühen und gedeihen wird, seien um des historischen Gedächtnisses willen diejenigen genannt, die diese Utopie Wirklichkeit werden ließen und auch in naher Zukunft Ansprechpartner bleiben werden: Michael Stumpf und Herbert Rödel (†) vom Landkreis Hof; Christian Kreipe vom Landkreis Wunsiedel und als Geschäftsführer des Naturparks Fichtelgebirge wichtiger Motor und Verbindungsglied zwischen Nord- und Südschiene, außerdem Herausgeber von fünf Wanderflugblättern zum Weg; Alexander Popp für die Region Bayreuth und Clemens Angermann für den Landkreis Kulmbach. Das koordinierende Projektbüro war bei Dr. Clemens Lukas (Agentur „KulturPartner“) in Bayreuth angesiedelt, wo Dr. Karla Fohrbeck als kulturentwicklungspolitische ‚Muse im Netz‘ auch die Finanzierung aufbauen half.

Ein literarisch-philosophischer Wanderweg sollte es werden, Kultur, Natur und Gastronomie verbinden. Vier Landkreise und Regionalmanagements, zwei Naturparks, 22 Gemeinden am Weg waren zu koordinieren. Über 70 ehrenamtliche Wegwarte des Fichtelgebirgsvereins, Kulturämter, Rathausverwaltungen und Bauhöfe, freiwillige Wegpaten, Touristiker und Jean-Paul-Liebhaber brachten sich in eine wachsende ‚Jean-Paul-Familie‘ ein – ein grenzüberschreitendes, später auch vom Bezirk und der Regierung von Ober-



Abb. 2: Grüne Tafel 155 „Schmetterling im Winterschlaf“ zwischen Kleinhül und Sanspareil. Photo: Clemens Lukas.

franken sowie der Oberfrankenstiftung und dem Kulturfonds Bayern gefördertes Unternehmen.

Fünf Jahre, von 2007 bis 2012 dauerte die intensive Text-, Realisierungs- und Vermarktungsarbeit, die das „Verbundprojekt Jean-Paul-Weg in Oberfranken“ zusammenschweißte. Pünktlich zum Jubiläumsjahr 2013, dem 250. Geburtstag des Dichters, konnten wir ihn ihm und der Region zum Geschenk machen.

Verbundprojekt Jean-Paul-Weg in Oberfranken ... und zwei literarische Teams

Richard Wagner und Franz Liszt sollen einmal davon geträumt haben, dass in künftigen Zeiten sich freiwillige ‚Wir-Gruppen‘ organisch formen und wieder auflösen, die sich aufgrund geistiger Gemeinschaft bilden, und sie meinten damit nicht das deutsche Vereinswesen oder ‚hardliner‘-Interessen im Management-Zeitalter, und Facebook-, Youtube- und Internet-Koalitionen waren noch unbekannt.

Die Freude an der (angeblich so schwierigen) Lektüre Jean Pauls – und an der Textauswahl – beflügelte jedenfalls rasch unsere ‚Wir-Gruppe‘, die sich ja freiwillig zu diesem Langzeit-Projekt zusammenschloss. Aber was sind schon fünf oder auch ein dutzend Jahre? Ohne Verein hielt der lebendige Geist des Dichters alle zusammen, auch die beiden literarischen Teams, die von jeher ihren Dichter liebten und ihre (Wahl-)Heimat Oberfranken auch: Karin und Eberhard Schmidt, die ihre Tafeltexte von Hof bis Schwarzenbach

aphoristisch und biographisch fortführten sowie Karla Fohrbeck und Frank Piontek, die ab da bis Sanspareil (Stationen 23 bis 161) systematisch weitermachten, um das so hoch wie tief wie breit gefächerte Welt- und Menschenbild Jean Pauls quer durch seine reiche Werk- und Ausdruckspalette zu ergänzen. Im Bayreuther Raum wurden sie dann mutig und wagten sich sogar an die dreiteiligen (auch bebilderten) Groß- und Sonderstationen, da hier die biographischen und lokalgeschichtlichen Bezüge wieder besonders dicht auf der Hand lagen.

Grüne Tafeln am Weg ... geistige Nahrung beim Wandern

Wenn der Geist sich beim Wandern erholen und seine ‚Seele‘ baumeln lassen darf, dann ist er auch wieder bereit und aufnahmefähig für Texte am Weg, die ihn etwa alle Viertelstunde zum Innehalten auffordern. An anschließendem Gesprächsstoff mit den Wandergefährten, zum eigenen Nachsinnen oder einem kleinen Lächeln

fehlt es dann nicht mehr, wenn Jean Pauls Spitz an den Jagdfürsten schreibt, die „*Hundeschlacht*“ die Phantasie erregt oder die Frage aufgeworfen wird, ob wir nur „*Gottes Handschuh*“ sind, wenn der „*Feierabend im Pfarrgarten*“ an frühere Zeiten erinnert oder „*Krieg dem Kriege*“ an heutige. Der „*Frankenorden*“ verweist auf unsere menschliche „*Narrheit*“, der „*Fremde als Bruder*“ oder der „*Engel der Freundschaft*“ wiederum auf humane Entfaltungsmöglichkeiten – alles Beispiele von den Süd-schiene-Spaziergängen. Auf der Nord-schiene sorgt ähnliche Vielfalt für Überraschungen und Stimmungswechsel.

Es war in dieser Mischung ein Experiment, das auch die Naturschützer akzeptierten, und – wie die Reaktionen zeigen, offenbar ein gelungenes. „*Wir sind ihm schleichend nachgekommen*“, schreibt das Ehepaar Zielinski aus Hollfeld, das 2012 ihr „*Tagebuch einer seelenerquickenden Fußreise durch Oberfranken mit hoffentlich nützlichen Hinweisen für Nachwanderer*“ im Internet (und demnächst auch als Wanderführer) zu publizieren begann: „*Im letzten Winter überraschte uns oberhalb von Bayreuth, in der Nähe des eingeschneiten Golfplatzes, am Weg eine Schrifftafel mit einem Text des Dichters Jean Paul. Ein wenig schwer zu lesen, so viele Nebensätze. Aber die Wörter zogen uns tief hinein. Am Ende mussten wir sogar mit Tränen kämpfen, so nahe ging uns das Ganze. Da schrieb jemand vor Jahrhunderten etwas, wonach heute unser Herz so lechzte ... Es war die Stationstafel 107 des über 200 km langen Jean-Paul-Weges. Sie allein hat bewirkt, dass wir den ganzen Weg erwandern wollten. Im Sommer 2012 war es endlich soweit. Dann zogen wir los. Wir, das sind mein Mann Peter, unser Pudel Fidel (13 Jahre) und ich ...*“ (www.jeanpaulweg.de). Und das ist nur ein Beispiel von vielen.

Weiße L-Tafeln am Weg ... Landschaft zur Zeit Jean Pauls

Landschaft zur Zeit der Aufklärung, Landschaft zur Zeit Jean Pauls – dieses Thema beschäftigte Christian Kreipe aus Wunsiedel, den Geschäftsführer des Naturparks Fichtelgebirge und entscheidender Mitkoordinator des Jean-Paul-Weges, damals auch in anderem Rahmen. Es war das Zeitalter des überall erwachenden – auch naturwissenschaftlichen – Interesses an der Natur. So entstanden die L-Tafeln 1 bis 19, die die Strecke von Weißenstadt übers Fichtelgebirge bis ins Bayreuther Land bei Goldkronach begleiten. Christian Kreipe schreibt dazu: „*Jean Paul selber hat viel Zeit in der Natur zugebracht und dies in seinem Werk empfindsam, aber auch genau beobachtend zum Ausdruck gebracht. Die damaligen Reisegewohnheiten verstärkten diese enge Beziehung. Wenigen ist bewusst, dass eine Reise von Hof nach Bayreuth bis ca. 50 km eine normale Tagesentfernung zu Fuß war. Von Hof nach Nürnberg oder Weimar ist der Dichter in drei bis vier Tagen marschiert. Es dürfte nur wenige Schriftsteller gegeben haben, die ihren Geburtstermin mit den zur Geburtszeit (21.3.) blühenden Blumen, Kräutern und singenden Vögeln präzise verorten, wie er es in seiner ‚Selberlebensbeschreibung‘ tut.*“

Verschiedene Formulierungen in den Geschichten von Jean Paul lassen darauf schließen, dass Jean Paul die „Beschreibung des Fichtelgebirges“ um 1800 von Johann Theodor Benjamin Helfrecht ziemlich genau studiert hat, die zudem interessante Pflanzenlisten und einige Stiche enthielt. Helfrecht war Rektor und außerdem Lehrer von Jean Paul am Hofer Gymnasium. Einzelne frühe Werke des jungen Dichters wurden von ihm Korrektur gelesen, und einige Beschreibungen im späteren Werk



Abb. 3: Die Station 114 des Jean-Paul-Wegs an der Rollwenzlei.
Photo: Andreas Harbach.

von Jean Paul lehnen sich an Vorlagen in diesem damaligen Standardwerk an. Der „Siebenstern“, Charakterpflanze des Fichtelgebirges, wird zum Beispiel in diesen Büchern erwähnt.

Das heutige Landschaftsbild wird neben der Geologie vor allem durch die land- und forstwirtschaftliche Bearbeitung geprägt. Reisebeschreibungen aus der Zeit Jean Pauls erzählen noch von einer anderen Vegetation und einer großen Artenvielfalt, so berichtet z.B. der ebenfalls naturwissenschaftlich sehr interessierte, große Dichter Johann Wolfgang von Goethe, der auch den Ochsenkopf bestieg, noch von großen Flächen von Sonnentau im Fichtelseemoor, und da, wo es früher auch um Bad Berneck viel Wacholder gab, findet man heute eher die Vogelbeere.

Auf den L-Tafeln 20 bis 28 von Meyernberg bis Sanspareil kommen dann andere zeitgenössische Reiseberichte zum Zug, die Karla Fohrbeck, Frank Piontek und Alexander Popp v.a. aus den Bänden von Ingo Toussaint (Lustgärten um Bayreuth. Eremitage-Sanspareil-Fantaisie [1998] und

ders. [Hrsg.]: Reisen nach Bayreuth. Berichte aus acht Jahrhunderten. [1994]) sowie aus Johann Gottfried Köppel (Die Eremitage zu Sanspareil. 1793/1997 [Nachdruck]) auszugsweise zusammenstellten.

In vielen Landschaftstafeln auf der Wegstrecke spielt außerdem die „Geheime Militärkarte“ eine Rolle, die der Kartograph Johann Christoph Stierlein (1759–1827) für den letzten Markgraf von Brandenburg-Bayreuth und Brandenburg-Ansbach Christian Friedrich Karl Alexander 1780 bis 1788/89 in fast 10jähriger Arbeit erstellte.

Rundwege und Jean-Paul-Gedenkstätten ... die Perlen am Weg

Verschiedene ‚Rosenkranz-Perlen‘ am Weg existierten schon vor der Konzeption des Weges, ja waren sogar Auslöser für den Gesamtentwurf einer solchen ‚Energielinie‘, die alle diese bisher eher verborgenen Schätze unter der Marke „Jean Paul in Oberfranken“ verbinden und popularisieren helfen will. Ohne Konkurrenz war da lange Zeit das idyllische private Jean-Paul-Museum in **Joditz**, das ganze Bus-Karawanen anlockt und bei allen Besuchern helle Begeisterung auslöst, vor allem wenn Eberhard Schmidt dann auch noch in die gegenüberliegende Barock-Kirche führt (mit Nackedei-Jesus auf der Kanzelkuppel) und von des Dichters Kindheit in Dorf, Pfarrgarten und Pfarrhaus erzählt. **Schwarzenbach an der Saale** war früher auch schon einen Ausflug wert, aber im Jubiläumsjahr wurde der historische Rundweg, der seit 2004 existiert, restauriert und an den großen Jean-

Paul-Weg angeschlossen. Hier gibt es schließlich aus des Dichters Jugend- und Lehrerzeit noch etliche Originalschauplätze zu entdecken.

Die beiden Räume im Fichtelgebirgsmuseum in **Wunsiedel**, die dem Dichter gewidmet sind, galten lange nicht als eigenständiger PR-Faktor, aber seit der frühere Landrat Dr. Peter Seißer im Rahmen des 250. Geburtsjahres das Geburtszimmer Jean Pauls im einstigen Schulhaus zur Sehenswürdigkeit aufwerten konnte, ist Wunsiedel – das ja ohnehin schon wegen der nahen Luisenburg (-Festspiele) attraktiv ist, selbstbewusster geworden. Nicht zu vergessen der inzwischen renovierte Limerick-Rundweg mit 27 witzigen Stationen der Luisenburg-Gymnasiasten zu Leben und Werk Jean Pauls oberhalb der Stadt (übrigens mit herrlichem Fernblick). **Bad Berneck** hat inzwischen nicht nur einen Jean-Paul-Platz in luftig-gebirgiger Höhe zu bieten, sondern einen eigenen knapp vier Kilometer langen Rundweg mit Text- und Übersichtstafeln für Kurgäste und Wanderer.

Nicht nur in **Hof**, auch vielerorts sonst finden sich vereinzelte Gedenksteine, Gedenkbrunnen oder Örtlichkeiten, die nun in den Weg eingegliedert sind. Weitere Jean-Paul-Rundwege sind inzwischen auch rund ums Teufelsloch (Gemeinde Eckersdorf) und rund um Sanspareil/Wonsees am Ende der ganzen Wegstrecke entstanden. **Bayreuth** wiederum hat mit Blick auf das Jubiläumsjahr große Anstrengungen unternommen, das städtische Jean-Paul-Museum im einstigen Chamberlain-Haus nahe Wahnfried in neuer Konzeption der Öffentlichkeit zu übergeben. Die ursprüngliche und von den bisherigen Direktoren Dr. Manfred Eger und Dr. Sven Friedrich auch erweiterte Sammlung von Dr. Philipp Hausser

ist jetzt durch Dr. Frank Piontek und Florian Raff als Kuratoren medial modernisiert und stärker thematisch strukturiert worden, sowohl mit Blick auf das Werk wie auf die Biographie des Dichters.

Den Vorsprung der charmanten Rollwenzlei an der Königsallee 89, deren restauriertes Dichterstübchen mit breit gefächelter Unterstützung vom eigens gegründeten Verein zu dessen Erhaltung und der Familie Sommer schon im November 2010 wieder eröffnet werden konnte, gilt es nun aufzuholen. Auch, wenn die schon weit gediehene Idee einer Umsiedlung des Jean-Paul-Museums ins einstige barocke Schwabacher-Haus, – dem originalen Wohn- und Sterbeort Jean Pauls in der Friedrichstraße 3–5 – in letzter Minute fallen gelassen werden musste, der traumhafte Garten an der Stadtmauer mit der einstigen Kornelkirschen-Dichterlaube kann (durch den Zaun oder per Gästeführung) immer noch bewundert werden.

Ein Tag mit Jean Paul ... Volkswandertage und Arkadienfeste

Eine Besonderheit der Weg-Entstehung ist sicherlich die Konsequenz, mit der von Jahr zu Jahr der Fortschritt gefeiert und die fertig gestellten Teilstrecken mit großer Beteiligung und Publizität erwandert oder eröffnet wurden. Das galt schon für die Eröffnung der 1. Teilstrecke Joditz bis Hof 2002 (die umgekehrt erwandert wurde) und die Einweihung des Schwarzenbach-Rundweges 2004. Auf der ‚Nordschiene‘ folgten später in knapper werdenden Zeitabständen die diversen Volkswandertage der sich stetig erweiternden ‚Jean-Paul-Fan-Familie‘: 2008 von Hof nach Schwarzenbach, 2009 von dort zum Waldstein und später weiter über Röslau und Wunsiedel nach Bad Alexandersbad

sowie auf dem Limerick-Rundweg oberhalb von Wunsiedel.

Danach schloss die ‚Südschiene‘ im Bayreuther und Kulmbacher Land mit ihren Arkadienfesten in den Schloss-Parks der Markgräfin Wilhelmine an: jeweils am 21. März zu Jean Pauls Geburtstag – 2010 in der Eremitage, 2011 (nach Stadthalle, Jean-Paul-Platz und Friedrichstraße) in Fantaisie. Am 7. Oktober 2012, und somit rechtzeitig vor dem Jubiläumsjahr, bildete das Abschlussfest in Sanspareil vorerst den Endpunkt. Rezitation (Hans-Jürgen Schatz, Wolfram Ster, Dr. Barbara Pittner, Tabea Stephanie Amtmann), Graphiken (Stephan Klenner-Otto, Christel Gollner), Musik, Tänze und Spiele aus der Zeit, Infostände, Essen und Trinken ‚à la Jean Paul‘, mobile Aphorismen- und Texttafel-Wege, Biedermeierfreunde, Drehorgel und Schauspieler lockerten und erweiterten jeweils das launig-unterhaltsame Redenangebot.

Solche Feste am Weg und entsprechenden Sternwanderungen wird es auch in naher Zukunft geben. Von Bad Berneck bis zur Rollwenzlei (28 km) waren die Marathonläufer schon als Pioniere unterwegs, um den Start für jährliche Ritualwanderungen zu geben. Bad Berneck hat 2013 im Kurpark, Wunsiedel mit der Einweihung des Geburtzimmers und die Rollwenzlei im temporären Biergarten die lokale Verwurzelung gefestigt. Goldkronach und Eckersdorf werden 2014 mit entsprechenden Jean-Paul-Events folgen.

Sie begleiten uns ... Jean Paul persönlich und die Biedermeierfreunde aus Bad Steben

Ohne sie hätte der Jean-Paul-Weg als ‚work in progress‘ wohl nicht dieses unvergessliche Flair bekommen. Vom 21. März 2010

an, als der Weg vom Norden Oberfrankens endlich im Bayreuther Stadtgebiet ankam und mit einem wunderbaren Arkadienfest im Schlosspark der Eremitage gefeiert wurde, bis zum 7. Oktober 2012, dem Abschlussfest in Sanspareil, waren jedes Jahr bis zu 30 kostümierte Zeitgenossen Jean Pauls mit von der Partie. Mit Zylinder und Kapotthut, Kinderwagen und Drehorgel, Hund und Sonnenschirm strahlten sie biedermeierliche Ruhe aus, tanzten Menuett, luden dazu auch Regierungspräsidenten, Landräte, Sponsoren und Gäste ein, flanierten durch die Parks und staunten vor den Texttafeln, was wiederum ihr Zeitgenosse Jean Paul ihnen da von Kartoffelfreuden, dem Theater des Lebens oder der Ausweitung der Mehrwertsteuer zu erzählen wusste.

Jean Paul trat natürlich auch persönlich auf. Auf der unvergesslichen Wanderung von Hof nach Schwarzenbach an der Saale war es der Bamberger Schauspieler Stephan Bach, der an den Stationspausen bravourös im grauen Flanellkostüm rezitierte. In den Wilhelmine-Parks war es später Peter Kampschulte vom Theater Hof, der – mit des Dichters Eichhörnchen und/oder einem Bierkrug in den Händen – frei aus dem Ärmel, nein aus dem Gedächtnis schüttelte, was so an Reimen oder freien Assoziationen zur jeweiligen Situation oder den zufälligen Gesprächspartnern passte. In Sanspareil durfte er sich dann mit dem jungen Jean Paul (von den Eltern Fritz gerufen) endlich mal so richtig aussprechen und Kindheitserinnerungen aufwärmen, der Pfarrerssohn aus Joditz – wieder ein Fritz – war nicht auf den Mund gefallen.

Auch von der Studiobühne Bayreuth, die 2013 sogar drei Stücke zu des Dichters Ehren erfolgreich ins Programm erhoben hat (den „Legationsrat“ zur Rollwenz-



*Abb. 4: Die Biedermeierfreunde aus Bad Steben tanzten 2011 zusammen mit den Ehrengästen vor Schloss Fantaisie.
Photo: Georg Alt.*

lin und Jean Paul, den „Siebenkäs“ und „Dr. Katzenbergers Badereise“), ist populärer Nachwuchs zu erwarten, wenn der Dichter auch nach dem Jubeljahr weiter in lebendiger Erinnerung bleiben soll. Die Biedermeierfreunde aus Bad Steben und die genannten Schauspieler jedenfalls haben Feuer gefangen und bleiben auch künftigen Events treu – wie dem für den 27. Juli 2014 geplanten Sommertag in Goldkronach (Alexander von Humboldt trifft Jean Paul).

Die Liebe zum Dichter ... geht auch durch Kehle und Magen

Jean Paul und das Bier ist ein unerschöpfliches Thema. Dabei hat er ebenso gerne Wein getrunken. Aber der Teil Oberfran-

kens, durch den der Jean-Paul-Weg führt, ist nun einmal Bierland und das süffige, dunkle, braune Bier hat mit oder ohne die Plakette ‚Jean-Paul-Bier‘ in den letzten Jahren bei diversen fränkischen Brauereien und ihren Kunden unzweifelhaft an Attraktivität gewonnen.

Was das Essen ‚à la Jean Paul‘ angeht, so haben z.B. die Bäckerei Lang in Bayreuth (dicht neben Groß-Station 120) seit längerem schon Pfeffernüssla und Spritzkuchen, eine Bäckerei in Sparneck Pfefferkuchen und im Bayreuther Land etliche Bäckereien ‚Jean-Paul-Brot‘ im Angebot. „Siebenkäs“ ist inzwischen nicht nur als Romantitel bekannter geworden, sondern hat sich – neben Kartoffelspeisen – auch als ‚Käsekombi‘ bei entsprechenden Events seinen Namen verdient. Auch die Initiative ‚Ge-

nussregion Oberfranken‘ bemüht sich, die Gastronomie am Weg auf Geschmack ‚à la Jean Paul‘ zu bringen. Kurzum, der Dichter verhilft seiner Region langsam auch zu kulinarischem Renommee.

Geschäftsführer Ferdinand Reb von der Tourismuszentrale Fichtelgebirge geht zum Beispiel mit dem Schauspieler Peter Kampschulte vom Theater Hof als ‚Jean Paul persönlich‘ und mit der Food-Designerin Beate Roth vom Restaurant Schönblick in Fichtelberg mit „Hoppel-poppel & Schnepfendreck“ und anderen „Literatur-Delikatessen“ auf die großen Tourismus-Messen und lädt so gezielt – und mit Erfolg – Reisejournalisten anderer Bundesländer ein, sich vom Reiz dieses besonderen Wanderangebots zu überzeugen.

‚Wander-Flyer‘, Internet, ‚APP‘ ... den Weg auf den Weg bringen

Jean Paul ist zwar auch schon ins Japanische übersetzt (und zwar sein „Giannozzo“ sowie „Dr. Katzenbergers Badereise“), aber erst einmal gilt es, ihn hierzulande zu popularisieren, damit *„sein schleichend Volk ihm nachkomme“*, wie es 1825 in der Ludwig Börne-Gedenkrede hieß, und dieser Versuch ist auf dem besten Weg: Der Naturpark Fichtelgebirge hat informative ‚Wanderflyer‘ und die Stadt Bayreuth einen Stadtplan „Jean Paul in Bayreuth“ herausgegeben. ‚Einzelflyer‘ zu „Jean Paul & ...“ (das Schwabacher Haus, die Eremitage, Fantaisie, Museen und Gedenkstätten am Weg) sind inzwischen längst vergriffen. Dafür ist speziell für Rad- und E-Bike-Fahrer ein ‚Jean-Paul-Flyer‘ für die Fränkische Schweiz und die Strecke Bayreuth – Sanspareil erschienen. Überdies erinnert die Marktgemeinde Thurnau in einem aktuellen Prospekt an historische Persönlichkeiten, darunter ebenfalls Jean Paul.

Unter www.jeanpaul-oberfranken.de haben Dr. Barbara Pittner und Nicole Fleischer vom Bezirk Oberfranken eine umfangreiche Internetseite entwickelt, die weiter aktualisiert wird. Für das Literaturportal Bayern der Bayerischen Staatsbibliothek in München (www.literaturportal-bayern.de) gilt der Weg derzeit als eines der ganz großen Literaturprojekte (Frank Piontek ergänzt dort im Jubiläumsjahr durch einen täglichen Literaturblog). Außerdem wurde von dieser Redaktion (Dr. Stephan Kellner, Katrin Schuster, Dr. Peter Czoik) mit Unterstützung der Bayerischen Sparkassenstiftung und der regionalen Sparkassen Bayreuth und Hochfranken sogar eine hochmoderne ‚APP‘ zum Jean-Paul-Weg und zur Biographie des Dichters entwickelt („Dichterwege. Auf den Spuren von Jean Paul“).

Dabei sind dies nur die wichtigsten übergreifenden, keineswegs alle Beispiele aus der großen Vermarktungspalette. Schließlich soll der Jean-Paul-Weg das Jubiläumsjahr nachhaltig überleben, denn: *„Hier läuft der Weg von einem Paradies durchs andere“* (Jean Paul).

Jean Paul in Oberfranken ... ein literarischer Wanderführer

Zwei reich illustrierte Bücher zum Jean-Paul-Weg, seiner Vorgeschichte, seiner Geschichte, der daran beteiligten ‚Jean-Paul-Familie‘ und allen Tafel-Texten sind gerade rechtzeitig zum Jubiläum erschienen. Für den Rucksack dürften sie zu groß und zu schwer sein. Sie sind eher zur Vor- und Nachbereitung einer virtuellen oder realen Etappen-Wanderung geeignet und zum systematischen oder Zufalls-Einstieg in die Fülle und Spannweite von Themen, Bildern, Landschaftsbezügen und Ausdrucksformen des Dichters. Egal, wo man

diese Bücher aufschlägt, man liest sich einfach für ein paar Seiten fest, freut sich an den Bildern oder klaubt sich einfach die schönsten Leseperlen heraus.

„Jean Paul in Oberfranken – der Jean-Paul-Weg von Joditz bis Sanspareil“ ist hierbei mit 368 Seiten besonders umfangreich, denn er stellt die Biographie und das Welt- und Menschenbild des Dichters anhand der originalen Texte auf den Tafeln und Lese-Stationen am Weg neu strukturiert und unterhaltsam vor – oft erstaunlich aktuell. Die einzelnen Kapitel widmen sich Jean Pauls Heimat und Familie, Kindheit und Schule, dem Menschen, verschiedenen Erfahrungen von Liebe, dem Theater des Lebens, der Welt von oben, Essen und Trinken, den Tieren oder auch Arkadien und der Suche nach Glückseligkeit. Aber auch Themen wie Teufel und Gespenster, Science Fiction, Traum- und Astralreisen sowie Gott und die Welt werden angesprochen. Der Dichter redet sozusagen mit dem Wanderer, mit uns, mit seinem Leser. Witz und Weisheit liegen da dicht beieinander und wir entdecken „*Jean Paul ist einer von uns*“ und zeigt uns alte und neue Dimensionen des Menschseins auf diesem Planeten. Natürlich kommen dabei auch die Natur und die Landschaften, die Jean Paul so liebte, nicht zu kurz.

Hermann Glaser, der selbst ein schönes, zwar in Japan erhältliches, hierzulande aber leider vergriffenes Jean-Paul-Büchlein mit Johann Schrenk zusammen edierte, hat in einem kleinen Essay übrigens extra ein Konzil der Tiere einberufen. Das Ergebnis sei schon einmal verraten: Sie finden zwar, dass Jean Paul sich literarisch zu wenig über die Tiere in freier Wildbahn geäußert habe, aber sie sind auch aus pädagogischen Gründen und mit Blick auf die Jungtiere mit dem Jean-Paul-Weg sehr

einverstanden. Wer diesen Band besitzen will, wird sich (über den Buchhandel oder www.jeanpaul-aktuell.de) beeilen müssen, da die subventionierte und daher preisgünstige Auflage fast schon vergriffen ist und vorerst nicht nachgedruckt wird.

Jean Paul in Bayreuth ... Spaziergänge von der Eremitage bis Fantaisie

Das Buch „Jean Paul in & um Bayreuth“ ist mit 256 Seiten als Zwillingsband angelegt. Beim Blättern in diesem Buch, das vor allem die thematischen Groß-Stationen des Jean-Paul-Wegs mit vielen Textstellen, Zitaten und biographischen und historischen Lokal-Anekdoten abbildet, aber auch ins Umland entführt, bekommt der Leser unwillkürlich Lust, den Jean-Paul-Weg auf eigene Faust zu entdecken. „Jean Paul & der Adel“ (Colmdorfer Schlösschen), „Jean Paul & die Wetterfrösche“ (am La Spezia-Platz), „Jean Paul & der Galgen“ (am Sendelbach hinter dem Rotmain-Center), „Jean Paul & der Tod“ (am Stadtfriedhof), „Bayreuth bei guter & schlechter Laune“ (Jean-Paul-Platz vor der Stadthalle) sind nur einige der Themen, die die Neugier reizen könn(t)en. Aber auch die ausführliche Chronologie zu (fast) allen Pioniertaten in Sachen Jean Paul – vor und neben der Idee Jean-Paul-Weg – dürfte ihren Reiz haben.

Innerhalb der Stadt, auf etwa 13 km Gesamtstrecke und eingerahmt von den Schlossparks Eremitage und Fantaisie kann sich der Bayreuther oder Bayreuth-Besucher natürlich auch anhand des ausführlichen Stadtplans zu „Jean Paul in Bayreuth“ leicht von Station zu Station bewegen. Das ovale Logo mit dem Kopf des älteren Jean Paul ist ihm da zusätzlicher Wegweiser, auf den Rückseiten der dreiteiligen Text-Stelen ist der ganze Weg

samt Standort genau zu studieren und zusätzliche Richtungsweiser helfen, sich auf den Spuren Jean Pauls leichtfüßig zurecht zu finden.

Die Bayreuther Tourist-Information (BMTG) bietet außerdem ganzjährig und auf Anfrage inzwischen gut eingeführte Gästeführungen auf Teilstrecken an (je ca. zwei bis drei Stunden): Von der Rollenzelei die Königsallee entlang bis zum neu konzipierten Jean-Paul-Museum auf der „Museums-Insel“, vom dortigen Garten-Pavillon über die Station „Jean Paul & Richard Wagner“ an Haus Wahnfried vorbei durch den Hofgarten, über Geißmarkt und Jean-Paul-Platz bis zur barocken Friedrichstraße („Jean-Paul-Meile“) und zum Schwabacher Haus mit Dichterlaube im Garten, durch die ganze Innenstadt mit einstigem Hotel zur Sonne und Harmonie-Club an den Schlossterrassen bis zu „Jean Paul & die Zeitung“ am Haus des Nordbayerischen Kurier, vom Mühl türlein am Ende des Marktplatzes über den Stadtfriedhof mit dem Grab Jean Pauls bis zur Bier-Station in der Altstadt, und als letzten Abschnitt von Meyernberg (Schlösschen Stadtgartenamt) einen hübschen Waldspaziergang bis zu Schloss, Park, Gartenkunstmuseum und Hotel Fantaisie.

Jean Paul ... einer der großen Bayreuther Geister

Den Mut, Jean Paul als einen der großen Geister dieser Stadt, in der er von 1804 bis 1825 wohnte und arbeitete, auch ganzjährig groß heraus zu bringen, ihn neben Richard Wagner, Franz Liszt und Markgräfin Wilhelmine unübersehbar präsent zu halten, hatten die Projektgruppe ‚Südschiene‘ und das literarische Team Karla Fohrbeck und Frank Piontek erst, als die

grüne Texttafel-Folge der ‚Nordschiene‘ auch bei den Finanzpartnern so großen Anklang gefunden hatte. Man konnte und wollte sich noch einmal steigern.

Siebenmal ist der Dichter mit seiner Familie in der Stadt umgezogen. Frieden und Gartenheimat fand er erst in der Friedrichstraße 3–5 im Palais der jüdischen Bankiersfamilie Schwabacher, unweit der Wohnung seines Busenfreundes Emanuel Osmund. Die Parks der Markgräfin Wilhelmine, die er auch in seinem ersten Bestseller „Hesperus“, im „Luftschißer Giannozzo“ und im Roman „Siebenkäs“ verewigte, hatten es ihm angetan, aber auch die Gärten befreundeter Honoratioren wie der Miedelsgarten an der Dürschnitz oder das Hagengut.

Er weilte gerne im geselligen Club Harmonie an den Schlossterrassen, wo er seine Wetterprognosen ankündigte, oder zog sich in seine Dichterklausur in der Rollenzelei zurück, wo er ungestört von Frau und drei Kindern arbeiten und sich von der Wirtin bemuttern lassen konnte. Auf dem hiesigen Stadtfriedhof gehört sein mit Efeu bewachsenes Grab von jeher zu den Geheimtipps. Es ergab sich also eine ganz natürliche biographische ‚Energienlinie‘ durch die Bayreuther Innenstadt, die auch das am 21. März 2013 wiedereröffnete Jean-Paul-Museum mit einschloss.

Etwa 20 ästhetisch sehr ansprechende thematische Groß- und Sonder-Stationen wurden daher entworfen und zusammen mit der Graphikagentur Feuerpfeil und Hermann Schirmer von „digiblitZ“ aufwendig hergestellt und in Abstimmung mit der Rathausverwaltung an markanten Punkten Bayreuths platziert. Diese dreiteiligen Stelen sind aus dem Stadtgebiet nicht mehr wegzudenken und laden ganzjährig zum Gespräch mit dem Dichter ein.

Den zahlreichen Mitgliedern des Ver-

eins Deutsche Literaturlandschaften, die im Frühjahr 2013 ihren Jahreskongress extra wegen des Jean-Paul-Weges in Bayreuth abhielten, das Grab mit Rosen bestückten und Teil-Strecken abwanderten, blieb dieser städtische Literaturweg als herausragende Besonderheit auch im Vergleich zu anderen Literaturstätten in Deutschland in bester Erinnerung – und ermutigte schon einige zur Wiederkehr und zu Sommerwanderungen auf eigene Faust.

Jean Paul als Pädagoge ... Kinderweg und Kinder-Stationen

Auf Anregung von Lehrerfreunden gibt es nicht nur zwei Kinder-Stationen unter den Bayreuther Groß-Tafeln, sondern auf entsprechender Augenhöhe auf jeder mittleren Großstele sogar einen eigenen ‚Kinderweg‘ zu entdecken. Jean Paul war selbst ein für die damaligen Zeiten fortschrittlicher Pädagoge. Seine „Levana oder Erziehlehre“ erschien 1806, beeindruckte selbst den skeptischen Zeitgenossen Johann Wolfgang von Goethe, wurde für die Pädagogik des 19. Jahrhunderts maßgeblich und später sogar noch von Rudolf Steiner beim Aufbau seiner Waldorf-Pädagogik berücksichtigt.

Station 116 („Jean Paul & das Schulwesen“) bei der Jean-Paul-Schule an der Königsallee und Station 138 („Jean Paul & die Kinder“) bei der Grund- und Mittelschule in Eckersdorf geben davon lebhaft Beispiele, denn der Dichter macht sich nicht nur über Kinderspiele, Riesen-Eltern oder das arme „Schulmeisterlein Wutz“ Gedanken, sondern erinnert sich in seiner „Selberlebensbeschreibung“ noch recht gut der eigenen Dorf-Kindheit in Joditz und Dorf-Jugend in Schwarzenbach a.d. Saale. Seine eigene Tochter Emma beschreibt ihn später als wunder-

bar chaotischen Vater mit Eichhörnchen, Mäusen und Wetterfröschen. Kein Wunder, dass die Kinder der Schule Eckersdorf sich bei der Eröffnungsfeier von ihm verstanden fühlten und auf ihren Plakat-Collagen begeistert Sätze illustrierten wie *„Kinder und Uhren dürfen nicht beständig aufgezogen werden, man muss sie auch gehen lassen“* oder *„Mit einer Kindheit voll Liebe kann man ein halbes Leben hindurch für die kalte Welt haushalten“* – das sprach ihnen aus dem Herzen.

Text-Tafeln zur Dorf- und Winkelschule, zu Schulstunden im Freien oder skurrilen Lehrern trifft man auch ansonsten in freier Landschaft am Weg. Der spezielle Kinderweg, der sich auf den Mittelstelen der Bayreuther Groß-Stationen durchzieht, regt dagegen die Phantasie an, sich ‚à la Jean Paul‘ auch einmal am Entwurf eines Jubiläums, einer Festrede, einer Prinzerziehung, einer Denkmalerfindung, eines Doppelberufs oder eines Lauben-Verstecks zu versuchen.

Hörstationen ... Poesie fürs Ohr

Wer sich die Groß-Stationen des Bayreuther Jean-Paul-Wegs – einem wichtigen Streckenverlauf des Oberfränkischen Jean-Paul-Wegs – und den Nachschweif zur Waldhütte bei Neustädtlein am Forst und zum Felsengarten Sanspareil (dem Endpunkt des Weges) erwandert, hat die zusätzliche Gelegenheit, sich über Festnetz- oder Mobiltelefon mit Jean Pauls Gedankenwelt vertraut zu machen. Wolfram Ster von der Bayreuther Studiobühne hat die Texte einfühlsam gesprochen. Sie sind von Klaviermusik oder Vogelgezwitscher in den Zwischenpausen wohlthuend unterbrochen und inzwischen bei „audiotransit“ auch als Doppel-CD erhältlich (www.audiotransit.de).



Abb. 5: Die Station 121 des Weges am Jean-Paul-Platz in Bayreuth.

Photo: Karla Fohrbeck.

Die Auswahl der kurzen Ausschnitte aus Romanen und Erzählungen Jean Pauls folgt der Idee, zu möglichst jeder Bayreuther Themen-Station eine literarische Kostbarkeit zu liefern, die zum einen direkt mit dem Ort zu tun hat, zum anderen die geistigen Flügel weiten hilft. Dass der Dichter sich beispielsweise tiefsinnige Gedanken zur Frage machte, welchen Sinn ein Denkmal habe, ergibt beim Jean-Paul-Denkmal (Station 121) natürlich einen eigenen Sinn. Am Friedhof (Station 129) bietet sich ein Ausschnitt aus der berühmten Rede des toten Christus an. Wer gar im Park des markgräflichen Schlosses Fantaisie in Donndorf-Eckersdorf (Stationen 131 und 132) die romantischen Szenen hört, die Jean Paul dort spielen lässt, erlebt die zauberhafte Bayreuther Landschaft auf eine

Weise, wie sie nur der wortreiche, tief empfindende Dichter zu imaginieren vermag.

Für fortgeschrittene Jean-Paul-Kenner bieten sich anschließend die „Literaturverführer“ im Verlag „auricula“ an, die vom Schauspieler Hans-Jürgen Schatz zu des Dichters Ruhm und Ehre besprochen wurden. Er gehört ohnehin zu den Pionieren, die bundesweit und vor allem hier in der Region schon seit Jahren die jetzige Jean-Paul-Renaissance vorbereiten halfen (www.auricula.de).

Bayreuther Vorhimmel ... Spaziergängen Norden bis Bad Berneck

Der Jean-Paul-Weg nördlich von Bayreuth bewegt sich im von Jean Paul so bezeichneten „Vorhimmel“ – oder, anders formu-

liert, dem „*Landschaftspräsentierteller*“, in dem sein so gelobtes Bayreuth liegt. 27 grüne Text-Tafeln am Weg (darunter die überraschend aktuellen Science-Fiction-Prophetien) machen auf dieser Strecke mit dem Welt- und Menschenbild des oberfränkischen Dichters auf humorvolle, nachdenkliche oder erzählende Weise vertraut und fünf weiße Tafeln erzählen davon, wie die Landschaft früher einmal ausgesehen hat.

Die ca. 26 km lange Wegstrecke führt von der Eremitage (Ausgang Seulbitzthal) am Golfplatz Rodersberg und dem Oschenberg entlang über Alladorf und Bindlach die alte Poststraße hinauf und weiter über Goldkronach und den Leisauer Höhenzug (Fernblicke auf die Westausläufer des Fichtelgebirges) bis Bad Berneck. Ein eigener Rundweg verbindet dort noch einmal den Kurpark, die wilde Ölschnitz und den fast alpin anmutenden hoch gelegenen Jean-Paul-Platz (www.jean-paul-bad-berneck.de).

Natürlich führt der große Jean-Paul-Weg gen Osten und Norden weiter über Bischofsgrün, Nagel, die Luisenburg und Wunsiedel, an Röslau und am Weißenstädter See vorbei und über den Waldstein, Schwarzenbach a.d. Saale und Hof bis nach Joditz. Aber für die Spaziergänger, Sonntagsausflügler und Wanderer aus Bayreuth und dem Umland sollen erst einmal diese kleineren Etappen oder Wegabschnitte „*hinaus in die Nähe*“ locken, in unsere wunderschöne Heimat, in der es noch so vieles zu entdecken gibt.

Bayreuther Ferienland ... Spaziergänge gen Westen bis Sanspareil

Eine neue Etappe und Landschaftswelt beginnt im Anschluss an den Park Fantaisie, sobald man durchs Salamandertal die

Ortsgemeinde Eckersdorf umkreist und am nördlichen Rand des so genannten Hummelgaus entlang stets in Richtung Westen geführt wird. Die Füße kann man im hübschen Kneipp-Bad vor Oberwaiz erfrischen, im Teufelsloch mit Urgestein und Felsschluchten Bekanntschaft machen, im weitläufigen Limmersdorfer Forst letzte Erinnerungen an das Fichtelgebirge wachrufen und dann im ehemals königlichen Forstamt, der urigen Waldhütte ‚bei Anni‘ zur Brotzeit einkehren, bevor man schließlich in einer völlig anderen Gegend, über Neustädtlein und die Alladorfer Höhenwege (Gemeindegebiet Thurnau) die nördliche Fränkische Schweiz berührt und in der arkadienartigen Landschaft rund um Wonsees mit der Burg Zwernitz und dem Felsengarten von Sanspareil ankommt.

Die Sparkassen Bayreuth und Kulmbach haben hier je sechs sehr schöne, von der Bayreuther Werkstatt für behinderte Menschen angefertigte Bänke gestiftet, die von der Firma „eka-Edelstahlkamine“ aus Untersteinach durch edle Abfalleimer mit dem grünen Jean-Paul-Weg-Kopf ergänzt und aufgewertet wurden. Da es auch zuvor schon einige attraktive Bank- und Rastplätze am Weg gab, kommen Genießer und Ausruhbefürchtete hier voll auf ihre Kosten.

Die Strecke von etwa 24 km ist im literarischen Wanderführer Bayreuth wiederum in vier Spazier- und Rundwege unterteilt, die sich, wenn man sie voll genießen will, leicht für einen Halb- oder Tagesausflug lohnen. Als günstig erweist es sich, mit zwei Autos anzufahren, das eine an einem Endpunkt stehen zu lassen, das andere dort, wo die Wanderung beginnen soll, so dass man am Ende nicht den ganzen Weg wieder zurück laufen muss. Festes Schuhwerk und eine Brotzeit im Ruck-

sack lohnen auch, denn mancher Spaziergang dauert, weil's so schön ist, länger als die Kilometer-Angaben vermuten lassen. Manche fidele Wandergruppen lassen sich auch gerne mit Planwagen oder Kutsche zurückfahren – was aber ein wenig Organisationstalent erfordert.

Die Parks der Markgräfin Wilhelmine ... ein eigener Arkadienweg

Der Arkadien-Charakter dieser Region inspirierte bereits die Bayreuther Markgrafen, ganz besonders die musische Markgräfin Wilhelmine – Lieblingsschwester von Friedrich dem Großen – in der ausgehenden Barockzeit und später nicht nur Jean Paul, sondern auch Richard und Cosima Wagner ganz besonders. Der Jean-Paul-Weg verbindet daher in seinem südlichen Verlauf um Bayreuth herum zugleich auch die wichtigsten vier Markgrafenschlösser und Parks, die heute von der Schloss- und Gartenverwaltung Bayreuth-Eremitage verwaltet werden. Dazu gehören die Eremitage, der Hofgarten in Bayreuth, die Fantaisie in Eckersdorf und Sanspareil bei Wonsees. Es ist wichtig, sich gerade jetzt diesen Zusammenhang klar zu machen, wo das einmalige Markgräflische Opernhaus im Stadtzentrum zwar zum Welt(kultur)erbe erklärt wurde, aber vorerst für Jahre wegen notwendiger Restaurierungsmaßnahmen geschlossen bleiben muss. Die vom selben Geist geprägten Schlösser, Wasserspiele, Ruinen, Felsengärten und Parks sind für viele auswärtige (auch einheimische) Besucher eine Entdeckung und sollten daher stärker aus ihrem Dornröschenschlaf erweckt und ins öffentliche Bewusstsein gerückt werden. Denn auch die heutigen Kulturtouristen lassen sich vom idyllischen Reiz dieser verzauberten Kulturlandschaft berühren und

sind erstaunt, welche Schätze die Region Bayreuth zu bieten hat.

Staffelübergabe für ein Jubiläums- jahr ... der Verein Jean-Paul-2013

Selten hat ein Gedenkjahr einen solchen Raketentart befördern helfen, wie er für Jean Paul am und um den Jean-Paul-Weg in Oberfranken schon im Anlauf war. Der 250. Geburtstag war ein Segen, und die wissenschaftliche „Jean-Paul-Gesellschaft“ sowie der Ende 2009 – unabhängig vom Verbundprojekt des Jean-Paul-Weges – gebildete „Verein Jean-Paul-2013“ haben hier mit viel Einfallsreichtum, ‚Networking‘ und Energie sowohl in der Region wie im ganzen Bundesgebiet und darüber hinaus entsprechende Initiativen ins Leben gerufen, begleitet, gestärkt und gebündelt. Viele Gemeinden und Einzelinitiativen am Weg beteiligten sich mit einmaligen oder nachhaltigen Beiträgen und oft vielfältigen eigenen Programmangeboten. Der einst hochberühmte und nun wieder entdeckte und zu neuem Ruhm gelangte Dichter steht derzeit – noch – im Mittelpunkt vieler Veranstaltungen und Vermarktungen.

Der Platz reicht hier leider nicht für eine ausführlichere Würdigung. Das Jubiläumsjahr hätte mit seiner eigenen Palette von Events, Qualifizierungen, Dauereinrichtungen und Publikationen auch eines eigenen Artikels bedurft. Aber danken wollen wir den Vorsitzenden und der Geschäftsführung sowie dem Kuratorium des Vereins für diese gelungene Arbeit, insbesondere Dr. Monika Meier, Bernhard Echte, Julia Knapp und Dr. Michael Mayer.

In den Medien und in der Öffentlichkeit verwischen sich inzwischen die Grenzen zwischen dem für das Jubiläumsjahr zuständigen Verein, den Kulturämtern,

den vielen Einzelveranstaltern und dem Verbund, der für den Jean-Paul-Weg in Oberfranken zuständig war. Jubiläums-Verein wie auch das Projektbüro Jean-Paul-Weg lösen sich beide jedoch Ende 2013 auf. Sie haben sich gegenseitig befördert und gut ergänzt, nicht nur bei der Mitarbeit an der zukunftsweisenden ‚APP‘ der Staatsbibliothek München.

Jean Paul ist eine ansteckende Gesundung ... Lauft, Leute, lauft!

Was geschieht, wenn es 2014 diesen Verein und diesen Verbund in dieser Form nicht mehr geben wird? Keine Angst, der Jean-Paul-Weg fällt nicht in sich zusammen. Wegwarte, Kulturämter, Bauhöfe und Wegpaten werden ihn weiterhin überwachen und pflegen. Regionalmanager und Gemeindeverwaltungen werden einspringen, wenn Zerstörung vorliegt. Ohnehin ist es jetzt mehr und mehr die Aufgabe der Touristiker, für Popularisierung, Vermarktung und Qualifizierung zu sorgen. Denn dieser Literatur-Weg hat sich in Kürze zur ‚Corporate Identity‘-Marke für Oberfranken entwickelt, bildet eine durchgehende geistige und touristische ‚Energienlinie‘ in der Region (übrigens erstaunlich deklungsgleich mit der Lebensader des einstigen Markgrafentums Bayreuth-Kulmbach) und öffnet uns einem Geist, mit dem man gerne kommuniziert und der vielleicht lange auf unsere ‚Erweckung‘ gewartet hat.

Das Wege-Projekt als solches ist nun abgeschlossen. Der Weg selbst ist gut verwurzelt, koordiniert alle wichtigen Gedankenorte und wird weiterleben! Die Wandergruppen und Spaziergänger auf dem Weg mehren sich und entdecken die Sym-

biose von Geist, fränkischer Kulinarik, Arkadienlandschaft und Kultur – ein Geheimtipp eben, den die Tourismuszentrale Fichtelgebirge schon zur Produktmarke erhoben hat – neben Porzellan und E-Bikes (www.tz-fichtelgebirge.de).

„Der Jean-Paul-Weg ist einmalig und wird das Einzige sein, was nachhaltig über das Jubiläumsjahr 2013 hinaus lebt“, so ein begeistertes Wanderer-Paar. Ein solches Kompliment freut natürlich. Aber es ist doch zu hoffen, dass das Feuer der Begeisterung, das im Jubiläumsjahr entfacht wurde, auch in vielen anderen Initiativen zu Ehren Jean Pauls weiterleben möge, und dass wiederum aus diesem wachsenden Liebhaberkreis auch Liebhaber der Heimatregion des Dichters werden.

Also, lauft, Leute, lauft!, oder: wie es die Rollwenzelin 1812 im Intelligenzblatt des Mainkreises als Anzeige platzierte: „Zu schwach, die Schönheiten der Natur zu beschreiben... lade ich die Herren Städter aufs Land“, ... und das gilt doch klar auch für uns Frauen!

Dr. Karla Fohrbeck (Jg. 1942) ist Kulturwissenschaftlerin, Kulturpublizistin und Kulturpolitikerin (zuletzt Schul- und Kulturreferentin in Nürnberg). Sie ist in Bayreuth aufgewachsen, wohnt in Neudrossenfeld, hat ihr Büro bei der Agentur KulturPartner in Bayreuth und war von 2007 bis 2013 u.a. für Idee und Gesamtorganisation des Jean-Paul-Weges in Oberfranken verantwortlich und ist Autorin der beiden Bücher zum Weg. Ihre Anschrift: Jean Paul Weg-Projektbüro, c/o „KulturPartner“, Dilchertstraße 10, 95444 Bayreuth, fohrbeck@kulturpartner.de.

Peter A. Süß

„Rechtes Licht für St. Kilian“:

Unser 1. Bundesvorsitzender, Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer, spendet dem Mainfränkischen Museum Würzburg sein „Geburtstagsgeschenk“

Als der 1. Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES, Herr Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer, Anfang Mai des Jahres seinen 60. Geburtstag feierte, hatte er seine zahlreichen Gratulanten gebeten, statt Geschenken eine Spende für einen guten Zweck zu überreichen. Denn in der Stadtgeschichtlichen Abteilung des Mainfränkischen Museums auf dem Marienberg über Würzburg ist mit der sog. „Kilians-Fahne“ ein einmaliges, hochrangiges Textil, von grundlegender historischer Bedeutung für Unterfranken und Würzburg ausgestellt, das bis zum 11. Juli 2013 nur schlecht beleuchtet präsentiert werden konnte.

Die Gründe dafür, dieses hochkarätige Textil durch eine neuartige, qualitativ hochwertige, spendenfinanzierte Beleuchtung besser in Szene zu setzen, sind vielfältig: Zum einen ist der heilige Kilian aller Franken Patron, zum anderen besaß dessen Banner jahrhundertlang gleichsam identitätsstiftende Funktion im Hochstift Würzburg und zum dritten befindet sich dieses Feldzeichen seit dem 19. Jahrhundert überdies im Eigentum des Vorgängervereins der heutigen „Freunde mainfränkischer Kunst und Geschichte“. Als deren jüngstes Ehrenmitglied empfand das Geburtstagskind Dr. Beinhofer es als das rechte Zeichen, einem anderen Geburtstagskind etwas Gutes zu tun.

Denn in diesem Jahr kann das Würzburger Mainfränkische Museum, in des-

sen Räumen im Fürstenbaumuseum der Festung das Kiliansbanner gezeigt wird, sein 100jähriges Bestehen feiern. Auch dieser für Franken so wichtigen Institution fühlt sich Dr. Beinhofer allein schon aus seinem Amtsverständnis heraus eng verbunden, war es doch sein mit über 33 Jahren Tätigkeit als Regierungspräsident am längsten in Unterfranken wirkender Vorgänger, Friedrich Graf von Luxburg (1829–1905), der 1893 den „Fränkischen Kunst- und Altertumsvereins“ ins Leben rief. Diese Vereinsgründung war die zielgerichtete Initialzündung für das dann schließlich zehn Jahre später entstandene „Fränkische Luitpold-Museum“, das heutige „Mainfränkische Museum“.

Schon lange ist es dem Mainfränkische Museum ein großes Anliegen dieses einzigartige, berühmte Textil der Kiliansfahne konservatorisch nach besten Möglichkeiten zu bewahren und trotzdem der Allgemeinheit zugänglich zu machen. So wurde das Banner bereits 1965/1966 grundlegend in der Abegg-Stiftung in der Nähe von Bern restauriert und durch ein entsprechendes Netz zur Stabilisierung dauerhaft ausstellungsfähig gemacht.

Mit den am 11. Juli 2013 durch Dr. Paul Beinhofer an die Museumsleiterin, Dr. Claudia Lichte, überreichten, auf seinen Geburtstagsaufruf hin eingegangenen Spenden in Höhe von 5.150 Euro wurde es nun möglich, das Kiliansbanner für die Besucher dauerhaft „ins rechte Licht“ zu



Abb.: Scheckübergabe in der Stadtgeschichtlichen Abteilung des Fürstenbaumuseums auf der Festung Marienberg. V.l.n.r.: Matthias Bruhnke (Fa. „StrideLight“), Dr. Paul Beinhofer, Dr. Claudia Lichte und die für die Konservierung des Banners zuständige Dipl.-Restauratorin Susanne Wortmann vom Mainfränkischen Museum.

Photo: Mainfränkisches Museum.

setzen. Da historische Textilien überaus lichtempfindlich sind, verbietet sich deren permanente Präsentation zumeist. Dank der seit mehreren Jahren mit der Firma „StrideLight“ in Würzburg gepflegten Zusammenarbeit des Museums, konnte jetzt für die Kiliansfahne die innovative LED-Lichttechnik, die die beiden Jung-

unternehmer dieser Firma entwickelt haben, zum Einsatz gelangen. Diese neue Technik ermöglicht eine konservatorisch unbedenkliche und trotzdem „erhellende“ Beleuchtung von historischen Textilien, ohne Gefahr zu laufen, durch UV-Strahlung und andere negative Lichteinwirkungen Schäden hervorzurufen, so die

Museumsleiterin bei der symbolischen Scheckübergabe.

Das nun „*ins rechte Licht*“ gesetzte Banner mit der Darstellung des Stifts- und Landesheiligen Kilian besteht aus Leinen mit Applikationen in farbiger Seide und Leder sowie mit Temperamalerei. Es erinnert an bedeutende Ereignisse im Werden der Stadt Würzburg: So hält die Fahne das Andenken an das Wirken des irischen Wandermönchs, der 689 hier den Märtyrertod erlitt und dessen Grab zum Zentrum Würzburgs wurde, ebenso wach, wie an die Zeit der Bistumsgründung im 8. Jahrhundert und an das Ringen um die Territorialmacht des Würzburger Hochstifts im 13. Jahrhundert.

Das 4,93 m hohe und 3,01 m breite Banner, das sich heute im Eigentum der Freunde Mainfränkischer Kunst und Geschichte e.V. befindet, wurde 1266 in Würzburg angefertigt. Unter ihm zog am 8. August 1266 eine Würzburger Streitmacht, verbündet mit dem Grafen von Hohenlohe und der Mehrheit des Domkapitels, gegen die mit den Grafen von Castell verbündeten Grafen von Henneberg zu Felde, um die bedrohliche Machtausweitung der Henneberger zu brechen. Nach dem Sieg der Verbündeten wurde das Banner, das älteste erhaltene deutsche Feldzeichen, als Weihegeschenk an den Heiligen im Dom aufgehängt und bis zur Säkularisation 1803 fast wie eine Reliquie verehrt.

Martin Weichmann

Zwischen Hain und Himmelreich – Die Reihengräber von Weißenburg

Zwei Weißenburger Kultureinrichtungen feiern in diesem Jahr Geburtstag: die Gruppe des FRANKENBUNDES wurde vor 40 Jahren gegründet, das „RömerMuseum“, eine Außenstelle der Archäologischen Staatssammlung München, öffnete vor 30 Jahren seine Türen. Dieses Doppeljubiläum stellt jetzt den äußeren Rahmen für eine Gemeinschaftsveranstaltung in den Sonderausstellungsräumen des Museums dar. Zentraler Bestandteil der Ausstellung „Zwischen Hain und Himmelreich – Die Reihengräber von Weißenburg“ sind die Funde der letzten Grabungen auf dem seit beinahe 100 Jahren bekannten Merowingerfriedhof in Weißenburg aus den Jahren 2006 bis 2008. Ergänzt wird die sehenswerte Aus-

stellung durch zahlreiche Fundstücke, die bei verschiedenen Kampagnen in den vergangenen Jahrzehnten geborgen werden konnten und jetzt das erste Mal der Öffentlichkeit präsentiert werden. Ausstellung und Begleitpublikation ergänzen das Wissen um die bisher wenig beachtete Zeitspanne in der Weißenburger Geschichte zwischen Zerstörung des römischen Kastells um das Jahr 250 und der Karolingzeit.

Bereits ab dem 5. nachchristlichen Jahrhundert befand sich auf dem heutigen Stadtgebiet Weißenburgs eine frühmittelalterliche Siedlung. Während über genaue Lokalisation, Zusammensetzung der dort lebenden Bevölkerung und Größe des zugehörigen Ortes nur spekuliert



Abb.: Der Begleitkatalog zur Ausstellung ist in der Schriftenreihe des FRANKENBUNDS, Gruppe Weißenburg i.Bay. Heft 4 (2013) erschienen.

werden kann, ist der Friedhof inzwischen gut erforscht. Fachleute schätzen, dass bis zu 1.500 Gräber auf dem heute dicht bebauten Areal liegen. Damit stellt der Weißenburger Friedhof eines der größten bekannten Grabfelder der Merowingerzeit in Süddeutschland dar. 280 dieser Gräber wurden im Laufe der Jahre wissenschaft-

lich erfasst, die Fundstücke geborgen und zuletzt mit Mitteln der FRANKENBUND-Gruppe Weißenburg restauriert. Mit dem jetzt vorliegenden Heft und der Ausstellung „Vom Hain zum Himmelreich – Die Reihengräber von Weißenburg“, für deren Konzept der freiberufliche Archäologe Dr. Marcus Beck und Dr. Claudia Merthen, Mitarbeiterin im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg, verantwortlich zeichnen, erhalten die Besucher und Leser eine Zusammenfassung aller in diesem Umfeld gemachten Funde und genaue Einblicke in das Leben der ‚Urweißenburger‘. Neben anschaulichen Darstellungen der Grabbauten und Bestattungssitten werden anhand zahlreicher Ausstellungstücke die Lebensbedingungen, Kleidung, Schmuck und Bewaffnung der fränkischen Ahnen nachgezeichnet. Die im Laufe der Zeit in zunehmend geringerem Umfang nachweisbaren Grabbeigaben und erste Nachweise christlicher Symbolik stellen zugleich den Übergang von heidnischen Kulte zum frühen Christentum, den Weg vom heidnischen Hain zum christlichen Himmelreich dar.

Die Ausstellung ist ab 8. September bis Ende des Jahres zu den Öffnungszeiten des „RömerMuseums“ zu besichtigen. Das reich bebilderte Begleitheft zur Ausstellung ist im Weißenburger Buchhandel oder direkt bei der FRANKENBUND-Gruppe Weißenburg erhältlich.

Gunther Reese (Hrsg.): **Spuren jüdischen Lebens rund um den Hesselberg**. Kleine Schriftenreihe Region Hesselberg, Bd. 6. Unterschwaningen 2011, ISBN 978-3-9808482-2-0, 120 S., 12,80 Euro.

Im November 2011 erschien die Dokumentation „Spuren jüdischen Lebens rund um den Hesselberg“, herausgegeben von Pfarrer Gunther Reese im Auftrag des Arbeitskreises Jüdisches Leben rund um den Hesselberg. Mit dem Erscheinen dieses Werkes wird eine weitere Lücke in der Erforschung und Dokumentierung einstigen jüdischen Lebens in Bayern geschlossen. Was das Buch ganz besonders interessant macht, ist die Tatsache, dass jede Seite sowohl in Deutsch als auch in Englisch – die Übersetzung wurde von Frau Ruth K. Heiman aus New York vorgenommen – gelesen werden kann.

Nach einem Inhaltsverzeichnis und einem Grußwort der beiden Bezirktagspräsidenten von Mittelfranken und Schwaben – Richard Bartsch und Jürgen Reichert – (die Gegend rund um den Hesselberg erstreckt sich auf das Gebiet beider bayerischen Regierungsbezirke) sowie einem sehr eindrucksvollen Vorwort des Herausgebers erfolgt zunächst eine kurze, sehr gelungene Einführung in das Judentum durch Barbara Eberhardt. Danach kann man auf einer Übersichtskarte alle 14 Orte in Mittelfranken und Schwaben sehen, die in der Dokumentation durch einen jeweils eigenen Autor in Wort und Bild vorgestellt werden: Bechhofen an der Heide (Herbert Dommel), Colmberg (Claus Broser), Dennenlohe (Willi Fetting), Dinkelsbühl (Gerfrid Arnold), Dürnwangen (Gunther Reese), Feuchtwangen (Dietrich Weiß), Hainsfahrt (Gunther Reese), Heidenheim am Hahnenkamm (Hans Schlumberger), Jochsberg (Claus

Broser), Leutershausen (Claus Broser), Mönchsroth (Gunther Reese), Muhr am See (Ortsteil Altenmuhr) (Wilfried Jung), Oettingen in Bayern (Petra Ostenrieder), Schopfloch (Angelika Brosig), Steinhardt (Petra Ostenrieder), Wallerstein (Siegfried Thum), Wassertrüdingen (Horst Kirchner) und Wittelshofen (Angelika Brosig/Heinrich Zoller). Jede Ortschaft wird gründlich beschrieben, wobei besonders auf die Zeugnisse jüdischer Vergangenheit (Synagogen, Synagogendenkmale, Mikwaot, Schulen, früher von Juden bewohnte Häuser, jüdische Friedhöfe, Soldatendenkmale, an denen auch der jüdischen Gefallenen gedacht wurde) in Wort und Bild hingewiesen wird. Die heute noch sichtbaren Spuren einstiger jüdischer Präsenz werden dabei extra erwähnt, ebenso bei den Friedhöfen die Träger und die Kontaktpersonen für deren Besichtigung, aber auch Institutionen und Persönlichkeiten, an die sich Interessenten zwecks Auskunft wenden können. Erwähnt werden auch exemplarisch wichtige jüdische Persönlichkeiten aus den jeweiligen Orten aus früherer Zeit.

Ein Glossar der wichtigsten jüdischen Ausdrücke, ein Verzeichnis der Museen, in denen man Gegenstände, die mit dem Thema zu tun haben, besichtigen kann, ein umfangreiches Literaturverzeichnis, Internethinweise, Bildnachweise, eine Vorstellung der Übersetzerin ins Englische, Frau Ruth K. Heiman, sowie eine Danksagung des Herausgebers schließen diese in der Tat sehr schöne, interessante und aussagestarke Dokumentation harmonisch ab. Dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern, aber auch allen, die am Zustandekommen des Werkes beteiligt waren (den Bezirken Mittelfranken und Schwaben, der „Begegnung von Christen und Juden“, dem Verein zur Förderung

des christlich-jüdischen Gesprächs in der evang.-luth. Kirche in Bayern sowie dem Arbeitskreis Jüdisches Leben rund um den Hesselberg) ist es in der Tat gelungen, den Orten in der Region, an denen einst jüdisches Leben blühte, ein bleibendes Denkmal in Form eines Buches zu erstellen. Dafür gebührt ihnen der Dank aller, denen die ehrliche Beschäftigung mit der Geschichte ihrer bayerischen Heimat ein Anliegen ist.

Israel Schwierz

Werner Eberth: **Beiträge zur Geschichte von Hausen und Kleinbrach. Ein geschichtliches Lesebuch.** Bd. 3. Bad Kissingen (Theresienbrunnen-Verlag) 2011, geb., 17,5 x 22,5 cm, 320 S., 191 Farb- u. s/w-Abb., 27,00 Euro.

In schneller Folge auf Band 2 konnte Werner Eberth den nun schon dritten Teil seiner Beiträge zur Geschichte von Hausen und Kleinbrach vorlegen. Wie bereits bei den vorangegangenen Bänden lobend hervorgehoben, ist auch dieses Werk wieder eine Freude für den Freund schöner Bücher: Satz, reiche Bebilderung (darunter zahlreiche Farbaufnahmen), feste Bindung und Lesebändchen sind sehr ansprechend gestaltet. Bedauerlich ist nur, dass auf S. 127 bei der Korrektur übersehen wurde, dass der Bildtext zum Teil von der Abbildung selbst überdeckt wird. Auch diesmal wäre ein Register, das dem Leser bei den vielen anregenden Artikeln auf der Suche nach einzelnen Orten, Personen oder Sachen Hilfestellung geben könnte, eine gute Ergänzung gewesen.

Inhaltlich gliedert sich der Band in fünf unterschiedlich gewichtete Kapitel, die wie immer eine Art Florilegium bieten. Geht es zunächst um historische Be-

gebenheiten und Episoden der Hausener und Kleinbracher Geschichte, wobei die 850-Jahr-Feier der Klostergründung (1161) einen gewissen Akzent setzt, so behandelt ein zweiter Abschnitt vier Künstler in Hausen. Im dritten Teil geht es um die Kriege 1866, 1914 und 1939 und die Frage, inwiefern sie die Ortschaften bei Kissingen tangierten. Selbstverständlich steht dabei der „Bruderkrieg“ im Vordergrund, denn währenddessen wurde die Gegend ja selbst zum Schauplatz von Kampfhandlungen. Auch hier greift der Autor auf seine bewährte Methode zurück, ältere Texte nochmals zum Abdruck zu bringen.

In der Rubrik Handel – Gewerbe – Verkehr – Umwelt wird ein Querschnitt durch das Wirtschaftsleben der Orte gelegt. So wird die Geschichte der Fallmeisterei genauso beschrieben wie die verschiedenen Firmen und Geschäfte für den täglichen Bedarf. Auch die Straßen- und Eisenbahnanbindung wird neben der Abwasserbeseitigung und der Flurbereinigung thematisiert. Abschließend kommen im fünften Abschnitt Gerichtsakten zu Wort, die verschiedene Kriminal- und Streitfälle behandeln, die uns Heutige zum Teil eher zum Schmunzeln anregen, aber doch ein Licht auf die ländlichen Verhältnisse früherer Zeiten werfen.

Auch diesmal kann man zu dem vorgelegten Buch mit Goethe sagen: „*Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen*“. Es bietet eine bunte, vielfältige Mischung von Informationen zu Hausen und Kleinbrach, die nicht nur für die Einheimischen, sondern auch dem an fränkischer Geschichte und Heimatkunde interessierten Leser anregende Lektüre verspricht. Nachdem schon ein vierter Band zur kirchlichen Entwicklung der Gemeinden angekündigt ist, wird wohl kaum ein frän-

kisches Dorf eine so umfang- und detailreiche „Chronik“ sein eigen nennen können. Es steht zu hoffen, dass der Elan des Herausgebers und Autors auch die nötige Resonanz bei den Buchkäufern findet, denn das „Bücherbacken“ ist teuer!

Peter A. Süß

KulturKompass Mainfranken. Hrsg. von kunstvoll Media. Würzburg 2011, ISBN 3-9809312-9-8, 2. Aufl., 162 S., 4,50 Euro.

Überraschend vielfältig und vital – so präsentiert dieser nunmehr in zweiter Auflage erschienene Wegweiser zu kulturellen Einrichtungen, Veranstaltungen und Kultur-Anbietern das Kulturleben Mainfrankens: von Aschaffenburg bis Schweinfurt und Bamberg, von Gemünden bis Marktbreit, von der Rhön bis zum Taubertal. Neben den weithin bekannten Institutionen führt die kleine, attraktive und inspirierende Broschüre zu vielen Angeboten, die nicht jeder kennt, zu Erlebens-, Sehens- und Entdeckenswertem für die verschiedensten Interessengebiete. Treffend kennzeichnet das auch der Titel, nicht im Sinne einer Leitlinie für die Kulturförderung oder eines systematischen Reiseführers mit wissenschaftlichem Anspruch, der informierte Ausflüge ermöglichen soll, sondern als lebendiges und appetitanregendes Verzeichnis von Porträts, Adressen, Tipps und Informationen.

In den Rubriken Kaleidoskop, Kunst, Literatur, Musik und Theater werden übersichtlich und in alphabetischer Reihenfolge rund 130 Kulturschaffende und Kultureinrichtungen vorgestellt, in Kurzporträts, die Neugier wecken. Ergänzend findet sich eine Fülle weiterer Adressen.

Die anregende Gestaltung, die verbindenden Texte sowie die inhaltlichen Informationen und Beschreibungen laden dazu ein, das schon Bekannte wieder einmal zu besuchen, aber auch so manches Neue, Überraschende doch selbst kennenzulernen. Zugleich zeigt die kleine Broschüre, wie sehr Kultur ein Standortfaktor Mainfrankens ist.

Alexander von Papp

Heinrich Höllerl: Von Bauchstecherla bis versoffene Jungfern. Mittelfranken wie es kocht. Würzburg (Echter Verlag) 2011, ISBN 978-3-429-03396-5, 159 S., zahlr. Abb., 14,95 Euro.

Heinrich Höllerl: Von Bumperskraut bis Zwetschgenknödel. Oberfranken wie es kocht. Würzburg (Echter Verlag) 2011, ISBN 978-3-429-03397-2, 148 S., zahlr. Abb., 14,95 Euro.

Heinrich Höllerl: Von Apfelkräpfli bis Zämata. Mainfranken wie es kocht. Würzburg (Echter Verlag) 2010, ISBN 978-3-429-03264-7, 135 S., zahlr. Abb., 14,95 Euro (vergriffen).

Die traditionelle fränkische Küche weiß Essen und Genießen sehr schmackhaft zu verbinden. Aus dem Schatz ihrer vielfältigen Angebote ist in diesen drei Kochbüchern Regionaltypisches aufgenommen. Schon das Durchblättern bietet eine vergnügliche und appetitanregende kulinarische Reise durch Mittel-, Ober- und Unterfranken und belegt, warum die fränkische Küche vielen Menschen als Schlaffenland der Kochkunst gilt. Überzeugende Werke, die aus der gegenwärtigen unübersehbaren Kochbuchflut wohlthuend herausragen.

Vorgestellt werden jeweils rund 70 Gerichte aus Mittel- und aus Oberfranken

sowie rund 100 aus Mainfranken: keine „Sternemenüs“, sondern kulinarische Köstlichkeiten der Heimat, bodenständig, althergebracht, modern angerichtet. Zugordnet sind sie verschiedenen Hauptgruppen: von Suppen und Vorspeisen über mannigfache Fleischgerichte, Fisch, Gemüse, Pilze und, selbstverständlich, die typischen Beilagen, bis zu den Kalten und Warmen Nachspeisen sowie Backwerken. Allein schon die verheißungsvollen Namen! Da läuft nicht nur Franken das Wasser im Munde zusammen! Sie reichen sprichwörtlich von A bis Z: von Aischgründer Karpfen oder Apfelstrudel über Coburger Kartoffelgemüse, Nürnberger Gwerch oder Würzburger Kärrnersbraten bis zum Zwickla oder Zwiebelblootz. Denn dieser köstliche Streifzug durch die fränkische Küche vereint die „Klassiker“ der regionalen Küche mit weniger Bekanntem sowie mit fast schon Vergessenem. Es sind vielversprechende Begriffe gewachsener Eßkultur und erprobten Wohlgeschmacks in unserer Zeit weltweiter Orientierung, exotischer Angebote und auch schillernder Modeküchen.

Die drei Bände bilden sozusagen die Vorstufe für ein „Fränkisches Kochbuch“. Sie entstanden in Zusammenarbeit mit Rundfunkprogrammen der Regionalstudios des Bayerischen Rundfunks in Nürnberg und Würzburg: der ‚Bayern 1 – Mittagstour‘ und ‚Bayern 1 – Mainfranken-tour‘. Dafür haben die Hörer und Hörerinnen *„gute fränkische und vor allem auch schon fast vergessene Rezepte aus Omas Küche“* eingesandt. Diese Rezepte sind in den drei vorliegenden regionalen fränkischen Kochbüchern zusammengestellt und *„möglichst unverfälscht, aber doch zeit-*

nah wiedergegeben.“ Damit vermitteln diese Kochbücher keineswegs eine Nostalgieküche, vielmehr eine solide Arbeitshilfe für regional orientiertes, kreatives Kochen mit heimischen Produkten. Die Rezepte sind einfach zu handhaben, die Anleitungen verständlich und leicht nachzuvollziehen, auch für die jüngere Generation, die mit dieser Arbeitshilfe auch ohne die Oma im Haus die alten Rezepte modern zubereiten kann.

So sind diese Kochbücher nicht bloß weitere unter ungezählten anderen, sondern ungewöhnlich: eine liebevoll zusammengestellte Sammlung erprobter und wohlschmeckender Speisen Frankens. Es sind Rezepte für alle, die Essen genießen können, die sich selber, ihre Familie wie auch Gäste verwöhnen möchten. Sie passen sowohl für den kulinarischen Alltag als auch für besondere Bewirtungen und sind hilfreich für erfahrene Praktiker ebenso wie für Einsteiger.

So appetitlich wie die textlich und vielfach auch bildlich vorgestellten Gerichte sind auch die Bücher selber „zubereitet“, Kochbücher nicht nur zum Nachkochen, sondern auch zum Anschauen. Schon das Durchblättern weckt Appetit, genußvolles Erinnern und ein Gefühl von Heimat. Verspricht der Inhalt Genuß für Gaumen und Magen, so bilden die ansprechende Gestaltung sowie die Bilder der Gerichte – meisterhaft angerichtet und fotografiert – einen optischen Genuß für das Auge. Ansprechend ist auch das Format, das handlich in die Küche paßt. Drei Kochbücher, die man nur empfehlen kann, bestens geeignet auch als kleine sympathische Geschenke.

Alexander von Papp

Dr. Bernhard Wickl

Fusion der FRANKENBUND-Gruppe „Freunde des Neunhofer Landes“ mit der Gruppe Nürnberg-Erlangen

Da sich trotz längerer und intensiver Suche niemand fand, der das Amt der langjährigen Vorsitzenden der FRANKENBUND-Gruppe „Freunde des Neunhofer Landes“, Hedwig Barthel, übernehmen wollte, wurde bei der letzten Jahreshauptversammlung in der Gaststätte „Grüner Baum“ in Bullach beschlossen, den Verein aufzulösen und mit der FRANKENBUND-Gruppe Nürnberg-Erlangen zu fusionieren.

Die am 8. September 1975 als Gruppe des FRANKENBUNDES in Tauchersreuth gegründete Vereinigung beschäftigte sich vor allem mit Kultur und Geschichte des Gebietes zwischen dem Sebalder Reichswald, der Stadt Lauf und der Erlanger Schwabach. Das schnelle Wachstum des Vereins nach der Gründung war hauptsächlich dem engagierten Wirken seines ersten Vorsitzenden, Wilhelm Barthel, zu verdanken, der leider bereits nach acht Jahren an der Spitze der „Freunde des Neunhofer Landes“ verstarb. Das Werk ihres Mannes führte Hedwig Barthel nahtlos weiter, und so wurden die „Freunde des Neunhofer Landes“ zu einem festen, ja prägenden Bestandteil des kulturellen Lebens der Landschaft um die Stadt Lauf. In den fast 40 Jahren seines Bestehens zeichnete sich der Verein durch sein äußerst vielseitiges Wirken in den Bereichen der Heimat- und Kulturpflege aus: Vorträge, Exkursionen in die engere und weitere Heimat, die vielbeachteten Veranstaltungen des „Neunhofer Musiksommers“, Volksmusik- und Volkstanzabende deuten die gebotene Vielfalt zumindest an. Ein besonders wichtiges Ziel, das der Verein verfolgte, war die Erhaltung des Tauchersreuther Wasserturmes, der mit seinem hydraulischen „Widder“, einem genial einfachen Stoßheber, ein einzigartiges technikgeschichtliches Denkmal darstellt. Ein herausragendes Verdienst der „Freunde des Neunhofer Landes“ ist es, mit Vera Weinmann von der gleichnamigen Hersbrucker Firma eine Expertin für die Widder-Technik gewonnen und die Finanzierung von Erhaltungsmaßnahmen auch zukünftig gut abgesichert zu haben. Viele Jahre lang wurde der Bevölkerung beim „Tauchersreuther Wasserfest“ dieses technikgeschichtliche Kleinod ins Bewusstsein gerückt.

Der Widder im Tauchersreuther Wasserturm bildete auch eines der Themen, die Ekehard Wagner, ehemals Professor an der Nürnberger Georg-Simon-Ohm-Hochschule und Fachmann für Technikgeschichte, im Rahmen seines Vortrags über die Entwicklung der Wasserkraft bei der Jahreshauptversammlung der „Freunde des Neunhofer Landes“ ansprach.

Nicht nur aufgrund der räumlichen Nähe bestanden zwischen der FRANKENBUND-Gruppe Nürnberg-Erlangen und den „Freunden des Neunhofer Landes“ seit jeher enge Verbindungen, die in vielen gemeinsamen Unternehmungen zum Ausdruck kamen. Von daher ist es nicht überraschend, wenn die Mitglieder des nunmehr aufgelösten Vereines bei der FRANKENBUND-Gruppe Nürnberg-Erlangen eine neue Heimat finden. Die Vorstandschaft der FRANKENBUND-Gruppe Nürnberg-Erlangen, vertreten durch den 1. Vorsitzenden Hans Wörlein, den Kassenwart Wilfrid Muscat und den 2.

Vorsitzenden Dr. Bernhard Wickl, sicherte der Versammlung zu, künftig mindestens eine Veranstaltung pro Jahr im anfangs skizzierten Wirkungsbereich der „Freunde des Neunhofer Landes“ durchzuführen. Außerdem wurde Hedwig Barthel am 26. April 2013 als 2. Vorsitzende in die Vorstandschaft der Gruppe Nürnberg-Erlangen gewählt, so dass sie als Ansprechpartnerin für die ehemaligen „Neunhofer“ fungieren kann. Neuer 1. Vorsitzender wurde Dr. Bernhard Wickl, der den Ehrenvorsitzenden Hans Wörlein nach über 40 Jahren äußerst verdienstvoller Tätigkeit als Leiter der Frankenbundgruppe ablöste.

Christina Bergerhausen

Dank an Bundesfreundin Hedwig Barthel, bisherige Vorsitzende der FRANKENBUND-Gruppe Freunde des Neunhofer Landes

Nun ist es amtlich: Die FRANKENBUND-Gruppe „Freunde des Neunhofer Landes“ hat nach 37 Jahren aufgehört, als eigenständige Gruppe des FRANKENBUNDES zu existieren, da die bisherige Vorsitzende Frau Hedwig Barthel keine(n) Nachfolger(in) gefunden hat. Vielleicht waren einfach die Fußspuren zu groß, die sie hinterlassen hat ...

Dabei hatte sie zunächst nach dem plötzlichen frühen Tod ihres Mannes 1984 nur dessen Lebenswerk retten und weiterführen wollen. Herr Barthel hatte 1975 die Gruppe mit dem Ziel gegründet, sich sichtbar für die Erhaltung und Pflege der historischen Kulturlandschaft zwischen Lauf, Heroldsberg, dem Sebalder Reichswald und dem Schwabachtal sowie für den Erhalt historischen Brauchtums einzusetzen.

An diesem Programm hat Frau Barthel bis zum Schluss festgehalten und danach getrachtet, es mit neuen Ideen lebendig zu halten. Ein ganz wichtiges Projekt, das ihr Mann 1976 begonnen hatte, war die Sanierung des über 70 Jahre alten Tauchersreuther Wasserturms, um ihn der Nachwelt zu erhalten. Auf Initiative von Frau Barthel – damals Schatzmeisterin des Vereins – wurden die schon legendären Konzerte im Neunhofer Welserschlösschen ins Leben gerufen. Diese Veranstaltungen mit



Abb.: Bundesfreundin Hedwig Barthel in ihrem Garten.

großem Zulauf mußten 1995 nach dem Wegzug des alten Barons eingestellt werden. Hinzu kamen regelmäßige Theater- und Konzertfahrten sowie Studienfahrten in ganz Franken; weiters bot sie historische Spaziergänge durch die Region und Mundartlesungen an. Auch in puncto Erhalt von Kultur- und Naturdenkmälern war die Gruppe, die im Jahr 2012 135 Mitglieder zählte, aktiv: U.a. hat sie Tafeln aufgestellt, auf denen sich Wanderer über die geschichtlichen Wurzeln der Gegend informieren können. Jedes Jahr wurde zudem eine Ausgabe der Zeitschrift „Neunhofer Land“ herausgebracht – eine sehr gekonnt gemachte und wirklich lesenswerte Regionalzeitschrift. Im Jahr 2005 wurde Frau Barthel für ihr Engagement vom bayerischen Ministerpräsidenten Edmund Stoiber ausgezeichnet.

Der FRANKENBUND dankt Frau Barthel ganz herzlich für ihren unermüdlichen Einsatz für ihre Gruppe. Mit ihrem Programm hat sie alljährlich in vorbildhafter Weise das Ziel des FRANKENBUNDES verwirklicht, nämlich Kenntnis zu vermitteln über Franken, seine Geschichte, Kunst, Kultur und landschaftliche Schönheit. Der FRANKENBUND wünscht ihr weiterhin gute Gesundheit, Freude am Leben und persönliches Wohlergehen.

Klaus-Peter Gäbelein

700. Mitglied beim Heimatverein Herzogenaurach

Ein ganz besonderer Feiertag war der Fronleichnamstag 2013 für den Heimatverein Herzogenaurach, Gruppe im FRANKENBUND seit Anfang der 1980er Jahre, konnten doch die Heimatfreunde ihr 700. Mitglied begrüßen und hoch leben lassen. Der Verein nahm dabei zwei neue Mitglieder auf, die keine Einheimischen sind, sich aber der Stadt und dem Frankenland verbunden fühlen.

Mitglied Nummer 700 ist kein Geringerer als der Leiter des Bürgermeisterbüros der Partnerstadt Wolfsberg im Kärntner Lavanttal, Robert Schmid. *„Robert Schmid ist nicht nur verantwortlich für die Städtepartnerschaften Wolfsbergs, sondern eigentlich ein schon ein echter Herzogenauracher,“* so der 1. Vorsitzende des Heimatvereins, Klaus-Peter Gäbelein. Er verwies auf die gemeinsame geschichtliche Vergangenheit beider Städte, denn Wolfsberg gehörte bis zu Maria Theresias Zeiten zum Bistum Bamberg, Herzogenaurach sogar bis zum Ende des Alten Reichs 1806.

Gäbelein betonte weiterhin: *„Ein offizieller Besuch aus der Kärntner Partnerstadt, ohne den ‚Wahlfranken‘ Robert Schmid ist eigentlich undenkbar. Seit rund 25 Jahren ist er nach seinem Vorgänger Peppi Pertl der Motor der Partnerschaft.“* Der begeisterte Hobbysportler und Herr über 350 Bedienstete im Wolfsberger Rathaus ist stellvertretender Amtsleiter bei der Stadt Wolfsberg und betreut mit großem Engagement jede Herzogenauracher Delegation und Besuchergruppe in seiner Heimatstadt im Lavanttal. Spontan hat er sich bereit erklärt, den siebten Hunderter im Mitgliederverzeichnis des Heimatvereins aufzufüllen.

Ebenso wurde Mitglied Nummer 699 am Fronleichnam-Donnerstag geehrt: Auch er ist kein „echter Herzogenauracher“ und noch dazu „a Reigschmeckter“ aus dem türkischen Teil Griechenlands (Westtrakien), aber er ist jemand, der in der Stadt bestens bekannt und äußerst beliebt ist: Sempatin Hasan. Seit knapp drei Jahrzehnten führt er die Gaststätte „Altes Backhaus“ und ist längst ein Herzogenauracher, auch wenn manche „Club“-Fans seine Begeisterung für den FC Bayern München nicht gerne sehen. Sempatin betonte in bewegenden Dankesworten, wie er sich über diese Aufnahme freue, schließlich seien ihm die Stadt und das Frankenland längst zur Heimat geworden.

Dann wurden noch die Mitglieder Nummer 701 und 702 aufgenommen. „*Zur Genugtuung für alle ‚Ur-Herzogenauracher‘*“ begrüßte der 1. Vorsitzende Helga Lang, die Gattin von Senior-Bürgermeister Hans Lang mit einem Blumenstrauß als 701. Mitglied und schließlich Nina Manzke, eines der jüngsten Mitglieder, da noch „*weit unter der 30er Grenze, was das Alter angeht, und in der Stadt aufgewachsen*“ als Mitglied Nummer 702.

Mit dieser stolzen Mitgliederzahl gehört der Heimatverein zu den ganz großen Organisationen seiner Art in Nordbayern und in der Dachorganisation „FRANKENBUND“. „*Trotzdem,*“ so Gäbelein abschließend mit einem Augenzwinkern, „*gibt es beim Heimatverein noch keinen Aufnahmestop!*“

Helmut Flachenecker

Bericht über die Regionaltagung am 1. Juni 2013 in Schweinfurt

Das Wetter war grau, regnerisch, wie so häufig in diesem Frühling. Dennoch ließ sich eine Gruppe des FRANKENBUNDES Würzburg wie Kitzingen nicht davon abhalten, frohgemut zur Landesausstellung „Main und Meer“ zu fahren. Der Main machte allerdings Schwierigkeiten bei der Anreise zu ‚seiner‘ Ausstellung. Straßen bei Volkach waren wegen des Hochwassers gesperrt, Umfahrten nötig.

Leicht verspätet kam die Gruppe an der Schweinfurter Kunsthalle an und wurde sofort von Frau Dr. Bergerhausen, die die unterfränkische Regionaltagung bestens organisiert hatte, in Empfang genommen und Führern zugewiesen. Die Ausstellung war bestens besucht, an manchen engen Stellen mussten alle sehr auf Tuchfühlung gehen. Die Konzeption der Ausstellung nimmt die vielfältigen Aspekte eines Flusses, seine von ihm gebildete Landschaft sowie die an seinen Ufern wohnenden Menschen in den Blick. Dies beginnt zunächst mit einem Versuch, den Flussnamen zu erklären, fährt fort mit einer aufwendigen Installation zum Flussverlauf, zu künstlerischen Darstellungen von Fluss und Umgebung aus den letzten vier Jahrhunderten, bis hinein zum ‚Abtauchen‘ in den Fluss. Das sich verändernde Flussbett mit der sich unter Wasser befindenden Tier- und Pflanzenwelt, aber auch mit den entsorgten menschlichen Abfällen lässt sich visuell erleben. Weitere Schwerpunkte sind Berufe am Fluss, die Verbindung Frankens zum Meer sowie am Ende einige futuristische Aspekte zu Wasser, Energiegewinnung und neuen Lebensformen. Die Ausstellung stieß auf überwiegend positive Resonanz.

Unmittelbar danach schloss sich ein kleiner Stadtrundgang an, der die Blicke der Frankenbündler auf wichtige Schweinfurter Bauwerke lenkte. Danach ging es, nach einer kurzen Mittagspause, auf das Schiff. Hier erwartete uns die nicht alltägliche Ansage, dass wir zwar auf dem Schiff tagen könnten, aber nicht fahren. Das Wasser sei zu hoch, die Schifffahrt daher eingestellt. Dies trübte die Stimmung nicht, warteten doch zwei spannende Vorträge auf uns: Die ehemalige langjährige Oberbürgermeisterin von Schweinfurt, Frau Gudrun Grieser, berichtete schwungvoll und engagiert über die Veränderungen des Wirtschaftsstandortes Schweinfurt und die damit einhergehenden Veränderungen im Stadtbild. Für ihre Politik gab es keinen Gegensatz zwischen Kultur- und Wirtschaftsförderung, beides gehörte laut Frau Grieser zusammen. Dr. Thomas Horling berichtete anschließend über die schwierige Lage des Schlosses Mainberg (zu dem wir eigentlich flussaufwärts hätten fahren wollen!) nach dem Ausfall privater Mäzene. Die Burg, im Mittelalter oftmaliger Witwensitz der Gräfinnen von Henneberg, in der Gegenwart im Besitz der Familie Sachs, droht nun zu zerfallen. Es bedarf einer großen Anstrengung nicht nur der Geschichtsinteressierten vor Ort, sondern wohl auch politischer Unterstützung, um dieses, nicht nur in seinen Dimensionen, einzigartige Bauwerk zu erhalten.

Die Regionaltagungen erfreuen sich eines beständig wachsenden Zuspruches. So waren es für Schweinfurt diesmal annähernd 150 Anmeldungen. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer bekundeten mit ihrem Interesse ihre Unterstützung dieses neuen Konzeptes. Nächstes Jahr wird hoffentlich dann auch wieder eine Fahrt auf dem Main möglich sein.

Wilhelm Otto Keller

Dr. Alf Dieterle wurde 70 Jahre alt

Eigentlich wollte er kein großes Fest haben. Dann wurde der 70. Geburtstag am 17. Juni 2013 doch eine fröhliche Feier mit Verwandten, Freunden und Bundesfreunden, mit Frankenlied und Frankenfahne im weitläufigen Garten von Dr. Alf Dieterle, dem Vorsitzenden der Frankenbundgruppe Miltenberg. Der gebürtige Karlsbader, der in München dasselbe Gymnasium wie unser Erster Bundesvorsitzender besucht hat, kam als Referendar für Biologie, Chemie und Erdkunde nach Miltenberg, fasste hier Fuß und gründete eine Familie. Von Beginn an engagierte er sich auch außerhalb des Schulbetriebs, zunächst im Naturschutz, dann in der Geschichte des Untermaines und in der Frankenbundgruppe Miltenberg, deren Vorsitzender er seit 1997 ist. Er ist erst der dritte nach Dr. Hannes Karasek und Wilhelm Otto Keller, nachdem er vorher schon jahrelang als 2. Vorsitzender amtierte hatte. Alf Dieterle versteht es, nicht nur die Fahrten, sondern auch die Mitgliederversammlungen unterhaltsam und humorvoll zu gestalten, wobei ihm seine zahlreichen Interessengebiete zu Gute kommen. Die Frankenbundgruppe Miltenberg unterstützt das „Museum.Stadt.Miltenberg“ in vielfältiger Weise, zuletzt durch den Erwerb eines bisher unbekannten Portraits des Arztes und Chronisten Dr. Christian Winzmann, dessen Biographie Dr. Dieterle erforscht hat.

Allerdings sieht Dr. Dieterle momentan mit einiger Sorge in die Zukunft der Frankenbundgruppen am Untermain, denn Vorstandspositionen sind immer schwerer zu besetzen. Deshalb hoffen wir Miltenberger, dass er unserer Gruppe noch möglichst lange vorstehen kann.

*Abb.: Schatzmeister Fritz Weber (links) und 2. Vorsitzender Wilhelm Otto Keller (Mitte) gratulieren Dr. Alf Dieterle im Garten seines Hauses zum 70. Geburtstag.
Photo: Wilhelm Otto Keller.*



Alois Hornung

Bericht vom Thementag „Bergbau in Franken“ am 20. Juli 2013 in Goldkronach

Etwa 80 bis 100 Personen aus den verschiedenen Gruppen des Frankenbundes versammelten sich zum Kennenlernen, zum Austausch und natürlich zu Informationen über das Jahresthema für 2014 in gelöster Atmosphäre beim Begrüßungsfrühstück in der Alexander-von-Humboldt-Schule im Erholungsort Stadt Goldkronach. Nach dem Steigerlied, vorgetragen vom gemischten Chor des Gesangsvereins 1956 Goldkronach unter der Leitung von Paul Hofmann und von dem echten Steiger Heinz Zahn flankiert, eröffnete der Bundesvorsitzende des Frankenbundes, Herr Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer, den dritten fränkischen Thementag „Bergbau in Franken“.

Im gutbesuchten Foyer der Alexander-von-Humboldt-Grundschule Goldkronach begrüßte Dr. Beinhofer die Teilnehmer des Thementages sowie die angereisten Honoratioren und die Referenten der Vorträge. Willkommen hieß er den Hausherrn Bürgermeister Günter Exner. Als besonderen Gast begrüßte er den Parlamentarischen Staatssekretär im Bundesfinanzministerium, Herrn Hartmut Koschyk, der auch gleichzeitig der Besitzer des Schlosses in Goldkronach ist, in dessen Räumen die Hälfte der Vorträge zum The-



Abb. 1: Der Steiger Heinz Zahn beim vom Gesangsverein 1956 Goldkronach vorgetragenen Steigerlied.
Photo: Alois Hornung.

mentag abgehalten wurde. Für den Landrat des Kreises Bayreuth war Kreisheimatpfleger Berthold Just gekommen. Desweiteren beehrte Bernhard Heck vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege die Veranstaltung des Frankenbundes.

Dr. Beinhofer stellte bei der Begrüßung amüsiert fest, dass er als unterfränkischer Regierungspräsident nicht für die Aufsicht der unterfränkischen Bergwerke (z.B. Gipsbergwerk Hüttenheim, Iphofen) zuständig sei. Dafür sei allein das Nordbayerische Bergamt in Bayreuth verantwortlich. Er habe jedoch die angenehmere Aufgabe, mit der Regierungsweinprüfstelle in Würzburg auch für die oberfränkischen Weine die Aufsicht zu führen.

Den sechs Referenten des Tages galt sein besonderer Gruß. Gleichzeitig schloss er in den Dank auch das Vorbereitungsteam der Frankenbundgruppe Bayreuth mit ihrem Vorsitzenden Gerhard Trausch, die Helfer der Alexander-von-Humboldt-Schule und die Bundesgeschäftsführerin, Frau Dr. Christina Bergerhausen, mit ein. Die Grußworte der Ehrengäste bezeugten die Verbundenheit mit dem Frankenland,

seiner Geschichte, Kultur und Schönheit. Ausdruck davon war die Überreichung von Gastgeschenken. So erhielt der Bundesvorsitzende des Frankenbundes von Herrn Koschyk u.a. ein Poster „220 Jahre Alexander von Humboldt in Franken“.

Über Humboldt hielt am Nachmittag Bundesfreund Dr. Bernhard Wickl (Schwabach) im Schloss einen interessanten Vortrag. Humboldt ist noch heute in Goldkronach präsent durch den Grundschulnamen, im Goldbergbaumuseum und mit einer Gedenktafel am Standort seiner ehemaligen Wohnung in der Hauptstraße, die nach Bayreuth führt. Am heutigen Landgasthof, Metzgerei und Hotel ist zu lesen: „An diesem Platze stand das Haus, in welchem Alexander von Humboldt in den Jahren 1792 – 1795 als Kgl. preußischer Bergamtsassessor und Oberbergmeister zeitweilig amtierte.“ Natürlich gibt es auch einen Humboldt-Wanderweg in Goldkronach.

Nach den Grußworten bedankte sich Dr. Beinhofer bei den Rednern mit ‚fränkischem flüssigen Gold‘. Professor Werner K. Blessing, Erlangen, führte in die Tagung ein. Er hielt auch später den Abschlussvortrag am Spätnachmittag in der Grundschule mit dem Thema „Eine besondere Lebenswelt: Bergherren und Knappen im Fichtelgebirge“.

Dr. Andreas Peterek eröffnete am Vormittag den Reigen der Vorträge mit dem Thema „Geologische Grundlagen des Bergbaus in Franken – Wie kommt der Schatz in den



Abb. 2: Humboldts früherer Amtssitz in Goldkronach.

Photo: Alois Hornung.

Berg?“ Dabei stellte er, frei vortragend mit Bildern untermalt, anschaulich und verständlich die geologischen Prozesse aus der Vorzeit bis heute dar. Wir konnten dabei auch erfahren, wie das Gold nach Goldkronach in die Felsen kam, und dass Goldkronach direkt an der fränkischen (geologischen) Linie – ein Bruch in der Erdkruste – liegt.

Nach der Mittagspause wurden auf dem Schloss und in der Schule parallel je drei Vorträge angeboten. Im Schloss ab 14 Uhr von Dipl.-Geol. (FH) Jens Kugler (Freiberg) „Bergbautechniken“, anschließend der bereits oben erwähnte Vortrag von Bernhard Wickl „Alexander von Humboldt“. Den Abschlussvortrag am Spätnachmittag lieferte Frank Becker (Bergamt Nordbayern Bayreuth) „Zur aktuellen Situation des Bergbaus in Franken“.

In der Grundschule liefen derweil die Vorträge von Horst Gaißer (Goldkronach) „Eisenbergbau und Hammerschmiede“ sowie von Dr. Norbert Trebes (Teuschnitz) „Der Frankenwald – kleine Region mit großer Industrie- und Sozialgeschichte“. Den Abschlussvortrag steuerte, wie bereits oben genannt, Prof. Werner K. Blessing bei.

Gleichfalls war ab der Mittagspause eine Busfahrt von der Schule zum weiter entfernten Infohaus nahe dem Besucherbergwerk mit der Geoparkrangerin A. Taubenreuther möglich. Auf der Hinfahrt erklärte sie die Besonderheiten des Ortes und seiner eingemeindeten Ortsteile sowie Interessantes zu Geologie, Fauna und Flora. Aufgrund der großen Nachfrage mussten wegen der Enge und der begrenzten Länge des Stollens zwei Gruppen gebildet werden. Eine Gruppe erhielt die Mittagsversorgung am Infohaus, die andere begab sich auf den Abstieg in den Wald zum Stollen „Mittlerer Name Gottes“ im Ortsteil Brandholz. (Der untere und obere Tagstollen sind z.Zt. „verbrochen“ und da-



Abb. 3: Bundesfreunde des Frankenbundes bei der „Einfahrt“ in das Bergwerk in Begleitung von Steiger Heinz Zahn (rechts im Bild).

Photo: Alois Hornung.



Abb. 4: Im Besucherstollen unterwegs.

Photo: Alois Hornung.

mit nicht zugänglich.) Die über eineinhalb Stunden Wartezeit auf die Führung konnte die andere Gruppe bei Erläuterungen in Wort, Text, Bild und Exponaten und einer deftigen Gulaschsuppe am Infohaus mit herrlichem Ausblick in die weite Landschaft von der „goldenen Aussicht“ aus genießen. Die Besichtigung des zweiten Besucherstollens „Schmutzlerstollen“ war aus Zeitgründen unmöglich.

Bereits auf dem Weg zum Stollen „Mittlerer Name Gottes“ (seit 1997 als Besucher-Bergwerk zugänglich gemacht) begegneten uns Relikte und Bauwerke der Bergbaugeschichte, z.B. Röstofen oder eingestürzte Gruben. Bei der „Einfahrt“ – zu Fuß – in den Stollen begrüßte uns der Spruch „Glück auf 1593 – 1993“. Ein Glück, dass wir Helme, Schutzjacken und Licht bekamen. Der vom morgendlichen Steigerlied bekannte Steiger Heinz Zahn führte uns nicht in Festtagskluft, sondern in Arbeitskleidung durch das Bergwerk. Im Stollen war es eng, nass und dunkel. So wird es auch erklärlich, dass früher hauptsächlich Kleinwüchsige und Kinder unter unsäglichem Strapazen Erze für die Obrigkeit förderten. Dabei war das begehrte Gold nur in Gramm-Mengen in Quarzbändern zu finden, jedoch im Verhältnis seines Vorkommens bis ins 20. Jahrhundert rentabel. Immerhin ermittelte man Erzgehalte bis zu 11 Gramm Gold pro Tonne. Daneben waren im Bergbaubereich noch viele weitere vorkommende Mineralien abbauwürdig.

Mit viel Information ausgestattet begab sich ein Großteil – per Bus – wieder nach Goldkronach ins 2004 eröffnete Goldbergbaumuseum. Dort konnte die Geschichte Goldkronachs vom 14. Jahrhundert bis heute, dessen Entwicklung mit und ohne Bergbau, mit Burg und Schloss usw. lebendig nachvollzogen werden. Ein interessantes Museum, für das leider viel zu wenig Zeit blieb. Insbesondere die angebotenen Führungen um 14 und 15 Uhr konnten nur die wenigsten Tagungsteilnehmer nutzen. Beim Abschluss der Veranstaltung „Bergbau in Franken“ um 16.45 Uhr in der Grundschule von Goldkronach waren alle so von der Informationsflut des Tages überwältigt, dass keine Fragen mehr gestellt wurden.



Abb. 5: Die Frankenbund-Freunde auf dem Weg ins Bergbaumuseum.

Photo: Alois Hornung.

Mein Resümee für diese Veranstaltung, den Thementag: Es ist den Organisatoren gelungen, ein breit gefächertes und aufwendiges Programm mit vielen kompetenten Referenten anzubieten. Das Thema war spannend und einmalig für Franken, die Betreuung vor Ort umfassend und zuvorkommend. Bei so hochkarätigen, interessanten, informativen Vorträgen ist es allerdings schade um jeden Beitrag, den man nicht hören kann. Dabei nahmen sich schon die parallel laufenden Angebote die Zuhörer weg. Jeder Vortrag war hörensenswert. Zusätzlich bot der praktische Teil der Veranstaltung (Besucher-Bergwerk und Goldbergbaumuseum) so wichtiges Anschauungsmaterial, dass es ein Verlust gewesen wäre, dies nicht in Augenschein genommen zu haben. Eine Stadtführung war im Programm schon gar nicht vorgesehen. Bei dieser Themenfülle wären nicht einmal zwei Tage ausreichend gewesen, es waren jedoch nur sieben Stunden. Oft ist weniger mehr. Wir sollten dies bei den kommenden Thementagen bedenken. Das ist nicht nur (aber auch) die Meinung des Autors.

Einladung zum 84. Bundestag des FRANKENBUNDES am 12. Oktober 2013 in Bayreuth

Bayreuth feiert in diesem Jahr nicht nur das Wagner-Jahr, sondern gedenkt auch des Schriftstellers Jean Paul, der von 1804 bis zu seinem Tode 1825 in dieser Stadt lebte. Dieser Künstler bildet den thematischen Schwerpunkt unseres diesjährigen Bundestages, der erstmals im Herbst tagt. So wird uns auf dem Festakt Herr Dr. Frank Piontek über Jean Paul Friedrich Richters Leben und Werk berichten. Auch auf dem nachmittäglichen Programm für die Nicht-Delegierten steht dieser Literat im Mittelpunkt – sei es bei einer Führung durch die Innenstadt oder beim Besuch des Jean-Paul-Museums.

Am Beginn der Veranstaltung steht – wie schon Tradition – das Begrüßungsfrühstück, das von der FRANKENBUND-Gruppe Bayreuth ab 9.15 Uhr im Landrätesaal der Regierung von Oberfranken (Ludwigstraße 20) gereicht wird. Um 10 Uhr beginnt dort der Festakt, auf dem auch unser diesjähriger Kulturpreis überreicht wird. Nach dem Mittagessen, das individuell in den umliegenden Restaurants eingenommen werden kann, treffen wir uns um 14.00 Uhr zu einer Führung durch das Neue Schloss mit Italienischem Bau oder durch das mittelalterliche Bayreuth. Um 15.00 Uhr beginnt die nachmittägliche Delegiertenversammlung wieder im Landrätesaal (zur Tagesordnung siehe die offizielle Einladung in Heft 2 – 2013 des FRANKENLANDES) wie auch das Nachmittagsprogramm für die Nicht-Delegierten. Das Ende der Veranstaltung wird gegen 17.00 Uhr sein.

Bayreuth ist sicherlich eine Reise wert.



Abb.: Das Jean-Paul-Denkmal in Bayreuth.

Photo: Gerhard Trausch.



Wikipedia CC BY-SA 3.0, Photo: Aarp65

*Gesegnete Weihnachten
und für das Jahr 2014
Glück, Gesundheit und Frieden*

wünscht

*allen Bundesfreunden und allen Lesern
die Bundesleitung des Frankenbundes,
Vereinigung für Fränkische Landeskunde und Kulturspflege e. V.*

Inhalt

Aufsätze

Ingrid Bachmeier-Schraml

Die Schlossbau-Maßnahmen des Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth – Zur Baugeschichte des Alten Schlosses in Bayreuth 228

Fritz Angerer und Brigitte Trausch

Zur Fassadengestaltung der bäuerlichen Sandsteinhäuser im Bayreuther Umland 239

Rolf Freiherr von Loeffelholz

Albrecht Dürers „Ritter Tod und Teufel“ oder Kunz Schott und das Pferd des Todes 247

Kunst und Kultur

Stephanie Nomayo

Von „Wurtzkrämern“ und Waldhäuschen – Wie kommt das Hexenhaus unter den Weihnachtsbaum? 275

Bücher zu fränkischen Themen 283

Frankenbund intern

Besondere Ehrung für Bundesfreund Dr. Erich Meidel 286

Eckhard Oursin

Jean Paul und Dr. Eberhard Wagner im Mittelpunkt des 84. Bundestages des FRANKENBUNDES am 12. Oktober 2013 in Bayreuth 287

Veränderungen in der Bundesleitung 291

Neue Kontoverbindung der Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES ... 293

Terminvorschau 2014 293

Anthony Rowley

Dr. Eberhard Wagner: Kulturpreisträger des FRANKENBUNDES 2013 294

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Dipl.-Ing. Fritz Angerer	Ltd. Baudirektor Eichelberg 32, 97688 Bad Kissingen
Dr. Ingrid Bachmeier-Schraml M.A.	Kunsthistorikerin Oswald-Merz-Straße 4, 95444 Bayreuth bachmeier@rwg-bayreuth.de
Rolf Freiherr von Loeffelholz	Sonnenrain 56, 97234 Reichenberg 093160207@t-online.de
Stephanie Nomayo M.A.	Leiterin des Städtischen Museums Kitzingen Städtisches Museum Kitzingen Landwehrstraße 23, 97318 Kitzingen stephanie.nomayo@stadt-kitzingen.de
Eckhard Oursin	Pfarrer i.R. Presse- und Öffentlichkeitsarbeit im Frankenbund, Gruppe Bayreuth Sternalerring 27 a, 95447 Bayreuth eugon@gmx.de
Dr. Alexander von Papp	Freier Autor Euweg 8, 97236 Randersacker alexander@vonpapp.de
Prof. Dr. Anthony Rowley	Kommission für Mundartforschung Bayerische Akademie der Wissenschaften Alfons-Goppel-Straße 11, 80539 München bwb@kmf.badw.de
Israel Schwierz	Rektor i.R. Postfach 250139, 97044 Würzburg DL2NAI@t-online.de
Brigitte Trausch	Grundschullehrerin i.R. Lahnstraße 12, 95445 Bayreuth brigitte.trausch@t-online.de

Ingrid Bachmeier-Schraml

Die Schlossbau-Maßnahmen des Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth – Zur Baugeschichte des Alten Schlosses in Bayreuth

Die Baugeschichte des sog. Alten Schlosses in Bayreuth wurde aufgrund der schlechten Quellenlage und der mehrfachen Zerstörungen und Wiederaufbaumaßnahmen in der Forschung stark vernachlässigt. Das 300. Jubiläum des Sterbejahres Markgraf Christian Ernsts 2012 bot Anlass, die Baugeschichte des Schlosses und die Rolle des Bauherren einmal näher zu betrachten.

Einleitung

2012 jährte sich der Todestag des Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth zum 300. Mal. Anlass genug, seine Rolle beim Bau des Bayreuther Residenzschlosses zu würdigen. Schon Markgräfin Wilhelmine empfand 1732 bei ihrem Einzug in Bayreuth das Schloss als heruntergekommen und altmodisch, was Berichte über einen baufälligen Zustand, also erst einige Jahre nach dem Tod Christian Ernsts, bestätigen. Die Verlegung des sog. Markgrafenbrunnens mit dem Reiterstandbild Christian Ernsts 1748 anlässlich der Hochzeitsvorbereitungen für ihre Tochter auf die Rennbahn vernichtete auch die ideelle Verbindung dieses Baus mit Christian Ernst völlig. Durch den Brand am 16. Januar 1753, der zum Bau des Neuen Schlosses führte, wurde er weitgehend zerstört und ist nur noch durch zeitgenössische Ansichten und ein Modell im Historischen Museum in seiner ehema-

ligen Gestalt überliefert. (Abb.1 u. 2). Der schnelle Wiederaufbau mit der Errichtung einer neuen Schlosskirche erfolgte in den 1750er Jahren, bevor im Zweiten Weltkrieg der Ehrenhoftrakt erneut ausbrannte. Die heutige Nutzungen der einzelnen Teilbereiche und Flügel als Finanzamt, Bauverwaltung und Pfarrgemeinderäume erschweren einen Gesamteindruck.

Die Quellenlage zu den Baumaßnahmen unter Markgraf Christian Ernst ist sehr dürftig, da die Akten des markgräflichen Bauamtes für diesen Zeitraum weitgehend verloren sind. Dennoch soll hier versucht werden, die Baumaßnahmen, die Markgraf Christian Ernst während seiner 50jährigen Regierungszeit, die fast identisch ist mit der seines Zeitgenossen und Kriegsgegners Ludwigs XIV. von Frankreich und die Hochphase des Barocks abdeckt, zu beleuchten.

Als Markgraf Christian Ernst 1661 nach dem Tod seines Großvaters Christian und einer Zwischenregierung seines Onkels Georg Albrecht (1655–61) die Herrschaft über die Markgrafschaft übernahm, waren die Folgen des 30jährigen Krieges noch nicht überwunden. Durch den Bevölkerungsrückgang stagnierten Handel und Gewerbe. Die finanziellen Mittel waren stark eingeschränkt. Markgraf Christian Ernst setzte daher auf eine militärische Laufbahn und den Versuch, durch Kriegeruhm das eigene Ansehen und das der Markgrafschaft zu vergrößern. Die Teilnahme an den französischen-hol-

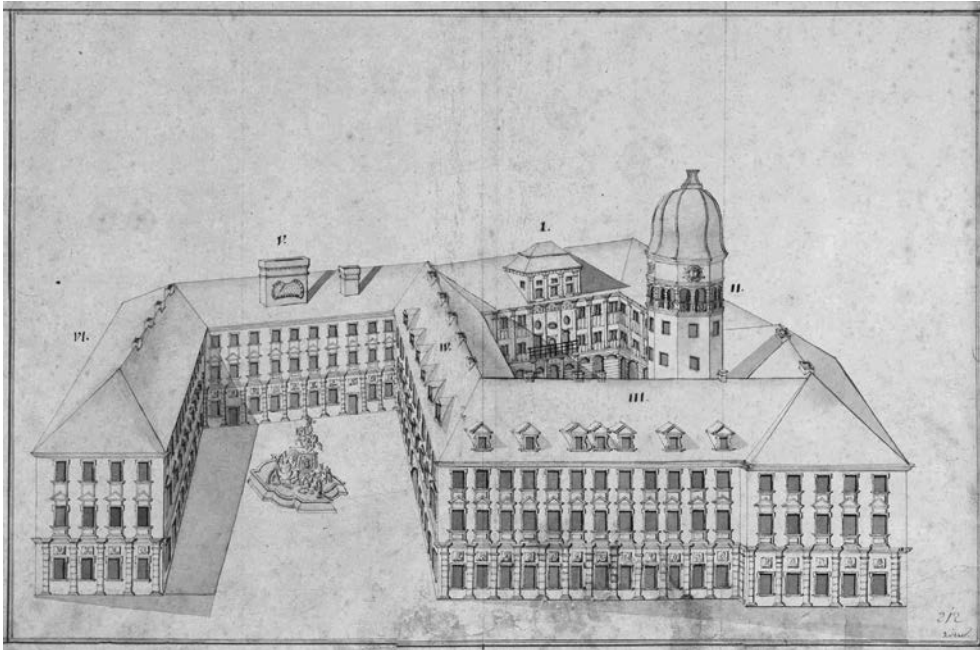


Abb. 1: Bayreuth, Altes Schloss, Zustand vor Brand 1753, lavierte Federzeichnung, Universitätsbibliothek Bayreuth, Pict.67.
Photo: Stadtmuseum Erlangen.

ländischen und an den türkischen Kriegen erforderte eine oft lange Abwesenheit. Nach anfänglichen großen Ambitionen in der Organisation der Markgrafschaft übertrug Christian Ernst die Verwaltung zunehmend Beamten und Räten. Eine Vermischung des Kammerrats und Landschaftsdirektoriums verursachte unter Missachtung der traditionellen Steuerbewilligungsrechte der Stände eine immer undurchsichtigere Finanzsituation des Landes. Die völlige Überschuldung der Markgrafschaft hinderte Christian Ernst trotzdem nicht daran, durch immer wieder neue Baumaßnahmen mit verschiedenen Baumeistern in zahlreichen Anläufen den angestammten Residenzbau instandzusetzen und den aktuellen Repräsentationsbedürfnissen anzupassen.¹

Obwohl er die Plassenburg bei seinem Regierungsantritt im Oktober 1661 aufwendig instandsetzen ließ, entschied sich Christian Ernst nach seiner Heirat mit Erdmuthe-Sophie von Sachsen im Oktober 1662 für das Schloss Bayreuth als Residenz und Wohnsitz. Es präsentierte sich in dem unter Markgraf Christian erreichten Zustand.² Der östliche und nördliche Flügel der vierseitig um einen Hof gruppierten Anlage waren über mittelalterlichem Kern gegen Ende des 16. Jahrhundert bereits unter Markgraf Georg Friedrich durch Jakob Frauler (verst. 1601) ausgebaut worden. Den Schlossturm und den Saaltrakt in der SO-Ecke hatten Caspar Vischer und Georg Matthes bis 1592 errichtet. Um 1610–20 arbeiteten Michael Mebart (um 1573–1623) und sein Nach-

folger Abraham Schade (um 1583–1657) am West- und Südflügel.

Baumaßnahmen im Wohnbereich während der Ehe mit Erdmuthé-Sophie lassen sich, abgesehen von einem Kamineinbau im Fürstengemach, nicht nachweisen. Dort wurde gemäß eines Akkords vom 10. Dezember 1669 ein *„Kamin von falschem Marmor“* mit *„4 glatte schwarze und oben 2 gewundene Säulen mit bei Hof gefundenen ägyptischen Serpentin vorgetäuschenden und wie Efeulaub sich herumwindenden blumen durchsetzten Steinen, geschliffen, poliert, die Bilder und Zierarten bemalt“* durch den Hofstuckator Johann Jakob Schöniger ausgeführt. Als Hofangestellter erhielt er eine Jahresbesoldung von 200 Reichstalern. Als fürstlicher Baumeister stand ihm ab 1662 Sigmund Andreas Schwenter (1606–74), ein aus Nürnberg stammender Professorensohn, der während des 30jährigen Kriegs als Ingenieur-Lieutenant in schwedischen Diensten gestanden hatte, zur Verfügung.³

Schlosskapelle

Als Hauptbaumaßnahme am Schloss wurde die Errichtung einer Hofkapelle auf der Ostseite anstelle des von Mebart errichteten Marstalls vorangetrieben.⁴ Die prächtige Schlosskirche, die der Markgraf errichten ließ, *„um sich eines frommen Gelübdes auf Reisen zu entledigen“*, wurde am 28. Januar 1672 durch den Generalsuperintendenten Caspar von Lilien geweiht. Der schmale langgestreckte Raum erhielt auf der Nordseite durch sechs hohe Lanzettfenster Licht, die auf der Außenwand durch sieben strebepfeilerartige Architekturvorlagen gegliedert wurden. Der Hauptzugang lag im inneren Schlosshof, ein interner Zugang von den herrschaftlichen Räumen zu einer Loge auf der Südsei-

te war vorhanden. 1668 erhielt der Raum durch den Steinmetz Adam Viebig ein Rautengewölbe. Im Juni 1669 waren auch die Stuckaturen in der Kapelle, sicherlich auch von Hofstuckator Schöniger, weitgehend fertiggestellt. Engel und Blumenkränze sollen freiplastisch zwischen Freskogemälden herabgehangen sein. Vom 20. Oktober 1669 ist ein gemeinsamer Vertrag mit dem Bildhauer Johann Brenck und dem Hofsteinmetz Adam Viebig für den Altar erhalten, der in einer *„Altarnische im Norden“* stand. Anhand der detaillierten Beschreibung ist ein Architekturaufbau *„in der Art des Scamozzi“*, also nach italienischem Vorbild, aus braunem und schwarzem Marmor mit Jaspiseinlagen sowie Einsätzen aus weißem Alabaster zu rekonstruieren, wobei die *„mittlere Historia die Himmelfahrt Christy mit 99 Engel umgeben, nebst den vier Evangelisten und einer Landschaft und oben zwey Engelköpfe“* zeigte. Zwei Statuen, Moses und Johannes, waren seitlich auf Piedestalen angeordnet. Am 15. Februar 1672 meldete Johann Brenck die Vollendung des Altars. Bereits am 19. September 1671 war mit ihm ein Kontrakt für eine Kanzel geschlossen worden, die auf der nördlichen Langseite stehen sollte. Den Entwurf und architektonischen Unterbau der Marmorkanzel lieferte Adam Viebig, die Alabasterreliefs sollten von Johann Brenck angefertigt werden. Bis Ende April 1672 hatte Brenck den Schalldéckel fertiggestellt. Da der Unterbau Viebigs wohl architektonische Mängel aufwies und ziemlich plump ausgefallen war, kam es zu Streitereien zwischen den beiden. Kurz danach setzte sich Viebig zum Schaden Brencks mit der Hälfte des Vertragsgelds nach Regensburg ab. Brenck arbeitete noch bis September 1674 an der Kanzel.

Nach dem frühen Tod seiner Gattin Erdmuthe Sophie am 22. Juni 1670 und der schnellen Verlobung und Wiederverheiratung im Januar 1671 mit Sophie Louise von Württemberg (1642–1702) veranlasste Christian Ernst sofort eine Renovierung der Fürstlichen Gemächer. Nach einer vom 23. Dezember 1670 datierten Spezifikation installierte man im Großen Gemach einen Prunkkamin, der folgendermaßen beschrieben wurde: „*Die Argiteectura ist drey-mahl verkröpft in der Miten ein offal felt mit zierlichen Compartment darein eine Malerey wohlthänigst*“ untergebracht ist. Das Hauptgesims besaß einen Schild, Früchte und sonstigen Zierath in weißer Farbe. Basis und Schaft des Pilasters zu beiden Seiten bestanden aus poliertem Stuckmarmor. Weißen Stuck hatte man auch an der Decke und oberhalb der fünf Fenster im Fürstlichen Kabinett angebracht. In dem Gemach mit dem späteren Alkoven wurden weiß getünchtes Vasen- und Laubwerk, ein umlaufender Fries und Stuck in den Fensterleibungen angebracht. Wohl um diese neuen Baumaßnahmen zu koordinieren, verpflichtete Markgraf Christian Ernst einen neuen Hofbaumeister. Ab 1671 ist Elias Gedeler (1620–1693) in fester Anstellung nachweisbar.⁵ Der aus der Nähe von Linz stammende und als Religionsflüchtling nach Nürnberg gekommene Perspektiv- und Freskomaler leitete dort zusammen mit Joachim von Sandrart die 1662 gegründete Nürnberger Malerakademie. Bereits Anfang April 1671 war ein „*Theatro*“ aus Holz vermutlich im großen Saal eingerichtet worden, für das die sechs von Elias Gedeler verfertigten Bühnenentwürfe gedacht waren, die sich im Theatermuseum München erhalten haben.

Im Januar 1672 wurden Stuckarbeiten in den fürstlichen Gemächern oberhalb

der Schlosskapelle, also im Ostflügel, unter Leitung des Hofstukkators Johann Jakob Schöniger ausgeführt. Der Alkoven im Fürstlichen Gemach wurde mit „*Colonnen von bolliierter Stuccaturarbeit gemachet*“, also mit Stuckmarmorsäulen versehen. Im März 1675 erfolgten die Stuckaturen in den Gemächern der Prinzessin. Markgräfin Sophie Louise hatte zu diesem Zeitpunkt drei kleine Töchter, der Erbfolger Georg Wilhelm wurde erst 1678 geboren.

Saalbau

Ein Schreiben vom 9. September 1676 mit Hinweis auf Stein- und Fronfuhren für den „*ietzigen kostbaren Schloßbaw*“ lässt auf umfangreichere Baumaßnahmen in den Folgejahren schließen. Bisher wurde allgemein angenommen, dass Elias Gedeler damit dem Wunsch Christian Ernsts von 1667 nachkam, die vorderen Schlossteile mit den rückwärtigen „*in eine Vierung und rechte Form bringen zu lassen*“ und den sogenannten „*Kurfürstenbau*“ an der Straße dreistöckig auszubauen. Bereits vom 29. Januar 1672 existiert ein Voranschlag für Reparaturen am Schlosdach von ihm, die noch 1674 in Gange waren. Die Baumaßnahmen Gedelers scheinen sich jedoch vor allem auf die Erweiterung und Aufstockung des in der Südostecke des Schlossareals gelegenen Saaltrakts konzentriert zu haben. Der dortige große Saal wurde wohl in diesen Jahren im Rohbau fertiggestellt. Auf den zeitgenössischen Darstellungen, besonders dem Kupferstich von Johann Peter Demleutner (um 1720), ist dieser Trakt stark überhöht mit einem hohen Satteldach mit Schaugiebel zu Nord- und Südseite dargestellt.⁶ Noch 1679 scheinen diese Bauarbeiten zu laufen. Am 14. September dieses Jahres schrieb Markgraf

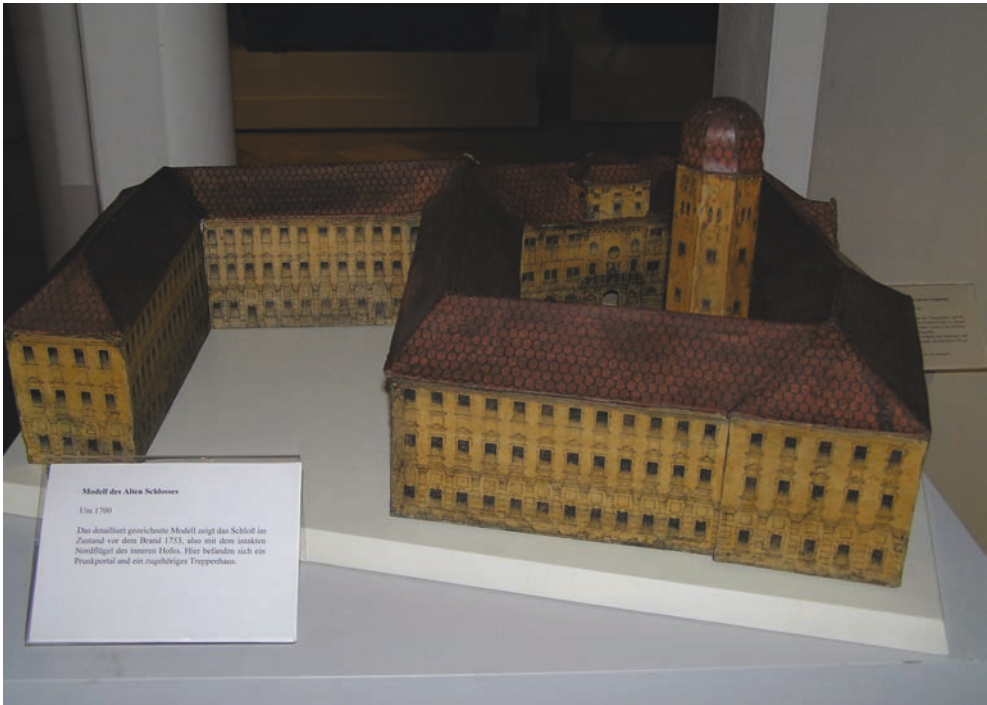


Abb. 2: Schlossmodell, Zustand um 1700/50, Pappe mit Stichen beklebt, Historisches Museum Bayreuth.
Photo: Verfasser.

Christian Ernst an die Hofkammer: „Es würde ihm zu schlechter Reputation gereichen, wenn er den Schlossbau bei noch so gutem Wetter eingestellt sehen müsste, sie sollte ihr äusserstes thun, um 500 Thaler zusammen zubringen.“ Der Westflügel und der westliche Teil des Südflügels, der vermutlich nur eingeschossige Küchentrakt, blieben jedoch noch bis 1694 im von Großvater übernommenen Bauzustand.

Außenbereich und Hofgarten

Für den Außenbereich des Schlosses erstellte Gedler im Januar 1674 einen Kostenvoranschlag für ein Brunnenhaus über den bereits vorhandenen steinernen Brunnen. Auf jeden Fall zur Ausführung kam

der sogenannte Herkulesbrunnen am Markt nach seinem Entwurf. Bereits am 6. März 1671 hatte Christian Ernst den Befehl zum Ersatz des dortigen hölzernen Röhrenkastenbrunnens durch eine Steinkonstruktion gegeben.⁷ Die Brunnen-skulptur wurde 1676 mit Georg Wieshack, dem Nachfolger Johann Brencks, verakkordiert.

Bereits 1672 plante Elias Gedeler ein Pomeranzenhaus im fürstlichen Lustgarten. Vom Mai 1675 datiert auch eine Materialliste Gedelers für die dortige Errichtung eines Garten- und Reithauses. Der langgestreckte schmale hölzerne Orangeriebau ist noch auf dem Riedigerplan von 1745 in der Nordwestecke des damaligen Hofgartenbereichs zu erkennen und muss-

te ab 1753 dem Bau des Neuen Schlosses weichen, ebenso wie das anstoßende Ballhaus, eine hölzerne lange Halle, in der man einer Art Tennisspiel nachging. Auch ein Reithaus war in diesem Bereich vorhanden.⁸

Umbauplanungen für den Nordflügel unter J. M. Richter

Um 1682/84 wechselte Elias Gedeler in die Dienste von Herzog Ernst I. von Sachsen-Hildburghausen, um die Bauleitung zu dessen Schlossneubau zu übernehmen. Bereits 1681 arbeitete der markgräfliche Hofstuckator Schöniger dort. Als Nachfolger Gleders verpflichtete Markgraf Christian Ernst 1684 den aus Weimar stammenden ältesten Sohn des gleichnamigen Landbaumeisters Johann Moritz Richter (1647–1705) zum Nachfolger.⁹ Der am 1. April 1647 geborene Richter erhielt eine erste Praxis durch Mitarbeit an den Schlossbauten seines Vaters in Weimar, Jena und Heldringen. Eine geplante Italien- und Frankreichreise entfiel, als der erst 20jährige 1667 die Landbaumeisterstelle seines verstorbenen Vaters in Sachsen-Weimar und somit die Fertigstellung von Schloss Moritzburg in Zeitz (bis 1678) und Schloss Neuaugustusburg in Weißenfels (1678–90) übernehmen musste.

Markgraf Christian Ernst, der nach Beendigung der Türkenkriege wieder öfter in Bayreuth weilte, plante den alten Nordflügel des Bayreuther Schlosses umzugestalten. In diesem Teil des Schlosses, der auch die Gemächer des Markgrafen beherbergte, brach 1753 der Brand aus, bei dem er völlig zerstört wurde. Die „*alten Schnecken*“, also die Treppentürme in der NW- und NO-Ecke des Hofes, die vermutlich bei Umbaumaßnahmen unter Markgraf Georg Friedrich durch Jakob

Frauler 1594–99 entstanden waren, sollten abgebrochen und mittig eine moderne interne Treppenanlage errichtet werden.¹⁰ Wie die einzigen zwei, den Schlossbau betreffenden Berichte für Richter von April und Juni 1684 zeigen, herrschten hier von Anfang an unterschiedliche Auffassungen zwischen dem Bauherrn und dem neuen Baumeister bezüglich Kosten, Tempo der Ausführung und Umfang der Maßnahme. Richter plante „*keine bloße Treppe, sondern ein Corps de Logis mit einer ganz neuen Fassade und unterschiedlichen neuen Mauern und Appartements*“. Auf Wunsch des Bauherren kam es 1684 nur zur Erneuerung der Treppe und den nötigen Sicherungsmaßnahmen, weitere Baumaßnahmen am Schloss unterblieben wohl mangels eines Gesamtkonzepts und bestimmt auch aus Kostengründen. Zudem konzentrierte sich das Interesse des Markgrafen seit 1686 auf den Ausbau Neuerlangens als Ideal- und Flüchtlingsstadt, wo auch Richter als Baumeister bis 1689 tätig war.

Umplanung unter Chr. P. Dieussart

Am 6. Januar 1689 hatte ein Brand die Kuppel des Schlossturmes zerstört, so dass erneuter Handlungsbedarf am Schloss bestand. Spätestens 1691 verpflichtete Markgraf Christian Ernst Charles Philippe Dieussart (um 1625–1696) als fürstlichen Oberbaumeister. Bereits 1688 bei seiner Reise nach Berlin zu den Trauerfeierlichkeiten anlässlich der Beisetzung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm lernte Markgraf Christian Ernst diesen universal ausgebildeten Hofkünstler kennen und konnte ihn für Bayreuth gewinnen. Der französischsprachige, vermutlich um 1625 in Rom geborene Architekt, Baumeister und Bildhauer stand nach einer Ausbildung bei seinem Vater, dem be-

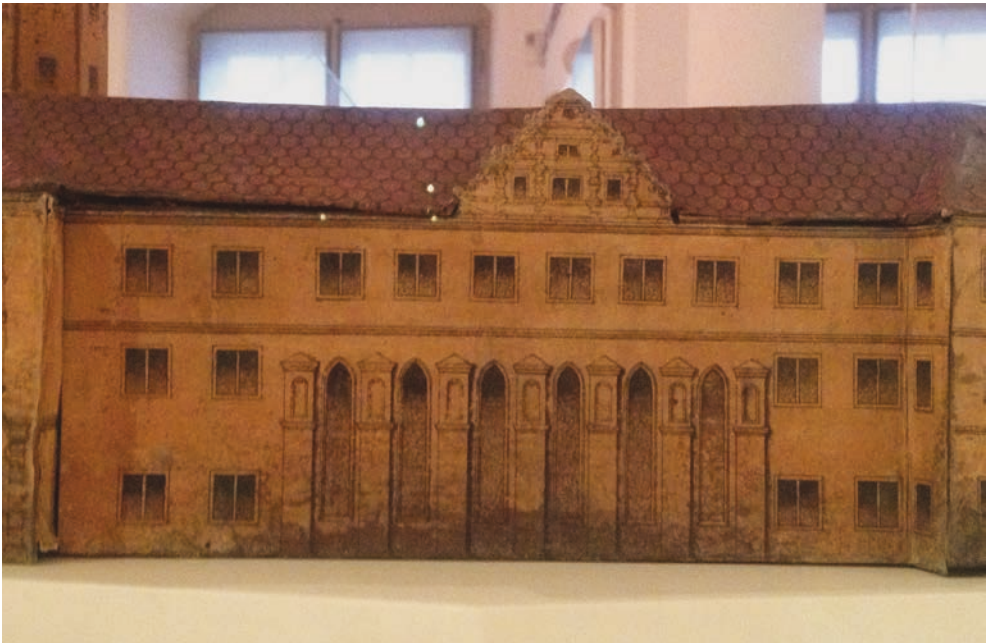


Abb. 3: Schlossmodell Detail, Nordflügel, Mittelrisalit zum Hof.

Photo: Verfasser.

kannten Bildhauers François Dieussart (1600–1661), seit 1657 in Diensten von Herzog Gustav Adolf von Mecklenburg-Güstrow. Um 1680 erfolgte der Wechsel an den Hof des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Der Bau des Jagdschlusses Glienicke 1680 bis 1682 gilt als Dieussarts Hauptwerk dieser Phase. Der angesehene Architekt, der auch schon ein Architekturtraktat verfasst hatte, hatte hier ab 1683 als kurfürstlicher Schlossbaumeister vor allem eine Aufsichts- und Kontrollfunktion inne und stand dem Direktor des kurfürstlichen Bauwesens, Marschall Joachim Ernst von Grumbkow (1637–1690), beratend zur Seite.

Durch das Quellenkonvolut im Besitz des Historischen Vereins von Oberfranken sind wir über die ambitionierten Arbeiten Dieussarts am Bayreuther Schlossbau umfassend informiert.¹¹ Zuerst ging man

darán die liegengelassenen Arbeiten am Nordflügel zu vollenden, wie die 1691 zu datierende Spezifikation „*was zur Verfertigung der Treppe im hochfürstlichen Schloss in perfection zu setzen noch restirt*“ zeigt. Die bereits von Richter geplanten und nicht zu Ende geführten Erschließungsänderungen im Nordflügel wurden nun umgesetzt. Mit einem erdgeschossigen kreuzgewölbten Vestibül wurde hinter der Fassade eines Risalits eine Treppenanlage errichtet. Zudem erhielt der Gebäudeflügel eine mittige Betonung durch einen belvedereartigen Aufsatz. Die Gestaltung der Fassade Dieussarts ist uns durch das Schlossmodell im Historischen Museum überliefert (Abb. 3). Punkt 5 der Ausführungen Dieussarts von 1691 gibt zu dem über die weitere Detailgestaltung Auskunft: „*an die neue pavillion muß das hauptgesimbs neben die 2 Slaven mit Tro-*

pheen fertigget werden“. Der alte Nordflügel wurde durch diese Maßnahmen aufgewertet und erhielt auch zum Innenhof hin einen eigenständigen Charakter.

Der eigentliche Auftrag Dieussarts jedoch war die Vereinheitlichung der Fassadensysteme der einzelnen Baukörper aus den unterschiedlichen Bauphasen. *„Als die facciata von der Capelle, als bis an die Kellerey welche wirdt bekleidet auff die manier der über stehende Architectur deergestalt das die ganze circonferentz des einwendigen platzes, auff eine modell der Architectur fertigget werden soll“*, wie am 15. Mai 1693 in einer erneuten Spezifikation erklärt wurde. Diese Umbaumaßnahme kostete 3.500 Taler. Durch die Vorblendung eines neuen Fassadensystems entstanden Galerien und Verbindungswege, die die Flügel auch inwendig günstiger erschließbar machten. Über einer rustizierten Erdgeschossarkatur kamen dorische Kolossalpilaster mit betonten Triglyphen im breiten Abschlussgebälk zum Einsatz. Bis zum 14. Februar 1695 fehlte nur noch die Ummantelung des Turmes, gerade der Teil, der sich noch heute weitgehend unverändert erhalten hat (Abb.4). Er wurde höchstwahrscheinlich noch im Verlaufe des Jahres 1695 abgeschlossen. Durch die oktagonale Ummantelung in Gebälkhöhe wurde der Turm mit dem Saalbau links daneben harmonisch verbunden. Es wurde großes Augenmerk auf die Gestaltung des *„inwendigen Schlossplatz“* gelegt. Als Vorbild scheint Dieussart sich hier auf zeitgenössische Platzanlagen in Turin und London, die er von Stichen und Besuchen kannte, zu berufen.

Auch für die Neugestaltung des abgebrannten Schlossturmes verfasste Dieussart am 14. April 1694 eine Denkschrift. Abgesehen von der Ummantelung erhielt der Turm, der zur Erschließung des gro-



Abb. 4: SO-Ecke Innenhof, Übergang Saalbau Turm.
Photo: Verfasser.

ßen Saals und herrschaftlichen Gemächer diente, wohl nur eine provisorische Abdeckung.

Aus der Spezifikation vom 19. April 1694 für Materialkosten zur Erweiterung des Schlosses erfahren wir, dass Dieussart noch zwei weitere *„Schlösser“* oder *„Quartiere“* für den Markgrafen plante, die im Fassadentyp den bis dato errichteten Flügeln folgen sowie zwei Eckpavillons erhalten sollten. Bei dem als *„erstes schloss“* bezeichneten Flügel handelt es sich um den Westflügel, bei dem *„anderen Schloss“* den Nordflügel des neuen äußeren Hofes (Ehrenhofes), die wohl auch ausgeführt wurden. Weiter sollte auch *„ein Schloss über die Küche im forndern Platz des Hochfürstl. Schloßes zu Bayreuth“* erbaut werden. Es handelte sich hier also um eine Aufstockung des bis dahin nur eingeschossigen

Südflügels (Küchenflügel mit Keller) im Anschluss an den Saalbau in der Südost-ecke des Schlossareals.

Dort wurde bereits 1692 die architektonische Gestaltung und Ausstattung des großen Saales in Angriff genommen und Zeichnungen und Modelle erstellt. Der Saal war reich mit Stuckaturen und Skulpturen versehen. Zwei Friese umzogen die Wände, wobei der „unterste umgehende fries 4 schuh hoch und mit festonen besetzt vor jeden schuh mit schnitzwerck“ war. Die großen Saalfenster waren mit einem separaten Fries geplant, die Decke mit einem großen Plafondgemälde und der Boden mit figurierten Einlegearbeiten. Auch zwei reich geschmückte Kamine mit einem marmornen Unterbau waren für den Saal vorgesehen. Allein für die Stuckaturen und die Ausstattung mit je drei Statuen und Trophäen berechnete Dieussart 400 Gulden. Im März 1694 wurden die Prunkkamine durch marmorne Säulen ergänzt, waren jedoch noch nicht vollendet. Bis Februar 1695 waren die Arbeiten am Saal weitgehend abgeschlossen, wie eine Kostenaufstellung zeigt. Für die „wohl schön broporcionirte Engel und Frichte an die Decke gemacht“, also die Stuckaturen war der aus Lugano stammende Bernardo Quadro verantwortlich, der seit 22. März 1688 als „Sticador und Hofgrottirer“ angestellt war und 1687 bis 1711 in der Kirchgasse 30 wohnte.¹² Für die Deckenmalerei konnte der damals berühmte Maler und Mitglied der Nürnberger Malerakademie Johann Murrer (1644–1713) gewonnen werden. Johann Heinrich Zedler erwähnt in seinem noch vor der Zerstörung des Schlosses 1753 erschienen „Großen Vollständigen Universallexikon aller Wissenschaften und Künste“ ca. 40 Plafondbilder von seiner Hand für das Bayreuther Schloss.¹³ Elias Rantz errichtete u.a. bis

Juli 1688 für 138 Gulden einen „Camin in ihro hochprincessl. durchl. Cabinett gehörig“ aus Alabastersteinen.

Im Schlosshof war von Anfang an eine „Fontaine“ geplant. Ein Entwurf Dieussarts vom April 1694 ist in einer der Spezifikationen beschrieben. Es sollte ein Wasserbassin angelegt werden, darin auf „die Piedestal, ein bild mit seinen drachen mit Ihr durchl. Gonterfait“ stehen sollte. Trophäen vervollständigten das bildhauerische Ensemble. Die Unkosten wurden von Dieussart auf 1.080 Taler beziffert. Der Tod Dieussarts verhinderte wohl eine frühere Huldigungsdarstellung des Markgrafen Christian Ernst als Türkenbezwinger. Erst vom 13. Februar 1699 ist ein Kontrakt mit dem Hofbildhauer Elias Rantz überliefert, der den sog. Markgrafenbrunnen in seiner heutigen Form mit seinem ausgeklügelten ikonographischen Programm für 700 Taler anfertigte.¹⁴ Die Aufstellung erfolgte gemäß der Inschrift „Ipso Sereniss. Natal: d. 27. Juli Ao: aetat. 56“, also am 27. Juli 1700, dem 56. Geburtstag Christian Ernsts.

Fertigstellung durch Leonhard Dientzenhofer

Markgraf Christian Ernst bemühte sich um Leonhard Dientzenhofer (1660–1707) als Nachfolger Dieussarts. Über die Vermittlung ist nichts bekannt, jedoch ist interessant, dass die Wahl auf einen im katholischen Umfeld tätigen Baumeister fiel. Leonhard Dientzenhofer war seit 1686 in Bamberg ansässig und hatte sich dort als Bauunternehmer etabliert. Dientzenhofer verfügte über einen großen Stab qualifizierter Mitarbeiter, um die zahlreichen Parallelaufträge zu bewältigen.¹⁵

Markgraf Christian Ernst konnte Leonhard Dientzenhofer schließlich für Bay-

reuth gewinnen und dieser wurde 1696 als Hof- und Landbaumeister patentiert. Er hat jedoch nicht, wie immer wieder zu lesen ist, die Ummantelung des Turmes ausgeführt und den Markgrafenbrunnen entworfen, sondern setzte den von Markgraf Christian Ernst am 2. Januar 1696 erklärten Beschluss um, „*er wolle seiner Posterität zum Besten einen neuen Residenz-Bau aufführen, den Flügel gegen die Stadt zu*“. Es handelt sich vermutlich um den bereits unter Dieussart 1694 erstmals angedachten und wohl auch schon begonnenen nördlichen Ehrenhofflügel.¹⁶ Am 9. April 1696 wurde die Bevölkerung zu Frondiensten zum Schlossbau aufgerufen, an die in einem gedruckter Aufruf des Markgrafen vom 19. Februar 1698 nochmals ausdrücklich erinnert wurde. Umfangreichere Baumaßnahmen waren also zu diesem Zeitpunkt im Gange. In einem Brief vom 12. April 1697 stellte Dientzenhofer den Abbruch des vorhandenen Küchengebäudes in Aussicht, beschwerte sich jedoch beim Markgrafen wegen ausstehenden Geldes und Zahlungen für Baumaterialien. Die Vereinbarungen des Akkords würden nicht eingehalten, und die Zahlungen seien bereits sieben Wochen überfällig, so dass er seine 63 Arbeitsleute und 14 in Bamberg nicht bezahlen könnte.¹⁷ Auch eine Reise von Bamberg nach Bayreuth Ende April 1697 „wegen *erhebung einer abermaligen geltfrist zu Beyreuth*“ sowie ein weiterer Aufenthalt dort bis 7. Mai 1697 auf der Rückreise von Mainz sind belegt. Der Küchenflügel, also der westliche Teil des Südflügels war zu diesem Zeitpunkt noch nicht errichtet. Alle Baumaßnahmen am Schloss waren jedoch wohl bis spätestens Frühjahr 1700 zur Aufstellung des Markgrafenbrunnen zumindest provisorisch fertiggestellt. Eine

Beteiligung Antonio della Portas (um 1631–1702), der ab 1697 auf die vakante Stelle des Oberhofbaumeisters berufen worden war, am Bau des Bayreuther Schlosses ist nicht mehr belegt. Der Umbau der mittelalterlich geprägten Vierflügelanlage als Barockschloss war nun abgeschlossen, und es konnte in Erlangen ein neues Projekt begonnen werden, dem sich Christian Ernst mit seiner dritten Ehefrau Elisabeth Sophie von Brandenburg in seinen letzten Lebensjahren bis zu seinem Tod 1712 widmete.¹⁸ Mit einem Neubau konnten dort die Ideale der Barockarchitektur unter ganz anderen Voraussetzungen umgesetzt werden. Unter Gottfried von Gedeler, dem vom preußischen König zu Verfügung gestellten fürstlichen Oberingenieur und Oberbaumeister, wurde 1703 bis 1709 das ursprünglich nur als Stadtpalais geplante Schloss mit seitlichen Nebengebäuden und einer Gartenanlage zur Verherrlichung des Ruhms Christian Ernsts aufgewertet und stellte das Bayreuther Schloss schon kurz nach seiner Vollendung in den Schatten.

Dr. Ingrid Bachmeier-Schraml M.A., geb. 1963, Studium der Kunstgeschichte, der Christlichen Archäologie und Buch- und Bibliothekskunde an der Universität Erlangen-Nürnberg, Aufbaustudium Denkmalpflege Universität Bamberg, Dissertation über die Werkstatt des Bamberger Hofstuckators J. J. Vogel; nach früherer Tätigkeit für ein Architekturbüro in Saalfeld-Kronach, nun Rechercharbeiten zur Erbenermittlung im Lastenausgleichsarchiv in Bayreuth. Ihre Anschrift: Oswald-Merz-Straße 4, 95444 Bayreuth, bachmeier@rwg-bayreuth.de.

Anmerkungen:

- 1 Zu weiterführender Literatur und detaillierten Anmerkungen vgl. Bachmeier-Schraml, Ingrid: Markgraf Christian Ernst und seine Hofbaumeister. Anmerkungen zur Bautätigkeit in der Markgrafschaft Brandenburg-Bayreuth 1661 bis 1712, in: Archiv für Oberfranken (=AO) 92 (2012), S. 75–102.
- 2 Vgl. auch Müssel, Karl: Bayreuths Anfänge als markgräfliche Residenzstadt zu Beginn des 17. Jahrhunderts, in: AO 84 (2004), S. 125–137.
- 3 Zu Schwenter vgl. Sitzmann 1957, S. 505, sowie zusammenfassend Bachmeier-Schraml: Markgraf Christian Ernst (wie Anm. 1), S. 76–80.
- 4 Zur Baugeschichte des Schlosses siehe vor allem Hofmann, Friedrich Hermann: Die Kunst am Hofe der Markgrafen von Brandenburg. Fränkische Linie. Straßburg 1901, S. 124ff.; sowie Meinecke, Andreas: Charles Philippe Dieussart (um 1625–96). Architekt, Skulpteur und Theoretiker in Deutschland. Diss. (masch.) Uni Greifswald 1991, S. 240–267.
- 5 Ein Porträt Elias Gedelers aus dem Goldenen Buch der Akademie Nürnberg, Bibliothek der Akademie der Bildenden Künste.
- 6 Steffel, Georg: Der Bayreuther Schlossturm, in: AO 83 (2003), S. 196 (mit Abb.) weist auf die besondere Darstellung dieses Gebäudeteils im Kupferstich von Demleutner hin.
- 7 Engelbrecht, Wilfried: Die drei Bayreuther Marktplatzbrunnen, in: Heimatkurier, Nr. 1/2009, S. 6; umfangreiche Akten dazu im Stadtarchiv Bayreuth.
- 8 Habermann, Sylvia: Bayreuther Gartenkunst. Die Gärten der Markgrafen von Brandenburg-Culmach im 17. und 18. Jahrhundert. Worms 1982, S. 14, S. 189.
- 9 Zu J. M. Richter d.Ä. vgl. Heckmann: Bauten und Baumeister des Barock und Rokoko. Berlin 1999, S. 78–87 sowie S. 92–98; Paulus, Helmut-Eberhard: Repräsentation im Protestantismus: Die Baumeisterfamilie Richter zwischen Thüringen und Franken. Schloß – Kirche – Stadt, in: Frankenland H. 1 (2010), S. 26–35; sowie Stadlexikon Erlangen 2002 (Online-Version).
- 10 Abbildung auf älteren Stadtansichten, vgl. z.B. Abb.1 bei Popp, Dietmar: Verteidigung – höfische Repräsentation – bürgerliche Selbstdarstellung. Die Gestaltung des Raums vor der Nordseite des Alten Schlosses in Bayreuth im Wandel der Jahrhunderte, in: AO 78 (1998), S. 218.
- 11 Eine weitere erst kürzlich ausgewertete Quelle sind die Briefwechsel der Markgräfin Sophie Louise und des Kammerfräuleins von Bulach im Staatsarchiv Bamberg, vgl. Pegah, Rashid-Sascha: „Den neuen Baumeister anreichend...“ Charles Philippe Dieussart und das neue Residenzschloß, in: AO Sonderband 2013 (im Druck).
- 12 StABa: GAB, Nr. 4766 Collectanea Ellrodt. Schreiben Bernardo Quadros vom 8. Mai 1688. Quadro bedankt sich für die Einstellung zum 22. März 1688 durch das Landschaftscollegium und für die Befreiung von Zug und bürgerlichen Wachten. Er beschwert sich, dass er nicht wie vorherig gewesener Herr Schönig 200 thlr Lohn und sein Kostgeld bekomme, da er jederzeit bereitstehe und nicht wie ein anderer Stuckator aus dem Ausland geholt werden müsse.
- 13 Zedler, Johann Heinrich: Grosses und vollständiges Universallexikon... Bd. 22, Sp. 967. Leipzig 1739 erstmals erschienen. Zu Murrer vgl. auch Grieb, Manfred (Hrsg.): Bildende Künstler, Kunsthandwerker, Gelehrte, Sammler, Kulturschaffende und Mäzene vom 12. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. München 2007, S. 1061; fast keine Arbeiten dieses zu seinen Zeiten sehr bekannten Malers haben sich erhalten.
- 14 Zum Markgrafenbrunnen vgl. Sitzmann, Karl: Franken Heimat. Beilage des Bayreuther Tagblatt 1953, Nr. 11: „Der Bayreuther Schlossbrunnen, ein Hauptwerk barocken Überschwangs“; sowie Müssel, Karl: Zeitgeist und Tradition in der Bayreuther Barockbaukunst um 1700, in: AO 56 (1976), S. 159–190 und Haas, Harald: Bayreuther Brunnen. Manuskript Bindlach 2003 (UB Bayreuth).
- 15 Zu Dientzenhofer: Dümmler, Christian: Die neue Residenz in Bamberg. Neustadt/Aisch 2001, bes. S. 94–100 sowie Bibliographie mit neuerer Literatur.
- 16 Auch die erhaltenen von Bernardo Quadro ausgeführten Stuckarbeiten im Treppenhaus des jetzigen Finanzamtes sind stilistisch spätestens um 1700 einzuordnen, was gegen eine Ausführung erst unter Markgraf Georg Wilhelm spricht.
- 17 StABa: GAB, Nr.4766: Collectanea Ellrodt. Bisher anscheinend nicht ausgewertetes Schreiben Leonhard Dientzenhofers vom 12. April 1697.
- 18 Vgl. auch Bachmeier-Schraml, Ingrid: Antonio della Porta und das Schloss in Erlangen – Markgraf Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuths Versuche mit einem neuen Architekten, in: Frankenland H. 1 (2010), S. 3–12.

Zur Fassadengestaltung der bauerlichen Sandsteinhäuser im Bayreuther Umland

In der Zeit etwa von 1750 bis 1870 ist im Bayreuther Umland zum einen durch den Zusammenbruch der markgräflichen Bautätigkeit, zum anderen durch die verordnete Abkehr von der Holzbauweise mit Fachwerk hin zur Steinquaderbauweise an vielen Bauernhäusern Fassadenschmuck in Form von „Fensterschürzen“ angebracht worden. Die der Straßenseite zugekehrten Giebelseiten sind vor allem unterhalb der Fenster aufwendig mit Steinmetzarbeiten verziert. Die ideenreiche Kunstfertigkeit der Baumeister und insbesondere der Steinmetze hat dabei eine außerordentliche Vielzahl an Motiven hervorgebracht, die in ihrer ‚Handschrift‘ verschiedene Meister erkennen lassen. Gerade im Bayreuther Raum wurde der Steinbau schon in einer Zeit gefördert, als in anderen Regionen der Holzbau noch vorangetrieben wurde. Im jungen Königreich Bayern verwies man gerne auf oberfränkische Gebiete, wenn es um die Modernisierung von landwirtschaftlichen Betrieben ging.

Geschichtliches

Das Fürstentum Brandenburg-Bayreuth ging aus der Burggrafschaft Nürnberg hervor. Es waren Fürsten aus dem Hause Hohenzollern, die den Titel „Markgraf“ führten. 1603 wurden die fränkischen Territorien der Hohenzollern in folgende Fürstentümer aufgeteilt: das Unterland (Brandenburg-Kulmbach) und das Ober-

land (Brandenburg-Ansbach). Im Jahre 1769 vereinigte Markgraf Karl Christian Alexander beide Fürstentümer in Personalunion und verlegte seinen Regierungssitz nach Ansbach. Diese Entscheidung hatte später großen Einfluss auf das Bauwesen in Bayreuth und Umgebung, da der künstlerische Hochbetrieb, besonders gefördert unter dem Markgrafen Friedrich, nahezu zum Erliegen kam.

Markgraf Alexander trat 1791 das Fürstentum an die Krone Preußen ab. 1807 besetzten französische Truppen Franken, und 1810 wurde dann das ehemalige Fürstentum in das Königreich Bayern eingegliedert. Damit verlor das Fürstentum jegliche Reste der staatlichen und rechtlichen Eigenständigkeit, auch auf dem Gebiete des Bauwesens.

Übergang vom Holz- zum Steinbau

Eines der wertvollsten Objekte des fürstlichen Vermögens waren die herrschaftlichen Forste. Es wurde natürlich größter Wert darauf gelegt, die Waldbestände zu erhalten, was auch Auswirkungen auf das Baurecht hatte. Die ältesten baurechtlichen Vorschriften, die im Zusammenhang mit dem Forstwesen aus den fränkischen Fürstentümern überliefert sind, waren die Waldordnungen von 1526 und 1531. Dabei handelte es sich in erster Linie um Empfehlungen für die Untertanen, mit dem Holz sparsam umzugehen.

1570 wurde in den beiden Fürstentümern eine Waldbesichtigung durchgeführt, die Rechtsgebote zur Regelung des

Bauwesens zur Folge hatte. Die damals erlassenen Waldordnungen enthielten schon detailliertere Vorschriften über die Bauweise der einzelnen Häuser. Hier war bereits das Bestreben erkennbar, die Holzbauweise durch die Steinbauweise zu ersetzen. In den Waldordnungen waren neben bestimmten Bauvorschriften auch Vergünstigungen bei Verwendung von Stein in Aussicht gestellt. Es handelt sich hier sicherlich mit um die ältesten Förderungsprogramme der Fiskalverwaltung, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts weiter ausgeweitet wurden. Man kann davon ausgehen, dass es vor dem Dreißigjährigen Krieg noch keine Gestaltungsvorschriften gegeben hat. Der „Holzmangel“ bzw. die Angst um die Reduzierung des landesfürstlichen Vermögens haben also mit dazu beigetragen, ein geregeltes Baugradenverfahren auszubilden.

Erst später wurden die Belange des Brandschutzes durch Feuerverordnungen mit einbezogen. Die Bauvorschriften, die in der Waldordnung verankert waren, forderten aber nicht rigoros die Abschaffung des Holzbaues. Es wurden durchaus die Vermögensverhältnisse der Bauwilligen zugrunde gelegt. Vielfach hieß es: *„Die Untertanen sollten danach trachten, bestimmtes Material zu verwenden.“* Die Waldordnung von 1613 beschränkte die Bestimmungen über die Steinbauweise auf diejenigen, *„die es zuvörderst an Vermögen haben“*. Zum damaligen Zeitpunkt stand also mehr die Sorge um die zunehmende Holzknappheit im Vordergrund und nicht der Brandschutz oder die Gestaltung, die erst im 18. Jahrhundert zunehmend an Bedeutung gewannen.

Das Stilgefühl des Barock gab dem Stein den Vorrang. Gerade im fürstlichen Absolutismus des 18. Jahrhunderts konnte auch die Steinbauweise das Streben nach

Monumentalbauten eher befriedigen. Das Bauen in Holz war ein Kennzeichen der Armut und passte somit nicht in die absolutistischen Vorstellungen. Diese starke Beeinflussung des Baurechts durch Gestaltungsgesichtspunkte zeigte sich auch daran, dass in zahlreichen Fällen materielle Verordnungen, verfahrensrechtliche Regelungen und Einzelmaßnahmen mit dem Hinweis auf Begriffe wie *„Zierde“* und *„Embellissement“* begründet wurden. Auch die in Franken tätigen fürstlichen Baumeister waren von diesem Bestreben geleitet.

Der Übergang vom Holz- zum Steinbau ging schrittweise und über einen längeren Zeitraum vor sich. Speziell auf dem Lande wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts im Bayreuther Fürstentum in fast allen Feuerordnungen vorgeschrieben, dass neue Häuser *„steinerne Stühle und Vierungen“* und *„steinerne Feuergiebel“* erhalten müssten. Die Bayreuther Feuerordnung von 1732 dehnte das Gebot, steinerne Vierungen und Feuergiebel zu errichten, ausdrücklich auf alle Gebäude aus.

Als Baumaterial wurde in der Regel Sandstein, der im ausreichenden Maße und vor allem preiswert im Bayreuther Umland zu finden war, meist aus dorfeigenen Steinbrüchen verwendet. In den Feuerordnungen wurde die Verwendung von *„Quaderstein“* für Außenwände oder einfach eine massive Bauweise verlangt. Auf dem Lande, wo zunächst die Bauweise der Häuser mit Schrotwänden eingedämmt werden sollte, begnügte sich die Bauverwaltung anfangs mit einem steinernen Sockel. Noch heute sind im ländlichen Raum Bauernhäuser mit Steinsockel und Riegelfachwerk mit Ausfachung als Zwischenlösung zum reinen Steinbau anzutreffen. Später, als sich dann der Steinbau im ländlichen Raum gänzlich durchsetzte, wurde die Fassade, wenn es die finanziel-

len Verhältnisse des Bauherrn zuließen, ganz nach dem Barockgedanken auf Kosten anderer Bauteile bevorzugt. So lässt es sich auch erklären, dass die der Straße zugekehrte Fassade besonders kunstvoll gestaltet wurde.

Die Weidenberger Bürger- und Amtsgebäude

Nach dem Tod des Markgrafen Friedrich Christian 1769 und der Verlegung des Regierungssitzes von Bayreuth nach Ansbach unter Carl Alexander im gleichen Jahre, hatte der künstlerische Hochbetrieb am Bayreuther Hof sein Ende erreicht. Hinzu kam 1771 eine schwere Wirtschaftskrise. Es ist anzunehmen, dass die Handwerker, insbesondere die qualifizierten Maurer und Steinmetzen, ein neues Tätigkeitsfeld gesucht und im Bayreuther Umland auch gefunden haben. Eine Verordnung aus dem Jahre 1782 verbot jedoch den Maurern und Zimmerleuten, das Land zu verlassen. Das Abwerben von qualifizierten Handwerkern wurde bei Zuchthausstrafe untersagt.

Als die Ortschaft Weidenberg 1750 den Flammen zum Opfer fiel, wurden beim Wiederaufbau nur die unteren Stockwerke in Massivbauweise erstellt. Nach dem Brand von 1770/71, als außer der Kirche und dem danebenliegenden unteren Schloss sämtliche Amts-, Bürger- und Bauernhäuser in Schutt und Asche gelegt wurden, setzte sich nun gänzlich die Steinbauweise durch. Nach der Katastrophe war sogar Markgraf Carl Alexander anwesend. Die Pläne zum sofort einsetzenden Wiederaufbau erstellte das fürstliche Bauamt unter der Leitung des Bauinspektors Johann Gottlieb Riedel.

An den Weidenberger Amts- und Bürgerbauten ist die Betonung der Vertikalen

neben der Horizontalen, die von der Barockfassadengliederung der Bayreuther Steinbauten übernommen wurde, in noch vervollkommneter Form ablesbar. Hinzu kommt noch die städtebauliche Idee des Barock, wie die Gleichmäßigkeit, die Geschlossenheit und die Verbreiterung des Straßenzuges, die Höhen- und Baulinienfestlegung und nicht zuletzt die Dachform, die das Gesamterscheinungsbild prägt. Fenster, Türgewände und besonders die Fensterschürzenornamentik sind in einer weiterentwickelten Form anzutreffen. Die Weidenberger Bürgerhäuser des Obermarktes können deshalb als eigentliche Wegbereiter für die späteren Bauernhäuser angesehen werden.



Abb. 1: Weidenberg, Oberer Markt.

Photo: Gerhard Trausch.

Gestalt, Material und Schmuck der Häuser

Das Bayreuther Umland verfügte, bedingt durch seine geologischen Gegebenheiten, über ein reiches Sandsteinvorkommen. So lag es nahe, dass man den Sandstein, der verhältnismäßig leicht zu bearbeiten ist, zum Hausbau nutzte. Neben dem weißlichen Buntsandstein, der hauptsächlich in der Weidenberger Gegend vorkommt,

war der graue Lettekohlensandstein die meist verwendete Sandsteinart.

Die wesentlichen Elemente einer Fassade sind Fenster, Türen und die Wandfläche. Die harmonische Verteilung der Öffnungen in der Fläche bildet das Grundprinzip einer jeden Fassadengestaltung. Dieses Prinzip wurde von den Erbauern unserer Sandsteinhäuser noch nach alten, ungeschriebenen Gesetzen der Handwerkskunst mit einem Gespür für Maß und Proportion vollkommen eingehalten. In der Klarheit und Ausgewogenheit der einfachen geometrischen Aufgliederung liegt die Grundidee des bewussten Gegensatzes zu den bewegten Formen der Natur. Die Häuser sind eine geformte, plastische Masse und, wo es nur irgend möglich war, ist ihre Gestalt durch die formende Hand des Steinmetzen veredelt worden. Den Giebel rahmt ein kräftig profiliertes Gesims, das das Gesamterscheinungsbild entscheidend mitbestimmt und nichts mit der Konstruktion zu tun hat. Es setzt sich an den Traufseiten meist aus Stein fort. Oft wird das Spitzgiebeldreieck, das auch mit bemaltem Schiefer verkleidet sein kann (Stanniolmalerei), durch ein weiteres horizontales, in sich profiliertes Gurtgesims noch zusätzlich betont. Hier spielt die Betonung der Horizontalen neben der Vertikalen als Grundidee des Barock eine wichtige Rolle.

Die Anordnung der Fenster auf der Giebelseite erfolgt bei den eingeschossigen Gebäuden fast immer symmetrisch im Verhältnis 3 : 2 : 1, wobei meistens die Obergeschoßfenster rechts und links von zwei kleineren Kammerfenstern (Abseitenfenster) flankiert werden.

Bei späteren „Aufstockungen“, also Einschlebung eines zweiten Vollgeschosses, wurden die drei Fenster des Erdgeschosses im Obergeschoß fortgesetzt. Die Fenster



Abb. 2: Heßlach, Gesamtfassade.

Photo: Gerhard Trausch.

sind nicht als kalte und kantige Löcher ausgeführt, die die Mauer schroff durchbrechen, sondern in sich durch Unterteilungen und Versprossungen gegliedert. Die Gewände sind geohrt oder durch Lisenen, Verzierungen und Ummantelungen besonders hervorgehoben.

Anfänglich waren die Fensterstürze, wie viele Bauernhäuser zeigen, noch mit Scheitelsteinen verkröpft und teilweise segmentbogenartig ausgeführt. Besonders schöne Beispiele sind noch in Weidenberg am Obermarkt oder in Heßlach, Glotzdorf, Görschnitz, Mistelgau und Bindlach anzutreffen.

Ebenso wie den Fenstern wurde dem Hauseingang besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die Türe ist der Gradmesser für den menschlichen Maßstab. Hier sind die Türstöcke mit vielfältigen kräftigen, schwungvollen Profilen, geohrten Gewänden und Zöpfen und ausgeprägten Schmuckmotiven versehen. Der Türsturz erhielt einen Scheitelstein, der meist mit den Initialen der Besitzer und der Jahreszahl der Erbauung versehen war.

Eine Besonderheit der Bayreuther Bauernhäuser aber sind die Brüstungsfelder mit den sog. „Fensterschürzen“, auch „Lambrequins“ genannt (franz.: Fenster-

sims-Behang, eigentlich für Zimmerdekoration angewandt). Dieser Fassadenschmuck an bäuerlichen Steinhäusern ist wohl einmalig und in dieser ausgeprägten Form nur im Bayreuther Umland vorzufinden. Abgesehen von wenigen Beispielen, wie in Weidenberg und Hartmannsreuth, sind die Fensterschürzen ausschließlich bei erdgeschossigen Gebäuden im Obergeschoß zu finden.

Ausgewählte Beispiele zur Vielfalt der Formensprache

Als Vorläufer und Vorbilder für die eigenständige Fassadengestaltung der bäuerlichen Sandsteinbauten können Stadthäuser in Bayreuth gelten, die in der Zeit von etwa 1730 bis 1755 entstanden sind.



Abb. 3: Bayreuth, Schulstraße 5, Urform: Tuchzipfel mit kleinen Blütenglöckchen als Anhänger.
Photo: Gerhard Trausch.

Bei dem Haus Nr. 49 in Weidenberg wird diese Grundform beibehalten, durch die Eintiefung des inneren Schürzenfeldes wirkt die Form noch prägnanter.

Die doppelt ausgelegten Schürzentücher an dem Wohn- und Wirtshaus in Lessau sind durch Ornamentfelder mit Blumen im Flachrelief eingerahmt. Eine reizvolle,



Abb. 4: Weidenberg, Haus Nr. 49.

Photo: Gerhard Trausch.

einmalige Besonderheit stellt die Sonnenuhr dar.



Abb. 5: Lessau, Sonnenuhr.

Photo: Gerhard Trausch.

Bei dem Wohnstallhaus in Glotzdorf wird die innere Bildfläche mit einer üppig erscheinenden Pflanze mit tulpenartigen Blüten ausgefüllt. Der untere Tuchgrund ist eine Bogenborte mit Schellen. Das Ganze liegt auf einem Unterlagstuch, dessen Rand gegenläufig bogig gerahmt ist. Aus den Tropfen unter den Triglyphen sind in formaler Einheit mit den Schellen Kugeln geworden.



Abb. 6: Glotzdorf. Photo: Gerhard Trausch.

Eine sehr reichhaltige Ausschmückung mit allen vorfindlichen Elementen weist das Haus Nr.8 in Mistelgau auf: Florale Verzierung der Tuchzipfel mit anhängenden Quasten, ausgeprägte Weinranken als Einfassung unter den Tüchern, Jahreszahl und Initialen, Diglyphen, „geohrte“ und

gekröpfte Fensterrahmenungen sogar bei den kleineren Öffnungen und als außergewöhnliche Besonderheit spiegelbildlich angeordnete Engelfiguren bei den Abseitenfenstern.



Abb. 8: Mistelgau, Engelchen.

Photo: Gerhard Trausch.



Abb. 7: Mistelgau, Giebeldreieck.

Photo: Gerhard Trausch.

Bei gleichem Grundmuster herrscht eine Fülle an Varianten in den Details. So werden auch Initialen, der Erbauer oder die Jahreszahl der Errichtung eingeflochten, hin und wieder auch Segenssprüche.

In einigen Fällen sind die Sprüche sogar in lateinischer Sprache gehalten.

Manchmal findet man Hinweise auf die Berufstätigkeit der Eigentümer. So gibt es reliefierte Darstellungen von Musikinstrumenten, Schanktisch, Mühlenrad oder einen pflügenden Bauern. Bei dem Pflug-

gespann an dem Haus in Dreschenau ist das zweite Pferd lediglich durch die acht Beine erkennbar.



Abb. 9: Bindlach, 1855.

Photo: Gerhard Trausch.



Abb. 10: Bindlach, Initiale.

Photo: Gerhard Trausch.



Abb. 11: Fenkensees.

Photo: Gerhard Trausch.



Abb. 12: Gössenreuth, Lateinische Sprüche.

Photo: Gerhard Trausch.



Abb. 13: Dreschenau, Pfluggespann.

Photo: Gerhard Trausch.

Als Weiterentwicklung des Grundmusters werden unter der gerundeten Tuchfläche Zweige, Blatt- oder Weinranken im Vollrelief angebracht, die den Bogenverlauf wieder aufnehmen und dadurch noch betonen.

Den Höhepunkt der reichhaltigen Ausgestaltung der Fensterschürzen stellen die in der gesamten Fläche geschmückten Brüstungsfelder dar, die an „Brokatstickerie“ erinnern. In schöner und gleichmäßiger Ausgewogenheit bei der Verteilung der Elemente zeigen sie in herausragender Steinmetzkunst die Schönheit dieser außergewöhnlichen Schmuckformen.



Abb. 14: Heßlach, Stuben- und Abseitenfenster.
Photo: Gerhard Trausch.



Abb. 15: Harsdorf. Photo: Gerhard Trausch.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als allmählich der Ziegelbau den Sandsteinbau verdrängte und die Häuser vorwiegend zweigeschossig gebaut wurden, zeichnet sich wieder eine Vereinfachung der Fensterschürzen ab. Der absolute Höhepunkt der Fensterschürzenornamentik aber ist ein Bauernhof in Dreschenau zwischen Bayreuth und Kulmbach. Der Frackdachhof, erbaut um ca. 1830, weist nicht weniger als 20 verschiedene Motive auf.

Am Beispiel der Fensterschürzenornamente lässt sich durch zeitliche und räumliche Vergleiche sowie wiederkehrende Motive das Tätigkeitsfeld eines

Handwerkmeisters abstecken, das meist über die Gemeindegrenze hinausging. Leider sind die Baupläne des ehemaligen Bezirksamts Bayreuth erst ab 1860 inventarisiert, so dass man über andere Quellen, wie z.B. die Kirchenbücher, die Handwerksmeister für die Zeit vor 1860 ausfindig machen müsste.



Abb. 16: Dreschenau, Frackdach.
Photo: Gerhard Trausch.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass grundsätzlich die Fassadengestaltung der Bauernhäuser, insbesondere der Fensterschürzenornamentik, von den Bayreuther Barockbauten und nicht zuletzt von den Weidenberger Bürger- und Amtsgebäuden übernommen wurde. Wie immer im kunsthandwerklichen Schaffen auf dem Lande, herrscht in der Verwendung der Motive ein buntes Durcheinander, doch durch neu geschaffene, weiterentwickelte oder neu angewandte Schmuckelemente kann hier von einer eigenen Entwicklung gesprochen werden. Obwohl die Bauernhäuser zeitlich in den Klassizismus fallen, aber eindeutig die Merkmale des Barock aufweisen, lassen sie sich schwer in eine bestimmte Stilrichtung einordnen. Man kann deshalb bei den Fensterschürzen als außergewöhnlichen Schmuckformen von einer eigenständi-

gen Fassadengestaltung der bäuerlichen Steinbauten des Bayreuther Umlandes sprechen.

Anmerkung:

Bei dem Beitrag handelt es sich um die bearbeitete und ergänzte Fassung eines Vortrags von Fritz Angerer anlässlich der Eröffnung der Photoausstellung „Fensterschürzen – außergewöhnliche Schmuckformen an Bauernhäusern“ (März 2012) auf der Grundlage folgender Veröffentlichungen:

Angerer, Fritz und Zühlcke, Richard: Phänomen Fensterschürzen (Schriftenreihe des Landkreises Bayreuth, Bd. 9) Bayreuth 1995.

Angerer, Fritz: Die bäuerlichen Sandsteinbauten des Bayreuther Umlandes und ihre Fassadengestaltung, in: *Schönere Heimat – Erbe und Auftrag*, Heft 3 (1987), S. 129.

Leitender Baudirektor Dipl.-Ing. Fritz Angerer ist Leiter des Staatlichen Bauamtes Bamberg. Zuvor war er als Sachgebietsleiter oder Amtsleiter in verschiedenen Bauämtern in Bayern und zeitweise in Sachsen tätig. Bereits in seiner Referendarsarbeit beschäftigte er sich mit dem Phänomen „Fensterschürzen“. Seine Anschrift: Eichelberg 32, 97688 Bad Kissingen.

Brigitte Trausch war bis 2009 Lehrerin an Grundschulen, AG-Leiterin und Ausbildungslehrerin. 2011 gründete sie als Vorsitzende den Verein „Rettet die Fachwerk- und Sandsteinhäuser! e.V.“, der sich um die Erhaltung regional typischer oder bedeutsamer Bauwerke in Oberfranken bemüht. Ihre Anschrift: Lahnstraße 12, 95445 Bayreuth, brigitte.trausch@t-online.de.

Rolf Freiherr von Loeffelholz

Albrecht Dürers „Ritter, Tod und Teufel“ oder Kunz Schott und das Pferd des Todes¹

Die Entstehung des bekannten Meisterstichs „Ritter Tod und Teufel“ von Albrecht Dürer jährt sich heuer zum 500. Mal. Der Künstler selbst nannte die Darstellung seinerzeit schlicht „Reuter“. Seitdem wird die Bildaussage in einer Weise kontrovers diskutiert, wie sie widersprüchlicher nicht sein könnte. Gestützt auf historische Fakten kommt der Verfasser zum Ergebnis, dass der „Reuter“ niemand anderer sein kann als der Ritter Konrad Schott, der mit Nürnberg, der Heimatstadt Dürers, in jahrelangem Kleinkrieg lag.

„... der Ritter selbst nach dem Leben gebildet, das Beywesen aber ‚Sinnbilder und Folgen seiner gottlosen Lebensart‘ seynd und daher seiner Zeit ein durchtriebener Gast, ja vielleicht von einer jetzt noch lebenden grossen adelichen Familie der Vor-Vater wohl mag gewesen seyn.“ Heinrich Sebastian Hüsgen²

„... un reître voué à l'enfer.“ Pierre Vaisse³
„Der Nachweis der eigenen Geschichtlichkeit [...] ermöglichte zugleich einen Einblick in das Werden und Vergehen eines ‚ideologischen Mythos‘, daran die deutsche Geschichte so verhängnisvoll reich ist.“ Hans Schwerte alias Hans Ernst Schneider⁴

Im Jahr 1513 fertigte Albrecht Dürer seinen berühmt gewordenen Kupferstich „Der Reuter“ an. Es wurde der erste seiner in kurzer Folge entstandenen drei Meisterstiche. Landläufig bekannt wurde der Stich als „Ritter, Tod und Teufel“. Heuer sind seit seiner Entstehung exakt 500 Jahre vergangen. Über ein halbes Jahrtausend hinweg hat sich für dieses rätselhafte Werk Dürers trotz vielfacher Versuche bisher keine Auslegung finden lassen, die auf allgemeine Akzeptanz gestoßen wäre. Gestützt auf historische Fakten aus Dürers Zeit soll hier ein neuer Versuch zur Deutung gewagt werden.

Als zu Beginn des dritten Millenniums das Germanische Nationalmuseum Nürnberg drei Sammelbände über Albrecht Dürers gesamtes druckgraphisches Werk herausgab, war es erklärte Absicht, alle bisher dazu geführten Diskussionen einem allgemeinen Resümee zu unterziehen. In Band I dieses Werks hat im Jahr 2001 Matthias Mende, Kunsthistoriker und ehemaliger Leiter der Graphischen Sammlung der Stadt Nürnberg, zum hier thematisierten Stich eine knappe, doch ehrgeizige Bestandsaufnahme aller Deutungsversuche unternommen. Eingangs spricht er eine Warnung aus: *„Jede Zeit macht sich Dürer dienstbar. Doch ist kein Werk seiner Hand in den vergangenen zweihundert Jahren so ideologisch verbogen und politisch missbraucht worden wie der Stich, der seit Hüsgens Verzeichnis ‚Ritter, Tod und Teufel‘ heißt. In der deutschen Romantik verschob sich die Titulatur mitunter zu ‚Der Ritter durch Tod und Teufel‘. Die namentlichen Deutungen des Reiters reichen vom germanischen Helden Siegfried über den Nürnbergerischen Geleitreiter Rink, den Patrizier Stephan Paumgartner, Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten, Erasmus von Rotterdam, Martin Luther, Savonarola*

*bis zu Papst Julius II., der 1513, im Jahr der Entstehung des Stiches starb.“*⁵ Mendes Warnung verdient Beachtung. Die nun folgende Argumentation hat somit insbesondere der Versuchung zu widerstehen, phantasiegespeisten Identifizierungsversuchen zu verfallen.

Aus eben diesem Grund versuchte auch Mende, den Meisterstich einer unvoreingenommenen Betrachtung zu unterziehen. Zunächst beschrieb er ihn – jedenfalls nach seiner Auffassung – neutral und ohne vorweggenommene Interpretation: *„Bildparallel füllt ein Reiter den Vordergrund. Er ist so knapp in das Bildviereck eingespannt, dass der linke Hinterhuf seines Pferdes fast den Rand berührt. Die geschulterte Lanze endet vorn und hinten außerhalb des Bildes. Seine Rüstung ist kostbar, doch, gemessen am Entstehungsjahr 1513, wirkt sie antiquiert. Nicht alle Harnischteile passen zusammen. Als habe der Mann im Laufe seines kriegerischen Lebens Stücke nach und nach ergänzen müssen. Denn er ist, seinem Gesicht nach, nicht mehr jung, sondern nach damaligem Verständnis mit über fünfzig ein alter, wenn auch kräftemäßig nicht verbrauchter Mann. Seine Haltung im Sattel und Steigbügel ist untadelig.*

Der Reiter wirkt mit dem Pferd vertraut wie das Pferd mit ihm. Er hält die Zügel locker, doch so angezogen, dass das Tier in seinem Vorwärtsdrang etwas zurückgenommen wird. Die Ohren aufmerksam nach vorn gestellt, sucht es sich seinen Weg. Denn der ist steinig, durch eine aufwachsende Felswand zudem eingengt. Ein unheimlicher Ort, wie die Wolfsschlucht von Carl Maria von Webers Oper ‚Der Freischütz‘. Mit geisterhaft aufragendem kahlen Bewuchs, freiliegenden Wurzeln, einem menschlichen Totenschädel im Sand, einem Salamander. Ein struppiger Hund geht neben der linken Hinterhand des Pferdes bei Fuß. Auch er



Abb. 1: Albrecht Dürer: Der Reiter. Kupferstich 1513. Sammlung-Otto-Schäfer-II, Schweinfurt; D-74.

kein junges Tier, zudem, wie die angelegten Ohren zeigen, in diesem Moment nicht ohne Furcht. Über dem Kopf des Ritters erscheint im Hintergrund im Tageslicht eine Burg – Hinweis dafür, dass der Ort bei aller Unheimlichkeit nicht weit von menschlichem Tun und Treiben entfernt ist. Das und mehr schildert Dürer mit kühler sachlicher Treue. Für den Reiter griff Dürer auf eine fünfzehn Jahre alte Vorstudie zurück. Der Hund findet sich, im Gegensinn und gegenüber dem Stich in leicht veränderter Haltung, auf einem undatierten Skizzenblatt, das bis 1960 als verschollen galt. Dieser beschriebenen Realitätsebene stellt Dürer kontrastierend

eine andere, unirdische an die Seite. Zwei unheimliche Gestalten, vom Reiter durch den die Sicht einschränkenden Helm und die Position einer Figur in dessen Rücken nicht zu sehen, erscheinen spukhaft, als hätten sie ihm aufgelauert. Der vordere, auf einer Schindmähre reitend, um deren Hals ein Stunden- oder Totenglückchen hängt, verkörpert in spätmittelalterlicher Vorstellung den Tod. Als Typus ist er ein Verwandter des Ungeheuers, der auf dem ersten Stich des jungen Dürer eine Frau bedroht (Nr. 1). Er weist dem Mann ein Stundenglas, geläufiges Symbol der ablaufenden menschlichen Lebenszeit. Doch befindet sich im oberen

Teil noch genügend von dem langsam nach unten rinnenden Sand, so dass die Todesdrohung nicht von aktueller Schrecklichkeit ist. Als Mann des Krieges muss dem Reiter der Tod ein ständiger vertrauter Begleiter gewesen sein. Die Kombination von Tod und Stundenglas als *Memento mori* setzte Dürer anspielungsreich schon beim Stich ‚Das Liebespaar und der Tod‘ (Nr. 19) ein. Das Mischwesen am rechten Bildrand verkörpert den Teufel. Mit seiner Tierschnauze und dem nach vorn gebogenen, großen Stirnhorn gleicht er dem Teufel auf Dürers Holzschnitt ‚Christus in der Vorhölle‘ (B. 14 [Abb. 6]) von 1510. Während er auf dem Holzschnitt drohend mit einer abgebrochenen Stangenwaffe fuchelt, gibt er sich auf dem Bild passiv. Die Waffe ist vom Ritter so weggedrückt, als könne ihm der Teufel damit nicht gefährlich werden. Bewusst lässt Dürer den Betrachter des Blattes im Unklaren, ob der Reiter Tod und Teufel nicht nur im Geiste schaut. In die untere Ecke der Komposition fügte der Künstler ein Signaturtäfelchen mit einem S (für *Salus* – Jahr des Heils), der Jahreszahl 1513 und seinem Monogramm ein. Einen Titel gab Dürer der Darstellung nicht. Im Tagebuch der Reise in die Niederlande nennt er die Arbeit nur einen Reiter.⁶ Soweit die – vorgeblich unvoreingenommene und wertfreie – Beschreibung eines bekannten Dürerkennters.

Freilich unterläuft Mende in seiner Beschreibung ein deutlicher Fehler. Der von ihm erwähnte Totenschädel liegt eben nicht auf Sand (Abb. 3). Scheinbar völlig nebensächlich posiert er hohläugig auf einem Baumstumpf, dessen Jahresringe man zählen könnte. Vielen Interpretatoren gilt dieser Schädel als ein *memento mori*! Dem wird entgegengehalten – und das ist später noch zu begründen –, dass Dürer damit mehr als nur eine Todesmahnung hatte ausdrücken wollen. Am Schädel fällt auf,



Abb. 2: Albrecht Dürer: Reiter nach der Natur. Aquarell 1498. Albertina, Wien; Inv. 3067.

dass ihm der Unterkiefer fehlt. Er muss demnach schon älteren Datums sein.⁷ Andere Bildaussagen sind nicht so eindeutig, wie es das Zitat vorgibt. Während Mende im Teufel ein passives Unwesen zu erkennen glaubt, weil jener die Waffe in der Linken weit vom Reiter wegstreckt, unterlässt er jeden Hinweis auf dessen zweite Pranke. Dort erkennt man fast überdeutlich, wie aus ihr eine scharf gekrümmte, kräftige Krallen herausragt. Vom Reiter unbemerkt, weil hinterrücks, befindet sie sich schon gefährlich nah an seinem Bauchgurt. Wird sie zupacken? Es fehlt ja nur ein Geringes! Oder hat der Bösewicht die Gelegenheit des Zugriffs bereits verpasst? Nicht nur der Reiter nimmt die drohende Beförderung ins Schattenreich anscheinend nicht wahr. Zahllose Betrachter des Stiches taten es ihm später gleich. Aber wie anders verhält sich der Tod! Als ob er den



Abb. 3:
Albrecht
Dürer,
Ausschnitt aus
Abb. 1.

nahenden Untergang des Reiters erahnt, hält er ihm vorwurfsvoll und zeichenhaft das Stundenglas entgegen. Wieder begegnet uns der Zweifel: Ist das Stundenglas noch halbvoll, wie Mende meint? Oder ist es schon halbleer? Deutet es an, dass dem Reiter noch eine gewisse Lebensspanne verbleiben wird oder steht sein Abtritt aus dem Diesseits unmittelbar bevor? Mendes etwas voreilige Festlegung des S als Salus, Jahr des Heils, und sein Hinweis auf das huschende Kriechtier als Salamander, nicht aber als Eidechse, sind es, die an einer unvoreingenommenen Betrachtung Zweifel aufkommen lassen. Zwar weist auch dieser Dürerexperte auf die Negativauslegung als ‚Geisterreiter‘ oder ‚Raubritter‘ hin. Doch fügt er dem gleich hinzu, dass damit „*ein für dieses druckgraphische Medium um 1513 ungewöhnlicher zeitkritischer Kommentar*“ verknüpft wäre. Dann zieht er den folgenschweren Schluss, dass keine der beiden Auslegungsparteien sich „*auf ein beweiskräftiges Zeugnis aus Dürers Lebenszeit*“ berufen könne.⁸ Es ist die erklärte Absicht der vorliegenden Arbeit, über genau dieses Problem zu rasonieren. Zuvor aber soll auf die bisherige Rezeption von Dürers weithin bekanntem, jedoch mit dunkler Aussage behaftetem Stich kurz eingegangen werden.

Wenden wir uns zunächst der Entstehungsgeschichte des Stiches zu. Als Dürer sich ans Werk machte, griff er, wie schon bemerkt, auf ein 15 Jahre älteres Aquarell des Jahres 1498 als Vorstudie zurück (Abb. 2). Auf ihr hatte er mit eigener Hand vermerkt: „*Dz ist dy rustung Zw der czeit / Im tewtzchlant gewest. 1498.*“ Schon die Vorstudie zeigt ein, wenn auch nur spärlich, mit Eichenlaub herausgeputztes Pferd. Im Vergleich zum ‚fertigen‘ Stich von 1513 füllen Pferd und Reiter das Bild ähnlich aus. Der Reiter ist ähnlich gerüstet mit Schaller auf dem Haupt und umgürtet mit Langschwert. Auch schultert er in ähnlicher Weise eine Lanze mit Fuchsschwanz an ihrer Spitze. Auch die Kannelierung der Rüstung ist in beiden Werken ähnlich ausgeführt. Selbst das Zaumzeug des Pferdes und das Schuhwerk des Reiters gleichen sich. Nur wenig lässt das spätere Werk von dem vormals kurzen, farblich abgesetzten Überrock noch erkennen. Während aber auf der Vorzeichnung das Pferd steht, bewegt es sich auf dem Stich im gezügelten Schritt nach vorn. Der Reiter blickt auch nicht mehr teilnahmslos, sondern erscheint finster und grimmig entschlossen. Beide, Pferd wie Reiter, streben einem unbekannten Ziel entgegen. Spätere Exegeten belegten den Fuchsschwanz an der Lanze mit hoher Symbolkraft. Der Künstler hätte damit etwa List und Verschlagenheit andeuten wollen. Für die richtige Einschätzung wurden sogar vorgeschichtliche Mythen bemüht. Nachdem aber schon die Studie von 1498 den Fuchsschwanz zeigt, erscheint es fragwürdig, dem Spätwerk eine solche Symbolik zuschreiben zu wollen. Nur wenn schon dem Erstlingswerk die symbolkräftige Aussage zugeschrieben werden könnte, wäre sie übertragbar. Doch davon kann nicht die Rede sein. Es liegt keiner-

lei Anlass vor, dem Vorgängerwerk eine solche symbolische Aussage zuzumessen. Vielmehr weiß man heute, dass im Entstehungsjahr der Vorstudie König Maximilian I. für eine stehende Truppe von Harnischreitern den an der Lanzenspitze baumelnden Fuchsschwanz als Feldzeichen angeordnet hatte.⁹

Noch von einer weiteren Skizze Dürers (Abb. 4) ist zu berichten. Er muss sie kurz vor Ausführung seines Meisterstiches angefertigt haben. Mit ihrer Hilfe fügte er nicht nur den Hund hinzu, sondern wollte den neu eingeführten Bewegungsablauf des vorwärts schreitenden Pferdes verbessern. Dabei enthüllt diese Skizze gewisse Schwierigkeiten, die der Meister damit hatte. Der rechte Hinterlauf des Pferdes lässt das erkennen. Dürer machte schon bei der Skizze verschiedene Ansätze für diesen Hinterlauf. Als er schließlich ans Hauptwerk ging, waren die Schwierigkeiten nicht wirklich gelöst. Auf dem Stich winkelt das Pferd seinen rechten Hinterlauf an. Dabei änderte Dürer dessen ursprüngliche Position nachträglich leicht ab. Dem Meister gelang es jedoch nicht, die Spuren dieser Änderung später völlig weg zu retuschieren. Erkennbar wird das an der Verlängerung des Hufs und auch am Rücken des Jagdhundes, den zwei Striche kreuzen. Manche Interpreten meinten deshalb, über den Rücken des Hundes habe der Künstler einen Schleier gelegt. Als Vorbild für die neue Stellung des Pferdes soll übrigens Verrochios Reiterstandbild des venezianischen Generals Bartolomeo Colleoni gedient haben. Dürer muss das Standbild bei seinem Aufenthalt in Venedig gesehen haben.¹⁰

Neueren Datums ist die Erkenntnis, dass Dürer auf eine weitere Vorstudie zurückgegriffen hat (Abb. 5): „Die kahlen Äste über dem Steinbruch in Ritter, Tod



Abb. 4: Albrecht Dürer: Skizze 1512/13. *Cavaliere al cavallo*. Veneranda Biblioteca Ambrosiana, Milano; De Agostini Picture Library.

und Teufel, die rechts im Stich vom Himmel abgesetzt sind, entstammen bekanntlich der im Berliner Kupferstichkabinett erhaltenen Aquarellstudie eines Steinbruches (W 111). Das Geäst befindet sich nun tief geschwärzt an einem mehr abschüssigen Hügel und das Pathos der Überschneidungen der Baumstämme und Zweige ist gesteigert. Die Wurzeln hängen tiefer, frei über dem Erdrutsch, des festeren Halts entbehrend.“ Angeblich sei in der Berliner Zeichnung in schemenhaften Pinselzügen bereits der gehörnte Teufel zu erkennen.¹¹ Schließlich ist auf beide Stiche Dürers „Christus in der Vorhölle“ zu verweisen, der eine davon 1510 als Holzschnitt hergestellt, der andere 1512 in Kupfer gestochen. Von beiden Darstellungen finden sich im Stich von 1513 Motive wieder wie die Krallen, das

Diese Abbildung ist aus urheberrechtlichen Gründen online nicht einsehbar.

krumme Stirnhorn des Teufels, das Rüsselwesen, die Stangenwaffe mit Widerhaken (Abb. 6 u. 7).

Im Rahmen dieser Abhandlung verbietet sich eine ausführliche Wiedergabe aller Bildinterpretationen der letzten 500 Jahre zu Dürers Meisterstich. Sie wäre auch überflüssig, da anderes, kenntnisreiches und umfassendes Schrifttum zu diesem Thema vorliegt. Ein cursorischer Überblick mag genügen. Eine der ersten Deutungen wollte im Dargestellten einen Geleitmann, den Einspänner (Fuhrmann) Philipp Rink erkennen. Als Gespenstreiter geisterte er durch damalige Erzählungen. Prägender für spätere Auslegungen war der Nürnberger Kunstverständige Joachim Sandrart. In der *„Teutschen Akademie“* erwähnte er Dürers Reiter erstmals als christlichen Ritter, ohne dass er näher

darauf einging: *„So ist neben dem großen S. Hieronymo in der Stuben mit den curiösen Löwen und Füchsen auch der Christliche Ritter wie ingleichem die große auf der Welt-Kugel stehende Fortuna, mit dem Zaum in der Hand und mit Flügeln ...“*¹²

Damit leistete er nach der hier vertretenen Auffassung Vorschub für eine zweihundert Jahre andauernde, weit verbreitete Fehlinterpretation. Bis vor kurzem blieb sie allerdings die herrschende Meinung schlechthin. Der Katalog der bis Anfang 2013 gezeigten Ausstellung *„Kaiser Maximilian und die Kunst der Dürerzeit“* in der Wiener Albertina unterließ es erstmals, diese bis dahin übliche Sichtweise eines christlichen Ritters aufzugreifen. Das zwang freilich dazu, eine neue Erklärung der Bildaussage anbieten zu müssen. Die



Abb. 6: Albrecht Dürer: *Christus in der Vorhölle*. Holzschnitt 1510. Sammlung-Otto-Schäfer-II, Schweinfurt; D-16.



Abb. 7: Albrecht Dürer: Christus in der Vorhölle. Kupferstich 1512. Sammlung-Otto-Schäfer-II, Schweinfurt; D-121.

dadurch ausgelöste, neue Interpretation durch Thomas Schauerte, der ein Dedikationswerk Albrecht Dürers an Kaiser Maximilian erkennen möchte, wirkt bemüht. Sie kann nicht wirklich zufriedenstellen.¹³

Immer wieder hat man Dürers Reiterbild interpretiert als „*eques*“ oder „*miles christianus*“. Da von Dürer bekannt ist, dass er nach Beginn der Reformation in Erasmus von Rotterdam einen Streiter Christi sah, hat dies nachfolgende Adepten dazu veranlasst, die Bildaussage des Kupferstichs entsprechend zu überhöhen. Grundlegend war nach Schwerte wohl ein 1875 erschienener Aufsatz von Hermann Grimm zu Dürers Stich. Darin zitierte er

eine Stelle aus dem in Latein verfassten „*Enchiridion militis christiani*“ des holländischen Humanisten: „*All die Schreck- und Spukgestalten, die dir überall entgegentreten, als wärest du am Eingang zur Unterwelt, mußt du wie Aeneas bei Virgil für gar nichts erachten.*“¹⁴ Dieses Handbuch eines christlichen Ritters war 1503, also zehn Jahre vor Dürers Stich, herausgegeben worden. Volkstümlich wurde es erst ab 1520, als es erstmals in deutscher Übersetzung erschien. Manch einer hält es für fraglich, ob Dürer diesen Text schon kannte. Gut denkbar wäre es immerhin, wenn Pirckheimer seinem Freund Dürer die lateinische Schrift des Erasmus noch vor ihrer populären Verbreitung nahegebracht haben sollte.

Für den im Sinne Christi auf Erden zu führenden Kampf als Ritterschaft war und ist die bekannte, im Zusammenhang mit Dürers Stich immer wieder gern zitierte Stelle aus dem Brief des Apostels Paulus an die Epheser 6, 11–17 prägend: „*Zieh an den Harnisch Gottes, dass ihr bestehen könnt gegen die listigen Anläufe des Teufels. Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel. Um deswillen ergreifet den Harnisch Gottes, auf dass ihr an dem bösen Tage Widerstand tun und alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget.*“

„*So stehet nun, umgürtet an euren Lenden mit Wahrheit und angezogen mit dem Panzer der Gerechtigkeit und an den Beinen gestiefelt, als fertig, zu treiben das Evangelium des Friedens. Vor allen Dingen aber ergreifet den Schild des Glaubens, mit welchem ihr auslöschen könnt alle feurigen Pfeile des Bösewichtes; und nehmet den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes.*“

Schon Tempelritter und Johanniter bezogen ihr Selbstverständnis aus dieser Bibelstelle. Auch Erasmus muss dieses Bibelwort bei seinem Enchiridion vor Augen gehabt haben. Ab etwa 1800 wurde diese Sichtweise bei der Bildauslegung des Dürer-Stiches führend. Paul Weber hat dann 1900 mit seinen „Beiträgen zu Dürers Weltanschauung“ die Auslegung als Reformationsritter sehr gefestigt.¹⁵ Seitdem wurde diese Auslegung für lange Zeit die Grundlage aller weiteren Deutungsversuche.¹⁶ In neuerer Zeit war es Heinrich Theissing, der diese Sichtweise in seinem 1976 veröffentlichten Buch mit dem Titel „Sinnbild und Bildsinn“ verinnerlicht hatte. Es hat bei ihm den Anschein, als ob er das von Dürer den nachfolgenden Generationen hinterlassene Rätsel endgültig hat entschlüsseln wollen. Ausgehend von einer auf christlicher Ethik basierenden positiven Grundaussage stellte Theissing fest: „Dürer führt unsern Augen und unserem Denken vor, wie vor der schwer durchschaubaren Fülle der Ungestalten die klargestaltete Form sich behaupten kann und wie sie ihr erlöst und siegreich gegenübersteht.“¹⁷ Für ihn ist „der Eindruck des Gegensatzes entscheidend.“¹⁸ Aus dem Dargestellten folgert er den Sieg der Ordnung über das Chaos: „Maß tritt vor Unmaß, Gesetz vor Gesetzlosigkeit, Proportion vor Disproportion, Harmonie vor Disharmonie, Planung vor Zufälligkeit. Und dies, dass die jeweils positiven Elemente die negativen überdecken, ja zurückdrängen, macht den erlösenden, befreienden Sieg des Ritters aus. Seine hohe Ordnung siegt über die Unordnung des Dahinter.“¹⁹ Pierre Vaisse, von dem noch zu hören sein wird, verwarf Theissings Argumentation als eine dem modernen Denken verhaftete; der Zeit Dürers sei eine solche Sichtweise noch fremd gewesen. So ist es nur logisch, wenn er über

Theissings Auslegung das Verdikt des Anachronismus verhängt: „Um es noch brutaler zu sagen: Dürer hat Conrad Fiedler nicht gelesen. Die Sichtweise, die Theissing zum Stich vorlegt, ist daher zutiefst anachronistisch: sie entspricht der eines Künstlers oder Ästheten für moderne Kunst, nicht der eines Historikers.“²⁰

Die theologische Überhöhung von Dürers Stich führte dazu, dass er vorübergehend als künstlerische Vorlage mancher Konfirmationsurkunden diente. Der evangelische Rundfunkbeauftragte des WDR, Pfarrer Jens Burgschweiger, hat sich zu Dürers 480. Todestag am 6. April 2008 damit auseinandergesetzt:²¹ „Zwischen Freischwimmer- und Abiturzeugnis springen sie mir entgegen. Ritter, Tod und Teufel – ein vergilbter Druck – Konfirmationsurkunde meines Vaters. (Als Dreikäsehoch von gerade mal 14 Jahren hielt mein Vater ihn in Händen – seine Konfirmationsurkunde.)

Das Bild wirkt auf mich ziemlich martialisch. Ob mein Vater sich damals damit identifizieren konnte? Sicher, Tod und Teufel hatte der Konfirmand von damals ja bereits kennengelernt: Krieg und die Nazizeit waren gerade vorüber. Aber auch die Nationalsozialisten hatten ja dieses Bild für sich vereinnahmt: In Albrecht Dürers Kupferstich Ritter, Tod und Teufel sah Hitler – wie Goebbels bisweilen betonte – seinen eigenen Kampfgespiegelt und verklärt. Dennoch hat die Kirche, hat der Pastor, der meinen Vater konfirmierte, den Kindern nach '45 Ritter, Tod und Teufel mitgegeben. Für's Leben sozusagen. Warum auch nicht, denke ich, – was können solche ideologischen Attentate wie die der Nazis Dürers Ritter denn schon anhaben? Der sitzt da immerhin schon seit 1513 fest im Sattel und fürchtet weder Tod noch Teufel. Ob mein Vater sich dieses Bild auf seiner Urkunde mal genauer angeschaut hat? Überdimensional der Ritter in der Mit-

te – stolz und furchtlos in Haltung und Körpersprache. Dabei kaum eine Handbreit von ihm entfernt: der Tod. Eine bärtige Gestalt auf einem alten Klepper. Drohend hält er dem Ritter das Stundenglas vor die Nase. Macht ihm unmissverständlich klar: Deine Lebenszeit läuft – und sie läuft ab.

Der Tod befindet sich übrigens in bester Gesellschaft: Eine tierische Teufelsfratze grinst da dem Ritter entgegen. Gut, auch wenn wir es heute sicher anders darstellen würden: Ist es nicht so, dass das Böse immer wieder nach dem Menschen greift? Auch in seinem späteren Leben hat mein Vater das erfahren. In seiner Jugendzeit trug er – begeistert und verblendet wie die meisten seiner Altersgenossen – die HJ-Uniform. Der Ritter zeigt sich unbeirrt. Schaut mutig nach vorn – auch wenn der Totenkopf am unteren Bildrand gleich hinter der Namens-tafel Albrecht Dürers andeutet, wohin die Reise geht. Ob mein Vater in seinem Leben auch immer so mutig nach Vorne geschaut hat? Ja, auch darin war wohl er ein Kind seiner Zeit. Aber das reicht als Erklärung nicht. Woher nahm er dazu die Kraft?

Dem Rittersmann auf dem Bild springt ein Hund zur Seite. Für Dürer immer ein Zeichen des Glaubens und der Treue. Glaube und Treue also. Passend für eine Konfirmationsurkunde, denke ich. Mein Vater war kein großer Kirchgänger, sicher, und er hat nie viele Worte über seinen Glauben verloren. Aber ich weiß, er hat gebetet. Auf dem Bild sieht man noch etwas: Eine Stadt. Zweifello das Ziel des Ritters. Man muss kein Prophet sein, um zu wissen: Diese Stadt zeigt das Ziel menschlicher Hoffnung, nach biblischer Tradition das himmlische Jerusalem. Eine Aussicht, die dafür steht, dass Tod und Teufel nicht das letzte Wort haben.

Dass das himmlische Jerusalem auf dem Kupferstich auch der Heimatstadt des Malers – dem Nürnberg der damaligen Zeit –

ähnelt, zeigt, wie sehr sich in dem Bild die ganz persönliche Hoffnung Dürers ausspricht. So lässt der Maler, als er [...] am 6. April 1528 stirbt, sich von seinem Freund die vielsagende Inschrift auf's Grab setzen: ‚Was sterblich war an Albrecht Dürer, liegt unter diesem Stein.‘ Ich lege die Konfirmationsurkunde meines Vaters zurück in den Ordner. Was sie ihm bedeutet hat, weiß ich nicht. Die Hoffnung aber, die aus Dürers ‚Ritter, Tod und Teufel‘ spricht, sagt mir noch heute etwas, gerade jetzt, wo das, was sterblich war an meinem Vater, auch unter einem Stein liegt.“

Die Vereinnahmung von Dürers Stich durch den Nationalsozialismus weckte bei diesem Seelsorger einen Zwiespalt, den er mit seiner Auslegung zu überspielen suchte. Dabei war er nicht der einzige Theologe, den Auslegungsprobleme plagten. Dürerkenner Mende, der hier schon zitiert wurde, hat die bis vor kurzem herrschende Lehrmeinung 2001 nochmals zusammengefasst: „Löst man sich von der Sekundärliteratur zum Stich ‚Ritter, Tod und Teufel‘ und liest den Text des Erasmus, wächst die Überzeugung, dass er nichts oder nur wenig mit Dürers Bildschöpfung zu tun haben kann. Dennoch legte Grimms Studie den Grund für nachfolgende subtile Analysen des Blattes, unter denen die von Theissing, nicht zuletzt durch die Wahl der Abbildungen und sorgsame Quellennachweise, heraussticht.“²² Dem möchte man gerne hinzufügen: Da kannte er die Analyse von Pierre Vaisse noch nicht! (Siehe dazu unten.)

Es folgt jetzt ein Schwenk zur genau entgegengesetzten Deutungsrichtung. Auch die negativen Auslegungen hatte es schon immer gegeben. Ja, sie waren nach Schwerte anfangs sogar die vorherrschenden: „Aus dem 18. Jahrhundert können nur wenige Zeugnisse beigebracht werden, die aber bezeichnender- und überraschender-

weise alle, orthodox oder aufklärerisch, die Darstellung des Stiches negativ, ablehnend deuten. Es ist erstaunlich, wie sich eine Wendung erst langsam seit Beginn des 19. Jahrhunderts anbahnte – sieht man von Sandrarts ‚Christlichem Ritter‘ ab, ein Titel, der sich jedoch nicht durchgesetzt hat, eher im 18. Jahrhundert so gut wie vergessen gewesen zu sein schien.“ Dann zitiert Schwerte aus einer 1728 erschienenen Schrift des Predigers Henrich Conrad Arend: „... füge ich wegen seiner vortreflichkeit hinzu einen geharnischten und wolgerüsteten Kriegermann zu pferde, der hurtig zu reitet, neben ihm kömt der tod auf einen alten gaul, so eine klokke untern halse hat, hergeschlichen, und gleichwie er stat des halstuches schlangen ümhat, also ist die krone ebenfalls mit schlangen ümwunden; übrigens zeigt er das ausgelauffene stundeglas dem ‚rohen weltmanne‘ vor. Hinten kömt der teuffel in einer recht fürchterligen gestalt und packet mit einer klau den Ritter an; neben den pferde ist ein hund und eidexe und gegenüber ein totenkopff, unter welchen eine tafel mit 1513 bezeichnet zusehen. Dieses einzige Stück wäre hinlänglich genug sich von Dürers geistvollen erfindungen und kräftigen ausdrücken eine vorstellung machen zu können. Einen menschen, der in seinen leben böses zuthun, als ein handwerk getrieben, folget nicht allein der tod und teuffel auf den füße nach, als deren jeder das seine haben will, sondern es begleitet ihn auch der bellende hund seines bösen gewissens, und das hertz läßet seine bößheit nicht ehr, als wie die eidexe ihren giff, das ist, wenn sie getötet wird, fahren.“ Uns präsentiert sich hier die totale Umkehrung bislang geübter Auslegungsvarianten. Warum Schwerte diesen „eifernden Prediger“, der von Dürer sagt, er „hätte mit aller seiner ‚vortreflichkeit‘ und ‚geistvollen erfindung‘ tatsächlich nur ein kräftiges (allegorisches) Exemplum rohen

Kriegs- und Weltwesens geben wollen, das mit Notwendigkeit den Weg in die ‚Teufelsklaue‘ nehmen müßte“, dann als „befremdend“ abtut, bleibt sein Geheimnis.²³ Schwerte zitiert weiter von einem 1771 veröffentlichten Kupferblattverzeichnis, das „den Stich kurzweg ‚die Hölle‘ nannte; freilich, fügte dieser Kunstkennner hinzu, ‚so fein und glücklich ausgeführt, als man sich nur etwas wünschen kann‘.“²⁴

Auch Hüsgen, den ‚Erfinder‘ der Bezeichnung „Ritter Tod und Teufel“, finden wir bei Schwerte zitiert: „... so meines erachtens ... auch der Ritter selbstens nach dem Leben gebildet, das Beywesen aber ‚Sinnbilder und Folgen seiner gottlosen Lebensart‘ seynd und daher seiner Zeit ein durchtriebener Gast, ja vielleicht von einer noch jetzt lebenden großen adlichen Familie der Vor-Vater wohl mag gewesen seyn. Das auf dem Täfelgen ... stehende ungewöhnliche S. macht mich daher auf die Deutung des Nahmens vermuthen, dessen Auslegung andern überlasse.“²⁵ Diese anderen Ausleger verfielen wegen seines Kommentars auf Franz von Sickingen, den man in der Interpretation zum Reformationsritter machte. Doch bald musste dieser Ansatz mangels zeitlicher Kongruenz zwischen Dürers Ausführung und Sickingens erst danach erfolgten Aktivitäten wieder verworfen werden.

Es war wiederum ein Theologe, der es im 19. Jahrhundert, als eine ritterlich-schwärmerische Welle des Historismus über die Exegeten hinwegschwappte, wagte, sich dem allgemeinen Meinungstrend entgegenzustellen. In seinem 1879 veröffentlichten Aufsatz lehnte der Stuttgarter Oberkonsistorialrat Heinrich Merz jeden Zusammenhang mit Luthers Reformation ab: „Aber dieser finstere, trutzige Ritter mit dem stieren Auge und dem grinsenden, nicht wie Thausing will, lächelnden Munde ist

das Gegentheil eines leichten, frohmüthigen Sanguinikers. Er ist auch nicht derjenige, von dem Uhland singen könnte: ‚Der tapfere Ritter forcht sich nit. Mit dem Tod und Teufel wußte man es damals sehr ernstlich zu nehmen und der Tanz mit dem Tode galt für keinen kleinen Spaß. Noch weniger ist der Ritter mit dem sehr sinnbildlichen Fuchspelz am Spieße nach seiner ganzen Haltung und Umgebung ‚der Mann der Pflicht, der den Weg seines Berufs in ruhiger Fassung geht und an Luther’s Gewissensgang vor Kaiser und Reich erinnert‘, wie Dr. Luthardt [...] meint. Am allerwenigsten aber ist es ‚der Christ, der im Glauben Tod und Teufel besiegt und die Welt überwunden hat‘, wie E. Engelhardt [...] erklärt hat. Nein, wie wir ihn [...] sehen, können wir ihn nur als den Raubritter betrachten, welchem der Tod zuruft, deine Uhr ist abgelaufen, und welchen der Teufel, dem er gehört, bereits mit der Kralle anfaßt, so daß er innerlichst vom nahenden Gericht ergriffen erstummt und erstarrt.“²⁶ Der grundlegenden Aussage von Merz wird hier nicht widersprochen, wohl aber gewissen Details. Es war gewisslich kein Raubritter, den Dürer darstellte. Dieser Begriff entstammt aus späterer Zeit und wird heute als unwissenschaftlich abgelehnt.²⁷ Die von Merz nahegelegte Deutung des Fuchspelzes wurde schon oben widerlegt.

Bei Schwerte findet sich eine Darstellung weiterer, variantenreicher Interpretationsversuche. Sie alle wiederzugeben ist hier nicht der richtige Platz. Versuche z.B., den Stich in Verbindung mit anderen Werken Dürers als eines von vier Temperamenten – wie soeben als Sanguiniker – zu deuten oder zusammen mit den beiden danach entstandenen Meisterstichen „Melancholie“ und „Hieronymus im Gehäuse“ eine innere Triologie herzustellen, wurden wieder aufgegeben. Auch nachdem

Schwertes Buch *Faust und das Faustische* 1962 erschienen war, versuchten sich weitere Interpreten an einer Deutung. Theissing und Schauerte wurden schon erwähnt. Erich Schneider erkennt eine unterschiedliche Geschwindigkeit der Bewegungsabläufe, die von Stehen (Teufel) über Schreiten (Reiter), Innehalten (Tod) und Eilen (Hund) reicht; der Reiter habe den Teufel bereits hinter sich gelassen und werde den Tod ebenfalls passieren.²⁸ In einer anderen Auslegung wiederum schließt Schneider wegen des Fehlens christlicher Symbole auch Karlings noch zu behandelnde Auslegung nicht aus. Doch wurde sein Hinweis auf den Fuchsschwanz, der in der griechischen Physiologie für negative Eigenschaften wie Unzucht, Habgier, Hurerei, Wollust und Totschlag, aber auch Arglist und Heimtücke stünde, schon zuvor als nicht einsichtiges Argument verworfen.²⁹ Sehr weit vorgewagt hat sich Ursula Meyer. Sie reiht sich in die Vertreter einer klar negativen Bildaussage ein. Verleitet durch die eigene marxistisch-leninistische Weltanschauung meinte sie, Dürer habe hier sein sozialrevolutionäres Anliegen zum Ausdruck bringen wollen.³⁰ Wie für viele andere Interpreten vor und nach ihr zählt nicht mehr das Anliegen des Künstlers, sondern das Benützen seines Werks, um eigene Weltsichten zu stützen. Dürer wird quasi eine Vorahnung vom erst 1525 ausgebrochenen Bauernkrieg unterstellt, und schon fügt sich danach alles so, wie man es braucht! Ihr Vorwurf, den Tatsachen werde „ein vorgefaßter Gesichtspunkt aufgezwungen, so daß sich das Bild problemlos bestehenden Ideologien angleichen läßt,“ richtet sich somit gegen sie selbst.

Rolf Vollmanns jüngste Dürerausgabe enthält eine sehr detailgenaue Beschreibung, z.B.: „In seiner rechten Hand, und darüber offenbar redend so wie er sie hält,

knapp über der Mähne des Ritterpferdes, hat er, und er hält sie von unten, eine Sanduhr, mit vier gedrehten Hölzern, im unteren Glas häuft sich der Sand, das obere ist noch zu allenfalls einem Drittel gefüllt; oben am Gestell der Uhr, an der abgewandten Seite, aber zur Uhr hin, so dass man die Zeit ablesen kann, ist ein Zifferblatt aufrecht angebracht, mit zwei Zeigern, links der größere steht kurz nach der Zehn, rechts der kleinere knapp vor der Vier; aber wenn der Tod glauben sollte, das Zifferblatt verstärke die Aussage der Sanduhr, dann bedenkt er nicht, dass das Rundgehen der Zeiger doch etwas anders ist als das Verrinnen des Sandes.“³¹

Trotz seiner Detailversessenheit vermittelt uns Vollmann für die Auslegung keine neue Erkenntnis.

Für unsere Betrachtung ist die 2006 erschienene Arbeit des Genfer Kunsthistorikers Pierre Vaisse am wichtigsten. In seinem Büchlein *Reître ou chevalier? Dürer et l'idéologie allemande* (Reuter oder Ritter? Dürer und die deutsche Ideologie)³² wendet er sich gegen die während der letzten 200 Jahre üblich gewordene Auslegung der Darstellung als der eines christlichen Ritters. In seiner systematischen Vorgehensweise belegt er, dass Dürers Stich jeglicher christlicher Symbolik entbehrt. „Im Gegenteil, anstatt im Ritter einen christlichen Ritter zu erkennen, gestatten Tod und Teufel für sich allein vielmehr, in ihm einen zur Hölle verdamnten Reuter zu sehen.“³³ Der christliche Ritter war somit, nachträglich betrachtet, eine reine Fiktion. Soweit überhaupt Symbole vorhanden sind wie Hund, Eidechse, Schädel und Fuchspelz, seien sie zweideutig. Nach Vaisse lassen sie sich nicht auf eine festgelegte Aussage reduzieren. Dann bemerkt er: „Jeder, der sich schon einmal in der Auflösung eines ikonographischen Problems versucht hat, weiß, dass es kein schlagkräftigeres Argument gibt

als einen Text oder einen Kommentar aus der Hand des Künstlers, zumindest wenn er über jeden Zweifel der Täuschung erhaben ist.“³⁴ Anschließend kommt er auf Dürers eigenen Begriff des „Reuters“ zurück, den der Künstler sogar zweimal verwendet habe. Vaisse ist beizupflichten, dass ein Künstler, wenn er seinem Werk einen Titel gibt, damit auch eine gewisse Aussage verbinden möchte. Ganz konsequent spürt Vaisse dann der etymologischen Bedeutung des Wortes „Reuter“ nach. Er kommt schließlich zum Schluss, dass damals mit „Reuter“ weder ein Ritter noch ein Reiter bezeichnet wurde, sondern das Mitglied einer Rotte. Neben Schneider stützte sich der Katalog zur Ausstellung 2012/2013 in der Wiener Albertina auf die Vorarbeit des Schweizers Vaisse. Erstmals ließ er die bis dahin herrschende „*miles-christianus*“-Theorie fallen. Vaisse hat uns zwar über eine bis dahin sich hartnäckig haltende Fehlinterpretation die Augen öffnen können, aber trotzdem bleibt die Frage der ‚richtigen Deutung‘ wieder völlig offen.

Auch mit einer weiteren, hier noch nicht behandelten Auslegung hatte sich Vaisse kritisch auseinandergesetzt. Es handelt sich um einen im Jahr 1972 unter dem Titel „*Ritter, Tod und Teufel, Ein Beitrag zur Deutung von Dürers Stich*“ veröffentlichten Aufsatz des Schweden Sten Karling. Er hatte ihn erstmals 1969 auf einem Kongress in Budapest vorgetragen.³⁵ Karling stützte sich auf ein Zitat aus einem Brief Dürers, in dem der Künstler selbst einmal einen fränkischen Ritter mit einer Rotte in Verbindung gebracht hatte. Dürers Brief, der die Zeiten bis heute überdauert hat und Karling zu einer neuen Interpretation veranlasste, ist jetzt als Ausstellungsobjekt im Dürer-Haus zu Nürnberg zu sehen. Der in einem gewohnungsbedürftigen italienisch-deutschen Kauderwelsch geschrie-

bene Brief befindet sich dort in einer Vitrine. Für das interessierte Publikum gibt es dazu den Handzettel Nr. 28. Auf dessen Vorderseite ist der Urtext als Transskript abgedruckt, auf der Rückseite hat man ihn in eine neuhochdeutsche Fassung umgesetzt. Letztere wird in dem nun folgenden Briefauszug zitiert.³⁶

„Dürer an Willibald Pirckheimer in Nürnberg. Venedig, 18. August 1506. An den größten und ersten Menschen der Welt, Euer Diener, der Knecht Albrecht Dürer, sagt Heil seinem hochherzigen Herrn Willibald Pirckheimer. In Treue und gerne vernahm ich mit großem Vergnügen Euer Wohlbefinden und große Ehre. Mich wundert, wie es möglich war, dass ihr, ein Mann allein, gegen so viele Krieger des überaus geschickten Konrad habt bestehen können; gewiss auf keine andere Weise denn durch die Gnade Gottes. Als ich Euren Brief las über diese graulichen Priapsvisagen, da erfasste mich große Furcht und es schien mir eine gewaltige Sache.

Aber ich halt dafür, dass die Schottischen Euch auch gefürchtet haben, denn Ihr seht auch wild und sonderlich aus im Sonntagsstaat, wenn Ihr den Hüpfschritt geht. Aber es reimt sich gar übel, dass sich solche Landsknechte mit Zibetöl einschmieren. Ihr wollt auch ein rechter Seidenschwanz werden und meint, wenn Ihr nun den Hur'n wohlgefallt, so sei es ausgerichtet. Wenn Ihr doch ein so liebenswürdiger Mensch wärt wie ich, so tät es mich nicht zürnen. Ihr habt so viel Buhlschaft, und wenn Ihr eine jede nun einmal solltet brauten, Ihr vermöchtet's einen Monat und länger nicht aushalten. Item, ich dank Euch, dass Ihr mit meinem Weib meine Sach' ebenso zum Besten gerettet habt, wie ich Weisheit in Euch beschlossen erkennen will. Wenn Ihr nun so sanftmütig wärt wie ich, so hättet Ihr alle Tugend. [...] Gegeben Venedig 1506 am 18. August. Albrecht Dürer, Nürnberger Bürger ...“

Karling schrieb dazu: „Es gab wenig Grund für Dürer, die Ritterschaft zu idealisieren. In einem Brief an Willibald Pirckheimer aus Venedig vom 28. [sic!] August 1506 spielt er auf den am meisten verabscheuten von diesen Raubrittern Kunz Schotte und seinen Anhang an und nennt sie ‚tiranni, bravacci, soldati‘ – Tyrannen und wilde Landsknechte.^[37] Jener Kunz Überfiel [sic!] einmal einen Kaufmann, der Kunstwerke von Dürer mit sich führte, wobei der Künstler einen Packen Graphik verlor. Kunz Schotte galt den Bürgern Nürnbergs als der Erzfeind der Stadt und als eine Inkarnation der gesetzlosen Gewalt. Lässt der eisengekleidete Reiter auf Dürers Stich nicht eher an einen Raubritter wie Kunz Schotte als an einen Ritter Christi denken? Er sieht streng und verschlossen aus, sein Gesicht unter dem Visir [sic!] ist gefühllos und hart wie die Maske des Kriegers selbst.“³⁸

Karlings Auffassung machte auf Dürerexperten keinen besonders großen Eindruck. Immerhin hatte sich schon der angesehene Fachmann Erwin Panofsky intensiv mit diesem Brief Dürers befasst. Ihm ist zu verdanken, dass dessen teils bissige, in abenteuerlichem Kauderwelsch formulierten Bemerkungen, soweit sie auf Konrad Schott gemünzt waren, einer allgemein akzeptierten Interpretation zugeführt werden konnten. Panofsky schrieb: „Wir möchten diese humanistische Geflogenheit zur Deutung eines bisher nicht recht verständlichen Passus in einem Dürerbrieff heranziehen (Lange-Fuhse, S. 30, Z. 24ff.). Dürer zollt einer diplomatischen Leistung Pirckheimers ironische Bewunderung: es sei erstaunlich, mit welcher Bravour Pirckheimer gegen die ‚Schottischen,‘ d.h. die Anhänger des mit Nürnberg verfeindeten Ritters Kunz Schott, aufgetreten sei: ‚el mi maraveio, como el possibile star uno homo cosi vu contra tanto sapientissimo Tiraisbuli milites.‘ Das Wort ‚Tiraisbuli‘ (genau-

Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte,
Kunst und Kultur
65. Jahrgang 2013

Inhalt

(Die Seitenzahlen des Sonderheftes 2013 sind mit Asteriskus [*] gekennzeichnet)

I. Aufsätze

- Andrian-Werburg, Rainer Freiherr von/Keller, Walter*
Grenzöffnung und Straßenbau zwischen den Landkreisen Haßberge und Hildburghausen zur Jahreswende 1989/90 37
- Angerer, Fritz/Trausch, Brigitte*
Zur Fassadengestaltung der bäuerlichen Sandsteinhäuser im Bayreuther Umland 239
- Bachmeier-Schraml, Ingrid*
Die Schlossbau-Maßnahmen des Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth – Zur Baugeschichte des Alten Schlosses in Bayreuth 228
- Eberth, Werner*
Franken 1866 – Folge 4: Das Kriegsjahr 1866 im Spiegel der „Saal-Zeitung“ 78
- Habermann, Sylvia*
Nachklang einer Residenzstadt: Bayreuth im späten 18. Jahrhundert 163
- Hänchen, Michael*
Stiftungen zum Heil der Seele: fränkische Klöster und ihre Mäzene 21*
- Loeffelholz, Rolf Freiherr von*
Albrecht Dürers „Ritter Tod und Teufel“ oder Kunz Schott und das Pferd des Todes 247
- Mickisch, Sebastian*
Die Klöster der Franziskaner in Franken – Wie die Armen Christi zu ihren Häusern kamen 43*
- Petersen, Stefan*
Prämonstratenser in Franken 34*

<i>Schätzlein, Bernd</i>	Warum die Helmstättler „Blomäuser“ genannt werden . . .	114
<i>Schmitt, Michael</i>	Die Bettelorden im Bistum Würzburg	61*
<i>Sonntag, Jörg</i>	Eine Vielfalt in der Vielfalt – Zum Etablierungs- prozess religiöser Gemeinschaften im mittelalterlichen Franken	2*
<i>Wickl, Bernhard</i>	Alexander von Humboldt: eine Weltkarriere mit fränkischen Wurzeln. Teil I: Von Berlin nach Franken . . .	3
<i>Trögl, Hans</i>	Das Fränkische Seenland	17
<i>Trübsbach, Rainer</i>	„Gelehrte Bildung“ in Bayreuth	155
<i>Zermatten, Coralie</i>	Die Kartäuser in Nürnberg und Würzburg	69*

II. Kunst und Kultur

<i>Biernoth, Alexander</i>	Gebietsreform: Eingemeindungen vor 40 Jahren	64
<i>Fohrbeck, Karla</i>	Der Jean-Paul-Weg in Oberfranken – Der Jean-Paul-Weg in und um Bayreuth	189
<i>Kraft, Anne</i>	„Darf ich bitten?“ – Eine Dokumentation zu Tanzsälen der 1950er und 1960er Jahre im Landkreis Haßberge . . .	120
<i>Nomayo, Stephanie</i>	Von „Wurtzkrämern“ und Waldhäuschen – Wie kommt das Hexenhaus unter den Weihnachtsbaum?	275
<i>Papp, Alexander von</i>	Die fränkische Heimat bleibt ihr unvergessen – die israelische Musikpädagogin Tzipora (Hilde) Jochsberger	57
<i>Piontek, Frank</i>	Ein wahrer Urwald der Poesie – Jean Paul damals und heute	177
<i>Rückel, Gert</i>	Jean Paul wandert zur Rollwenzelin	173
<i>Süß, Peter A.</i>	Ein Vorgeschmack des Himmelreiches – Die Hofkirche der Würzburger Residenz. Zur architektonischen und religiösen Bedeutung sowie zur frisch abgeschlossenen Restaurierung eines Meisterwerks von Balthasar Neumann	48

III. Aktuelles

<i>Feuerbach, Ute</i>	„Wenn schon sinnlich, dann bis ins Detail“ – Zehn Jahre Museum Barockscheune in Volkach am Main	79
-----------------------	--	----

<i>Rudolf, Gabi</i>	Eine „Schatzkammer“ voller Antworten: Genisot gewähren Einblicke in die historische Lebenswelt der Juden in Franken	67
<i>Süß, Peter A.</i>	„Rechtes Licht für St. Kilian“: Unser 1. Bundesvor- sitzender, Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer, spendet dem Mainfränkischen Museum Würzburg sein „Geburtstagsgeschenk“	206
<i>Weichmann, Martin</i>	Zwischen Hain und Himmelreich – Die Reihengräber von Weißenburg	208

IV. Bücher zu fränkischen Themen 72, 210, 283

V. Frankenbund intern

Einladung zur 3. Unterfränkischen Regionaltagung am 1. Juni 2013 in Schweinfurt	74
Bestellformular für die Einbanddecke des Jahrgangs 2012	76
Unser Erster Bundesvorsitzender Herr Dr. Paul Beinhofer wurde 60 Jahre alt ...	149
Einladung zum 3. Fränkischen Thementag „Bergbau in Franken“ am 20. Juli 2013 in Goldkronach	149
Veranstaltungsplan zum 3. Fränkischer Thementag am 20. Juli.2013	151
Achtung: Bundestag ab diesem Jahr im Herbst! Einladung zum 84. Bundestag des FRANKENBUNDES am 12. Oktober 2013 in Bayreuth	152
<i>Wickl, Bernhard</i> Fusion der FRANKENBUND-Gruppe „Freunde des Neunhofer Landes“ mit der Gruppe Nürnberg-Erlangen	214
<i>Bergerhausen, Christina</i> Dank an Bundesfreundin Hedwig Barthel, bisherige Vorsitzende der FRANKENBUND-Gruppe „Freunde des Neunhofer Landes“	215
<i>Gäbelein, Klaus-Peter</i> 700. Mitglied beim Heimatverein Herzogenaurach	216
<i>Flachenecker, Helmut</i> Bericht über die Regionaltagung am 1. Juni 2013 in Schweinfurt	217
<i>Keller, Wilhelm Otto</i> Dr. Alf Dieterle wurde 70 Jahre alt	218
<i>Hornung, Alois</i> Bericht über den 3. Fränkischen Thementag „Bergbau in Franken“ am 20. Juli 2013 in Goldkronach	219

Einladung zum 84. Bundestag des FRANKENBUNDES am 12. Oktober 2013 in Bayreuth	224
Besondere Ehrung für Bundesfreund Dr. Erich Meidel	286
<i>Oursin, Eckhard</i> Jean Paul und Dr. Eberhard Wagner im Mittelpunkt des 84. Bundestages des FRANKENBUNDES am 12. Oktober 2013 in Bayreuth	287
Veränderungen in der Bundesleitung	291
Neue Kontoverbindung der Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES....	293
Terminvorschau 2014	293
<i>Rowley, Anthony</i> Dr. Eberhard Wagner: Kulturpreisträger des FRANKENBUNDES 2013	294

er ‚Tiraybuli‘ zu lesen) ist nur als Eigennamen verständlich, wofür ja auch der große Anfangsbuchstabe spricht, und stellt nichts anderes dar, als eine wahrscheinlich von Pirckheimer aufgebrachte, humorvoll-präzisierende Umschreibung des Namens Kunz: Kunz = Konrad = Kuonrat = Kühnrat, = Thrasybulus. Die ‚sapientissimo Tirasbuli milites‘ sind demnach synonym mit den ‚Schottischen‘, und der ganze Satz ist zu übersetzen: ‚und ich wundere mich, wie ein Mann gleich Euch gegen so viele Soldaten des höchst verschlagenen Kunz (Schott) bestehen kann.‘ Daß der Name Konrad im XVI. Jh. tatsächlich in der angegebenen Weise präzisiert wurde, geht u.a. daraus hervor, daß sich der Rechtsgelehrte Conrad Dinner des Pseudonyms Thrasybulus Leptus bediente. (Jöcher, Gelehrtenlexikon, Teil 2, Kol. 130).³⁹

Dank der Nachforschungen Panofskys wissen wir, dass Nürnbergs großer Meister das griechische Wort „Θρασύβουλος“ zu „Tiraisbuli“ verballhornt hatte. Nun konnte Dürer, der keine humanistische Ausbildung erhalten hatte, nicht von sich aus diesen Gräzismus aufgebracht haben. Es kann sicherlich nur so gewesen sein, dass Willibald Pirckheimer diesen Ausdruck in einem zuvor an Dürer gerichteten Schreiben verwendet hatte. Der Zeitspanne nach fällt Dürers Brief also in die diplomatischen Verhandlungen, die Pirckheimer in Auftrag der Stadt Nürnberg mit Bischof Lorenz von Bibra in Würzburg wegen einer dem Konrad Schott vorenthaltenen Kriegsbeute aufgenommen hatte. Nur zu gerne wüssten wir, was Pirckheimer zuvor an Dürer davon berichtet hatte!

Wenn Karling schon meinte, in Dürers Reuter den Konrad Schott erkennen zu können, mutet es merkwürdig an, warum er nicht auch das rätselhafte S auf Dürers Signiertäfelchen (Cartellino) auf diesen

bezog. Viele Auslegungsversuche hatte es zu diesem Kürzel schon gegeben. Es wäre ja ein weiteres, auch naheliegendes und damit bestärkendes Indiz für Karlings Auslegung gewesen. Aber natürlich hätte er dann ebenso erklären müssen, weshalb Dürer nach seinem Brief noch sieben Jahre verstreichen ließ, bis er endlich den Meisterstich mit einer Darstellung des angeblichen Schott in Angriff nahm. Denn auf der Signiertafel ist als Entstehungsjahr 1513 vermerkt.

Genau 500 Jahre, nachdem Dürer seinen rätselhaften Meisterstich anfertigte, wird Karlings Auslegungsansatz wieder aufgegriffen. Denn was Karling damals fehlte, waren ausreichende historische Kenntnisse über das Leben des Konrad Schott. Dessen Lebensdaten werden nachfolgend dargestellt, soweit sie für die Bildinterpretation für bedeutsam gehalten werden. Zugleich wird damit die vielfältige Deutungsliteratur zu Dürers Meisterstich um eine neue Variante erweitert, zumal bisherige Auslegungen nie wirklich haben zufriedenstellen können. Andernfalls wären nicht bis in die Gegenwart hinein immer wieder neue Auslegungsbemühungen unternommen worden, denen stets eine Widerlegung folgte. Dabei ist zu überprüfen, ob Thausings Ausspruch, „an eine bestimmte Persönlichkeit ist überhaupt nicht zu denken. Dazu stimmt schon die lange Vorgeschichte der Erfindung nicht, da ja das Studium der Reitergestalt bereits aus dem Jahre 1498 [...] stammt“,⁴⁰ bestehen bleiben kann. Die zu Konrad Schott bekannten Lebensdaten sind die folgenden:

- um 1460 Konrad Schotts Geburt.
- 1464 Vater Lutz Schott kauft Burg Hornberg am Neckar.
- 1474 Zerwürfnis zwischen Friedrich dem Siegreichen und Vater Lutz. Der

- Wittelsbacher entzieht der Familie den Hornberg.
- 1484 Tod des Vaters. Das Bamberger Amt Lichtenfels geht von ihm auf Sohn Konrad über.
- 1485 Verwandtenfehde mit Wilwolt von Schaumberg. Schott wird mit Reichsacht belegt.
- 1495 Der Bischof von Bamberg entzieht Schott das Amt Lichtenfels gegen Entschädigung.
- 1497 Schott kauft – vermutlich als Strohmann – das hintere Schloss Rothenberg und übergibt es der Ganerbschaft mit 44 fränkischen Ritterfamilien. Sie wählen ihn zum Burggrafen.
- 1499 *Ausbruch der Feindseligkeiten mit Nürnberg. Schott wird das 2. Mal mit Reichsacht belegt.*
- ab 1501 Dienstmann bei Markgraf Friedrich von Brandenburg.
- 1503 Schott erhebt Anspruch auf Burg Hornberg. Er erklärt dem Pfalzgrafen die Fehde und wird das 3. Mal mit Reichsacht belegt.
- 1504/5 *Im Bayerischen Krieg (Wittelsbacher Erbfolgekrieg) kämpft Schott auf Seiten König Maximilians und erhält anschließend den Hornberg zurück.*
- 1506 *Nürnberg muss wegen entgangener Kriegsbeute dem Schott 600 fl. Entschädigung zahlen.*
- um 1508 Dienstmann bei Herzog Ulrich von Württemberg.
- um 1511 Amtmann in Möckmühl. Schott ist beteiligt an der Niederschlagung des Bauernaufstands „Armer Konrad“ (1514).
- 1512 *Fehde des Götz von Berlichingen gegen Nürnberg. Die Stadt vermutet Schott als Drahtzieher. Ihr Antrag auf Verhängung der Reichsacht bleibt jedoch erfolglos.*
- 1515 Überfall auf Schott bei Heidelberg. Der Pfalzgraf verneint eine Beteiligung am Überfall.
- 1517 Schott verkauft Burg Hornberg an Götz von Berlichingen. Berlichingen wird auch Amtsnachfolger in Möckmühl.
- 1518 Der Pfalzgraf befiehlt Konrad Schott und gewinnt Götz von Berlichingen als Helfer.
- 1519 Schott ist Hauptmann und Amtmann bei Markgraf Kasimir auf dessen Burg Streitberg.
- 1523 Hans Thomas von Absberg befiehlt Nürnberg. Schott legt einen Purgationseid ab. Er entzieht sich damit der Verhängung der Reichsacht. In Nürnberg gilt er als meineidig.
- 1526 Der todkranke Konrad Schott verstirbt am 8. Januar im Heilsbronner Hof zu Nürnberg.

Die für die Auslegung von Dürers Stich entscheidenden Jahre aus Konrad Schotts Leben sind kursiv hervorgehoben. Anhand dieser Daten ist abzuklären, ob er zeitlich und sachlich zur Zielperson Albrecht Dürers hatte werden können. Wenn Dürer seinen Stich „Der Reuter“ genannt hat, ließe sich das durchaus mit dessen überliefertem Ausspruch während der Absberg-Fehde in Einklang bringen: „O ir reutter, wie hab ich der gesellenrit mein tag sovil gethan!“⁴¹

Einen allerersten Hinweis gibt uns Schotts Fehde aus den Jahren 1499/1500 gegen Nürnberg.⁴² In deren Verlauf, so wird kolportiert, sei auch Dürer geschädigt worden. Dürer-Interpret Wilhelm Waetzoldt berichtet davon: „Mit dem Lastwagen befreundeter Nürnberger Kaufmannsfamilien, wie der Tucher und Imhoff, wanderten die Packen [Dürers] mit Bildrucken

durch das Land. Raubritter Kunz Schott hat einmal einen Ballen Dürerischer Kunst erbeutet – wahrscheinlich zu seiner größten Enttäuschung.⁴³ Leider hat Waetzold keine Primärquelle für seine Behauptung angegeben. Trotz Nachforschung war eine solche bisher nicht ausfindig zu machen. Nachdem diese Geschichte nachweislich aber schon vor Waetzold im Umlauf war, konnte er nicht Erfinder dieses ‚Märchens‘ gewesen sein – sofern es eines wäre.⁴⁴

Die folgenden Überlegungen gehen der Frage nach, welche Anzeichen vorliegen, nach denen Dürer tatsächlich Konrad Schott ins Visier hätte nehmen können. Dreh- und Angelpunkt dieser Überlegungen ist dabei Willibald Pirckheimer,⁴⁵ berühmter Humanist und enger Freund Albrecht Dürers. Pirckheimer war 26 Jahre alt, als er 1496 mit jungen Jahren im Rang eines Jüngeren Bürgermeisters in den Kleinen Nürnberger Rat, den Führungszirkel der Stadt, aufgenommen wurde. Er war etwa zehn Jahre jünger als Konrad Schott. Im Mai 1499 schickte ihn der Nürnberger Rat als Feldhauptmann eines städtischen Kontingents von 600 Mann in den Schweizer Krieg. Kurz zuvor im April hatte Konrad Schott seine von Nürnberg äußerst übel vermerkte Schandtat an Pirckheimers Ratskollegen Wilhelm Derrer verübt. Da Derrer den Nürnberger Fehdebrief gegen Schott unterzeichnet hatte, wurde er zusammen mit seinem Diener von Schott und seinen Leuten im Wald bei Erlenstegen gestellt, wo Schott ihm mit höhnischen Worten die rechte Hand abhieb und sie ihm in das Wams steckte. Derrers Diener wurde schwer verletzt und verstarb drei Tage später. Bekannt ist, dass Pirckheimer, der ab diesem Zeitpunkt die Sache gegen Schott im Auftrag der Stadt zu vertreten hatte, in den folgenden Monaten als einer der kaiserlichen Räte Kö-

nig Maximilian sehr nahegestanden ist.⁴⁶ Pirckheimer verstand es, seine Position am kaiserlichen Hof für Nürnbergs Interessen geschickt zu nutzen. In Tettmang hatte er sich dem Heerzug König Maximilians angeschlossen und folgte ihm zunächst bis Lindau. Von dort aus berichtete er an den Rat der Stadt Nürnberg über die laufenden Kriegsvorbereitungen. Pirckheimer meldete in seinem Brief vom 14. Mai 1499 nach Hause, wie er unangenehme Fragen des Königs, warum Nürnbergs Hilfstruppen nur in so geringer Zahl gekommen seien, hatte parieren können. In seinem Brief erwähnte er auch Konrad Schott:

„<Den> fursichtigen Erberen weysen Burgermeystern <vnd> rat zu Nurenberg [...]. Ich seynen gnaden Auffeuer weysheyt wevelh Angezeygt, wie manicherley widerwertikeyt euer .w. zu stee vnd sonder warlich die Handlung kontzen schottens vnd seyner Anhenger vnd euer .w. mitt erwergeren wortten meyns vermugens entschuldigt. sagt er, euer .w. were deß vermugens wol, das sy sich ejns edelmans Auffhalten mochte. wegerte darauff von mir zu wissen, was die Anderen Anstoß, so euer .w. Hete, auch wer die Anhenger schottens weren. Hielt Ich dar fur, er tete solchs, mich zu erlernenn, was willens ewer .w. gegen meynen Herren dem marggrafen were. gabe Ime darauff gemeyne wort vnd wolte mich nitt mitt Im Anhenken, wie wol er mich deß mals auch nach volgent mer mals zu Red setzt. [...]

Item, Liben Herren, Haben Itz zu tettnang die marggrafischen, wirtzburgischen vnd Aystetischen nemlich Herr Jorg von velberg, Herr Apl von sansheim vnd Andere pey der koncklichen .M. kontzen schotten vnd seyner mittverwonten Halb gehandelt vnd Angezeygt, das Inen vnleydlich seÿ, das Ire freundt In die Acht durch das kamergericht gethon werden vnd sy Hie Ligen vnd wider die schweytzer kriegten. Nach dem der Han-

*del vngeferlich sey vnd Alleyn Angezeygt die Handlung, so sich zu eschenau wegeben Hat, Auch wie vonn wegen der selben kontz schott vnd seyn mitt ver wanten In die Acht gethon sind vnd derrers Handel gar geschwigen, dar auff wegert von der ko. M., Inen zu erlauben, Anheymys zu Reyten, da mitt sy sich vnd Ire freund vor gewalt euer .w. (Als sy sagen) verwaren mügen. Hat marggraff kasimirus darauff gesagt, so seyn Edel Leut Anheymys Reyten, kunne er An die selben der ko. m. nicht gedienen, sonder musse auch Hin wegg reyten. Haben Also durch solche Handlung, die, Als Ich mich vermut, durch den von zorn get, zu wegen pracht, das Schott Auß der Acht gethon Ist, doch zu verhor vnd Ime deßhalb tag gesetzt. Hab Ich euer .w. Auch nicht wollen verhalten, sich dar nach Haben zu Richten. versihe mich wol, were schatzmeyster oder graff Heynrich von furstenberg An dem Hoff gewest, mochte solchs verkommen seyn. so Aber der dheyner verHanden ist, weyse Ich nicht, wie das oder Anders zu verkommen sey. wilbalt pirckheymer ...*⁴⁷

Nürnberg beantwortete Pirckheimers Brief umgehend am 24. Mai: „P[irckheimer]s Schreiben aus Lindau, Dienstags nach dem heil Auffahrtstag, ist angekommen, desgleichen vorher zwei andere, vom heil. Auffahrtsabend und von diesem Tage selbst, nebst der Kopie des königlichen Schreibens an Hans von Weichsdorf. Da nach P.s Mitteilung Kunz Schott aus der Acht gelassen sein soll, solle er, P., in einer Audienz beim König anbringen, der Rat habe von den Bemühungen, Schott aus der Acht zu befreien, gehört und ließe bitten, ihn wegen der Gewalttat gegen Wilhelm Derrer und seinen Knecht darin zu belassen. Ein ausführlicher Bericht über diese Tat werde folgen. Sei die Achtsentledigung wirklich Tatsache, so solle P. beim König wenigstens das Ausgehen des Mandats und auch das Ansetzen eines Tags zum Ausgleich solange zu verhindern suchen, bis der

Nürnberger Bericht eingegangen sei. Schatzmeister schreibe deshalb auch an den König und an Eitelfritz von Zoler und werde sehr bald an den Hof kommen. Da P. den Rat auf dem Reichstag zu Überlingen vertreten solle, solle er möglichst beim König bleiben, um die nürnbergischen Sachen zu fördern. Bekomme er aber Spezialaufträge von diesem, müsse er natürlich gehorchen. Datum Sexta vor Urbani 99. [...] „Zedula“: Der Nürnberger Bote Flaschner habe noch einen Brief P.s vom heil. Pfingsttag gebracht (s. Nr. 9.), der den Rat befriedige. Sollte P. Aufträge vom König bekommen, so solle er schreiben, ob etwa eine andere Ratsbotschaft an diesen abzufertigen wäre.“⁴⁸

Am 12. Juni übermittelte der Nürnberger Rat eine Nachricht an Pirckheimer (Ausgabe Emil Reicke): „... ‚Zedula inclusa‘: [...] Der Rat hätte gehört, Kunz Schott werde den für ihn und die Nürnberger auf nächsten Ulrici (4. Juli) angesetzten Tag besuchen, sich auch zu Hofe begeben, um sich dort in das Hofgesinde aufnehmen zu lassen. P. solle mit Hilfe des Schatzmeisters (Balthasar Wolf, s. Nr. 7 Anm. 8) dagegen arbeiten.“⁴⁹

Am Meinungsaustausch zwischen Pirckheimer und dem Rat der Stadt Nürnberg wird erkennbar, wie hartnäckig und zielgerichtet Nürnberg damals eigene Interessen gegen Konrad Schott verfolgte. Wenn Pirckheimer meinte, dass mit Hilfe Balthasar Wolfs von Wolfsthal, des Nürnberger Schatzmeisters, die vorübergehende Aufhebung der Reichsacht über Schott sicher hätte verhindert werden können, so deutet er damit Nürnbergs Bestechungsabsicht an. Doch auch Schott hatte einflussreiche Fürsprecher, nämlich den Kurfürsten und Markgrafen Friedrich von Brandenburg und dessen Söhne. Die königliche Schaukelpolitik, die es mit keiner Partei verderben wollte, hinterlässt

dabei einen eher unschlüssigen Eindruck. Wie wir wissen, hatte die Stadt Nürnberg zwar die Anreise des Schott an den Kaiserhof nicht verhindern können. Aber dann gelang es ihr, dass der auf den 4. Juli 1499 beim König angesetzte Schlichtungstermin kurzfristig abgesetzt wurde. Nürnberg hatte zuvor dem Pirckheimer unverblümt mitgeteilt, dass der Schatzmeister Balthasar Wolf von Wolfsthal an den König schreiben und auch zum Hof kommen werde. Sie wollte verhindern, dass Schott Gelegenheit zur Anhörung bekäme. Nachdem darauf Konrad Schott unverrichteter Dinge vom König zurückkehren musste, darf der Schluss gezogen werden, dass Nürnbergs Bestechungsversuch zielführend gewesen sein muss. Nürnbergs zunächst ‚erfolgreiche Diplomatie‘ sollte der Stadt noch zum Verhängnis werden. Denn als die Standesgenossen des Schott erfuhren, wie er durch die Reichsstadt auf diplomatischem Wege ins Abseits gestellt worden war, löste das in der fränkischen Ritterschaft eine Solidarisierungswelle aus. Die Angriffe gegen Nürnberger Bürger begannen auszuufern. Bald sah sich Nürnberg gezwungen, mit Konrad Schott und seinen Fehdehelfern einen für sie äußerst unvorteilhaften Frieden abzuschließen. Geiler von Kaysersberg, Prediger am Münster zu Straßburg, hatte die Stadt Nürnberg wegen ihrer verfehlten Diplomatie gegen Konrad Schott und dessen Anhänger danach öffentlich getadelt. In einem Vergleich warf er ihr vor, kein Verständiger vergeude einen Gulden für Licht, um damit nur einen Heller zu suchen. Es ist kaum vorstellbar, dass Pirckheimer, der nicht nur für sein gutes Gedächtnis sondern auch als nachtragend bekannt war, dieses schmachvolle Ergebnis jemals persönlich hat wegstecken können. Schließlich traf auch ihn die Ver-

antwortung, dass es für die Stadt zu diesem desaströsen Ergebnis gekommen war. Dauerhafter, unversöhnlicher Groll gegen diesen Schott musste die Folge sein.

Zu bedenken ist in diesem Zusammenhang auch die Lebenssituation Pirckheimers insgesamt. In jungen Jahren fand er Aufnahme im Nürnberger Rat, schied aber schon 1502 wegen eines Zerwürfnisses mit dem einflussreichen Ratsherrn Paul Volckamer aus dem Gremium aus. Nach dessen Tod 1505 fand er im Ratsgremium wieder Aufnahme, freilich nicht mehr als Bürgermeister, sondern nur noch als Alter Genannter. Zeitlebens blieb ihm eine weitere Karriere in den innersten Machtzirkel der Stadt hinein versagt. Immerhin nutzte man gern sein diplomatisches Geschick. Es darf als persönliche Anerkennung gelten, dass ihm als städtischem Gesandten auf zahlreichen auswärtigen Versammlungen die oft schwierigen Verhandlungen für die Reichsstadt anvertraut wurden. Andererseits provozierte er mit seinem eigenen Verhalten öfter die Feindschaft anderer Ratskollegen. Sein streitbares und offenbar nachtragendes Wesen, das sich ja auch im Verhältnis zu Schott bewies, seine Eitelkeit und ein nicht zu verkennender Egoismus waren wohl auch anderen Zeitgenossen ein Dorn im Auge. Zu diesen Problemen im öffentlichen Leben kam sein persönliches Schicksal hinzu, nicht zuletzt der frühe Tod seiner geliebten Frau und das Ausbleiben eines männlichen Erben. Nimmt man alles zusammen, so wird man für ihn dennoch ein gewisses Verständnis aufbringen müssen, zumal er sich trotz allem immer wieder in den Dienst seiner Stadt stellte.⁵⁰

Nun soll der Faden zum Trio Dürer-Pirckheimer-Schott wieder aufgegriffen werden. Konrad Schott war 1501 Dienstmann des Markgrafen geworden. In dieser

Eigenschaft wurde er während des Bayerischen Erbfolgekriegs zwischen 1504 und 1506 sogar ein Kampfgefährte der Stadt Nürnberg. Denn auch diese engagierte sich zusammen mit König Maximilian, dem Markgrafen und den Münchner Wittelsbachern gegen deren Wittelsbacher Verwandte in Landshut und Heidelberg. Als ihre Koalition den Krieg siegreich beendet hatte, wurde dem Schott die Burg Hornberg am Neckar zurückgegeben, die man zuvor seinem Vater entzogen hatte. Dabei kam es erneut zu einem kleinen Zerwürfnis zwischen ihm und Nürnberg. Denn Schott behauptete, die Stadt habe ihm seine Kriegsbeute vorenthalten. Wieder wurde Pirckheimer mit der Streitsache betraut. Er verhandelte sie in einem Schiedsverfahren vor dem Bischof von Würzburg. Pirckheimer konnte es allerdings auch bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, die von Schott im Jahr 1499 verübten Gewalttaten erneut ins Spiel zu bringen. Über diese Verhandlung hat er dann seinem Freund Dürer berichtet. Dürers Antwort aus Venedig wurde bereits vorgestellt. Thausing teilt in seinem Werk über Dürer dazu mit: „*Pirckheimer hatte nämlich im Vorjahre [1505] auf dem Reichstage zu Köln die Händel der Vaterstadt mit dem gefürchteten Raubritter Konz Schott beigelegt.*“⁵¹ Wir aber wissen jetzt, dass es nicht seine Verhandlung in Köln, sondern die von 1506 vor dem Bischof in Würzburg gewesen ist. Interessant an Thausings Einlassung aber bleibt, dass Pirckheimer auch während der Verhandlung zwischen Schott und König Maximilian einerseits und dem Pfalzgrafen andererseits zugegen war, als es um die Rückgabe des Hornbergs ging. Obgleich Konrad Schott diesmal auf Seiten der Stadt gekämpft hatte, wird Pirckheimer die Möglichkeit seiner Einflussnahme sicherlich nicht zum Vor-

teil des Schott geltend gemacht haben.

Im Jahr 1511 sah sich Willibald Pirckheimer innerhalb des Rats neuen Schwierigkeiten ausgesetzt. Schon zu einem früheren Zeitpunkt hatte er sich mit Paul von Volckamer, Nürnbergs Vorderstem Losunger (Oberbürgermeister), überworfen. Der spätere Verleger von Pirckheimers Verteidigung, Friedrich Campe, beurteilte die Anschuldigungen so: „*Beklagen muß man billig, daß ein so hoher, reiner, gediegener Charakter von der Kleinlichkeit geneckt wurde; aber so ist es immer gewesen! Die engherzige Eitelkeit, der selbstgefällige Egoismus, kann wahre, freisinnige Charaktere, nicht neben sich dulden; unwohl fühlen sie sich in deren Nähe! Dies Loos des öffentlichen Lebens hat auch der edle Pirckheimer theilen müssen.*“⁵² Emil Reicke, der Herausgeber von Pirckheimers Schriften, beurteilte die Lage dagegen anders, denn er sah Pirckheimer nicht ganz frei von Schuld.

In seiner als ‚Ehrenhandel‘ bekannt gewordenen Verteidigung parierte Pirckheimer vier Anklagepunkte, die innenpolitische Gegner gegen ihn erhoben hatten. Darunter betraf Punkt drei die vermeintliche Vernachlässigung seiner Pflichten als Ratsherr. Pirckheimer wehrte sich heftig: „... *Hab ich Euch und gemeiner Stat nit lange jar und treulich meines vermögens gedient, ungespart meines leibs und gutes? [...] Ich hab Euch nach folgendt in allen sachen, darzu Ir mich geprauchet habt, getreulich gedient, in Schotten, margrabisch und pfälzischen handlung und worzu ich von E. W. für nuz angesehen pin worden, nit nachlesig, wie ich ietzt beschuldigt werde, sondern dermaßen, daß Ir sein nuz gehabt und ich ere davon empfangen habe ...*“⁵³ Ziemlich bemerkenswert ist die Reihenfolge, die Pirckheimer hier anwendet. An vorderster Stelle erwähnt er seinen Einsatz gegen Konrad Schott. Er ordnet damit seine Ver-

dienste bei den Verhandlungen mit Markgraf und Pfalzgraf denen gegen den Schott unter! Abgesehen davon hebt er die Verhandlungen mit Konrad Schott auf eine gleiche politische Ebene wie diejenigen, die er mit den beiden Kurfürsten zu führen hatte. Diese scheinbar nebensächliche Bemerkung macht den Stellenwert deutlich, den die Schott'schen Angelegenheiten bei ihm hatten.

Nicht lange sollte es dauern, bis Pirckheimers diplomatisches Geschick wieder in höchstem Maße gefordert wurde. Dabei kam wieder der Schott in erheblichen Verdacht. Es traf die Stadt Nürnberg erneut schweres Ungemach. Diesmal war es jener Überfall, den Götz von Berlichingen am 18. Mai 1512 bei Neuses, unweit von Forchheim, auf 30 Nürnberger Kaufleute verübt hatte. Pirckheimer, der zu Hause soeben noch unter Beschuss seiner innenpolitischen Gegner gestanden hatte, erhielt dadurch Gelegenheit, seine internen Feinde vom Gegenteil einer nachlässigen Behandlung der Nürnberger Interessen durch ihn zu überzeugen. Sogleich machte er sich mit besonderem Eifer ans Werk. Zunächst besuchte er den Reichstag in Trier. Als wenige Wochen danach der Reichstag nach Köln verlegt wurde, zog er mit um. Aus beiden Tagungsorten sandte er regelmäßig Berichte nach Hause. Zu Beginn der zweiten Jahreshälfte 1512 hatte er mit dem Nürnberger Rat einen intensiven brieflichen Kontakt. Gemäß dem Vier-Augen-Prinzip vertrat Pirckheimer zusammen mit jeweils einem weiteren Ratsherrn die Interessen der Stadt. Doch lastete während der Aufarbeitung der Fehde des Götz von Berlichingen die Hauptlast des diplomatischen Umgangs mit Kaiser, Reichstag, Reichskammergericht, Bischof von Bamberg und Rittertag der fränkischen Ritterschaft auf seinen

Schultern. Schon bald nach dem Überfall hatte Nürnberg in Erfahrung gebracht, dass Berlichingen mit Schott kurz zuvor einen Vertrag über den Verkauf seiner Güter abgeschlossen hatten. Helmgard Ulmschneider, die Biographin des Götz von Berlichingen, bewertet deren Immobiliengeschäft als Scheinvertrag. Bei Pirckheimer mag dies die nicht unberechtigte Vorstellung gefestigt haben, dass beide mit ihrem Geschäft einer Beschlagnahme der Güter des Berlichingen vorbeugen wollten. Denn das war die unweigerliche Konsequenz der über Berlichingen verhängten Reichsacht. So ist es nachvollziehbar, wenn Pirckheimer in Schott auch dieses Mal wieder den eigentlichen, wenn auch heimlichen Ränkeschmied hinter der Fehde des Berlichingen zu sehen vermeinte. Schon die angesehene Stellung des Schott innerhalb der Ritterschaft und seine mannigfachen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen in viele Ritterfamilien hinein hatten ihn für Pirckheimer zu einem der Hauptverdächtigen in dieser Fehde gemacht. Pirckheimer wird sich erinnern haben, wie die Ganerben des Rothenberg schon einmal durch den Schott 1497 das hintere Schloss vorweg erworben hatten. Das hatte damals Nürnberg nicht verhindern können. Es war vermutlich genau dieser Vorgang, der 1499 die Feindseligkeiten zwischen Nürnberg und den Rothenbergern auslöste. Schott wurde durch das von Nürnberg angerufene Reichskammergericht aufgefordert, mitzuteilen, welche Bewandnis es mit dem Vertrag zwischen ihm und dem Berlichingen habe. Er teilte dem Gericht schriftlich mit, dass es sich nur um einen Vorvertrag gehandelt habe, der letztlich nicht zustande gekommen sei. Seine Zeugenaussage beglaubigte zudem der Herzog von Württemberg.⁵⁴

Ein weiterer Hinweis ergibt sich aus dem in der Sache Berlichingen vereinbarten Rezess von Forchheim. Ihn hatte Pirckheimer mit dem Bamberger Bischof ausgehandelt. Ausdrücklich und namentlich war darin der Schott aufgenommen worden. Demnach wollte man gegen Schott gemeinsam vorgehen. Als im Herbst 1512 auf dem Schweinfurter Rittertag die Fehde des Berlichingen verhandelt wurde, hatten sowohl Pirckheimer wie Schott ihren öffentlichen Auftritt. In Anwesenheit der kaiserlichen Räte zog damals Pirckheimer alle rhetorischen Register gegen den Schott. Als der Rittertag zu Ende war, beschwerte sich Nürnberg über ihn: *„aus eingeben raizen vnnd anweyßen Herren Cunraten Schotten als Ihres [der Ritterschaft] redners vnnd Ratgebens vnnd ander ains erbarn Rats widerwertigen vor den kayⁿ Commissariern ettwaül vnglimpflicher clagstück on not vnd verursachung.“*⁵⁵ Es dürfte wieder Pirckheimer gewesen sein, der veranlasste, dass nach dem Rittertag von Schweinfurt die Vertreter Bambergs und Nürnbergs beim Reichskammergericht erneut antichambrierten. Denn als sich abzeichnete, dass man dort nicht gewillt war, den Schott auf die Ächtungsliste zu setzen, versuchten sie ihrerseits eifrig, gerade dies herbeizuführen. Groß muss deshalb Pirckheimers Enttäuschung gewesen sein, als am 18. Dezember das Reichskammergericht endlich den Ächtungsbrief mit den Namen der jetzt amtlich festgestellten Fehdehelfer des Berlichingen veröffentlichte. Doch ausgerechnet der Name des zuvor von ihm höchst verdächtigsten Schott fehlte darin! Dessen schriftlich abgegebene Erklärung und die Anhörung in Schweinfurt hatten das Gericht davon überzeugt, den Schott aus dem Kreis der verdächtigten Fehdehelfer auszuschließen. Zum dritten Mal hat-

te Pirckheimer, der langjährige heimliche Widersacher des Konrad Schott, damit eine für ihn empfindliche diplomatische Niederlage einstecken müssen. Man kann sich sehr gut vorstellen, dass Pirckheimer in diesem Moment den Schott am liebsten ‚zum Teufel gejagt‘ hätte.

Das Jahr 1512 ging gerade zu Ende. Mit Beginn des Jahres 1513 machte sich jetzt Albrecht Dürer ans Werk und schuf seinen weltberühmten, aber rätselhaften Meisterstich. Die vorliegende Arbeit vertritt die Auffassung, Dürer wollte damit seinem langjährigen Freund für all den angestauten Groll und tiefgreifenden Unmut eine innere Erleichterung und Trost verschaffen. Angesichts des kolportierten Schadens, den Dürer einst selbst erlitten haben soll, mag das Werk nachträglich auch der eigenen Genugtuung gedient haben.

Erinnert man sich an Mendes eingangs wiedergegebene Beschreibung des Reiters, fällt auf, dass er – sicherlich ohne besondere Absicht – genau den Konrad Schott beschrieben hat, wie man sich ihn im Jahr 1513 vorzustellen hat. Denn er dürfte damals etwas über 50 Jahre alt und noch voller Schaffenskraft gewesen sein. Soweit es die spärlichen Quellen vermuten lassen, muss Schott ein ausgesprochener Pferdennarr gewesen sein. Ein vertrauter Umgang mit seinem Reittier darf ihm getrost unterstellt werden.

Im Vorfeld des kaiserlichen Ächtungsbriefs vom Dezember 1512 hatte die Stadt Nürnberg in der zweiten Jahreshälfte vergebens auf Konrad Schotts einstige, an Derrer verübte Untat verwiesen: *„Vnnd nemlich so ist ainem vnnserm burger verschiner Zeit sein rechte hanndt, die er ‚auf ainen stock‘ zu legen benottigt worden abgehawen, vnnd in sein pusen gestossen, mit bedranngung vnns die zu pringen, vnnd ‚der knecht‘ so er bey Ime gehabt ‚gar entleybt‘.“*⁵⁶

Hinter dieser Formulierung, die bewusst darauf verzichtet, Ross und Reiter zu benennen, ist Pirckheimer zu vermuten. In seinem Stich hat Dürer dieses Zitat wieder aufgegriffen. Betrachtet man Dürers Stich unter diesem Blickwinkel, beginnt sich alles zu reimen! Man erkennt den Baumstock wieder, Hinweis auf Schotts unvergessene Schandtat. Auf ihm wurde einst dem Derrer die Hand abgeschlagen. Der darauf liegende menschliche Totenschädel ohne Unterkiefer ist eine erkennbare Anspielung auf Derrers dort entlebten Diener. Die Schindmähre des Todes streckt den Kopf nach vorn. Mit ihren Nüstern berührt sie fast den Schädel des einst Ermordeten. Der Reiter, der die Untat beging, kehrt soeben zurück an den Ort des Verbrechens. Sein ganzes Lebenswerk war ein Hinschlachten Unschuldiger. Stets war er roh und gefühllos geblieben. Seine Gesichtszüge spiegeln die finstere Herzlosigkeit dieses Reiters wider. Sämtliche Natur ringsum ist schon tot, ist abgestorben. Nur ein kleiner Trupp aus Ross, Reiter und Hund gleitet ungerührt voran, anscheinend unbeeindruckt und unbezwingbar. Allein ein völliger Mangel an Empfindsamkeit kann erklären, warum dieser Trupp seine grausigen Begleiter nicht wahrnimmt. Ob vielleicht der Hund mit anliegendem Ohr etwas von der Unheimlichkeit des Ortes erspürt? Tod und Teufel haben sich dem Reiter genähert. Seine Lage ist schier aussichtslos. Ewige Verdammnis erwartet ihn. Der Teufel streckt die rechte Pranke aus, die krumme Kralle ist gezückt. Gleich bohrt sie sich in den Bauchgurt des Reiters ein. Schon gefährlich nah ist sie ihrem Opfer. Der Moment, dass der stolze Reitersmann vom hohen Ross gerissen wird, steht unmittelbar bevor. Warum merkt der Reiter nichts davon? Sieht er nicht, dass seine

Reise ausweglos ist? Ohne es zu merken, reitet er in einen Steinbruch hinein. Kein Entrinnen wird es aus ihm geben. Fernab schon liegt der Rothenberg, auf dem der Ritter einst als Burggraf saß. Angelehnt am Baumstock steht ein kleines Täfelchen! Unscheinbar ist das S auf ihm. Doch es verrät, wer hier in sein Verderben reitet: Kunz Schott, der „*spitze Vogel*“ und „*seellos Mann*“!

1486 begann der junge Albrecht Dürer eine Malerlehre bei Michael Wolgemut in Nürnberg. 1489 – gegen Ende seiner Lehrzeit – fertigte Wolgemuts Werkstatt ein Epitaph für den kaiserlichen Küchenmeister Michael Raffael an (Abb. 8). Das „*teilweise erschreckend anmutende Gemälde*“ zeigt den Auftraggeber neben seinem Namenspatron, dem Erzengel Michael. Dieser ist gleich zweimal abgebildet, als Drachentöter und als Seelenwäger. „*Im unteren Teil steht dem eine grausig realistische Darstellung gegenüber: der nackte, ausgezehnte, von verschiedensten Reptilien befallene Körper eines Toten. Augen und Mund sind geöffnet, offen für das Neue, das ihn erwartet.*“⁵⁷ Zu Lebzeiten Dürers hing das Epitaph im Dominikanerkloster an der Burgstraße, also unweit von dessen Wohnung und Werkstatt. Erst später gelangte es in die Frauenkirche am Marktplatz, wo es heute noch ist. Die dargestellten Reptilien, die darauf Tod und Verwesung symbolisieren, sind Schlangen und Eidechsen. Wolgemuts Schüler Dürer hat sie in sein Werk von 1513 übernommen. Eigentlich bedarf es keiner weiteren Worte. Schon genügend Tinte wurde wegen Dürers Stich verschrieben. Nachdem Vorgeschichte und zeitlicher Vorlauf während der zweiten Hälfte des Jahres 1512 nunmehr bekannt sind, brauchen die passenden Bausteine eigentlich nur noch aufgegriffen und wie die vorbereiteten Teile eines Puzzles zu-



Abb. 8: Michael Wolgemut: Epitaph des kaiserlichen Küchenmeisters Michael Raffael, 1489. Nürnberg Frauenkirche. Kunstverlag Gregor Peda e.K., Passau.

sammengesetzt zu werden. Bisher ist kein anderer in Sicht, dessen Person die Stelle des Konrad Schott einnehmen könnte, um statt seiner als angemahntes zeitkritisches Moment für Dürers ungewöhnlichen Angriff Pate zu stehen. Ob Dürer den Schott nach dem Leben gezeichnet hat, ist eher unwahrscheinlich. Doch dass beide sich vor 1513 persönlich nie begegnet wären, kann auch nicht ausgeschlossen werden. Schließlich wurde Konrads Vater Lutz in Nürnberg unter dem großen Geläut der Lorenzkirche im Jahr 1484 beerdigt. Die Möglichkeit einer Begegnung wird es also gegeben haben.

Das Interesse Pirckheimers am weiteren Lebensweg seines Widersachers Schott erlahmte auch nach 1512 nicht. Er hatte in dem Bamberger bischöflichen Rat Dr. Lorenz von Behaim einen langjährigen Brieffreund. Mit ihm hatte er sich schon 1506 über die Verhandlung vor dem Würzburger Bischof ausgetauscht. Beide hatten ein gemeinsames Interesse an Astrologie und medizinischen Hilfsmitteln. Es würde nicht verwundern, sollten beide während der Berliching'schen Fehde 1512 eng zusammen gearbeitet haben. Jedenfalls unterrichtete Behaim im Jahr 1517 seinen Freund über den Beginn der Fehde des Pfalzgrafen Ludwig mit Konrad Schott. Auch während der Absbergfehde, die 1521 in voller Heftigkeit ausbrach, hat Nürnberg versucht, Absbergs Verwandten Konrad Schott in die nachfolgende Strafaktion einzubeziehen. Vielleicht war es kein Zufall, weswegen Pirckheimer im Jahr 1523 das Ratskollegium aus eigenem Antrieb verlassen hat. Denn wieder einmal hatte sich Schott durch einen Purgationseid soeben erfolgreich aus dieser Affäre ziehen können, und wieder wurde er danach durch Nürnberg verdächtigt, meineidig gewesen zu sein. Es war Nürnbergs letzte, aber erneut verpasste Gelegenheit, am Schott die einst erlittene Unbill zu rächen. Unter dem Pseudonym eines Köhlers aus Schollbrunn (alias Pirckheimer?) wurde danach diese letzte Affäre des Schott in einer Pasquille satirisch aufgearbeitet. Sie lässt das Gespann Hans Thomas von Absberg als Fuchs und Konrad Schott als Wolf vom Steigerwald auftreten.⁵⁸

Das Trio Schott-Pirckheimer-Dürer verstarb innerhalb weniger Jahre in Nürnberg eines natürlichen Todes: Konrad Schott 1526, Albrecht Dürer 1528 und Willibald Pirckheimer 1530. Die Gräber von Dürer und Pirckheimer befinden

sich auf dem Johannesfriedhof. Manches spricht dafür, dass auch Konrad Schott dort seine letzte Ruhe fand.

Einige Fragen bleiben offen: Warum ist Dürers Meisterstich in seiner Aussage nicht eindeutig? Warum ist das Glas der Sanduhr halbvoll – oder halbleer? Warum deutet Dürer nur ein S an? Warum droht der Teufel nur mit seiner Krallen, nicht mit der Waffe? Warum befällt den Ritter keine Angst? Warum ist die Burg mit Städtchen nicht eindeutig zu orten? Ist es die Burg von Nürnberg, der Rothenberg, der Hornberg oder eine andere? Was bedeutet der Hund? Treue oder Angst? Huscht eine Eidechse oder ein Feuersalamander durchs Bild? War es etwa die Absicht des Künstlers, beim Betrachter den Zweifel zu wecken? Doch eine Feststellung lässt sich treffen: Konrad Schott fürchtete in seinem Leben weder Tod noch Teufel!

Am Ende angelangt bleiben wir mit der Frage allein gelassen, warum es ein halbes Jahrtausend dauerte, bis es zu vorliegender, in sich wohl schlüssiger Deutung von „Ritter, Tod und Teufel“ kam. Sollte sich dennoch jemand finden, der eine noch überzeugendere Deutung anzubieten vermag, so dürfen wir auf die vorgelegten Argumente gespannt sein. Denn die hier angebotene Auslegung musste sich mit einem Indizienbeweis begnügen, dessen Aussage letztlich auf Wahrscheinlichkeit fußt. Sie kann als solche nicht den Anspruch erheben, eine unwiderlegbare Wahrheit zu präsentieren.

Zur kunsthandwerklichen Fertigkeit Dürers soll Adam Ritter von Bartsch nochmals das Wort erhalten: „*Wie gross auch der Ruhm ist, den ALBERT DÜRER durch sein Mahlertalent erworben hat, so ist jener nicht minder gross, der ihm als Kupferstecher gebührt. Seine Blätter bieten einen höchst zarten Grabstichel, verbunden mit*

einer Leichtigkeit und Freiheit dar, welche alle Kupferstiche seiner Vorgänger weit hinter sich lasset. Es ist kaum zu begreifen, wie er, der keine nachahmungswürdigen Muster vor sich hatte, so viele Hilfsmittel seiner Kunst allein auffinden konnte. Obgleich seit seinem Tode, drei Jahrhunderte hindurch, so viele neue Erfahrungen und Schritte zur Vollkommenheit der Kupferstecherkunst gemacht wurden, so würde man doch heut zu Tage manche Blätter dieses Meisters weder besser, noch vielleicht so gut liefern können. Sein Werk besteht aus 108 Blättern, worunter folgende die seltensten sind: [...] Das Pferd des Todes: 1513.“⁵⁹

Wie so viele andere faszinierte Dürers Stich auch Nietzsche. Doch auch er begab sich bei seiner Auslegung auf einen Irrweg, wobei ihn letztlich sein Gefühl nicht getrogen hat. Daher soll dieser Aufsatz mit seinen Worten enden: „*Da möchte sich ein trostlos Vereinsamter kein besseres Symbol wählen können, als den Ritter mit dem Tod und Teufel, wie ihn uns Dürer gezeichnet hat, den geharnischten Ritter mit dem erzenen, harten Blicke, der seinen Schreckensweg, unbeirrt durch seine grausen Gefährten, und doch hoffnungslos, allein mit Ross und Hund zu nehmen weiss.*“⁶⁰ Dürer hätte vielleicht kommentiert: nicht „*unbeirrt durch*“, vielmehr „*verstockt trotz*“ seiner grausen Gefährten!

Nach einer ausgiebigen Betrachtung von Konrad Schotts Biographie gelangte der Verfasser dieses Aufsatzes allerdings zu dem Ergebnis, dass er sich weder Dürers noch Nietzsches Urteil anschließen kann. Schott war ein unnachgiebiger Anhänger des Rechts und der Gerechtigkeit, die er gemäß damaliger Auffassung mit dem Willen zur Selbsthilfe durch Fehden erreichen wollte. Dabei war er nach heutigem Sprachgebrauch unnachgiebig, hart, ja brutal; das wurde er aber nur dann, wenn

er sich dem Unrecht ausgesetzt sah. Dass er „*erzenen, harten Blicks*“ durch Dürers Bild reitet, mag zutreffen. „*Hoffnungslos*“ erscheint er nicht zwangsläufig, eher fest entschlossen. Entschlossen, seine Zeit zu verteidigen, deren Ende jedoch abzusehen war. Aber darin ähnelte ihm der Zeitgenosse Dürer, der ihm mit seinem Meisterstich ein vorreformatorisches Denkmal gesetzt hat.

Anmerkungen:

- 1 Der Verfasser dieses Aufsatzes ist bei seiner als Liebhaberei betriebenen genealogischen Erforschung der uradeligen Familie Schott auf einen gewissen Konrad Schott (ca. 1460–1526) gestoßen. Bei näherer Beschäftigung hat ihn dessen Leben als Ritter im zu Ende gehenden Mittelalter geradezu fasziniert. So kam es zu einer umfassenden Arbeit über diesen fränkischen Ritter. Das noch nicht veröffentlichte Werk trägt den Arbeitstitel „Kunz Schott und das Pferd des Todes“. Dieser Aufsatz ist ein überarbeiteter Auszug daraus.
- 2 Hüsgen, Heinrich Sebastian: *Raisonnirendes Verzeichnis aller Kupfer- und Eisenstiche*, so durch die geschickte Hand Albrecht Dürers selbst gefertigt worden [...] von einem Freund der schönen Wissenschaften. Frankfurt a. Main 1778, S. 57f. Wiedergegeben nach: Schwerte, Hans: *Faust und das Faustische. Ein Kapitel deutscher Ideologie*. Stuttgart 1962, S. 251 (mit Anm. 26 zu Kap. VIII). Zur Person Hans Schwertes s. Anm. 4.
- 3 Vaisse, Pierre: *Reître ou chevalier? Dürer et l'idéologie allemande*. Paris 2006, S. 56.
- 4 Schwerte: *Faust* (wie Anm. 2), S. 278. Hans Schwerte, alias Hans Ernst Schneider, gehörte zum persönlichen Stab von SS-Führer Heinrich Himmler. Nach 1945 änderte Schneider seinen Geburtsnamen illegal zu Schwerte, wurde Theater- und Literaturwissenschaftler und lehrte als Hochschullehrer an der Universität Erlangen und anderswo. Erst kurz vor seinem Tod wurde er enttarnt und ihm der Pensionsanspruch aberkannt. Mit dem hier zitierten Satz, dem Schlusssatz seines Buches, lässt der umstrittene Autor

Rolf E. Freiherr Loeffelholz von Colberg wuchs in Schottenstein auf. Der Ortsname geht zurück auf die Familie Schott, der auch Konrad, Dürers vermutlicher „Reuter“, angehörte. Die eigene verwandtschaftliche Beziehung zur (heute im Mannesstamm ausgestorbenen) Familie Schott weckte im Verfasser das Interesse an den Akteuren aus Dürers Zeit. Nach seinen Berufsjahren als Regionalplaner bei der Regierung von Unterfranken bekam er die Gelegenheit, anhand umfangreicher Nachforschungen und Quellenstudien, dem damaligen Geschehen nachzuspüren. Seine Anschrift lautet: Sonnenrain 56, 97234 Reichenberg, E-Mail: 093160207@t-online.de.

sein sehr lesenswertes Buch enden. In ihm verarbeitete er thematisch Goethes *Faust*, Dürers Meisterstich „Ritter Tod und Teufel“ und Thomas Manns Rezeption. Es ist bittere Ironie, dass, soweit es Schwertes eigene Person betraf, andere den von ihm angemahnten Nachweis zu führen hatten.

- 5 Mende, Matthias: Nr. 69 Der Reiter (Ritter, Tod und Teufel), in: Schoch, Rainer/Mende, Matthias/Scherbaum, Anna (Bearb.): *Albrecht Dürer. Das druckgraphische Werk. Bd. 1 Kupferstiche, Eisenradierungen und Kaltnadelblätter*. München–London–New York 2001, S. 169.
- 6 Ebd., S. 169f.
- 7 Der Verf. verdankt den wertvollen Hinweis dem Mediziner Jan Jürgens.
- 8 Mende: *Reiter* (wie Anm. 5), S. 170.
- 9 Metzger, Christof: *Albrecht Dürer. Der Reiter, 1498*, in: Michel, Eva/Sternath, Maria Luise (Hrsg.): *Kaiser Maximilian I. und die Kunst der Dürerzeit. Ausstellungskatalog Albertina*. Wien 2012, S. 334 Nr. 101.
- 10 Grimm, Hermann: *Dürer's Ritter Tod und Teufel*, in: *Preußische Jahrbücher* Bd. 36, S. 544.
- 11 Herrmann Fiore, Kristina: *Zur Verwandlung der Naturstudien in Dürers graphischen Dru-*

- cken, in: Schneider, Erich/Spall, Anna (Bearb.)/Drescher, Georg (Hrsg.): Dürer. Die Kunst aus der Natur zu „reysenn“. Welt, Natur und Raum in der Druckgraphik. Holzschnitte, Kupferstiche und Radierungen aus der Sammlung-Otto-Schäfer-II. Ausstellung vom 28.9.1997–25.1.1998. Bibliothek Otto Schäfer, Schweinfurt. Ausstellung vom 15.2.1998–26.4.1998. Stadtmuseum Amberg, Schweinfurt 1997, S. 31.
- 12 TA 1675, II, Buch 3 (niederl. u. dt. Künstler), S. 223, PURL <http://ta.sandart.net/artwork-808>. 19.02.2013.
 - 13 Schauerte, Thomas: Ritter („Ritter, Tod und Teufel“), 1513, in: Michel/Sternath: Kunst der Dürerzeit (wie Anm. 9), S. 336 Nr. 102. Nach ihm hat Dürer mit der Ausführung des Stichs das Interessensgebiet Kaiser Maximilians I. abdecken wollen. Zugleich wird Dürer unterstellt, er habe dem Kaiser ein Exemplar als Dedikation zugesandt. Außer einem Hinweis auf damals übliche Verhaltensweisen gibt es keinen weiteren Beleg für diese etwas spekulative Aussage. Bemerkenswert ist jedoch der neu gewählte Titel zu dieser Katalognummer. Er beruht auf dem Ergebnis einer Arbeit von Pierre Vaisse.
 - 14 Schwerte: Faust (wie Anm. 2), S. 267 mit Anm. 80 zu Kap. VIII. Das Zitat liest sich verständlich, entspricht aber nicht dem Original. Bei Grimm heißt es genau: *„alle Schrecknisse und gespenstische Erscheinungen – universa terribula et phantasmata – welche sich dir, als wäre es an den Pforten der Hölle selber, entgegenstellen, sieh als leere Schatten an, nach dem Vorbilde des Aeneas beim Vergil.“* Grimm: Dürers Ritter, Tod und Teufel (wie Anm. 10), S. 547.
 - 15 Weber, Paul: Beiträge zu Dürers Weltanschauung. Eine Studie über die drei Stiche Ritter Tod und Teufel, Melancholie und Hieronymus im Gehäus. Hamburg 2011, Nachdruck der Ausgabe 1900.
 - 16 Schwerte: Faust (wie Anm. 2), S. 268.
 - 17 Theissing, Heinrich: Dürers „Ritter, Tod und Teufel“. Sinnbild und Bildsinn. Berlin 1978, S. 118.
 - 18 Ebd.
 - 19 Ebd., S. 128.
 - 20 Vaisse: Reître (siehe Anm. 3), S. 60. Übersetzung vom Verf. Im Original heißt es: *„Pour le dire plus brutalement, Dürer n'avait pas lu Conrad Fiedler. La vision que Theissing propose de la gravure est donc profondément anachronique: c'est celle d'un esthéticien de l'art moderne, non d'un historien.“*
 - 21 URL: <http://www.kirchezumhoeren.de/reddot/2985.php>. 23.02.2013.
 - 22 Mende: Der Reiter (s. Anm. 5), S. 172.
 - 23 Schwerte: Faust (wie Anm. 2), S. 249f.
 - 24 Ebd., S. 251.
 - 25 Ebd.
 - 26 Merz, Heinrich: Die Bedeutung der „Vier Apostel“ Albrecht Dürers, in: Christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus. Jg. 1879 Heft 1, S. 14.
 - 27 Andermann, Kurt: Raubritter, in: Historisches Lexikon Bayerns, URL: http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel_45355. 25.02.2013.
 - 28 Schneider, Erich: Ritter, Tod und Teufel, in: Drescher: Kunst zu „reysenn“ (s. Anm. 11), S. 70.
 - 29 Schneider, Erich: Ritter, Tod und Teufel, in: Schneider, Erich (Konz. u. Bearb.)/Drescher, Georg (MARb.)/Spall, Anna (MARb.): Dürer als Erzähler. Holzschnitte, Kupferstiche und Radierungen aus der Sammlung Otto-Schäfer-II. Ausstellung vom 24.1.1997–16.3.1997. Galerie in der Reithalle, Paderborn. Schweinfurt 1997, S. 150.
 - 30 Meyer, Ursula: Politische Bezüge in Dürers „Ritter, Tod und Teufel“. Aus dem Engl. ins Dt. übersetzt durch Bernhard Decker, in: kritische berichte. Mitteilungsorgan des Ulmer Vereins Verband für Kunst und Kulturwissenschaften. Jg. 6 (1978) Heft 6, S. 27–41. Meyer spricht von „gesetzlosen Rittern“, von deren „korrupter Wirklichkeit“, vom „Niedergang des Feudalsystems“, dem „Verfall des Ritterstands“, von „erhöhter Ausbeutung der Bauern“, von der „Vorstellung vom Raubritter“. Ihre Beschreibung wird z.B. dem Bild von Konrad Schott, das der Verf. inzwischen gewonnen hat, in keiner Weise gerecht. Vielmehr vertritt auch sie die grundverkehrte Interpretation zum Fuchsschwanz, wohl weil das ihre Sichtweise stützt. Überdies unterlaufen ihr handwerkliche Fehler. Die *„Tiraisbils milites“* übersetzt sie falsch als *„verkommenen Soldaten“*. Auch ihre gleich folgende Fußnote 18 passt nicht als Quelle zum vorgelegten Zitat. Dabei wäre gerade diese Stelle des Aufsatzes aufschlussreich gewesen, sofern sie die Primärquelle benannt hätte. Fazit zum ansonsten gut recherchierten

- Aufsatz: Mit dem Wunsch, falsche Mythen zu bekämpfen, wurde ein neuer Mythos gezeugt.
- 31 Vollmann, Rolf: Der Dürer Verführer oder die Kunst, sich zu vertiefen. München 2011, S. 273f.
 - 32 Vgl. Anm. 3.
 - 33 Ebd. Übersetzung vom Verf. Im Original heißt es: „*Par contre, la Mort et le Diable à eux seuls ne permettent pas de reconnaître dans le cavalier plutôt un chevalier chrétien qu'un reître voué à l'enfer.*“
 - 34 Ebd., S. 72. Übersetzung vom Verf. Im Original heißt es: „*Quiconque s'est essayé à résoudre un problème iconographique sait qu'il n'est pas d'argument plus solide qu'un texte de l'artiste lui-même ou d'un commanditaire, du moins lorsque tout soupçon de tromperie est exclu.*“
 - 35 Karling, Sten: Ritter Tod und Teufel. Ein Beitrag zur Deutung von Dürers Stich, in: Actes du XXII^e congrès international d'histoire de l'art. Budapest 1969. Évolution générale et développements régionaux en histoire de l'art, tome I texte. Budapest 1972, S. 731–738.
 - 36 Museum Albrecht-Dürer-Haus in Nürnberg, Handzettel Nr. 28, o.J.
 - 37 Warum Sten Karling aus den Worten „*contra thanto sapientissimo Tiraybulu milytes*“, „*tiranni, bravacci, soldati*“ herausliest, ist nicht nachzuvollziehen. Doch vielleicht konnte er sich auf weitere Quellen stützen.
 - 38 Karling: Ritter (siehe Anm. 35), S. 736.
 - 39 Panofsky, Erwin: Dürers Stellung zur Antike (1921/22). Deutschsprachige Aufsätze II, Kapitel II Dürer und Michelangelo, in: Michels, Karen/Warneke, Martin (Hrsg.): Studien aus dem Warburg-Haus Bd. 1. Hamburg 1998, S. 282f., Anm. 101.
 - 40 Thausing, Moritz: Dürer. Geschichte seines Lebens und seiner Kunst. Leipzig 1876, S. 452.
 - 41 Baader, Joseph (Hrsg.): Verhandlungen über Thomas von Absberg und seine Fehden gegen den Schwäbischen Bund 1519 bis 1530. Tübingen 1873, S. 48. Konrad Schott soll dies am 9. August 1522 geäußert haben.
 - 42 Auch Karling erwähnte dieses Vorkommnis.
 - 43 Waetzoldt, Wilhelm: Dürer und seine Zeit. Wien 1935, S. 20.
 - 44 Eine an das GNM Nürnberg gerichtete Anfrage, auf welche Primärquelle Waetzoldt sich gestützt haben könnte, blieb ergebnislos.
 - 45 Zu den Lebensdaten Willibald Pirckheimers siehe: Fleischmann, Peter: Rat und Patriziat in Nürnberg. Die Herrschaft der Ratsgeschlechter vom 13. bis zum 18. Jahrhundert, in: Nürnberger Forschungen. Bd. 31/2. Neustadt a.d. Aisch o.J. (2008?), S. 823–827. Zum Namen Willibald Pirckheimer kennt die Literatur 40 verschiedene Schreibweisen. Siehe URL: <http://d-nb.info/gnd/118594605>. 05.04.2013.
 - 46 Schreiber, Hermann: Ritter, Tod und Teufel. Kaiser Maximilian I. und seine Zeit. Augsburg 2008, S. 248ff.
 - 47 Auszug aus der Ausgabe Dieter Wuttkes: Wuttke, Dieter: Ein unbekannter Brief Willibald Pirckheimers, in: Archiv für Kulturgeschichte. Bd. 50. Köln–Graz 1968, S. 294ff. Dieser Brief Pirckheimers wurde auch aufgenommen in: Scheible, Helga (Hrsg.): Willibald Pirckheimers Briefwechsel. Bd. 5. München 2001, Nr. 8a S. 467ff.
 - 48 Ausgabe Emil Reicke: Reicke, Emil/Reimann, Arnold (Hrsg.): Willibald Pirckheimers Briefwechsel. Bd. 1. München 1940, Nr. 10, S. 84–86.
 - 49 Ebd., S. 88f.
 - 50 Zum Persönlichkeitsbild Willibald Pirckheimers s. Anm. 45.
 - 51 Thausing: Dürer (wie Anm. 40), S. 280f.
 - 52 Reicke, Emil/Reimann, Arnold (Hrsg.): Willibald Pirckheimers Briefwechsel. Bd. 2. München 1956, Nr. 193, S. 83, Anm. 1.
 - 53 Ebd., S. 87.
 - 54 Staatsarchiv Nürnberg, Amts- und Standbücher Nr. 147a fol. 154v–155r.
 - 55 Ebd., fol. 136r.
 - 56 Ebd., fol. 137v.
 - 57 Pock, Regina: Die Frauenkirche zu Nürnberg. PEDAKunstführer Nr. 369/1996. Passau 1996, S. 40f.
 - 58 Schade, Oskar (Hrsg.): Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit. Bd. 2. Hannover 1856, S. 60ff.
 - 59 Bartsch, Adam v.: Anleitung zur Kupferstichkunde. Bd. 1. Wien 1821, S. 164.
 - 60 Nietzsche, Friedrich: Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik, in: Die Geburt der Tragödie oder Griechenthum und Pessimismus. Neue Ausgabe mit dem Versuch einer Selbstkritik. Leipzig 1872, S. 117. Allerdings fährt Nietzsche dann fort: „*Ein solcher Dürerscher Ritter war unser Schopenhauer: Ihm fehlte jede Hoffnung, aber er wollte die Wahrheit. Es giebt nicht Seinesgleichen.*“

Stephanie Nomayo

Von „Wurtzkrämern“ und Waldhäuschen – Wie kommt das Hexenhaus unter den Weihnachtsbaum?

In Kitzingen wurden zwei notwendige Voraussetzungen der „Pfefferkuchen“-Herstellung erfüllt. Zum einen wurde durch das Kloster die Gewinnung von Honig, die sogenannte „Zeidlerei“ betrieben, andererseits kamen offenbar auch jene, für die Lebkuchenherstellung so notwendigen Gewürze auf der aus Nürnberg führenden Straße der „Pfeffersäcke“ über die Mainbrücke in die Stadt. Mit dem 1628 in der *Topographia Kitzingae* erwähnten Paul Gleßner bekommen wir den ersten Kitzinger Lebküchner und „Wurtzkrämer“ zu fassen. Die Tradition der Lebküchnei in Kitzingen dürfte aber noch wesentlich weiter zurückreichen.

Lebküchnei in Kitzingen

Nürnberg wurde bereits im 14. Jahrhundert für seine Lebkuchen bekannt. Neben Ulm, Basel, Köln und Augsburg entwickelte sich diese fränkische Stadt zu einer der bedeutendsten Produktionsstätten des Honigbäckerhandwerks. Begünstigt wurde die Entwicklung zum einen durch die Bienenzucht, die sogenannte Zeidlerei, welche in den Bienenstöcken des Nürnberger Reichswaldes von den umliegenden Klöstern betrieben wurde, andererseits durch die Gewürzstraße, die sogenannte ‚Goldene Straße‘, die einer vorgeschichtlichen Verbindung folgend,¹ im 14. Jahrhundert durch Kaiser Karl IV. ausgebaut, neben Zinn und Kupfer auch jene unzähligen, zunächst namenlosen und mit dem Sammelbegriff „Pfeffer“ bezeichneten aromati-

schen Ingredienzien und Kräutlein von Prag über Nürnberg nach Frankfurt führte. Die ältesten Steinbrücken Mitteleuropas, darunter die Würzburger, Frankfurter und Kitzinger Mainbrücke, bezeugen die historische Bedeutung dieser Fernverbindung als mitteleuropäische Haupthandelsroute.

Die Beziehungen zwischen Nürnberg und Kitzingen waren, abgesehen von der gemeinsamen günstigen Verkehrslage, im 15. Jahrhundert auch auf politischer Seite sehr eng. Zumal jene, seit der Verpfändung Kitzingens im Jahr 1443 als neue Kitzinger Stadtherren agierenden Markgrafen von Brandenburg gleichzeitig auch Burggrafen von Nürnberg waren.² Es steht zu erwarten, dass sich unter diesem nachhaltigen Nürnberger Einfluss auch entsprechende Handwerkszweige in Kitzingen entwickelten. Tatsächlich etabliert sich zu dieser Zeit, wohl gefördert durch den Handel mit Zinn und im gegenseitigen Austausch der Gesellen, das Handwerk der Zinn-, oder Kandelgießer, zunächst in Etwashausen und dann in der Stadt Kitzingen selbst. Ob allerdings die Kitzinger Lebküchnei in diese Zeit zurückreicht, kann, wie bei vielen Phänomenen der Sozialgeschichte, nur vermutet werden.

Der erste in Kitzingen archivalisch erwähnte Lebküchner war jener 1628 in der „*Topographia Kitzingae Codomanni*“³ auf dem Kitzinger Marktplatz unter Haus Nr. 11 bezeugte Paul Gleßner, der zusätzlich den Beruf eines „Wurtzkrämers“ ausübte. Diese Tatsache zeigt, dass spätestens im ausgehenden Mittelalter ein Kitzinger Zugriff auf jene begehrten Gewürze und sel-

tenen Spezereien wie Anis, Kardamom, Muskat, Ingwer, Zimt, Nelken etc., die auf der aus Nürnberg führenden Straße der ‚Pfeffersäcke‘ durch Kitzingen über die Mainbrücke befördert wurden, gehabt haben muss.

Neben der Versorgung mit Gewürzen dürfte in Kitzingen noch eine weitere, notwendige Voraussetzung der ‚Pfefferkuchen‘-Herstellung erfüllt worden sein: die Zeidlerei, d.h., die Gewinnung von Honig, denn Honig ist – aus gewissem Blickwinkel betrachtet – ein Abfallprodukt! Er fällt nur da ab, wo Kirchen und vor allem Klöster Bienenstöcke pflegen, um an die wertvolle Substanz des Bienenwachses zu gelangen. Dieses wird bekanntlich zur Herstellung von Kerzen für den Gottesdienstgebrauch bis heute stets benötigt. Das traf mit Sicherheit auch auf das, seit Mitte des 8. Jahrhunderts bezeugte und bis 1544 bestehende Kitzinger Benediktinerinnen Kloster zu.

Seit 1722 wird die Handwerkstradition der Kitzinger Lebküchnei (auch Lebzelterei) ein paar Häuser weiter, Richtung Marktturm, am Kitzinger Marktplatz Nr. 26 fortgesetzt. Gemäß einem Eintrag im Kitzinger Steuerbuch⁴ ist in dieser Zeit „Kilian Weißbeckh“, ein Lebküchner, Eigentümer des bereits 1579 errichteten Hauses. Die Details der bewegten Geschichte dieser Lebküchnei, Wachzieherei (!) und bis heute bestehenden Konditorei erfährt man in den Obergeschossen des dort von der Kitzinger Familie Poganietz untergebrachten Kon-



Abb. 1: Der Kitzinger Marktplatz nach einer Zeichnung Georg Martins in der „Topographia Kitzingae Codomanni“; rechts das letzte Gebäude in der zurückgesetzten Häuserzeile ist das Gleßner'sche Anwesen.

ditorei-Museums (Eingang durch das Cafe Rösner), in deren Besitz sich diese traditionsreiche Zuckerbäckerstätte seit 1893 befindet.

Als in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die beginnende industrielle Gewinnung von Zucker aus der heimischen Zuckerrübe zu einer drastischen Verbilligung des ehemals sündteuren Süßstoffes führt, begann der unaufhaltsame Abstieg der Honigbäcker. Es war die Geburtsstunde der modernen Konditorei. Traditionellen Honiggebäcken sagte man plötzlich nach, sie seien der Gesundheit abträglich und schlecht für den Magen. Dagegen standen die nun erschwinglichen Zuckergebäcke in der Gunst der Bürger ganz oben. Viele Lebküchner passten sich den veränderten Verbraucherwünschen an, indem sie zusätzlich Zuckerbackwaren in ihr Sortiment aufnahmen. Die Söhne der alten Lebküchner aber erlernten meist das Konditorenhandwerk. Diese Entwicklung vollzog sich auch im Hause Marktstraße 26 in Kitzingen, in dem seit Anfang des



Abb. 2: Conditorei Georg Friedrich Gebhard. Teilansicht auf einer Schützenscheibe von Andreas Schmiedel vom Mai 1865 der Kgl. Privil. Schützensgesellschaft Kitzingen von 1408. Älteste bekannte Ansicht der ehemaligen Lebküchnerlei/Conditorei im Haus Marktstraße 26, Firmenschild: „Fr. Gebhard“.

18. Jahrhunderts Lebküchner ihr Handwerk ausgeübt hatten.⁵

Ein Glanzlicht der Ausstellung des Kitzinger Konditorei-Museums ist ein Konvolut großformatiger geschnittener Lebkuchenmodellen aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert, das sich 1981 auf dem Dachboden des Gebäudes fand. Es belegt anschaulich, dass Lebkuchen-, aber auch die Modelherstellung in Kitzingen Tradition hatte.

Teuerung und Not: Das Hexenhaus als Gegenentwurf der Hungerjahre

„Zelto“ ist der germanische Begriff für Fladen. Um nun jene, als Lebzelten bezeichneten Fladen, mit im Teig ausgeprägten Verzierungen versehen zu können, entwickelte man aus Holz geschnittene Formen, so genannten Model. Das Pfefferkuchenhaus ist solch eine aus gemodelten Fladen konstruierte Variante der Lebzelterkunst.⁶ Auch als Knusper- oder Hexenhaus be-

kannt, gelangte es erstmals nach dem Erscheinen des Märchens „Hänsel und Gretel“ in der Sammlung der Gebrüder Grimm als Bildthema und Erzähltopos in das deutsche volkstümliche Bewusstsein.

Die beiden Sprachwissenschaftler Wilhelm und Jacob Grimm veröffentlichten 1819 ihre enzyklopädische Sammlung von Märchen und Erzählungen. Unter fortschrittlichem Ansatz suchten sie nach jenen ursprünglichen, gerne als ‚naiv‘ bezeichneten Ausdrucksformen, die ihnen von den gesellschaftlichen

Konventionen der Zeit unmittelbar nach der Aufklärung noch weitgehend unberührt geblieben zu sein schienen. Die Themen und Formen dieses volkstümlichen Vermächtnisses vermuteten sie als universell und in allen menschlichen Gesellschaften vorhanden. Ihren Ansatz scheinen speziell die ‚Hexen‘ im weltweiten Überlieferungsschatz zugeschriebenen durchaus vergleichbaren Eigenschaften zu bestätigen.

Das Hexenhaus aber passt nicht in dieses Bild! Denn entweder hat es keinen Vorläufer in unserem volkstümlichen Vermächtnis oder aber das Bild des Grimm’schen Knusperhäuschens war dermaßen beeindruckend, dass es eine eventuell zuvor vorhandene mündliche oder bildliche Tradition so wirkungsvoll überdeckte, dass sie sich bis heute nicht fassen lässt!

Dabei kennt man durchaus Hexenhäuser in aller Welt, sogar bis in die Südsee. Allerdings mit dem Unterschied, dass diese (erinnert sei hier nur an das russische



Abb. 3: Großer Lebkuchen-Model, 18.Jhd., 42 x 27 cm. Motiv: zwei doppelköpfige Reichsadler im Blätterkranz. Großer Lebkuchen für offizielle Anlässe und Feiertage. Slg. Pogonietz Inv.Nr. A.05.067.

Hexenhaus der Baba Yaga) furchterregende und wenig verlockende Behausungen darstellen, während das romantische, deutsche Knusperhäuschen einem Schlaraffenlandidyll entsprungen zu sein scheint. Als rettende Zuflucht im tiefen Wald, aber auch als wohlige Behausung, die Sicherheit und Wärme spendet, avanciert es im Märchen „Hänsel und Gretel“ zum prominentesten Motiv des Grimm'schen Märchenschatzes.

Vergleicht man die sozialen Hintergründe der Entstehungszeit der Märchen-

sammlung mit jenen nachweislich älteren, der Geschichte von „Hänsel und Gretel“ zugrunde liegenden Erzählmotiven wie der zitierten Hungersnot, der mehrfachen Kindesaussetzung durch das Einwirken einer bösen Stiefmutter und die letztlich erfolgende ‚Hexenverbrennung‘ als Befreiung der tapferen, aber schwachen Opfer,⁷ so werden zwei Eigenheiten des Märchens und damit auch des merkwürdigen Waldhäuschens deutlich: Zum einen vermag das Lebkuchenhaus ungeachtet des Fehlens jeglicher greifbaren Überlieferung eine vermeintlich ‚alte Tradition‘ zu beschwören. Es wird als ‚typisch deutsch‘ etabliert und entwickelt sich in seiner prägenden Form zu einem Anknüpfungspunkt für eine Wiederbelebung ältester Relikte des Aberglaubens, aber auch für erneuertes Brauchtum bis heute. Andererseits verrät sich in der Formulierung der genannten, besonders grausamen Erzählmotive, die einer Überlieferung spätestens des 17. Jahrhunderts (und damit einer tatsächlich alten Erzählschicht) entstammen,⁸ eine historisch fassbare Katastrophe, vor deren Hintergrund zwischen 1812 und 1843 in verschiedenen Auflagen Varianten des Märchens entstanden.

Es liegt die Vermutung nahe, dass das Hexenhäuschen seinen Siegeszug in die deutschen Stuben und damit in unser volkstümliches Bewusstsein einer allgemeinen Geistesströmung verdankt, die für diese, von Restauration und Nachkriegszeit geprägte Zeit charakteristisch werden sollte: dem Biedermeier. Das Lebkuchenhaus ist nämlich geradezu Sinnbild einer Kultivierung des ‚Häuslichen‘, und vor allem bietet es die Möglichkeit zu wohlthuender, romantischer Realitätsflucht vor der Kälte der Industrialisierung und den zunehmenden sozialen Herausforderungen wie Arbeitslosigkeit und Inflation.



Abb. 4: Dachziegel aus einer Kitzinger Ziegelhütte, 1818: „Gott zu lib will ich alles leiten [erduhlen] und wann es noch so bös gehen duds [tut]/ mein Schicksal das glach [klage] ich kein darum dhud [tut] mir keins helfen/ 1818 Paulus Kiziehn“. Der Ziegel wurde beim Abbruch einer Scheune der Unteren Mühle in Repperndorf gefunden. Er dürfte in einer Kitzinger Ziegelhütte gebrannt worden sein. 1813 setzte in der Region bereits eine Hungersnot ein, die im August 1818 ihren Höhepunkt erreichte.

Einen Hinweis auf die gesellschaftlichen Hintergründe der Zeit, in der sich das Märchen zwischen der ersten und fünften Auflage veränderte, gibt folgende Passage: „Vor einem Walde wohnte ein armer Holzhacker mit seiner Frau und seinen zwei Kindern [...] er hatte so wenig zu beißen und zu brechen, und einmal als große Theuerung ins Land kam, konnte er auch das täglich Brot nicht mehr schaffen.“⁹ In späteren Ausgaben, so in einer Reihe der Göttinger Bücher „Grimms Märchen“ 1950, heißt es sogar im Fall der zweiten Kindesaussetzung: „Nicht lange danach kam abermals eine große Theuerung“. Nimmt man diese Hinweise wörtlich, so kann das nur bedeuten, dass hier auf die Hungerjahre angespielt wird, die um 1812 und zwischen 1815/1818 im ganzen deutsch-

sprachigen Raum, bis in die Schweiz nachweisbar sind.

Auch in der Stadt Kitzingen, die wir hier als Beispiel anführen, gibt es entsprechende Nachweise. Hungerkatastrophen in Zusammenhang mit Krankheiten betrafen die Kitzinger Bevölkerung besonders zu Kriegszeiten durch die damit zusammenhängenden Truppendurchzüge und Einquartierungen. So war es schon im Dreißigjährigen Krieg geschehen, dann wieder zur Zeit der Napoleonischen Kriege, besonders hart ab 1813, als zu diesen Belastungen noch mehr aufeinander folgende Regengänge die Ernte vernichteten.

Dass der ausdrückliche Hinweis auf die „Theuerung“ erst 1843 (und damit sehr spät) in die Fassung der Grimm'schen Märchen aufgenommen wurde, ist nicht weiter verwunderlich. Vermutlich wurde der Begriff vor dem Hintergrund eines aufgrund von Wirtschaftskrisen und Importproblemen ab 1840 erneut beginnenden Pauperismus, der bis in die Zeit um 1860 andauern sollte, erst im Rückblick verwendet. In der Entstehungszeit des Märchens zwischen 1812 und 1819 hatte man aber wohl zunächst keinen Begriff für die neue, durch den Verfall des Geldwertes geprägte Situation, die wir heute Inflation nennen würden.

Wie dankbar musste man vor dem Hintergrund solch katastrophaler Umstände den eigenen Eltern sein, wenn sie nicht

zum letzten Mittel der Kindesaussetzung griffen, um sich des bettelnden Nachwuchses zu entledigen, sondern vielmehr darauf achteten, dass die eigenen Kinder, sobald sie den Schutzraum des elterlichen Hauses verlassen hatten, die vorgegebenen Pfade einhielten. Denn so waren sie keinem abseits des Weges drohenden, manchmal sogar verlockend unberechenbaren Schicksal in Gestalt von ‚Menschenfressern‘ und ‚Hexen‘ ausgeliefert! Noch dazu musste es für Kinder mit solchen Lebenserfahrungen geradezu traumhaft sein, dann ein Haus aus Brot, mit Fenstern aus Zucker und – als Gipfel des Luxus – mit Kuchen (womit teuer gewürzte Lebkuchen gemeint sind) gedeckt vor dem geistigen Auge zu erblicken! Dies war für damalige Kinder eine sicher faszinierende Vorstellung, zumal in der eigenen Wirklichkeit oft nicht einmal genug Brot gegen den schlimmsten Hunger gab! Die Erfindung des Lebkuchenhauses als Gegenentwurf und Schlafraffenlandidyll zu den im 19. Jahrhundert häufigen Hungerjahren dürfte wohl die eigentliche Leistung der Grimms in Bezug auf das Märchen „Hänsel und Gretel“ sein, das zu einem der populärsten Märchen im deutschsprachigen Raum überhaupt werden sollte.

Wie kommt das Hexenhaus nun unter den Weihnachtsbaum?

Das Märchen spielt weder zu Weihnachten noch im Winter. Zwar wurden und werden Lebkuchen auch aufgrund ihrer Haltbarkeit gerne als Wintergebäck hergestellt, aber das kann nicht die einzige Erklärung dafür sein, warum im Verlaufe des 19. Jahrhunderts das zuckersüße Waldhäuschen im Volksbrauchtum zusammen mit dem Weihnachts- oder „Christbaum“ in die weihnachtliche Stube Einzug hielt.



Abb. 5: Lebkuchenhäuschen der Volkskundearbeitsgruppe des Kitzinger Stadtmuseums.

Die Schlüsselszene des Märchens „Hänsel und Gretel“, als sie von der Hexe beim Naschen am Lebkuchenhaus ertappt werden, wurde von Wilhelm Grimm in einem seiner wenigen Kommentare selbst vorgegeben. Sie etablierte sich als festes Darstellungsmodell. Weiterhin wurde von den Illustratoren auch in der Physiognomie ein Hexenstereotyp beachtet, obwohl Hexen unterschiedlichen Ständen angehören konnten. Man folgte der einfachen Prämisse: „Ein hässliches Äußeres lässt auf innere Bosheit schließen.“ Allerdings waren für die Illustratoren der Grimm'schen Märchen althergebrachte Darstellungstraditionen des Volksaberglaubens, wie Hexenflug, die Hexe als Verführerin, Hexensabbat – und sei es nur in der Form eines an die Hauswand gelehnten Reisigbesens – schlecht verwendbar. Heute tritt uns das Hexenhaus in vielgestaltigen Formen und in jüngster Zeit versehen mit immer außergewöhnlicherer Ausstattung entge-

gen. Der Phantasie werden keine Grenzen mehr gesetzt: Besen, Raben, Kröten, Fledermäuse, Katzen haben die Grimm'sche Vorlage längst überholt.

Vielleicht aber liegt hierin die Ursache zur alljährlichen Wiederkehr des Hexenhäuschens an Weihnachten? Denn es stellt sich die Frage, ob nicht das Thema „Hexenhaus“ in der Volkskunst seit dem 19. Jahrhundert gerade deswegen so gerne adaptiert wird, weil sich daran die vielschichtigen Ebenen eines latent vorhandenen, teils althergebrachten Aberglaubens noch einmal, wenn auch unter geänderten Vorzeichen durchspielen lassen. Dies vielleicht sogar, weil es mit zunehmendem Wohlstand immer weiteren Gesellschaftskreisen möglich wurde, sich genau diesen Gegenentwurf zum Hunger als kindlichen Traum in die ‚gute Stube‘ zu holen. Obwohl man die Vorstellung der ‚realen‘ Existenz von Hexen mit der einsetzenden Aufklärung überwunden glaubte, konnte deren Auftreten den Gegenentwurf mit einem wohligen Schauer garnieren, der sich durch die Gestalt der Hexe von selbst ergab. Teil dieses Verhaltens ist auch, dass man zwar mit Relikten des Aberglaubens spielt, aber vergisst, dass diese eigentlich zu den tieferen Wurzeln einer sehr alten Tradition gehören.

Mit diesem Grimm'schen Märchen wurde eine Erzähltradition etabliert, die aus zwei bedenklichen, grausamen Überlieferungen des 17. Jahrhunderts, nämlich den Charles Perrault'schen Kunstmärchen „Brüderchen und Schwesterchen“ und dem „Däumling“, interpoliert wurde. Das Motiv der Hexenverbrennung als ‚verdiente Strafe‘ überdauerte diese Bearbeitung genauso wie das Motiv der ‚Kinderfresserei‘, das vermeintlichen Hexen, wie auch anderen gesellschaftlichen Randgruppen, immer wieder unterstellt wurde.

Stephanie Nomayo M.A. (geb. 1964 Nürnberg) studierte klassische Archäologie, Geschichte und Vor- und Frühgeschichte in Regensburg und Würzburg. 1996 bis 1998 war sie mit der Organisation der Ausstellungen und Öffentlichkeitsarbeit zum Jubiläumsjahr „1250 Jahre Höchberg“ beauftragt. Nach anschließender Ausbildung und Abschluss in „Multimedia-Projektmanagement und Mediendesign“ konzipierte sie seit 2002 das Städtische Museum Kitzingen neu und übernahm 2003 dessen Leitung. Ihre Anschrift lautet: Städtisches Museum Kitzingen, Landwehrstraße 23, 97318 Kitzingen, E-Mail: stephanie.nomayo@stadt-kitzingen.de.

Anmerkungen:

- 1 Es handelt sich um die 839 erstmals erwähnte „*via publica*“, die spätere „*Poststraße*“, die von Brüssel über Frankfurt nach Nürnberg und weiter von dort nach Prag führte. Diese alte Straße, wohl eine fränkische Reichsstraße, mündete aus Würzburg ankommend gemäß Codmanns „*Topographia Kitzingae de anno 1628*“ beim „*Spazertor*“ in Kitzingen. Da das „*Spazertor*“ bereits im 15. Jahrhundert erbaut und dort auch das Geleit an Würzburg übergeben wurde, dürfte auch der Straßenverlauf seit dieser Zeit dort bestanden haben. In älteren Zeiten aber mündete diese alte Fernverbindung offenbar als „*Alte Poststraße*“ nach einem längeren Hohlweg beim Spital in Kitzingen. Das ergibt sich aus einem Hinweis bei Codmann: „*Der Narrenturm, so sehr alten und gleichen Baues mit dem Spacerturm, hat das Tor gehabt, dadurch man nach Würzburg über den Eselsberg gefahren, so man zugemauert, und das Narrenhaus der Enden gemacht.*“ Heute ist die Bundesstraße 8 weitestgehend identisch mit dem Verlauf dieser alten Fernverbindung. Vgl. dazu auch: Frobenius, W.: Altkitzingens Straßen, in: Am fränkischen Herd. Kitzingen 8. u. 15. November 1931; Funk, Wilhelm: Zur Entwicklungsgeschichte der Stadt Kitzingen am Main. Kitzingen am Main 1951.

- 2 Belege dieser historischen Verbindung finden sich im Kitzinger Stadtarchiv bereits für das Jahr 1408 in einem Schiedsspruch Friedrichs II., Burggraf von Nürnberg, der zur Zeiten der Kitzinger Äbtissin Sophia Freiherren von Hohenberg die bestehenden Streitpunkte zwischen Stadt und Kloster – darunter den Neubau des klösterlichen Kaufhauses an jener Stelle, wo heute das alte Rathaus steht – regelt: Stadtarchiv Kitzingen U 105, 1408, Alte Urkundennummer 23, gebunden in Band I 322, Nr. 13. Weitere Urkunden, so z.B. die Beurkundung des Leibgedings der Pfalzgräfin Margaretha bei Rhein und Herzogin von Bayern belegen die direkte Verbindung zu Nürnberg durch die neuen Stadtherren, den „*Markgrafen von Brandenburg und Burggrafen von Nürnberg*“: Stadtarchiv Kitzingen U 53 1449, Alte Urkundennummer 113a, gebunden in Band I 320, Nr. 2. Einen interessanten Hinweis zum Status der Untertanen der Nürnberger Burggrafen findet sich weiterhin in einer Urkunde aus dem Jahr 1521. Hierin bestätigte Kaiser Karl V. den beiden Markgrafen Casimir und Georg von Brandenburg in ihrer Eigenschaft als Burggrafen von Nürnberg den Freiheitsbrief Kaiser Karls IV. aus dem Jahre 1363, wonach kein weltlicher oder geistlicher Untertan der Burggrafen von Nürnberg vor ein fremdes Gericht geladen werden dürfe: Stadtarchiv Kitzingen, U 29 1521, Alte Urkundennummer 207, gebunden in Band I 315, Nr. 48.
- 3 Gemeint ist jene in mehreren Manuskripten erhaltene Lagebeschreibung Kitzingens, die so genannte *Topographia Kitzingae de anno 1628*, angefertigt vom damaligen evangelischen Stadtpfarrer Salomon Codomann. Sie beinhaltet ein Verzeichnis „*der Stöck und Gebauen*“ Kitzingens. Zur Ergänzung wurde der Maler Georg Martin von Dekan Codomann mit der Anfertigung einer detailgetreuen Ansicht der „*Fürstlich Brandenburgischen Hauptstadt Kitzingen am Mainstrom Im Land der Franken*“ beauftragt; vgl. Kopie der Ansicht aus dem 18. Jahrhundert im Städtischen Museum Kitzingen.
- 4 Stadtarchiv Kitzingen ST 56 (1722–25), fol. 2.
- 5 Die Ausführungen zur Entwicklung des Lebküchner- und Konditorenhandwerks in der Marktstraße 26 verdanke ich Herrn Walter Poganietz. Seit 1893 ist das Gebäude im Besitz seiner Familie. Das Kitzinger Konditorei-Museum wurde von ihm persönlich in den Obergeschossen eingerichtet und trägt erheblich zur Attraktivität des Kitzinger Marktplatzes bei.
- 6 Für Hinweise zur Geschichte und Etymologie des Lebkuchens dankt Verf. Frau Lisa-Marie Schneider aus Willanzheim, Mitglied der Volkswissenschaftlichen Arbeitsgruppe des Kitzinger Stadtmuseums.
- 7 Folgenden Hinweis verdanke ich den Recherchen von Herrn Dr. Volker von Hoyningen-Huene: Das Märchen ist als AaTh 327a im Aarne-Thompson-Index verzeichnet. Es hat eine klare Parallele in Charles Perraults Märchen „Der kleine Däumling“, das zahlreiche Einzelheiten der Erzählung enthält (arme Eltern, Hungersnot, Aussetzen im Wald), jedoch als Bösewicht einen „Oger“ (später im Deutschen auch Riese oder Menschenfresser) enthält. Die Forschung scheint sich einig zu sein, dass „Hänsel und Gretel“ aus dem kleinen Däumling als Vorläufer hervorgegangen ist, da Perraults Märchen seit dem ersten Erscheinen 1697 weite Verbreitung fanden. Bei dem Däumlingsmotiv deutet die ethnographische Forschung darauf hin, dass es sich um einen sehr alten, auf allen drei Kontinenten der alten Welt verbreiteten Märchentyp handelt. Variationen sind von Westafrika über Nubien, den Nahen Osten, Persien und Indien bis hin nach Japan dokumentiert. Der Aspekt einer Hexe in einem Brothaus im Wald tritt hingegen nur bei den Gebrüder Grimm auf. Wie es zu einer Vermischung des Däumlingsmärchens mit einer Hexengeschichte kommen konnte, ist nicht zu eruieren. Es wird in der Literatur diskutiert, dass die deutschen Zuhörer der Perraultschen Geschichte mit einem „Oger“ nicht viel anfangen konnten.
- 8 Die Gebrüder Grimm haben die 1697 von Charles Perrault herausgegeben Märchen gekannt und zum Teil adaptiert. Auf den kleinen Däumling aber sollen sie verzichtet haben, so die gängige Märchenforschung, da die Parallelen zu „Hänsel und Gretel“ zu deutlich gewesen wären; s. auch: Bolte, J./ Polivka, G.: Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Bd. 1. Leipzig 1913, S. 115.
- 9 Kinder und Haus-Märchen der Brüder Grimm. 5. Auflage 1843.

Universität Würzburg (Hrsg.): **Die geraubte Würde. Die Aberkennung des Doktorgrades an der Universität Würzburg 1933–1945.** Würzburg (Verlag Königshausen & Neumann) 2011 (Beiträge zur Würzburger Universitätsgeschichte, Bd. 1), ISBN 978-3-8260-4569-1, 227 S., zahlr. Abb., 36 Euro.

In das menschenverachtende System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft waren selbst die Universitäten eingebunden. Zu ihren Unrechtsakten zählt u.a., dass jüdische Studenten und Professoren diskriminiert und von der Universität ausgeschlossen, Lehrverbote verfügt sowie berufliche Entwicklungen oder Existenzen vernichtet wurden. Ein bewusster Akt der Verfolgung war, dass promovierten Akademikern aus politischen, rassischen und ideologischen Gründen die Doktorwürde aberkannt wurde. Damit wurden Wissenschaftler nicht nur symbolisch und faktisch ihres Doktorgrades beraubt, sondern mehr noch fachlich wie auch menschlich entwürdigt.

Die deutschen Hochschulen haben lange gezögert, ihre Einfügung in das NS-Regime und in die NS-Ideologie aufzuarbeiten. Erst spät haben sich zunächst einzelne Hochschulen zu Studien über ihre Rolle im Dritten Reich durchgerungen und erste Dokumente vorgelegt. Dabei wurde und wird sichtbar, dass der Nationalsozialismus den Universitäten nicht einfach übergestülpt, sondern von damals vorhandenen Denkmustern mitgetragen wurde.

Auch die Würzburger Universität, an der u.a. Joseph Goebbels ein Semester studierte, hat nach dem Zweiten Weltkrieg über 60 Jahre *„keinen ernsthaften Anlauf zu einer grundsätzlichen Aufarbeitung der Problematik unternommen“*. Wohl gab es einige Untersuchungen zu einzelnen Per-

sonen oder Instituten. Aber die nationalsozialistische Epoche der Universität blieb ein Forschungsrückstand. Um das damalige Unrecht und dessen Opfer nicht weiter zu missachten, hat inzwischen die Alma Julia entsprechende Forschungsprojekte initiiert und nun im vorvergangenen Jahr eine erste Studie veröffentlicht. Untersucht wird darin die erwähnte und bislang wenig beachtete Form des nationalsozialistischen Unrechts: die Wegnahme des Doktorgrads (*„Depromotion“*). Gerade die Würzburger Universität hat in den Jahren 1933 bis 1945 insgesamt 187 Doktorgrade unrechtmäßig aberkannt – eine im Vergleich der deutschen Universitäten überdurchschnittlich hohe Zahl. Würzburg kann sich also gleichzeitig zu den Universitäten mit einerseits den damals meisten jüdischen Studierenden und andererseits den meisten Depromotionen zählen.

Im vorliegenden Buch wird dieses unrühmliche Thema eingehend untersucht und analysiert. Entstanden ist ein Gemeinschaftswerk, das nicht die Sicht eines einzelnen Forschers, sondern die Arbeitsergebnisse eines größeren Teams wiedergibt. Erläutert werden zunächst die hochschulspezifischen Rahmenbedingungen der Zeit: die damaligen Herausforderungen der Hochschulen, die Entwicklungen der Studentenzahlen, des Frauenstudiums und der jüdischen Studierenden sowie der Antisemitismus und Widerstand in Studentenkreisen. Gezeigt wird, wie der Nationalsozialismus schrittweise in die Universitäten vordrang und die Universitätsorgane sich bürokratisch in das Regime einfügten und dem nationalsozialistischen Kurs teilweise bedenkenlos Gefolgschaft leisteten.

Danach wird ausführlich die Entziehung von Doktorgraden 1933 bis 1945 sowie der Umgang mit diesem Unrecht

nach 1945 dargestellt und näher beleuchtet. Dabei wird auch deutlich, vor welchen Schwierigkeiten und besonderen Hürden eine derartige Untersuchung nach mehr als 65 Jahren steht, nicht zuletzt, weil ein Großteil der Originalunterlagen bei der Zerstörung Würzburgs am 16. März 1945 verloren ging und damit eigene Primärquellen fehlen und somit viele Fakten rekonstruiert werden mussten. Abschließend werden in einem umfangreichen Dokumentationsteil dann alle Personen, denen in Würzburg der Doktorgrad weggenommen wurde, mit ihren wichtigsten biographischen Daten tabellarisch vorgestellt, ein Versuch, umrissartig menschliche und wissenschaftliche Schicksale dem Vergessen zu entreißen.

Vor dem Hintergrund dieser Studie hat die Universität dann auch am 30. Mai 2011 in der Veranstaltung „Die geraubte Würde“ in der Neubaukirche ihre Verantwortung und Schuld öffentlich bekundet und die entwürdigten Opfer ausdrücklich rehabilitiert. Den Rehabilitationsbeschluss und die Namen der betroffenen Personen dokumentieren die Herausgeber gleich am Anfang des Buches.

Alexander von Papp

Johann Fleischmann: **Mesusa 8. Aus der jüdischen Vergangenheit von Walsdorf, Lonnerstadt, Aschbach und anderen Orten Frankens. Spuren jüdischer Vergangenheit an Aisch, Aurach, Ebrach und Seebach.** Mühlhausen 2011, ISBN 978-3-933623-16-4, geb., 391 S., zahlr. (Farb-)Abb., 24,00 Euro

Im November 2011 erschien Mesusa 8 des Arbeitskreises „Jüdische Landgemeinden an Aisch, Aurach, Ebrach und Seebach“,

herausgegeben von dessen verdienstvollem Vorsitzenden, Johann Fleischmann. Nach Geleitworten von Eberhard Irlinger, dem Landrat des Landkreises Erlangen-Höchstädt, Dr. Martha Lev-Zion aus Omer/Beer Scheva/Israel und einem ausführlichen Vorwort des Herausgebers folgen 360 Seiten mit den verschiedensten Berichten zu Ereignissen aus sehr vielen Orten Frankens, die sich auch zu den unterschiedlichsten Zeiten ereignet haben. Der erste Bericht, erstellt von Dr. Gerhard Rechter, dem 2012 verstorbenen Leiter des Staatsarchivs Nürnberg, befasst sich mit „Beobachtungen zu den jüdischen Gemeinden in den Herrschaften der Freiherrn von Crailsheim im nachmals bayerischen Franken“; neben den Orten Adelsdorf, Neuhaus und Walsdorf in Mittelfranken werden auch weitere den Crailsheim gehörende Ritterorte wie Altschönbach, Fröhstockheim, Rödelsee, Mainstockheim und Rügland in Unterfranken ausführlich behandelt. Das nachfolgende Kapitel, konzipiert von Johann Fleischmann, ist der „jüdischen Vergangenheit im 1100jährigen Lonnerstadt bis 1713“ gewidmet, gefolgt von der ausführlichen Beschreibung der Taufe eines 16jährigen „Judenknaben“ aus Lonnerstadt im Jahre 1713 und einem weiteren Bericht über die jüdische Vergangenheit Lonnerstadts von 1715 bis 1752. Äußerst interessant ist das Kapitel „1752/201?: in nur acht Generationen vom Lonnerstädter Schutzjuden zum König der Niederlande“, befasst es sich doch recht ausführlich mit dem Vorfahren des Königshauses der Niederlande, dem Schutzjuden Marx Gerst aus Lonnerstadt, der allerdings 1765 durch die Taufe Christ wurde. Es folgen Berichte „1731: Juden Schutz belangend – Egloffstein'sches Urbarium des Ritterguts Mühlhausen“, „1786: Verzeichnis

der jetzt in Fürstenforst lebenden Juden“, „1794: Waffenfähige Christen und Juden im Ritterkanton Steigerwald“, „1795: Crailsheim'scher Schutzjude aus Adelsdorf reist nach England“ sowie eine Arbeit von Hauptlehrer N. Adler aus Nürnberg „1836: Die israelitischen Gemeinden Bayerns vor 100 Jahren“. Interessant ist auch das erstaunliche Ergebnis der Spurensuche von Debbie Fordham aus Georgia/USA „1861: Emanuel Hellmuth, geboren in Burghaslach, gefallen im amerikanischen Bürgerkrieg“. Die nachfolgenden Beiträge, wie „1862: Rückwanderung des Karl Kaufmann von den ‚nordamerikanischen Freistaaten‘ nach Weisendorf“, „1849–1872: Leidensweg des geisteskranken Löw May von Trabelsdorf“, „Aschbach 1906: Namensänderung des Kaufmanns Aron Süß“, „1935: Nachruf auf Rabbiner Dr. Adolf Eckstein“, „1935: ‚Judenkartei‘ für Aschbach, Trabelsdorf, Walsdorf, Hirschaid mit Sassanfahrt“, „10. November 1938: Reichspogrom in Aschbach“ und „1939: Aus Adolf Süß wird Aron Israel Süß“, alle konzipiert von Johann Fleischmann, stellen anschaulich das Leben und auch die Leiden der Juden in den jeweiligen Zeitabschnitten dar. Es folgen weitere sehr interessante Arbeiten des Verfassers, wie „2006: Eine Reise in die Aschbacher Vergangenheit“, „Ernst Reizenstein: geboren 1866 in Mühlhausen, gelebt in Behringsdorf – Suizid 1942 in Fürth“, „Opfer der nationalsozialistischen

Gewaltherrschaft aus Uehlfeld“, „Der Zinnkrug des Neumarkter Rabbiners Dr. Magnus Weinberg“ sowie eine ganze Reihe wichtiger Informationen aus dem Arbeitskreis „Jüdische Landgemeinden an Aisch, Aurach, Ebrach und Seebach“, z.B. über die Zusammenarbeit des Arbeitskreises mit der Universität Bamberg, die sehr fruchtbare Kooperation mit Baruch Ron (Israel) und zahlreiche weitere Aktivitäten des Arbeitskreises und ihres rührigen Vorsitzenden.

Ein umfangreiches Abbildungsverzeichnis, ein exaktes Orts-, Namens- und Begriffsverzeichnis, eine freundliche Danksagung sowie eine kurze Übersicht über die Mesusa-Ausgaben Nr. 1–7 aus den Jahren 1998 bis 2010 runden dieses in der Tat nicht nur sehr informative, sondern auch äußerst interessante Werk harmonisch ab.

Johann Fleischmann ist es, wie schon in den früheren Ausgaben seiner „Mesusa“, auch dieses Mal wieder gelungen, nicht nur Interesse für die jüdische Vergangenheit seiner Region zu wecken, er hat es auch fertig gebracht, den inzwischen nicht mehr existierenden jüdischen Gemeinden und ihren entweder verstorbenen oder ermordeten Angehörigen ein bleibendes Denkmal zu schaffen. Dafür gebührt ihm und seinen Mitarbeitern Dank und Anerkennung aller, denen der ehrliche Umgang mit der jüdischen Geschichte in Bayern etwas bedeutet.

Israel Schwierz

Besondere Ehrung für Bundesfreund Dr. Erich Meidel

Bei der Jahrestagung der Gesellschaft für Wildtier- und Jagdforschung (GWJF) in Halberstadt wurde Bundesfreund Dr. Erich Meidel durch Prof. Dr. Michael Stubbe, den 1. Vorsitzenden der Gesellschaft, für besondere Verdienste um die Wildtier- und Jagdforschung die „Ehrenmedaille“ für sein Lebenswerk verliehen. Durch seine nunmehr zehnjährige Mitgliedschaft in der Gesellschaft für Wildtier- und Jagdforschung (GWJF) und seine umfassenden Publikationen im Journal hat Herr Erich Meidel sehr zum Ansehen der Wildtierforschung in Deutschland beigetragen.

Er blieb sein ganzes Leben dem Wald und Wild und dessen artgemäßer Erhaltung verbunden, wovon seine zahlreichen Publikationen zeugen können. Mit dem Buch „Kein Platz für Hochwild“ fanden seine Bemühungen als Anwalt des Wildes und naturnahen Waldes einen krönenden Abschluss. In dieser Bilanz zeigt Meidel auf, dass naturnaher Waldbau auch mit Wild möglich ist.



Überdies gründete Erich Meidel den Freundeskreis Vorgeschichte im Raum Schweinfurt-Gerolzhofen, der zur Siedlungsgeschichte zwischen Main und Steigerwald wertvolle Erkenntnisse zusammenbringt. Vielen Lesern der Zeitschrift FRANKENLAND werden seine regelmäßigen diesbezüglichen Beiträge bzw. etliche Aufsätze zu unterschiedlichen Themen in guter Erinnerung sein. Hier seien zum Beispiel nur seine Artikel zu den Schaufelbuchen (Heft 4, 2012) oder zu den Meileröfen am Zabelstein (Heft 4, 1978) genannt. Der FRANKENBUND gratuliert Bundesfreund Dr. Meidel zu dieser Auszeichnung und wünscht ihm weiterhin alles Gute!

PAS

*Abb.: Bundesfreund Dr. Erich Meidel,
Schweinfurt.*

Photo: Toni Zembsch.

Eckhard Oursin

Jean Paul und Dr. Eberhard Wagner im Mittelpunkt des 84. Bundestages des FRANKENBUNDES am 12. Oktober 2013 in Bayreuth

Aus Anlass des dreißigjährigen Bestehens der Gruppe Bayreuth im FRANKENBUND hatten sich Freunde und Delegierte, Ehrengäste und Interessierte am 12. Oktober im Landratssaal der Regierung von Oberfranken eingefunden. Das kostbare Interieur des wertvollen Jugendstilsaales war 1904 noch vor dem Einbau in die „Kanzlei der Markgrafen-schaft“ zur Weltausstellung nach St. Louis (USA) verschifft worden. Darauf konnte der gastgebende Regierungspräsident Wilhelm Wenning bei seinem Grußwort mit sichtbarem Vergnügen hinweisen. Die gastgebende Gruppe um ihren Vorsitzenden Gerhard Trausch war einfach nur stolz auf das beeindruckende Ambiente. Keine Mühe war den Mitarbeitern der Regierung und den Ehrenamtlichen der Gruppe Bayreuth zu groß, ein liebevoller Gastgeber zu sein. Etliche, die von weit her angereist waren, bekamen noch einmal süße und würzige Leckereien vom Begrüßungsbuffet mit auf den Heimweg.



Abb.1: Die Ehrengäste beim Festakt (1. Reihe v. l.): Bürgermeisterin Dr. Beate Kuhn für die verhinderte Oberbürgermeisterin Brigitte Merkerbe, Dekan Hans Peetz, Gründungsmitglied Annemarie Leutzsch, Rüdiger Bauriedel.

Photo: Gerhard Trausch.

Damit nicht genug, ein Liebhaberquartett aus Bayreuth gab dem Fest einen würdevoll ernsten Rahmen. Sie spielten aus einem Streichquartett des heute vergessenen Klassizisten Ignaz Lachner. Die drei Brüder Franz, Ignaz und Vinzenz Lachner waren in der Mitte des 19. Jahrhunderts deutschlandweit bekannte Musikerpersönlichkeiten gewesen.

Der 1. Bundesvorsitzende und Regierungspräsident von Unterfranken, Dr. Paul Beinhofer, erinnerte in seiner Begrüßungsrede an die beiden Jubilare der Stadt, Richard Wagner und Jean Paul Friedrich Richter, genannt „Jean Paul“. Danach ging er auf die Gründung der Gruppe Bayreuth ein: Mit tatkräftiger Unterstützung des Historischen Vereins für Oberfranken und des „Colloquium

Historicum Wirsbergense“ war 1983 die Gruppe in Bayreuth gegründet worden. Unter dem ersten Vorsitzenden Professor Erwin Herrmann, der damals zugleich der 1. Vorsitzende des Historischen Vereins für Oberfranken gewesen war, waren von Anfang an Regionalgeschichte, Heimerkundung und das Brauchtum die vorherrschenden Themen gewesen. Besonders herzlich begrüßte Beinhofer die Gründungsmitglieder Frau Annemarie Leutzsch, die in Hummelgauer Tracht gekommen war (auf dem Photo erste Reihe Mitte) und Herrn Schulamtsdirektor a.D. Rudolf Eichmüller. Nach Herrn Hel-

mut Beisbart und Herrn Dieter Neubauer übernahm im Jahr 1994 Frau Inge Konrad den Vorsitz. Sie prägte zusammen mit ihrem Frauenteam für 14 Jahre den Charakter der Gruppe und wusste oberfränkische Belange auch sehr gut in der Bundesleitung, der sie ebenfalls in dieser Zeit angehörte, zu vertreten. Ihr Rückzug aus der Leitung der Bayreuther Gruppe im Jahr 2008 markiert einen Einschnitt, der fast zur Auflösung der Gruppe geführt hätte, wäre nicht Herr Helmut Wunder für die nächsten zwei Jahre eingesprungen. Sein Fazit: *„Seit 2010 steht Gerhard Tausch an der Spitze der Gruppe und erfreut uns jährlich mit der Meldung neuer Mitglieder, so dass die FRANKENBUND-Gruppe Bayreuth frohgemut in die Zukunft blicken kann.“*

Das neu erwachte Interesse an der Geschichte und Kultur des eigenen Lebensumfeldes ist nach Dr. Beinhofer nicht nur hier in Bayreuth spürbar – es ist in seinen Augen erfreulicherweise ein allgemeines Phänomen. Eine Erklärung dafür bietet der Bielefelder Soziologe Franz-Xaver Kaufmann: *„Während die aufklärerische Moderne in ihrem Fortschrittsglauben sich von Traditionen als Vergangenen glaubte absetzen zu müssen, entdeckt das postmoderne Denken angesichts der Notwendigkeit, sich mit einer unklaren Zukunft und einer vielfach verwirrenden Gegenwart auseinandersetzen zu müssen, erneut den Wert von Traditionen als ein kulturelles Reservoir möglicher Deutungsmuster.“*

Den Festvortrag widmete Dr. Frank Piontek besonders dem Ziel, die Zuhörer für den großen Dichter Jean Paul zu begeistern. Zum 250. Geburtstag von Jean Paul haben sich im Bayreuther Land viele dafür eingesetzt, diesen bedeutenden Mann bekannter zu machen, der die längste Zeit seines Lebens in Oberfranken gelebt hat: geboren in Wunsiedel, die Kinderjahre im Pfarrhaus in Joditz bei Hof, danach Schwarzenbach an der Saale, schließlich ab 1804 in Bayreuth. Dank Dr. Karla Fohrbeck und Dr. Frank Piontek im Besonderen führt der neue Jean-Paul-Weg auf 200 Kilometern durch Oberfranken und gibt mittels vieler schöner Texttafeln Anteil an Leben und Werk des Dichters.

„Jean Paul ist kein ‚schwieriger‘, er ist ein sehr schwieriger Autor“, beteuerte der Festredner und führte die Gründe an, warum es auch heute noch geboten ist, Jean Paul zu lesen. Beim Stichwort ‚Schulmeisterlein Wutz‘ kam er ins Schwärmen: *„Wie war dein Leben und Sterben so sanft und meerstille, du vergnügtes Schulmeisterlein Wutz! Der stille laue Himmel eines Nachsommers ging nicht mit Gewölk, sondern mit Duft um dein Leben herum: deine Epochen waren die Schwankungen und dein Sterben war das Umlegen einer Lilie, deren Blätter aufstehende Blumen flattern – und schon außer dem Grabe schließt du sanft!“*

So beginnen nach Piontek Meisterwerke. Mit dem „Wutz“ gelang es Jean Paul, einen Weltentwurf auf ein paar Seiten zu liefern, eine winzige Epopöe, die beweist, dass man nicht immer (geniale) siebenhundert Seiten braucht, um ein in sich geschlossenes Leben zu schildern, mag es sich nun in Dublin oder Lübeck, auf den Weltmeeren oder in den Wäldern des phantastischen Realismus abspielen.

Ein weiteres Glanzlicht des 84. Bundestages war die Verleihung des Kulturpreises 2013 an den Bayreuther Dr. Eberhard Wagner. Dieser ausgewiesene Mundartforscher war Redaktor des Ostfränkischen Wörterbuchs der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in Erlangen bzw. zuletzt in Bayreuth. Von ihm stammt das definitive „Fränkische Dialektbuch“ (München 1987). Auch hat er das „Handwörterbuch von Bayerisch-Franken“ (Bamberg 2007) herausgegeben. Den Bayreuthern ist er noch bekannter durch seine zahlreichen Veröffentlichungen als Mundartlyriker wie etwa *„Des Gwaafwu*

ma sichd“ (1976) oder „*Waafn tut ma gern*“ (2012). Vor allem aber ist er ein begnadeter Theatermensch, der über Jahrzehnte mit der Studiobühne in Bayreuth als ihr Mitbegründer und zweiter Vorsitzender eng verbunden ist. Unvergessen ist seine Rolle als Alberich in seiner Straffung und Verdichtung des Richard-Wagnerschen Rings, die jahrelang immer wieder bayern- und deutschlandweit begeistert aufgenommen worden ist. Nicht unterschlagen werden soll seine Mundart-Show auf Radio Mainwelle.

Er hat 25 Theaterstücke verfasst, meist in fränkischer Mundart. Aus seiner Feder stammt der Roman: „*Der Dollack*“ (Bamberg 1982). Außerdem verfasste er 1993 zusammen mit Matthias Ose die Satire: „*Bayreuth – immer wieder auf und nieder. Das alternative Geschichtsbuch*“. Schon in den 1970er Jahren fing es an, dass man ihn ehrte und ihm Kulturpreise verlieh, schließlich bekam er im Jahr 2008 das Bundesverdienstkreuz am Bande.

Professor Anthony Rowley, Mitglied der Bayrischen Akademie der Wissenschaften und Mitarbeiter am Bayerischen Wörterbuch, ein enger Weggefährte des Geehrten, ein gebürtiger Angelsachse und ebenfalls beeindruckender Kenner der fränkischen Sprachforschung, hatte es sich nicht nehmen lassen, sein Loblied auf Eberhard Wagner zu singen. Er tat das in lupenreinem Fränkisch und brachte so einmal mehr an diesem Tag die festlich gestimmte Versammlung zum Staunen.

Eberhard Wagner hat sich seit den 1980er Jahren mit Jean Paul beschäftigt. Aus einem seiner Gedichtbände sei hier ein Gedicht zitiert:

„Frei nach Jean Paul

werkli wohr:
a Gedicht
wu ned wert is
daß mas zwaamol leesd
is aa ned wert
daß mas aamol leesd
wennsd wissen willsd
wo'sd vo an Menschn haldn sollsd
dann brauchsd dir bloß oohorng
wos er vo annara Menschn hald
wennsd originella Menschn
finna willsd
mußd selba a heller Kubf saa

Schnee
wu sich leichd zambatzn leßt
schmilzt ball
wer es Laternla trägt
stolperd leichter
als wie der
wu hintndreigeht
es Besta oo an Menschn
is des
wos er selber vo sich ned kennt
wer ned suchd
der werd ball nimmer gsuchd“



Abb. 2: Bundestag 2013 in Bayreuth (v.l.n.r.): Professor Dr. Anthony Rowley, Dr. Eberhard Wagner (Kulturpreisträger des FRANKENBUNDES 2013), 1. Bundesvorsitzender Dr. Paul Beinhofer, Bundesfreund Gerhard Trausch (Vorsitzender der Gruppe Bayreuth), Dr. Frank Piontek.
Photo: Eckhard Oursin.

In seiner Erwiderung auf die Verleihung des Kulturpreises ließ Eberhard Wagner es sich auch nicht nehmen, aus seiner Gedankenwelt genauer Beobachtungen, wenn er den Menschen auf's Maul schaut, anhand fränkischer Lieblingsworte wie „a weng“ und „fei“ Beispiele zu nennen:

- Tu halt dein Mantel a weng runter.
- Naa, ich geh etzt a weng eikaafn.
- Vorigen Mittwoch hot mei Vater a weng Geburtstag gehabt.
- Von der Reise heimgekommen: da will man erfahren, wer inzwischen a weng gestorben ist.

Zum Abschluss des ereignisreichen Vormittags ehrte der 1. Bundesvorsitzende Dr. Paul Beinhofer den langjährigen Vorsitzenden der Gruppe Nürnberg im FRANKENBUND Hans Wörlein. Seit 1972 – mehr als vierzig Jahre – arbeitete er in der Bundesleitung an herausragender Stelle mit.

Am Nachmittag stand die Delegiertenversammlung auf dem Programm. Der 1. Bundesvorsitzende Dr. Paul Beinhofer stellte den umfangreichen Wahlvorschlag zur Neuwahl der Bundesleitung den Delegierten vor, welcher ohne Wenn und Aber angenommen wurde. Nachdem der 2. Bundesvorsitzende Professor Dr. Gert Melville wegen umfangreicher neuer Verantwortung dem FRANKENBUND nicht mehr zur Verfügung steht, ist nun Professor Dr. Werner K. Blessing 2. Bundesvorsitzender. Besonders die oberfränkischen Bundesfreunde kann es nur freuen, dass nun der langjährige Lehrstuhlinhaber an der Uni Erlangen für Neuere Geschichte und Landesgeschichte im FRANKENBUND an herausragender Stelle mitarbeitet. Als stellvertretender Bundesvorsitzender ist erstmals der Stegauracher Bürgermeister Siegfried Stengel in der Verantwortung. Nach acht Jahren als stellvertretender Bundesschatzmeister trat Ludwig Reder nicht mehr zur Wahl an. Dr. Beinhofer verabschiedete ihn mit Dank. Der Bankkaufmann Peter Feuerbach aus Volkach erklärte sich bereit, an seine Stelle zu treten.



*Abb. 3: Bundesfreund Hans Wörlein, jahrzehntelanger treuer Mitarbeiter im FRANKENBUND.
Photo: Eckhard Oursin.*

Veränderungen in der Bundesleitung

Die Neuwahl der Bundesleitung am 12. Oktober 2013 in Bayreuth hat zu einigen Veränderungen geführt:

Dank an den ausgeschiedenen 2. Bundesvorsitzenden Herrn Professor Dr. Gert Melville

Mit großem Bedauern hat die Bundesleitung die Nachricht entgegengenommen, dass der 2. Bundesvorsitzende, Herr Professor Melville, nach vierjähriger Mitarbeit in der Bundesleitung nicht wieder kandidierte. Denn ideenreich und mit großem persönlichem Einsatz hat er zuerst als Bezirksvorsitzender von Oberfranken (2009–2011), dann als 2. Bundesvorsitzender (2011–2013) die Arbeit der Bundesleitung in dieser Zeit bereichert. Er war u.a. maßgeblich an der Konzeption unseres neuen Info-Blattes beteiligt, führte im Jahre 2012 als Tagungsleiter den 2. Fränkischen Thementag in Heilsbronn durch, der sehr viel Anklang gefunden hatte, und setzte sich für die Neuausrichtung der Bundesbeiratstagung ein, wie sie in diesem Jahr erstmalig unter seiner Leitung stattfand.

Der FRANKENBUND dankt Herrn Professor Melville herzlich für seine segensreiche Mitarbeit und wünscht ihm als Vorsitzendem der Historischen Gesellschaft Coburg weiterhin gutes Gelingen in all seinem Tun.

Neuer 2. Bundesvorsitzender: Herr Professor Dr. Werner K. Blessing

Zum Nachfolger von Herrn Professor Melville auf dem Posten des 2. Bundesvorsitzenden wurde beim diesjährigen Bundestag in Bayreuth Herr Professor Werner K. Blessing gewählt. Herr Professor Blessing aus Erlangen ist im FRANKENBUND kein Unbekannter; bereits seit 2004 ist er als Stellvertretender Bundesvorsitzender Mitglied der Bundesleitung. Ihm verdankt der FRANKENBUND den wegweisenden Artikel „Patriot in schwieriger Zeit. Zum 50. Todestag von Dr. Peter Schneider“ (veröffentlicht in FL 1 – 2009, S. 41–62), in dem die Zeit des Nationalsozialismus im FRANKENBUND aufgearbeitet worden ist. Er hat mehrfach bei Veranstaltungen des FRANKENBUNDES die wissenschaftliche Leitung übernommen, zuletzt in diesem Jahr beim 3. Fränkischen Thementag in Goldkronach.

Wir freuen uns, dass er jetzt als 2. Bundesvorsitzender die Geschicke des FRANKENBUNDES mitgestaltet.

Neuer Stellvertretender Bundesvorsitzender: Herr Siegfried Stengel

In das Amt des Stellvertretenden Bundesvorsitzenden ist Herr Siegfried Stengel aus Stegaurach gewählt worden. Herr Stengel ist in Oberfranken als Bürgermeister von Stegaurach bekannt, zudem ist er Bezirksrat für die Stadt Bamberg wie auch u.a. Mitglied im Kulturausschuss des Verbands der Bayerischen Bezirke.

Wir sind sehr froh, dass Herr Stengel sich zur Mitarbeit in der Bundesleitung bereit erklärt hat, und freuen uns auf seine tatkräftige Unterstützung unserer Vereinsarbeit.

Neue Bezirksvorsitzende für Mittelfranken: Frau Gillmeister-Geisenhof

Nachdem Herr Hans Wörlein, wie im letzten FRANKENLAND-Heft berichtet, nach über vierzig Jahren aus der Bundesleitung ausgeschieden ist, musste das Amt des Bezirksvorsitzenden für Mittelfranken neu besetzt werden. Zu unser aller Glück hat sich die frühere 1. Vorsitzende der FRANKENBUND-Gruppe Weißenburg, Frau Evelyn Gillmeister-Geisenhof, zur Kandidatur bereit erklärt und ist auch einstimmig gewählt worden. Als Leiterin der Trachtenforschungsstelle des Bezirks Mittelfranken ist sie mit der Region sehr gut vertraut, als frühere Gruppenvorsitzende kennt sie die praktische Arbeit im Verein und hat auch schon konkrete Pläne für ihre neue Aufgabe als Bezirksvorsitzende.

Dank an den ausgeschiedenen stellvertretenden Bundesschatzmeister Herrn Ludwig Reder

„Mit 75 Jahren ist Schluss!“ Mit diesen Worten begründete Herr Reder seine Absicht, sich in diesem Jahr nicht mehr als Kandidat für den Posten des stellvertretenden Bundesschatzmeisters aufstellen zu lassen. Damit verliert die Bundesleitung ein Mitglied, das von 2005 bis 2013 der Bundesleitung mit Rat und Tat zur Seite gestanden, regelmäßig an ihren Sitzungen teilgenommen und auch die Geschäftsstelle in ihrer Arbeit unterstützt hat.

Der FRANKENBUND dankt Herrn Reder für seine langjährige Mitarbeit in der Bundesleitung und wünscht ihm von Herzen, dass er weiterhin bei guter Gesundheit und frohem Mut sein Leben genießen kann.

Neuer stellvertretender Bundesschatzmeister: Herr Peter Feuerbach

Noch unbekannt dürfte einigen Bundesfreunden unser neuer stellvertretender Bundesschatzmeister Herr Peter Feuerbach aus Volkach sein. Wer allerdings in den letzten Jahren an den Veranstaltungen des Gesamtbundes teilgenommen hat, konnte ihn (zusammen mit seiner Frau, der 2. Vorsitzenden des Heimatvereins Volkacher Mainschleife) regelmäßig dort antreffen. Herr Feuerbach ist in leitender Position im Bankwesen tätig und daher bestens für seine neue Tätigkeit im FRANKENBUND gerüstet. Wir freuen uns auf die Zusammenarbeit mit ihm!

Neue Kontoverbindung der Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES

ab 01. Februar 2014:

Auch den FRANKENBUND betreffen die zum 1. Februar 2014 geltenden Änderungen im nationalen und europäischen Zahlungsverkehr!

Ab 1. Februar 2014 wird die bisherige Kontonummer und Bankleitzahl der Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES ersetzt durch die folgende IBAN:

IBAN: DE67790500000042001487

Für Zahlungen aus dem europäischen Ausland an die Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES muss im Zeitraum vom 1. Februar 2014 bis zum 1. Februar 2016 noch folgender BIC angegeben werden:

BIC: BYLADEM1SWU

Terminvorschau 2014

- | | |
|-------------------|---|
| 15. März 2014: | 66. Bundesbeiratstagung in Grünsfeld (nahe Tauberbischofsheim);
Thema: „Franken im Europa der Regionen“
Eingeladen sind hierzu die Vorsitzenden der Gruppen und angeschlossenen Vereine bzw. deren Vertreter
Leitung: Prof. Werner K. Blessing |
| 13. Juni 2014: | 4. Unterfränkische Regionaltagung
Thema: „Vom Wein in den Wald“
Geplant ist eine Schiffstour von Wertheim nach Lohr |
| 21. Juni 2014: | 4. Fränkischer Thementag in Veitshöchheim (nahe Würzburg)
Thema: „Gärten in Franken“
Leitung: Dr. Verena Friedrich (weitere Informationen folgen) |
| 18. Oktober 2014: | 85. Bundestag in Bamberg |

Anthony Rowley

Dr. Eberhard Wagner: Kulturpreisträger des FRANKENBUNDES 2013

Der Preisträger Eberhard Wagner ist ein 1938er Jahrgang. Gebürtig ist er aus Weimar, und so ist es nur richtig, dass hier – um den Obersachsen zu würdigen – ein gebürtiger Angelsachse vor Ihnen steht. Die Grundschule allerdings hat Eberhard Wagner in Gottsdorf bei Pegnitz absolviert, das Gymnasium in Bayreuth, und er hat das Oberfränkische vollständig absorbiert und internalisiert. Er kann, wie es im Titel eines seiner Theaterstücke heißt, „Perfekt Fränkisch“. Nach seinem Studium in Köln und in Erlangen hat ihn die Bayerische Akademie der Wissenschaften zum Redaktor der Arbeitsstelle des „Ostfränkischen Wörterbuchs“ ihrer Kommission für Mundartforschung ernannt. Er hat diese Position bis 2003 inne gehabt und dabei die Mundarten aller Gegenden Frankens kennengelernt und erforscht. Daneben hat er an den Universitäten in Erlangen und Bayreuth Lehraufträge wahrgenommen.

Die Beziehung des Laudators zu Eberhard Wagner datiert in die späten 1970er Jahre zurück. Es war der Philologe und Wissenschaftler Eberhard Wagner, den ich zuerst kennenlernte. Gestatten Sie, dass ich diesen Aspekt hier in den Vordergrund stelle, auch weil sein Dialektwörterbuch für die Preisverleihung heute mit eine Rolle spielt. Ich wollte mich damals als junger Assistent am Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft der frisch gegründeten Universität Bayreuth über die fränkischen Dialekte der Gegend informieren. Meine erste Anlaufstelle war die Arbeitsstelle des „Ostfränkischen Wörterbuchs“, damals in Erlangen unter der Leitung von Eberhard Wagner, der mich sehr freundlich und hilfsbereit empfangen hat. Außerdem gibt es dann Eberhard Wagners Erstlingsschrift, seine leider bis heute unveröffentlichte Mundartgrammatik „Mundartgeographie des südlichen Bayreuther Raumes und seiner Nebenlandschaften“, eine maschinenschriftliche Erlanger Dissertation aus dem Jahre 1964. Eine solche Mundartbeschreibung ist natürlich eher für die Fachkollegen verfasst als für ein allgemeines Lesepublikum, aber Eberhard Wagners Grammatik ist übersichtlich und gut geschrieben und hat etwas, was bis heute in allzu vielen Arbeiten dieser Art fehlt – der Verfasser hält nämlich eingangs genau fest, wie er an sein Sprachmaterial gekommen ist. Insgesamt hat er 134 Ortschaften erfasst vor allem in den Altlandkreisen Bayreuth, Pegnitz und Eschenbach und dabei Alteingesessene im Alter von über 60 Jahren befragt. Eine allzu große Zahl von Dialektgrammatiken enthält keine entsprechenden Angaben. Ich war also schon bei der Lektüre der ersten Seiten entsprechend beeindruckt. Wir sehen darin auch bestätigt, dass Eberhard Wagner schon damals keine Berührungsängste und keine gelehrten Allüren hatte? Er ging direkt hin zu den Mundartsprechern vor Ort und schaute ihnen auf's Maul, ein Verfahren, das ihm später in seinen Mundartgedichten und Theaterstücken gute Dienste geleistet hat. Sein erster Band mit Mundartlyrik trug ja den Titel: „Des Gwaaf wu ma sichd“ (München 1976). Der Untertitel lautete:

„Volksläufige Redeweisen, Sprüche und Texte in der Mundart Bayreuths und des Bayreuther Raumes, erstellt nach dem Motto: dem Volke aufs Maul geschaut, aber nicht nach demselben geredet.“ Übrigens ist das Werk für Nichtbayreuther benutzerfreundlich mit einem schönen kleinen Dialektglossar versehen.

Zurück zur Wissenschaft: Ich hatte das Glück, dass ich 1988 zum Kollegen Eberhard Wagners wurde, als ich beim Bayerischen Wörterbuch an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München eingestellt wurde. So konnte ich von seiner Erfahrung profitieren und sein Schaffen als enger Fachkollege verfolgen. Meiner eigenen Gratulation an den neuen Preisträger darf ich die herzlichen Grüße der Professoren Klaus Strunk, Vorsitzender der Kommission für Mundartforschung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, und Karl-Heinz Hoffmann, Präsident der Akademie, hinzufügen. Ich möchte vor allem zwei herausragende Werke nennen, die Eberhard Wagner veröffentlicht hat. Von Eberhard Wagner stammt das definitive „Fränkische Dialektbuch“ (München 1987), eine populäre, aber fundierte Übersicht über die Mundarten Frankens. Als Krönung seiner beruflichen Tätigkeit kann man die Publikation des „Handwörterbuchs von Bayerisch-Franken“ anführen (Bamberg 2007), ein sehr schönes Auswahl-Dialektwörterbuch der Dialekte in allen drei fränkischen Regierungsbezirken, herausgegeben für die Kommission für Mundartforschung der Akademie der Wissenschaften, bearbeitet von Eberhard Wagner. Die Bezirke haben dankenswerterweise auch eine namhafte Druckkostenbeihilfe geleistet. Es ist ein wahrhaft preiswürdiges Werk. Mit seinem schönen unterhaltsamen Bayreuther Dialektwörterbuch „Waafn tut ma gern“ (Bayreuth 2012) hat Eberhard Wagner der Krone noch eine goldene Spitze aufgesetzt. Diesen drei Werken gelingt es in lesbarer und verständlicher Weise, Anliegen und Forschungsergebnisse der Dialektforschung an eine breite interessierte Öffentlichkeit heranzutragen.

Warum ist die Beschäftigung mit der Mundart so wichtig? Wenn ich mich kurz fassen soll, würde ich es so ausdrücken: Nirgends kommt die Kultur und die Geschichte einer Gegend und ihrer Bevölkerung stärker zum Ausdruck als in der Sprache, im Wortschatz der Mundart dieser Gegend. In seiner Grußansprache nannte der Herr Regierungspräsident das Stichwort der „*kulturellen Identität*“, und genau diese ist es, die der Verwendung des Dialekts zu Grunde liegt. In der Einführung zu seinem „Wörterbuch von Bayerisch-Franken“ nennt Wagner ein paar anschauliche Beispiele: Wörter jiddischer Herkunft zum Beispiel sind ihm ein wertvolles Zeugnis für die Rolle der Landjuden in Franken in früherer Zeit. Beim Dialektwort „*Potacken*“ für die Kartoffel entnimmt der Fachmann dem Dialektwort Hinweise darüber, wie und von woher die Frucht nach Mittelfranken gelangte.

Als ich im Jahr 1978 nach Bayreuth zog, merkte ich gleich, dass es neben dem Wissenschaftler auch einen anderen Eberhard Wagner gibt. Gerade die Bayreuther kennen Eberhard Wagner auch als Theatermann und Mundartlyriker. Mit größtem Vergnügen erinnere ich mich zum Beispiel an seine Rolle als Alberich in seiner Straffung und Verdichtung des Richard-Wagner'schen Rings, und seine Kabarette haben mich immer wieder begeistert. Als Autor des Bayerischen Rundfunks ist Wagners Name natürlich bayernweit bekannt. Dann gibt es „*Wagners Mundart-Show*“ auf Radio Mainwelle. Überdies ist er Mitbegründer der Studiobühne Bayreuth e.V., zweiter Vorsitzender und außerdem

Darsteller in diversen Stücken. Inzwischen sind seine Werke selbst Thema der Literatur- und Theaterwissenschaft. Das kann ich in einer Laudatio nicht unterschlagen, aber hier haben andere – Stadt und Landkreis, IHK und weitere Institutionen – seine Leistungen bereits gewürdigt und prämiert. Auch mit seinen Forschungen und Schriften zum fränkischen Dialekt hat Eberhard Wagner einen wesentlichen Beitrag zur Erforschung der Kultur Frankens geleistet, und er hat sich die Mühe gemacht, den Stand der philologischen Forschung so zusammenzufassen, dass jeder es versteht.



halbigdruck
 offset digital

EGLMAIER VERLAG
 Fachverlag für Handel
 Behörden und Industrie

Heisenbergstraße 3
 97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
 Telefax 09 31/2 76 25

info@halbigdruck.de
 www.halbigdruck.de

Inhalt

Aufsätze

Jörg Sonntag

Eine Vielfalt in der Vielfalt – Zum Etablierungsprozess religiöser Gemeinschaften
im mittelalterlichen Franken 2*

Michael Hänchen

Stiftungen zum Heil der Seele: fränkische Klöster und ihre Mäzene 21*

Stefan Petersen

Prämonstratenser in Franken 34*

Sebastian Mickisch

Die Klöster der Franziskaner in Franken – Wie die Armen Christi
zu ihren Häusern kamen 43*

Michael Schmitt

Die Bettelorden im Bistum Würzburg 61*

Dr. Coralie Zermatten

Die Kartäuser in Nürnberg und Würzburg 69*

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Michael Hänchen M.A.	Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Technischen Universität Dresden, Forschungsstelle für Vergleichende Ordensgeschichte 01062 Dresden, michael.haenchen@tu-dresden.de
Sebastian Mickisch M.A./Master of Arts	Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Technischen Universität Dresden, Forschungsstelle für Vergleichende Ordensgeschichte 01062 Dresden, sebastian.mickisch@tu-dresden.de
Priv.-Doz. Dr. Stefan Petersen	Akad. Oberrat – Oberassistent am Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte der Universität Würzburg Institut für Geschichte, Am Hubland, 97074 Würzburg stefan.petersen@uni-wuerzburg.de
Michael Schmitt	Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte der Universität Würzburg, Institut für Geschichte, Am Hubland 97074 Würzburg, schmitt.michael1984@googlemail.com
Dr. Jörg Sonntag	Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Forschungsstelle für Vergleichende Ordensgeschichte an der Technischen Universität Dresden 01062 Dresden, joerg.sonntag@tu-dresden.de
Dr. Coralie Zermatten	Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Forschungsstelle für vergleichende Ordensgeschichte 01062 Dresden, coralie.zermatten@tu-dresden.de

Jörg Sonntag

Eine Vielfalt in der Vielfalt – Zum Etablierungsprozess religiöser Gemeinschaften im mittelalterlichen Franken

Dieser Beitrag bietet einen facettenreichen Einblick in die Entwicklung der fränkischen ‚Klosterlandschaft‘ von 700 bis 1500. Er beleuchtet die faszinierende Vielfalt und Anziehungskraft klösterlichen Lebens in einem der heterogensten politischen, wirtschaftlichen und sozialen Gebilde des Reiches.

Das Territorium des heutigen Franken zwischen Thüringer Wald, Fichtelgebirge, Oberpfalz, Fränkischer Alb, Spessart und Rhön war im Mittelalter zweifelsfrei eine der sozial wie politisch am bewegtesten und heterogensten Regionen des Reichs. Königtum, Hoch- und Niederadel, Bischöfe und im späten Mittelalter immer stärker auch die Städte – reichsfreie wie landsässige – rangen in einem Wechsel aus Für- und Gegeneinander um Raum und Rechte, Einkünfte und Einflüsse: Auch nach dem Tod König Konrads I., des Frankenherzogs, im Jahr 918 blieb Franken ein zentraler Ort königlichen Engagements und somit der Reichspolitik. Für Heinrich IV. († 1106) etwa besaß während des Investiturstreits (d.h., nach 1076) das zwischen den Territorien seiner Gegner gelegene, hart umkämpfte Reichsgut im Ran- und Nordgau um die Reichsstadt Nürnberg geradezu existenzielle Bedeutung. Kaum zufällig allerdings wurden auch die Gegenkönige 1077 und 1081 in Franken gewählt. Die aufstrebenden Grafengeschlechter – die Zollern'schen

Burggrafen von Nürnberg, die Grafen von Henneberg, Wertheim, Hohenlohe, Pappenheim, Castell und viele andere – avancierten seitdem (und verstärkt nach dem Aussterben der Andechs-Meranier und Babenberger) von wichtigen Funktionsträgern königlicher Macht zu politisch eigenständig handelnden Protagonisten, die Franken nachhaltig gestalteten. Von Beginn der Christianisierung an blieben die für den fränkischen Raum relevanten Bischöfe nicht minder bedeutungsvolle Machtfaktoren. Bereits im Jahr 741 waren das Bistum Würzburg durch Bonifatius († 754) und wenig später das Bistum Eichstätt durch seinen Verwandten Willibald († 787) gegründet worden. Ebenfalls prägend für die Region wurde das Bistum Bamberg, das Kaiser Heinrich II. († 1024) im Jahr 1007 ins Leben rief und großzügig auf Kosten Würzburgs ausstattete, was eine jahrhundertelange Rivalität zur Folge hatte. Das dennoch weitflächige Würzburger Hochstiftsterritorium brachte den Bischöfen den Herzogstitel von Franken ein, den sie nach kurzzeitigem Entzug unter dem Staufer Konrad III. († 1152) im Jahr 1119 zurückerhielten.¹

Während die Bistumsgrenzen nach jener Gründung Bambergs nahezu unverändert blieben, entwickelten sich die vielgestaltigen „Überschneidungen und Überschichtungen“ der Herrschaftsgebiete von Hochstiften, Grafen und Reichsstädten und somit das „Phänomen des ‚territorium non clausum‘“ bis weit über das

Mittelalter hinaus zu einem wesentlichen „*Charakteristikum Frankens*“.² Ein zweites, gleichermaßen fundierendes Charakteristikum stellen die ausgesprochen hohe Vielfalt und die Dichte religiöser Gemeinschaften dar. Jeder in dieser bewegten Region politisch Aktive nämlich, seien es Könige, Grafen, Bischöfe oder Stadtbürger, hatte ein die Zeiten und Parteiungen übersteigendes individuelles Ziel: die Sicherung des eigenen Seelenheils. Klöster, die Paradiese auf Erden, in denen Mönche und Nonnen engelsgleich lebten und in Gemeinschaft mit den Himmelsbewohnern sangen und beteten, erschienen als bestmögliche Garanten hierfür. Rasch mit Grundbesitz, Jagd- oder Gerichtsbanen, Immunität und bisweilen Königsschutz ausgestattet, avancierten die Klöster seit dem 8. Jahrhundert jedoch selbst zu gewichtigen Machtfaktoren des fränkischen Raumes, mithin zu weiteren Bausteinen jenes empfindlichen, immer wieder gestörten politischen Gleichgewichts. Beide Phänomene – die Etablierung weltlicher Macht und die Einnistung der Klosterkultur – sind darum nicht nur aufs Engste miteinander verknüpft, sie scheinen sich sogar gegenseitig bedingt zu haben.

Die frühen Klöster im fränkischen Raum

Die sich seit dem 7. Jahrhundert vollziehende Erschließung des anfangs noch mehrheitlich heidnisch geprägten Durchgangslandes zwischen Neckar und Thüringer Wald durch die Merowinger und Karolinger dauerte bis ins 9. Jahrhundert an. Mit der Kolonisation kamen auch Missionare, um den christlichen Glauben zu verbreiten. Eine tragende Rolle spielten dabei vor allem die unter der Führung des hl.

Kolumban († 615) im Reich fußfassenden iro-schottischen Mönchsmissionare, die sich in Annegray, Luxeuil und Fontaine bereits zu prominenten Einsiedlergemeinschaften zusammengeschlossen hatten.³ Dieser Tradition entstammte der hl. Gallus († um 640) ebenso wie wenig später der hl. Kilian († 689), der mit elf weiteren Mönchen und damit, über die Zwölfzahl, merklich als Apostel ausgewiesen, zunächst die südliche Rhön und sodann den Raum um Würzburg erschloss und den Frankenherzog zur Taufe bewog. Ähnlich wie Martin von Tour († 397) im südlichen Franken, sollte Kilian in Mainfranken als Patron zahlreicher Kirchen zu einer Symbolfigur christlicher Durchdringung und kirchlicher Machtentfaltung werden.

In diesem Rahmen kam es seit dem späten 8. Jahrhundert zur Gründung einer ganzen Reihe von Klöstern, die nicht nur als Stätten der Kontemplation, des Gebets, des Totengedenkens und der Wissenschaft, sondern zugleich als strategische Stützpunkte der Gebietssicherung und Herrschaftsausübung für Kaiser, Könige und Bischöfe fungierten. Um 748 wurde unter Würzburgs erstem Bischof, dem angelsächsischen Mönch Burkhard († 755), das Andreaskloster zu Füßen des Marienberges errichtet. Das älteste südfränkische Kloster, das im 9. Jahrhundert bereits in ein Kanonikerstift umgewandelt wurde, gründete jener ebenso parallel als Bischof fungierende angelsächsische Mönch Willibald um die Mitte des 8. Jahrhunderts in Eichstätt. Zu gleicher Zeit entstanden Frauenklöster in Tauberbischofsheim (gegründet um 734 durch Bonifatius), in Ochsenfurt und Kitzingen (beide 748 urkundlich erwähnt) oder das von Wunibald, Willibalds Bruder, und danach von ihrer beider Schwester Walburga ge-

leitete Kloster für Männer und Nonnen in Heidenheim (752). Über die Qualen Wunibalds bei der Rodung des undurchdringlichen Waldes, bei der Beseitigung von Schlangen, Nessel und Disteln berichtet die „*Vita Wynnebaldi*“ der Nonne Hugeburc, einer Freundin der Familie, ausführlich.⁴ Nicht wenige der in den Quellen überlieferten hochadligen Äbtissinnen, etwa Lioba in Tauberbischofsheim oder ihre Verwandte Thekla in Kitzingen, wurden zu geschätzten Erzieherinnen der fränkischen Adelstöchter. Das um 788 gegründete karolingische Eigenkloster (Münster-)Schwarzach leiteten Töchter des Herrscherhauses als Äbtissinnen.

Weitere aus planvollen Erschließungsvorhaben erwachsene Klöster entstanden: Amorbach vor 740, St. Gumbert in Ansbach um 748, Holzkirchen um 760, das Salvatorkloster (später Emmeramskloster) in Spalt um 780, Herrieden um 783, Feuchtwangen, Gunzenhausen, Neustadt am Main und Mühlbach um 790, Solnhofen um 794 und das vom Geschlecht der Mattonen gestiftete Megingaudhausen um 815.

Wie sehr Klosterpolitik auch Reichspolitik war, markiert u.a. der Umstand, dass diverse durch den einheimischen Adel getätigte Klostergründungen nach dem von Einhard († 840) beschriebenen Aufstand gegen Karl den Großen († 814) von diesem eingezogen und bisweilen neu ausgegeben wurden. Die einen Schutzwall gegen die Bayern bildenden und daher strategisch wichtigen Klöster in Ansbach und Herrieden gingen an Karl, der beide stärker unter die Aufsicht der zuständigen Bischöfe von Würzburg und Eichstätt stellte. In Herrieden setzte er seinen Vertrauten Deocar († vor 826) ein, den späteren dritten Stadtheiligen Nürnbergs. Das durch Graf Throand († nach 775) gegrün-

dete Holzkirchen ging an die Abtei Fulda. Das iro-schottische Amorbach unterstellte sich selbst dem kaiserlichen Schutz und wurde zur Reichsabtei.⁵

Die großen Reformbewegungen des hohen Mittelalters

Nach dem Tod der frühen Heroen, seien es Burkhard, Willibald oder Bonifatius, endete die erste, grundlegende Phase der Missionierung. Für die ‚Reichskirche‘ der den Karolingern folgenden Ottonen und Salier aber behielten die fränkischen Bischöfe auch weiterhin eine in vielerlei Hinsicht stützende Funktion, nicht nur weil zahlreiche von ihnen in der königlichen Kanzlei oder als beratende Geistliche innerhalb der königlichen Hofkapelle auftraten. Es begann nun die verdichtende Erschließung des Raumes durch Pfarreien und – direkt oder indirekt – durch weitere Klöster. Die genannten Niederlassungen Frankens waren mittlerweile benediktinisch, hatte doch schon die Aachener Reformsynode 816/817 die Benediktregel als für klösterliches Leben einzig gültige Regel vorgeschrieben.⁶ Auch die Schottenklöster, deren Wandermönche für ihre Gelehrsamkeit bekannt waren, mussten sich dieser Restriktion und damit der „*stabilitas loci*“, der Ortsgebundenheit, unterwerfen.

Das nach wie vor in Entwicklung befindliche inner- und außermonastische Kräfteverhältnis jedoch wurde im 11. und frühen 12. Jahrhundert erneut aufgebrochen und transformiert: In den politisch beachtlichen Ereignisperioden des bereits genannten Investiturstreits und der ersten Kreuzzüge etablierten sich nicht nur jene aufstrebenden Grafengeschlechter, sondern erfolgten zugleich neue Wellen von Klostergründungen und hielten neue Re-

formbewegungen Einzug im fränkischen Raum. Das immense Spannungsfeld aus irdischen Machtinteressen und einer ständig notwendigen Selbstbehauptung brachte tiefe Unsicherheit. Die Quellen der Zeit berichten von zahlreichen Klosterstiftungen und beschreiben die in ihrem Ausmaß bislang ungekannte Flut der Klostereintritte als Flucht vor dem Meer der Welt hinein in den paradiesischen Hafen des ewigen Heils.⁷ Die Markgräfin von Schweinfurt, Alberada aus dem Haus der Henneberger etwa, das zwischenzeitlich die Vogtei über das Bistum Würzburg erlangt hatte, ließ im Jahr 1069 ihre Burg Banz in ein Kloster umwandeln. Im Jahr 1078 stifteten die Grafen von Rothenburg ihre Burg zugunsten eines Klosters, das wenig später an die Staufer fiel. Ähnliches galt für die vor 1088 möglicherweise durch das salische Herrscherhaus in ein Kloster umgewandelte Wülzburg bei Weißenburg. Adalbero von Steinach und seine Schwester entsagten der Welt und stifteten im Jahr 1133 von ihrem Besitz das Kloster Münchsteinach. Weitere benediktinische Niederlassungen bestanden in Schweinfurt seit 1050 (1283 aufgelöst) oder im thüringischen Saalfeld seit 1071 (mit abhängigen Propsteien in Probstzella und Coburg) oder in Mönchröden seit 1149.⁸

Beflügelt wurden derartige von den zuständigen Bischöfen in der Regel unterstützte Stiftungen oder Transformationen durch die monastischen Reformbewegungen der Zeit – aus dem lothringischen Gorze und (über Hirsau) aus dem burgundischen Cluny, dem Licht der Welt, wie man das Kloster mit der größten Kirche der Christenheit nannte. Während die ersten in eremitischer Tradition standen und tendenziell für ein starkes Reichsmönchtum unter königlicher Oberhoheit

plädierten, postulierten die zweiten – begleitet von einer enormen Steigerung der Liturgie – die völlige Freiheit von weltlichen Einflussnahmen auf die Klöster.

Das im Jahr 1015 als königliche Abtei durch Kaiser Heinrich II. gestiftete Kloster auf dem Bamberger Michelsberg wurde mit Mönchen aus dem inzwischen gorzisch geprägten Amorbach besetzt. Aus Amorbach erhielten auch die in das ehemalige Frauenkloster eingezogenen Mönche in Münsterschwarzach ihre Lebensgewohnheiten. Von hier aus wurden wiederum um 1060 die Benediktinerabtei in Neustadt am Main, um 1069 das zwischen 1041 und 1046 gegründete bambergische Eigenkloster (Ober-)Theres (1010 als königliches Gut „*Teraisa*“ der Bamberger Kirche gestiftet) oder wiederum der Michelsberg um 1071 (jung)gorzisch inspiriert.⁹

Ab 1112 entfaltete hier bereits die Hirsauer Reform ihre Wirkung. Die neue Blüte des durch immense Größe und Strahlkraft ausgezeichneten Michelsberger Konvents, zu der auch die neu angegliederten Laienbrüder beitrugen, manifestierte sich am kompletten Neubau einer das Hirsauer Ideal perfekt abbildenden und 1121 geweihten Klosterkirche. Die Abtei Banz und das 1053 südlich von Bamberg durch den Wittelsbacher Chiemgau-Pfalzgraf Aribio gestiftete Weißenhohe, um dessen Oberhoheit sich das Bamberger Hochstift und die Stadt Nürnberg lange stritten, gelangten nicht minder unter hirsauische Disziplin. Für das 1108 errichtete Kloster Aura, zuvor gleichermaßen eine Burganlage, konnte der später kanonisierte Bischof Otto von Bamberg ebenfalls Religiösen aus dem Reformkloster Hirsau gewinnen. Vom Michelsberg oder direkt von Hirsau kamen die ersten Mönche des durch Graf Goswin von Höchstadt und seinen Sohn,



Abb. 1: Kaiser Otto III. verleiht im Jahr 993 Privilegien an Abt Radold von Neustadt am Main. Der Chronist bezieht sich auf eine gefälschte Urkunde, nach der das Kloster an das Hochstift gefallen sei, dafür im Rang aber andere Klöster übersteige. (Bischofschronik des Lorenz Fries, Universitätsbibliothek Würzburg, M.ch.f.760, fol. 54r. [um 1574]).

den Pfalzgrafen Hermann von Stahleck, zwischen 1124 und 1127 gegründeten Münchaurach, dessen ertragreiche Schutzvogtei sich bald die Burggrafen von Nürnberg sicherten. Um 1130 ließen die später als Grafen von Lobdeburg auftretenden Herren von Auhausen ebenda ein allein dem Papst unterstelltes, hirsauisch geprägtes Kloster erbauen. Um 1130 wurde Amorbach reformiert. Die Grafen von Leiningen und Bratsleden stifteten 1135 gleich an Hirsau, das auf dem geschenkten Land die Propstei Mönchsroth als Filiale errichtete. Auch das 1095 errichtete Chorherrenstift Neresheim erhielt nach seiner Umwandlung in ein Benediktinerkloster hirsauisch geprägte Mönche. Unter dem Schutz des Papsttums gelangten indes ebenso die Schottenklöster zu wiederauflebender Blüte. Neue Niederlassungen, in denen ausschließlich Iren zu Äbten gewählt werden durften, entstanden 1134 in Würzburg oder 1146 in Nürnberg.¹⁰

Diese Konjunktur namentlich der Hirsauer Reform jedoch kam auch in Franken

spätestens nach zwei Generationen zum Erliegen. Gefragt waren jetzt die Vorzüge der Zisterzienser, die das Ideal der Weltabgeschiedenheit, der Armut und der Arbeit abermals stärker leben wollten und „dem Geist ihrer Zeit seine Form“ gaben.¹¹ Allein, Missionare oder Seelsorger waren sie wie die traditionellen Benediktiner nicht. Stattdessen kultivierten sie zumeist noch unbebautes Land. Vor allem den Zisterziensern gelang es, Franken mit einem dichten Filiationsnetz zu überziehen. Im Bistum Würzburg ist dies mehr der Fall als in allen anderen heute fränkischen Bistümern. Hier hatten sich die Religiösen, wie man Mönche und Nonnen gemeinhin nannte, zunächst 1127 in Ebrach niedergelassen, 1142 in Georgenthal und 1157 in Schönthal und Bildhausen. Frühe Klöster für Frauen, denen der Orden zunächst äußerst skeptisch gegenüberstand, errichtete man u.a. 1140/1144 in Wechterswinkel, um 1189 in Schönau a.d. Saale oder 1209 in Johanniszell. Die Zisterzen in Langheim und Heilsbronn seit 1132 so-



Abb. 2: Das Herz eines Würzburger Bischofs wird ins Zisterzienserkloster nach Ebrach gebracht. Der seit 1287 gängige Brauch dauerte bis ins Jahr 1573 an. (Bischofschronik des Lorenz Fries, Universitätsbibliothek Würzburg, M.ch.f.760, fol. 131v. [um 1574]).

wie der Nonnenkonvent St. Maria u. St. Theodor in Bamberg seit 1157 befanden sich in der Bamberger Diözese. Mit Unterstützung des Mainzer Erzbischofs gründete man 1151 das Kloster Bronnbach im Tauberfränkischen. Der erste Abt Rainhard allerdings wurde aufgrund seiner Kaisertreue bereits 1166 vom Orden zum Rücktritt gezwungen.¹²

Mit enormer Schubkraft dehnten sich die Zisterzienser strategisch aus. Innerhalb ihres Filiationssystems kamen dem Kloster Ebrach, dessen prominentester Abt Adam († 1166) ebenso wie Bernhard von Clairvaux († 1153) als weit bekannter Kreuzzugsprediger auftrat, und dem ältesten deutschen Zisterzienser-Nonnenkloster in Wechterswinkel enorme Relevanz zu. Während bei Filiationen der Männerklöster der Abt des aussendenden Klosters die Stelle des Vaterabtes einnahm, wurden die Neugründungen der Nonnen dem Abt einer benachbarten Männerzisterze unterstellt, der die Weisungsbefugnisse und das Recht auf Visitation besaß. Das Verhältnis der Ebracher Zisterze zum Bistum ist bei-

spielhaft für dasjenige anderer Konvente: Während den Ebracher Mönchen (anders als etwa den Cluniazensern und Hirsauern) zunächst eher wenig daran gelegen war, völlige Exemtion, Befreiung, von dem jeweils zuständigen Diözesanbischof zu erlangen, trübte sich das Verhältnis zum Würzburger Oberhirten mit der zunehmenden Anhäufung von Streubesitz zwischen Kitzingen und Bamberg durch das zugleich vom Zehnten befreite Kloster.¹³ Infolgedessen bestand durchaus bald Anlass, sich vor bischöflichen Übergriffen zu fürchten, wie ein 1246 auf Bitten des Abtes ausgestellter päpstlicher Schutzbrief belegt.¹⁴ Bei den Zisterzienserinnen beanspruchte der Würzburger Bischof, speziell Hermann von Lobdeburg († 1254), freilich ohnehin weitgehende Gerichtsrechte und die Verfügungsgewalt über die weltlichen Angelegenheiten.¹⁵

Die Etablierungsphase der Zisterzienser war im frühen 13. Jahrhundert mit dem Aufkommen der Bettelorden (siehe das nächste Kapitel) in Franken noch nicht abgeschlossen, denn nun setzte (nicht

nur hier) eine erneute Gründungswelle vornehmlich von Nonnenkonventen ein: Schmerlenbach 1218, Frauenroth 1231, Maidbronn 1232, Himmelthal 1232, Heiligenthal 1233, Mariaburghausen 1237/1243, Seligenporten 1247 (möglicherweise aus einer Beginengruppe entstanden), Lichtenstern (bei Löwenstein) 1242, Gnadenthal 1243, Sonnefeld 1260, Kürnach vor 1292, Schlüssellau 1262/1290, Himmelkron 1280 und Himmelsthron 1343.¹⁶ Zahlreiche Gruppen frommer Frauen wollten nach den Regeln der Zisterzienser in strenger Klausur leben. Die zisterziensische Mystik erreichte mit ihnen ihren Höhepunkt. Nahezu alle Familien des einheimischen Adels nutzten die Neugründungen freilich auch als standesgemäße Versorgungsstätten ihrer Töchter und als reputierliche Grablegen. Als dahingehende Stifter traten die Herren von Stahleck, Orlamünde, Truhendingen, Abenberg, Berlichingen, Hohenlohe, Hohenzollern, Rieneck, Henneberg, Berneck, Schlüsselberg, Sonneberg oder Thüngen auf.

Indes, nicht nur Mönche und Nonnen, sondern auch Kanoniker, in Gemeinschaften zusammenlebenden Priester, gestalteten selbstredend das religiöse Leben in Franken. Aufgrund ihrer pastoralen Tätigkeit standen sie weit mehr in direktem Kontakt mit den Gläubigen als die Benediktiner oder gar die Zisterzienser. Beispielhaft genannt seien die Kanoniker in Aschaffenburg, Öhringen und diejenigen der drei Würzburger Stifte St. Stephan sowie der Kollegiatstifte Neumünster und Haug. Für die Bischöfe waren solche Gemeinschaften ein interessantes Instrument eigener Politik, blieben die in das Parochialsystem des Bistums eingebundenen Kanoniker doch anders als die Ordensangehörigen stärker der bischöflichen Gewalt

unterworfen. So kam die Umwandlung von Ansbach, Herrieden und Feuchtwangen in Kollegiatstifte den Bischöfen von Würzburg, Eichstätt und Augsburg durchaus gelegen. Eine Neugründung entstand 1295 in St. Nikolaus in Spalt.

Im Rahmen der Kanonikerreformbewegungen erlegten sich nicht wenige Stifte die Augustinusregel und damit ein strengeres gemeinschaftliches Leben auf. Ihre Mitglieder wurden zu Augustinerchorherren. Im Jahr 1102 etwa gründete der Dekan des Würzburger Stifts Neumünster den Chorherrenkonvent in Triefenstein; später entstanden Neunkirchen am Brand 1314, Langenzenn 1409 oder Birklingen 1457.

Die Prämonstratenser bildeten als Augustinerchorherren gar einen eigenen Orden aus. Das auf Norbert von Xanten († 1134) zurückgehende Prämonstratensertum, eine eigentümliche Verbindung von Kanonikat und Orden, von Seelsorge und Selbstheiligung, war dennoch kein solch geschlossener Organismus wie etwa der Zisterzienserorden. Dies zeigt sich vorrangig im Verzicht auf die Exemption von der Diözese. In Würzburg gründeten die Brüder auf die Initiative Norberts hin schon im Jahr 1126 die sog. „fränkische Tochter von Prémontré“. Typisch für die frühen Prämonstratenser waren Doppelklöster für Frauen und Männer, wie etwa in Oberzell. Um 1230 errichtete man für die Chorfrauen eine eigene Anlage in der Nachbarschaft der Abtei in Unterzell. In Rodach bei Coburg unterhielten die Prämonstratenser aus dem thüringischen Veßra, dem Hauskloster der Henneberger, seit 1135 eine Filiale. Um 1200 ließen sich Prämonstratenserinnen in Klostersulz nieder. Einmal mehr war der Eintritt adligen Damen vorbehalten.¹⁷

Das späte Mittelalter – Kartäuser, Bettel- und Ritterorden

Als die Neustiftungen für die Zisterzienser nachließen, kamen die Kartäuser nach Franken. Anders als erstere breiteten sich diese kontemplativ, in Einzelzellen (mit jeweils einem angegliederten Gärtchen pro Zelle) zusammenlebenden, klausurierten Religiösen nicht planmäßig über Filiationen aus. Weit eher reagierten sie auf Anfragen bereitwilliger Stifter. Die älteste Kartause Frankens entstand dabei auf Initiative der Elisabeth von Hohenlohe, einer Tochter der Grafen von Wertheim, aus einer zuvor von den Kanonikern aus Trüfstein bewohnten Anlage in Grünau um 1328. Aus der Prämonstratenserpropstei in Tüchelhausen ging um 1331 das Kartäuserkloster „*Cella Salutis*“, die Zelle des Heils, hervor. In Würzburg konnte 1352 das auf dem sog. Teufelsgarten erbaute, von Domherren, Bischof, Bürgern und Hohenzollern geförderte Kloster Engelsgarten geweiht werden. König Wenzel nahm im Jahr 1381 an der Grundsteinlegung der in Nürnberg durch die Großkaufleute Mendel gestifteten Kartause teil. Gleich am Fuß der Vogelsburg, auf der die Grafen von Castell ihr Karmelitenkloster förderten, stifteten Erkingen von Seinsheim und Anna von Bibra 1409 in Astheim eine Kartause. Eine letzte Gründung erfolgte in Ilmbach durch ein ortsansässiges Rittergeschlecht im Jahr 1453.¹⁸

Ein besonderes Abbild der veränderten Zeit aber waren die bereits genannten Bettelorden (Mendikanten). Mit dem Aufschwung der Städte und dem Verdrängungsprozess der Naturalwirtschaft durch die Geld- und Kreditwirtschaft korrelierten einschneidende sozio-ökonomische und -kulturelle Wandlungen, die im 13. Jahrhundert verstärkt erkennbar wurden.

Die mobil gewordene, nach Armut und Reichtum gegliederte Stadtgesellschaft bedingte eine Veränderung der kirchlichen Strukturen, denn die vom Papsttum (auch verbunden mit dem päpstlichen Jurisdiktionsprimat) zugedachten Aufgaben einer umfassenden Seelsorge und Bekämpfung der häretischen Strömungen konnten durch die vorhandenen traditionellen Orden und Verbände und den diözesangebundenen Klerus nicht mehr bewältigt werden. Das Mendikantentum war eine Reaktion hierauf und auf die sich zugleich seit dem 12. Jahrhundert stärker bahnbrechende innerkirchliche apostolische Armutsbewegung.¹⁹

Die frühe Lebensform Franz' von Assisi († 1226) und seiner Gefährten zeichnete sich durch die in ihrer Qualität ‚innovative‘ persönliche Armut und Wanderpredigt aus. Die Minderbrüder oder Barfüßer, wie sie sich nannten, zielten dabei nicht nur auf die eigene Selbsteheiligung, sondern auf diejenige der gesamten Kirche ab. Nachdem eine Niederlassung in Regensburg um 1219 scheiterte, war eine zweite Initiative im selben Jahr in Würzburg erfolgreich. Auch Bamberg folgte bald. Da die Stadt als Bischofssitz (ab 1245 sogar eines exemten Bistums) ein primäres Ziel der Franziskaner sein musste, hatte Marcus von Mailand bereits im Jahr 1223 einige Minderbrüder dorthin gesandt. Bei dem sog. Liebfrauensiechhaus (an der Stelle der heutigen Sebastians-Kapelle) vor der Stadt an einem nach Hallstadt führenden Handelsweg nahmen sie Quartier. Hier leisteten die Brüder wie Franziskus, den die Begegnung mit den Aussätzigen zur Bekehrung geführt hatte, ihre ersten Dienste an den Kranken und Hilfsbedürftigen.²⁰ Für den Umzug der Brüder in die innere Stadt kann das Jahr 1313 angenommen werden. Im Jahr 1224

kamen die Brüder nach Nürnberg. König Konrad IV. bestellte einen Nürnberger Patrizier, Konrad von Roth, zum Verwalter ihres Besitzes. Im Gegenzug erhielt er völlige Steuerfreiheit als Aufwandsentschädigung. Der Maria geweihte und vorrangig aus dem thüringischen Raum besiedelte Konvent in Coburg wurde wohl zwischen 1250 und 1270 von den einheimischen Adelsgeschlechtern der Schaumberger und Coburger gestiftet. Beide hatten sich zunächst (vielleicht sogar unter Zwischenschaltung der Sonneberger) in der anechs-meranischen Ministerialität befunden. Um 1281 begann man sich in Rothenburg zu etablieren. Erst im 15. Jahrhundert wurde die Kirche fertiggestellt. In Hof ließen sich die Brüder 1292 nieder. Die an der Saale unterhalb der Regnitzmündung gelegene Stadt – eine typische Flussufersiedlung – veränderte ihre Gestalt entscheidend, als im 13. Jahrhundert um den alten Siedlungskern königlicher Grundherrschaft eine städtische Neugründung angelegt wurde. Im Jahr 1348 kam noch ein Kloster der Klarissen (Barfüßerinnen), des weiblichen Zweiges der Franziskaner, hinzu. Kurz zuvor ließen sich Barfüßerinnen auch in Bamberg nieder. Sie rekrutierten sich zunächst teilweise aus Nürnberger Klarissen. Der dortige Konvent war schon um das Jahr 1279 aus einer Gruppe Magdalenerinnen (Reuerinnen) hervorgegangen.²¹ Noch älter war der wahrscheinlich schon um 1250 gegründete Klarissenkonvent des Agnetenklosters in Würzburg.

Die nach der Augustinusregel lebenden Dominikaner – ihre Wesensmerkmale bildeten Studium und Predigtauftrag – widmeten sich (von Kaiser Friedrich II. († 1250) mit dem Inquisitionsamt beauftragt) speziell der Bekämpfung der Häresie sowie mittels der Predigt der in-

tensivierten Seelsorge und der pastoralen Erfassung städtischer Schichten. Da ihre Ordensprovinz Teutonia um 1303 bereits 97 Klöster zählte, wurden die 47 nord- und mitteldeutschen Niederlassungen in die neu geschaffene Provinz Saxonia eingegliedert.²² Das Bamberger Predigerkloster war Bestandteil der älteren Provinz, die Namen und Rang beibehielt. Durch den Bischof von Würzburg zur Ketzerbekämpfung gerufen, ließen sich die Brüder zuerst, im Jahr 1228, also ausgesprochen frühzeitig, in dieser westlichsten Bischofsstadt Frankens nieder. Nach Nürnberg kamen sie 1275, nach Bamberg – Bischof Wulfing von Stubenberg war selbst Dominikaner – eher untypisch für eine Bischofsstadt recht spät, nämlich 1310. Frauenkonvente bestanden seit ca. 1248 im unter dem Schutz des Reichs stehenden, aus einer Beginengruppe hervorgegangenen Engelthal, über das im 14. Jahrhundert in Nürnberg und Umgebung die derbsten Witze kursierten. Seit 1248 finden wir Dominikanerinnen in Würzburg, seit 1258 in Rothenburg, wo die adligen Nonnen vom Rat der Stadt gezwungen wurden, eine Aufnahmequote an Bürgerliche einzuführen, seit 1268 in Frauenausrach, seit 1295 in Nürnberg oder nach 1419 im aus einer Klausur transformierten Kloster Kemmathen.²³

Auch die Augustinereremiten leisteten durch Predigt, Beicht hören und seelsorgliche Betreuung einen unabdingbaren Beitrag zur mittelalterlichen Volksseelsorge in Franken. Zugleich stehen sie mit ihren Schulen, etwa in Würzburg oder Münnerstadt, beispielhaft für die von Humanismus und mystischer Theologie geprägte, hochentwickelte Gelehrtenkultur des 15. Jahrhunderts. Der Orden, anfänglich ein durch das Papsttum auf Grundlage der Augustinusregel zusammengesetztes

Konstrukt aus verschiedenen Eremitenverbänden, hatte sich in Deutschland so zügig ausgebreitet, dass 1299 bereits 80 Häuser bestanden und die deutsche Provinz in vier kleinere Einheiten unterteilt werden musste. Die fränkischen Klöster gehörten der sächsisch-thüringischen Ordensprovinz an, mit Ausnahme Kulmbachs, das zur bayerischen zählte. Die meisten Konvente erwuchsen der zweiten und dritten Ausbreitungsphase des Ordens. Infolge der Gothaer Gründung kam Guido Salanus (der erste Provinzialprior für Deutschland) 1262 nach Würzburg, wo er zwei Brüder zur Errichtung eines Klosters zurückließ.²⁴ Eine der bedeutendsten Niederlassungen in Deutschland entstand um 1265 in Nürnberg. Die Pfleger dieses regen Austausch mit namhaften Denkern und Künstlern der Zeit (Beheim, Schedel, Pirkheimer, Dürer und andere) praktizierenden Konvents entstammten der Patriazierfamilie Ebner. Andere Klöster stellten das seit 1279 durch die Grafen von Henneberg geförderte Münnerstadt, seit 1291 Windsheim, eine Stadt, in der sich kein anderer Orden halten konnte, seit 1349 jenes Kulmbach, seit 1363 Königsberg oder seit 1373 Pappenheim dar.²⁵

Die aus einer Gruppe von Einsiedeleien auf dem Berg Karmel im Heiligen Land hervorgegangenen Karmeliten übernahmen eine zwischen 1206 und 1214 verfasste, von Kontemplation geprägte Regel des Patriarchen Albert von Jerusalem, die 1226 durch Papst Honorius III. bestätigt und auch von Papst Gregor IX. ausdrücklich als „*bullierte Regel*“ bezeichnet wurde. Erst durch die Regelmilderung „*Quae honorem conditoris*“ Papst Innozenz IV. im Jahre 1247, die etwa Niederlassungen in bewohnten Gegenden erlaubte, die das Fastengebot zugunsten derer, die sich auf Reisen befanden und ihren Lebensunter-

halt erbettelten, lockerte und so bald die Übernahme von seelsorgerischen Tätigkeiten ermöglichte, beschleunigte sich die endgültige Ausformung zum Bettelorden in Europa. Die frühesten Gründungen im deutschen Sprachraum befanden sich in Köln und Würzburg. Die Entstehung des dortigen Ordenshauses St. Barbara wird um 1252 angesetzt. Ihre siebente deutsche Niederlassung gründeten die Karmeliten in Bamberg um 1273. Das Kloster befand sich am Markt inmitten der „*civitas*“ von Bamberg, anders freilich als die 1282 durch die Grafen von Castell als Erbbegräbnisstätte gestiftete Vogelsburg. Weitere Konvente – allesamt lagen sie in der oberdeutschen Provinz – konnten sich ab 1287 in Nürnberg ansiedeln, ab 1290 (mit bischöflicher Hilfe) in Dinkelsbühl, ab ca. 1325 in Weissenburg, wo die Brüder dem Kult der hl. Kümmerin starken Auftrieb verliehen, ab 1352 in Neustadt a.d. Saale sowie ab ca. 1477 in Sparneck (eine der spätesten Klostergründungen und die einzige Ordensniederlassung in der Gegend um Münchberg).²⁶

Die weitläufige Verbreitung der geistlichen Ritterorden, vor allem des Deutschen Ordens, der Templer und Johanniter, kann als Spezifikum der fränkisch-thüringischen Region gelten. Das hohe Selbstbewusstsein der ansässigen Ritterschaft spiegelt sich darin mehr als eindrucklich wider. Kurz vor dem Eintreffen der Mendikanten war der Etablierungsprozess der Ritterorden in Franken nur in geringem Maße abgeschlossen. Infolgedessen sollten besonders sie den Bettelbrüdern in Fragen der Integration in bestehende Pfarrstrukturen als Konkurrenten in den Städten der Balleien Thüringen und Franken erwachsen. Namentlich der Deutsche Orden gewann in dieser Hinsicht an Bedeutung. In Ellingen stiftete der vom

Kreuzzug zurückgekehrte Walther von Elingen um 1210 eine für diese Zeit hochmoderne Spitalanlage. Kaiser Friedrich II. übereignete sie im Jahr 1216 dem Deutschen Orden. Weitere Deutschordenskommanden mit inkorporierten Pfarreien bestanden in Münnernstadt seit spätestens 1241 und (hervorgegangen aus der ehemaligen Benediktinerabtei) in Schweinfurt seit ca. 1280. Die Komturei Virnsberg, die einzige Höhenburg des Ordens, war ein Geschenk der Hohenzollern aus dem Jahr 1294.

Als ebenfalls von erheblicher Relevanz erscheinen die Templerkomturei in Bamberg mit ihren Tempelkammern in Höchststadt a.d. Aisch, Wachenroth und in Kronach, die 1250 letztmalig Schenkungen erhielt, zudem der 1129 entstandene Templerhof in Meiningen und das Haus der Tempelherren in Hammelburg seit ca. 1190.

Die Johanniter setzten sich um 1215 in Würzburg, auch mit einem Spital, fest. Ihre 1248 übernommene Anlage in Biebelried wandelten sie geradezu in eine Johanniterburg um. Andere Niederlassungen befanden sich in Mergentheim, Rothenburg oder Reichardsroth. Mit der Aufhebung des Templerordens im Konzil von Vienne 1312 erhielten die Johanniter darüber hinaus die meisten seiner Liegenschaften. In Bamberg allerdings, wo es keine Johanniter gab, beschenkte der Dominikanerbischof Wulfing die Franziskaner mit der dortigen Komturei.²⁷

In der Frage der Ordensexemption stellten die geistlichen Ritterorden ein entscheidendes Verbindungsglied zu den Mendikanten dar, denn ersteren gelang es in kurzer Zeit nach ihrer Entstehung, eine Fülle bedeutsamer Privilegien zu erwerben, die wiederum um so folgenschwerer ins Gewicht fielen, als die Ordensritter

nicht mehr an die „*stabilitas loci*“ gebunden waren. Diese Tatsache förderte nahezu überall fast zwangsweise die weitgehende Befreiung ihrer Niederlassungen von der bischöflichen Oberhoheit. Ihre vielfältigen Sonderrechte enthielten schon wesentliche Elemente für die privilegierten rechtliche Entwicklung der Bettelorden des 13. Jahrhunderts. Aufgrund zahlreicher Ordensklerikate übernahm vor allem der Deutsche Orden die Seelsorge in nicht wenigen Gemeinden, so dass einige Ortspfarrer (samt ihren Gemeinden) tatsächlich bald nicht mehr dem Bischof, sondern dem Ordenskapitel unterstanden.

Das Religiosentum im Spannungsfeld von Eigen- und Fremdbestimmung

Von der großen Vielfalt der in Franken vertretenen religiösen Gemeinschaften konnte hier allenfalls ein schmaler Ausschnitt präsentiert werden. Die Beginen etwa, die in Nürnberg oder Würzburg vertretenen Reuerinnen (gefallene Frauen, die in Gemeinschaft ein neues, gottgefälliges Leben führen wollten) oder die im unterfränkischen Königsberg beheimateten Schwestern von der Agelblume (wohl ein europäisches Unikat), die als Tertiärinnen der Augustiner-Eremiten keinen Habit, sondern lediglich einen markanten Ledergürtel und eine Akelei-Brosche über der weltlichen Kleidung trugen sowie ihre Leiterin als Königin betitelten, fanden keine oder nur geringe Beachtung.²⁸ Fest steht jedenfalls, dass alle religiösen Gemeinschaften in ein kompliziertes von Gegnerschaft und Symbiose unter Spannung gesetztes Beziehungsgeflecht eingebunden waren:

Momente von Ablehnung und Zusammenarbeit bestanden zwischen einzelnen Konventen gleicher oder verschiedener



Abb. 3: Im Jahr 854 oder 855 brennen der Dom und das angegliederte Stift zu Würzburg ab. Einige Brüder starben; die Reliquien konnten gerettet werden. (Bischofschronik des Lorenz Fries, Universitätsbibliothek Würzburg, M.ch.f.760, fol. 39r. [um 1574]).

Observanz und im Verhältnis der Gesamtorden (resp. Verbänden) zu ihren Klöstern ebenso wie zwischen diesen und den Bischöfen, weltlich-adligen Herren oder der städtischen Bevölkerung. Letztere standen in der Regel wiederum selbst in Konkurrenz zueinander. In diesem Rahmen unterlagen das geistige Potential, die ökonomische Kraft und infolgedessen das Renommee der Konvente ständigen Fluktuationen – sei es aufgrund neuer Gruppen oder sich wandelnder gesellschaftlicher Strukturen, politischer Entscheidungen, theologischer Strömungen, innerreligiöser Erneuerungsversuche, persönlicher Vorlieben der Stifter oder Bränden und Pestkatastrophen geschuldeten Notzeiten. Innerhalb dieses komplexen Spannungsfeldes aus Eigen- und Fremdbestimmung bedurfte die dem Wunsch nach bestmöglicher Entfaltung erwachsende Sinnfrage nach der Bewahrung der eigenen Ideale durch Anpassung oder Ablehnung nicht nur einer immer neuen Beantwortung. Die Antwort verlangte darüber hinaus eine ständig aktualisierte

praktische Ausformung über bisweilen detaillierte Rechtsbestimmungen (z.B. in Form von Verträgen).

Schon in der Wahl ihrer Niederlassungen etwa zeigten die in Franken tätigen Bettelorden, und hier namentlich die Karmeliten, im Vergleich u.a. zu den Zisterziensern, eine erstaunliche Flexibilität. Die Karmeliten, die ein aus der Erinnerung an die Einsiedeleien auf dem Berg Karmel und der Leitgestalt des Propheten Elias gewebtes mystisches Band weit stärker zusammenhielt als ein kongruenter praktischer Lebensvollzug, arrangierten sich merklich mit den ihnen angebotenen Lokaltäten. Während die Brüder etwa auf der Vogelsburg ihr Augenmerk auf die indirekte Seelsorge und den eremitisch-kontemplativen Aspekt ihrer Lebensform legten, kennzeichnete die Bamberger Karmeliten ihr ausgedehntes, bisweilen aggressives Terminierwesen. Terminierhäuser dienten als Stützpunkte der Mendikanten zum Betteln, Predigen und Beichthören in Gegenden ohne eigene Niederlassung. Im Jahr 1315 wurden die

Bamberger Karmeliten auch in der Administration des Ordens aktiv: Als Definitoren der oberdeutschen Provinz übten sie selbst Einfluss auf die Besetzung der umliegenden Konvente aus.²⁹ Das markante und bei den Mitgliedern anderer Orden Unmut erregende gestreifte Ordensgewand hatten sie mit Erlaubnis Papst Honorius' IV. schon im Jahr 1287 durch ein weißes ersetzt.³⁰

Die Franziskaner in Hof kämpften mit ganz anderen, in gewisser Weise positiven Problemen. Wegen fehlender Zuwendungen der Stifterfamilie waren sie vorrangig auf Gaben des umliegenden Adels und der Bürger der Stadt angewiesen. Infolgedessen konnten sie sich ein hohes Maß an Eigenbestimmung, vor allem in Bezug auf das Armutsideal, bewahren. Erst nach 60 Jahren (1353) nahmen sie gestifteten festen Besitz in Gestalt einer Liegenschaft an. Bis dahin gab es hier auch keinen Anlass zu einer spirituellen Erneuerung.³¹ Dennoch, die dauerhafte Reform, die im allgemeinen die Umsetzung eines strengeren Lebens in Besitzlosigkeit beinhaltete, gehört zu den bekannten Phänomenen innerhalb des Religiosentums, auch in Franken, von den Benediktinern bis zu den Augustinern, und über die Zeiten hinweg. Nicht selten wurden Reformen, wie u.a. im Falle der benediktinischen Reformbewegungen von Gorze, Hirsau oder (später) Bursfelde und der franziskanischen Observanz, (neben der Ordens- oder Verbandsleitung und den Bischöfen) auch von weltlich-adligen Wohltätern vorangetrieben.

Die Förderung der Religiösen durch ihre jeweiligen Stifterfamilien korrelierte jenseits der intendierten Stiftermemoria und den eigenen Grablegen dabei auch im fränkischen Raum eindeutig mit der politischen Interessenlage und war nur selten einer besonderen ‚Vorliebe‘ für eine be-

stimmte religiöse Gruppierung geschuldet. Die Henneberger beispielsweise stifteten reichhaltig an die Coburger Franziskaner und die Münnerstädter Augustinereremiten. Sie förderten damit bewusst die gegen das Hochstift Würzburg gerichteten städtischen Ausbaugelände ihres Machtkomplexes, während sie gegenüber den Minderbrüdern in Meiningen, den Augustinern in Schmalkalden und den Wilhelmiten in Sinnershausen und Wasungen – allesamt in ihrem Thüringer Einflussbereich – eher weniger großzügig auftraten.³²

Eine wichtige Rolle bei der Etablierung diverser Gemeinschaften, namentlich der Zisterzienser, Kartäuser und der Bettelorden, spielten seit jeher auch von tiefer Frömmigkeit inspirierte weibliche Gönnerinnen. Das Kalendarium der Bamberger Karmeliten und das Totenbuch der dortigen Franziskaner beispielsweise verzeichnen nicht wenige überregionale Stifterinnen, etwa Königin Gertrud von Hohenberg (als Gemahlin Rudolfs von Habsburg unter dem Namen Anna, † 1291) im Fall der Karmeliten. Auf Wunsch Gertruds und auf Antrag des Domkapitels hatte der Bamberger Bischof Berthold das Karmelitenkloster in der Au 1279 unter seinen Schutz gestellt. Der gesamte Konvent verpflichtete sich im Gegenzug, das Kloster und den umliegenden Garten nur mit Erlaubnis des Bischofs zu erweitern, zu predigen und Beichte zu hören sowie ohne seine Sondergenehmigung nur Ordensmitglieder auf dem Klosterfriedhof zu bestatten. In allen ihren Ordenshäusern wollten die Religiösen für den Bischof beten.³³

Was hier anklingt, ist erneut jenes Phänomen, das die Entwicklung der Bettelorden ebenso prägte wie bald das städtische Selbstverständnis: das Problem des Eindringens der Bettel- und der Ritter-

orden in die kirchenorganisatorischen Strukturen um Seelsorge und Bestattung. Die diesbezügliche Sensibilisierung der Konvente für die unausweichliche Konkurrenzlage zeigt sich beispielhaft in den genau definierten Bestimmungen des 1340 eingerichteten Meininger Terminierhauses in Münnerstadt oder in den Bestimmungen der karmelitischen Provinzkapitel 1314 und 1316 sowie deren Ordenskonstitutionen von 1324. Danach drohte einem Prior die Amtsenthebung, wenn er seinen städtischen Bettel- und Predigtbereich verließ; das unrechtmäßig Erbettelte musste restituiert werden.³⁴ Während es den Dominikanern aus Plauen nicht gelang, sich aufgrund der starken Präsenz der Franziskaner in Hof ebenda niederzulassen, machte die starke Position des Pfarrklerus in Würzburg eine Allianz sämtlicher Mendikantenorden geradezu notwendig. Die Streitigkeiten zwischen dem Coburger Stadtpfarrer und den Franziskanern wurden insofern gelöst, als die Steingasse im Süden des Klosters eine auf dem Gebiet der Seelsorge auch urkundlich festgeschriebene Interessengrenze bildete.³⁵ In Hof allerdings eskalierte die Lage: Der Oberpfarrer von St. Lorenz, Johann von Schafstädt, muss um 1322 mehrfach die Kirche der Minderbrüder aufgesucht haben, um während der Gottesdienste den Bann über alle anwesenden Pfarrangehörigen auszusprechen und ihnen bei ihrer Gehorsamspflicht zu befehlen, ihm zu folgen. Dagegen erhob u.a. der Guardian Heinrich Klage beim Bischof und erhielt recht.³⁶

Noch komplizierter gestaltete sich die Situation, wenn bereits ein Orden das Patronatsrecht über die Parochialkirche besaß, wie im Fall des Deutschen Ordens in Münnerstadt. Die dortigen Augustiner-eremiten waren derart engagiert, dass der

daraus resultierende Konflikt bereits ein Jahr nach Eintreffen der Brüder, 1279, einer Schlichtung bedurfte. Die Religiösen mussten sich vertraglich verpflichten, von niemandem die Beichte abzunehmen, der nicht schon vorher beim Ortspfarrer (einem Deutschordensherrn) gebeichtet habe, kein Pfarrkind, sondern nur Ordensangehörige und auswärtige Gläubige zu beerdigen, nicht ohne Erlaubnis des Pfarrers die Kommunion zu spenden, während einer Messe in der Pfarrkirche keinen Gottesdienst zu halten und von allen Legaten und Mess-Stipendien ein Drittel der Pfarrei abzuliefern. Die Augustiner, die diese nahezu völlige Ausschaltung einer effektiven Seelsorge dennoch, etwa mithilfe finanzieller Unterstützungen durch die Zisterzienserinnen aus Frauenroth und mittels permanenter Vertragsbrüche überstanden, erwirkten im Jahr 1284 im Würzburger Dom einen zweiten Vergleich, der die Bestattung von Geringvermögenden oder die Zweitbeichte bei den Augustinern legitimierte. Die Aufnahme und Einkleidung von Beginen aber war ohne Erlaubnis des dortigen Pfarrers ausdrücklich untersagt. Die Kompromisslösung diente mithin als Modell für eine Schlichtung der Streitigkeiten zwischen den Minoriten, d.h., den Franziskanern, und den Deutschherren in Rothenburg im Jahr 1290 durch Bischof Manegold von Würzburg. Allein, die Augustiner strengten gute 50 Jahre später eine erneute Vertragsänderung an: Im Jahr 1342 holten sie ein Gutachten dreier Auditoren des päpstlichen Gerichtshofes und 1345 ein weiteres von einigen päpstlichen Kanonikern ein, welche die Gültigkeit der Vereinbarungen von 1284 kirchenrechtlich widerlegten. Inwieweit diesem Vorhaben der Eremiten Erfolg beschieden war, ist aus den Quellen nicht ersichtlich.³⁷



Abb. 4: Die Würzburger Kanoniker verhandeln im Jahr 1441 mit dem Deutschen Orden über die Abtretung des verschuldeten Hochstifts an den Orden. Der Plan scheiterte am Einspruch des Mainzer Erzbischofs. (Bischofschronik des Lorenz Fries, Universitätsbibliothek Würzburg, M.ch.f.760, fol. 435v. [um 1574]).

Für den Rat von Münnerstadt freilich kamen die Augustiner wie gerufen, da sie den in der Stadt immer mächtiger werden den Deutschordensherren eben jene Konkurrenz machten. Auf der anderen Seite profitierten die Religiösen (ähnlich wie ihre Ordensbrüder in Schmalkalden und zuvor die Coburger Franziskaner) von den Stadtrechtsverleihungen für ihre Städte durch Ludwig den Bayern († 1347). Ein weiterer mit dem Vorhandensein eines Bettelordenskonvents konnotierter Vorteil lag in der Aufrechterhaltung der gottesdienstlichen Handlungen, wie sie die Hofer Minoriten während des umfassenden Interdiktes gegen die Stadt von 1322 tätigten.³⁸ Zudem traten die Bettelbrüder durch ihre umfangreichen Ketzerpredigten hervor, im Bistum Würzburg etwa die vom Bischof gerufenen Dominikaner oder der ehemalige Augustinerprovinzial und spätere Theologieprofessor in Würzburg, Hermann von Schildesche († 1357).

Wie im Fall der allgemeinen Seelsorge

war auch das Begräbnisrecht aufgrund der Stiftung von Seelmessen mit ökonomisch relevanten Einnahmen verbunden, auf die weder der Pfarrklerus noch die religiösen Gemeinschaften verzichten wollten. Die Würzburger Diözesansynode von 1314 beispielsweise legte ausdrücklich fest, dass der Leichnam unter allen Umständen zunächst in die Pfarrkirche zu überführen und dort die erste Messe für den Verstorbenen zu feiern sei.³⁹ Erst danach durfte er zur Bestattung ins Kloster gebracht werden, was bisweilen geradezu makabere Züge annehmen konnte. Die Bettelbrüder mussten ferner ein Viertel der von den Kollekten der Leichenfeier erhaltenen „*portio canonica*“ dem Pfarrklerus abgeben.

Eine dauerhafte Regelung auch für die Seelsorge gelang dem Würzburger Bischof Otto von Wolfskeel im Jahre 1340 mit der (zusätzlich in deutscher Volkssprache publizierten) Neuordnung des Beichtrechtes bei Ordensleuten. Nach dieser weiteren

Kompromisslösung war jeder Gläubige verpflichtet, einmal jährlich seine Sünden dem Pleban, also dem zuständigen Pfarrer, zu bekennen und wenigstens zur Osterzeit von diesem die heilige Kommunion zu empfangen. Die von ihren Oberen ausgewählten und zur Spendung des Bußsakramentes dem Diözesanbischof vorgestellten Priester aus den Bettelorden hatten nun die Vollmacht und Erlaubnis, die Beichten derjenigen zu hören, die ihnen freiwillig ihre Sünden bekennen wollten, diesen eine heilsame Buße aufzuerlegen und die Absolution zu erteilen, jedoch nur in den Gebieten, für die sie dem Bischof präsentiert worden seien. Die Pfarrkinder, die ihre Sünden bereits einem Ordensgeistlichen gebeichtet hatten, brauchten dies nicht erneut vor dem Pfarrer zu tun.⁴⁰ Spätestens mit dieser Bestimmung war die Gleichwertigkeit in der qualitativen Stellung der Beichtnehmer im Vergleich zum Pfarrer als „*Sacerdos proprius*“ erreicht, die „*cura extraordinaria*“ für die Mendikanten gesichert und damit die allgemeine Akzeptanz der Seelsorge durch die Bettelbrüder gemeinhin erreicht.

Bereits zuvor, im Jahr 1296, hatte die Kurie dem Minoritenorden endgültig die Übernahme der Seelsorge in den Klarissenklöstern auferlegt. Unter dem Generalat Johanns von Vercelli schrieb Papst Clemens IV. im Jahr 1267 die lang umstrittene Seelsorge auch der Dominikaner für ihre Ordensschwwestern fest.⁴¹ Für die Bamberger Klarissen ist diese Beichttätigkeit seit ihrer Konventsgründung durch die dortigen Franziskaner belegt. Das Verhältnis beider Konvente war sogar derart gut, dass sich zahlreiche Beichtväter bei den Klarissen bestatten ließen.⁴²

Immer wieder tauchen die großen Bischofsgestalten des fränkischen Raums als Förderer der Klöster auf. Allen voran

ist wohl Otto von Bamberg zu nennen, der aktiv mit der Gründung, Ansiedlung oder Reform zahlreicher Klöster und Gemeinschaften hervortrat. Anzuführen sind u.a. die Benediktinerkonvente auf dem Michelsberg, in Bamberg St. Getreu (Propstei), in Michelfeld (Auerbach), in Münchaurach, Banz, Prüfening, das Bamberger Kollegiatstift St. Jakob, die Zisterze Langheim, ferner das Prämonstratenserstift in Veßra und viele andere Konvente in und außerhalb von Franken. Die im Jahr 1189 erfolgte Heiligsprechung des im Kloster Michelsberg bestatteten Otto hatten die dortigen Mönche erfolgreich betrieben. Ihre Kirche wurde zur Wallfahrtskirche. Ein ähnlich aktives Pendant zu Otto stellte der Würzburger Bischof Herrmann von Lobdeburg dar. Die Bamberger Domikanerbischöfe Wulfig, Johannes und Heinrich II. allerdings wandten sich zwischen 1310 und 1328 trotz einer konventsübergreifenden Förderung aller Orden vorrangig den Predigerbrüdern zu.

Indes, nicht selten betrieben die Bischöfe auf Kosten der Klöster auch Territorialpolitik. Bisweilen jedoch scheiterten sie: Der Bischof von Regensburg etwa wollte mit Friedrich II. einen Tauschvertrag abschließen. Darin sollten die entfernte, aber doch im Machtbereich des Bischofs liegende Stadt Nördlingen sowie das Dorf und die Propstei in Öhringen an das Reich gehen. Im Gegenzug hätte der Bischof gerne die vor seiner Haustür gelegenen reichsunmittelbaren Klöster Ober- und Niedermünster unter seine Kontrolle gebracht. Die streitbaren Äbtissinnen protestierten im Jahr 1216 auf dem Reichstag und bekamen Recht.⁴³

Festzuhalten bleibt, Franken war und blieb für die religiösen Gemeinschaften offenkundig – trotz oder gerade wegen des komplexen Machtgefüges und der vielen

potentiellen Gönner – in mancherlei Hinsicht ein idealer Nährboden eigener Verwirklichung. Auf der anderen Seite und ebenso offenkundig lag den zahlreichen Herrschaftsträgern vor Ort in geistlicher, in politischer wie in ökonomischer Hinsicht viel an einer Ansiedlung der Klosterleute. Über die Zeiten hinweg und auf dem Weg zur inneren Selbstheiligung leisteten die verschiedenen Ausformungen des Religiosentums einen enormen Beitrag zur Kultivierung und Sicherung des Landes, zur Etablierung lokaler Heiligenkulte (Kilian, Burkhard von Würzburg, Otto von Bamberg, Walburga) oder zum Seelenheil und zur Ausbildung ihrer jeweiligen Klientel. Als gern gesehene Zeugen traten sie bei unzähligen geschäftlichen Transaktionen auf. In vornehmlich den Bettel- und Ritterorden angegliederten Hospitälern leisteten sie Krankenpflege. Immer wieder dienten die Klöster auch als Versorgungsstätten für nachgeborene Söhne, für Töchter oder Witwen und als heilbringender Begräbnisort. In Bamberg waren die Franziskaner gar für ihre Wasserleitungen berühmt.

Die Klöster waren zu grundlegenden Strukturelementen geworden, welche die

Region Frankens nachhaltig prägten. Im ausgehenden 14. Jahrhundert sollen hier bereits ca. 150 Klöster bestanden haben – eine immense Zahl in einem äußerst heterogenen Raum – wahrhaftig eine kulturtragende Vielfalt in der Vielfalt.

Dr. Jörg Sonntag studierte Mittelalterliche Geschichte und evang. Theologie in Dresden und Marburg. Er promovierte sich mit einer Arbeit zur Ritualwelt hochmittelalterlicher Klöster. Seine Forschungsschwerpunkte bilden ferner die mittelalterliche Bibelrezeption, Sport und Spiel in der Vormoderne sowie die Theologie des Augustinus. Nach Aufhalten in Leeds, Gent, Lleida und Princeton forscht er nun als Mitarbeiter der „Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig“ im Projekt „Klöster im Hochmittelalter. Innovationslabore europäischer Lebensentwürfe und Ordnungsmodelle“ in Dresden. Seine Anschrift: Forschungsstelle für Vergleichende Ordensgeschichte an der Technischen Universität Dresden, 01062 Dresden, Joerg.Sonntag@tu-dresden.de.

Kurzbibliographie:

- Backmund, Norbert: Die kleineren Orden in Bayern. Windberg 1974.
 Lukas-Götz, Elisabeth u.a. (Hrsg.): Mittelalterliche Klöster und Stifte in Bayern und Franken. Aufsätze von Wilhelm Störmer. St. Ottilien 2008.
 Meyer, Otto: Oberfranken im Hochmittelalter. Politik – Kultur – Gesellschaft. Bayreuth 1973.
 Peterson, Jürgen: Franken im Mittelalter. Identität und Profil im Spiegel von Bewusstsein und Vorstellung (= Vorträge und Forschungen, Sonderband 51). Ostfildern 2008.
 Roser, Hans: Klöster in Franken. Freiburg 1988.
 Sehi, Meinrad: Die Bettelorden in der Seelsorgsgeschichte der Stadt und des Bistums Würzburg bis zum Konzil

von Trient. Eine Untersuchung über die Mendikanten-seelsorge unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in Würzburg (= Forschungen zur fränkischen Kirchen- und Theologiegeschichte). Würzburg 1981.

Zwanzig, Christof: Gründungsmythen fränkischer Klöster im Früh- und Hochmittelalter (= Beiträge zur Hagiographie, Bd. 9). Stuttgart 2010, S. 79–159.

Anmerkungen:

- 1 Zu den Machtstrukturen in Franken siehe: Peterson, Jürgen: Franken im Mittelalter Identität und Profil im Spiegel von Bewusstsein und Vorstellung (= Vorträge und Forschungen, Sonderband 51). Ostfildern 2008,

- S. 67–186; Meyer, Otto: Oberfranken im Hochmittelalter. Politik – Kultur – Gesellschaft. Bayreuth 1973.
- 2 Wendehorst, Alfred: Franken (Landschaft), in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 4, Stuttgart 2003, Sp. 731.
 - 3 Zur Missionierung Kolumbans und seiner Nachfolger siehe: Prinz, Friedrich: Frühes Mönchtum im Frankenreich. Darmstadt 1988, S. 121–151; Löwe, Heinz (Hrsg.): Die Iren und Europa im frühen Mittelalter, Bd. 1. Stuttgart 1982, darin besonders Wendehorst, Alfred: Die Iren und die Christianisierung Mainfrankens, S. 239–329.
 - 4 Vita Wynnebaldi abbati Heidenheimensis, in: Monumenta Germaniae Historica. Scriptores, Bd. 15. Hannover 1887, S. 106–117; vgl. dazu auch: Gottschaller, Eva: Hugelburc von Heidenheim. Philologische Untersuchungen zu den Heiligenbiographien einer Nonne des 8. Jahrhunderts (= Münchener Beiträge zur Mediävistik und Renaissance-Forschung, Bd. 12). München 1973 und Zwanzig, Christof: Gründungsmythen fränkischer Klöster im Früh- und Hochmittelalter (= Beiträge zur Hagiographie, Bd. 9). Stuttgart 2010, S. 79–159.
 - 5 Zu den jeweiligen Gründungsdaten siehe Roser, Hans: Klöster in Franken. Freiburg 1988, S. 41–82. Zur Frühzeit der Klöster siehe auch: Lukas-Götz, Elisabeth u.a. (Hrsg.): Mittelalterliche Klöster und Stifte in Bayern und Franken. Aufsätze von Wilhelm Störmer. St. Ottilien 2008.
 - 6 Bedeutung der Aachener Synode siehe Semmler, Josef: Die Beschlüsse des Aachener Konzils im Jahr 816, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 74 (1963), S. 15–82.
 - 7 Zur Metaphorik des christlichen Klosters siehe: Sonntag, Jörg: Klosterleben im Spiegel des Zeichenhaften. Symbolisches Denken und Handeln hochmittelalterlicher Mönche zwischen Dauer und Wandel, Regel und Gewohnheit (= Vita regularis, Abhandlungen, Bd. 35). Berlin 2008, S. 46–119.
 - 8 Zu den Daten siehe Roser: Klöster (wie Anm. 5), S. 83; Link, Georg: Klosterbuch der Diözese Würzburg, Bd. 2. Würzburg 1876, S. 3; Oppermann, Bernhard: Die thüringischen Klöster vor 1800. Eine Übersicht. Leipzig–Heiligenstadt 1959, S. 9 u. Butz, Reinhardt: Das Kloster Mönchröden und sein territorialpolitisches Umfeld von der ersten Nennung 1149 bis zum Ausgang des Mittelalters, in: ders./Melville, Gert (Hrsg.): 850 Jahre Mönchröden. Die ehemalige Benediktinerabtei von der ersten Erwähnung 1149 bis zur Reformation (= Schriftenreihe der Historischen Gesellschaft Coburg e.V. 13). Coburg 1999, S. 37.
 - 9 Zu den Reformbewegungen um Gorze (sowie Trier und Metz) siehe: Hallinger, Kassius: Gorze – Kluny. Studien zu den monastischen Lebensformen und Gegensätzen im Hochmittelalter. Graz 1971 u. Hochholzer, Ernst: Die Lothringische ‚Gorzer‘ Reform, in: Faust, Ulrich/Quarthal, Franz (Bearb.): Die Reformverbände und Kongregationen der Benediktiner im deutschen Sprachraum (= Germania Benedictina, Bd. 1). St. Ottilien 1999, S. 43–87.
 - 10 Zur Hirsauer Reform siehe: Jakobs, Hermann: Die Hirsauer. Ihre Ausbreitung und Rechtsstellung im Zeitalter des Investiturstreits (= Kölner historische Abhandlungen, Bd. 4). Köln–Graz 1961 sowie Wollasch, Joachim: Cluny. Licht der Welt. Düsseldorf 2002.
 - 11 Roser: Klöster (wie Anm. 5), S. 166.
 - 12 Zu den Daten siehe: ebd., S. 167f.; vgl. auch: Wollenberg, Klaus: Zisterzienser in Altbayern, Franken und Schwaben (= Hefte zur Bayerischen Geschichte und Kultur, Bd. 7). Bayreuth 1988 oder Hotz, Joachim: Zisterzienser in Oberfranken. Ebrach – Langheim – Sonnefeld – Himmelkron – Schlüssellau. Regensburg 1989.
 - 13 Vgl.: Goetz, Elke: Das Zisterzienserkloster Ebrach und die Päpste bis zu Innozenz III., in: Jahrbuch für Fränkische Landesforschung 57 (1997), S. 38f. u. Guttenberg, Erich von/Wießner, Wolfgang: Quellen zur Besitz- und Wirtschaftsgeschichte des Klosters Ebrach, in: Jahrbuch für Fränkische Landesforschung 3 (1937), S. 13–51.
 - 14 Staatsarchiv Bamberg, BU 624 (1246 September 25). Die Urkunde richtet sich an den gesamten Orden.
 - 15 Vgl.: Kuhn-Refus, Maren: Zisterzienserinnen in Deutschland, in: Elm, Kaspar (Hrsg.): Die Zisterzienser. Ordensleben zwischen Ideal und Wirklichkeit (= Schriften des Rheinischen Museumsamtes, Bd. 10). Bonn 1980, S. 128f.
 - 16 Zu den Daten siehe: Roser: Klöster (wie Anm. 5), S. 195–234. Zu den Frauen siehe auch Schraut, Elisabeth: Zisterzienserinnen in Franken. Aspekte des Lebens der Nonnen, in: Brückner, Wolfgang/Lenssen, Jürgen (Hrsg.): Zisterzienser in Franken. Das alte Bistum Würzburg und seine einstigen Zisterzen (= Kirche, Kunst und Kultur in Franken, Bd. 2). Würzburg 1991, S. 30f.
 - 17 Zu den Daten siehe: Roser: Klöster (wie Anm. 5), S. 136–165.
 - 18 Siehe dazu: Zermatten, Coralie: Der Kartäuserorden in Franken im Mittelalter (1328–1525), in: Coburger Geschichtsblätter 18 (2010), S. 3–12; siehe auch ihren Beitrag im vorliegenden Heft: Zermatten, Coralie: Kartäuser in fränkischen Städten: Bürger und Gedächtnis.
 - 19 Zum epochalen Wandlungsprozess siehe: Moore, Robert I.: Die erste europäische Revolution. Gesellschaft und Kultur im Hochmittelalter (Europa Bau- en). München 2001 u. Haas, Wolf Dieter: Welt im Wandel. Das Hochmittelalter. Stuttgart 2002.
 - 20 Vgl.: Paschke, Hans: Das Franziskanerkloster an der Schranne zu Bamberg, in: Bericht des Historischen Vereins Bamberg 110 (1974), S. 176–184 u. Mazet, Vinzenz: Das ehemalige Franziskanerkloster Bamberg, in: Bayerische Franziskanerprovinz (Hrsg.): Bavaria Franciscana Antiqua. Ehemalige Franziskanerklöster im heutigen Bayern, Bd. 1. München 1955, S. 452.

- 21 Zu den Daten siehe: Roser: Klöster (wie Anm. 5), S. 258–275 sowie Opfermann: Klöster (wie Anm. 8), S. 59.
- 22 Vgl.: Frank, Isnard Wilhelm: Dominikanerorden, in: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 3. Freiburg u.a. 1995, Sp. 311.
- 23 Zu den Daten siehe: Roser: Klöster (wie Anm. 5), S. 269 u. 278–289.
- 24 Vgl.: Baier, Johannes: Geschichte des alten Augustinerklosters Würzburg. Würzburg 1895, S. 17 u. Wendehorst, Alfred: Orden und religiöse Gemeinschaften, in: Kolb, Peter/Krenig, Ernst-Günter (Hrsg.): Unterfränkische Geschichte, Bd. 2. Würzburg 1993, S. 255f.
- 25 Zu den Daten siehe: ebd. und Roser: Klöster (wie Anm. 5), S. 309–323.
- 26 Zu den Daten siehe: Roser: Klöster (wie Anm. 5), S. 296–308.
- 27 Zu den Ordensrittern in Franken siehe: ebd., S. 244–250; Weiß, Dieter J.: Die Geschichte der Deutschordens-Ballei Franken im Mittelalter (= Darstellungen aus der fränkischen Geschichte, Bd. 39). Neustadt a.d. Aisch 1991; Stützel, Ada: Auf den Spuren des Deutschen Ordens in Franken. Erfurt 2006 sowie Tenner, Christian: Die Ritterordensspitäler im süd-deutschen Raum (Ballei Franken). Ein Beitrag zum frühesten Gesundheitswesen. München 1969.
- 28 Zu den Schwestern von der Agelblume siehe knapp: Backmund, Norbert: Die kleineren Orden in Bayern. Windberg 1974, S. 21f.
- 29 Siehe dazu die Ausführungen bei: Deckert, Adalbert: Das ehemalige Karmelitenkloster zu Bamberg in der Au, in: Bericht über Bestand und Wirken des Historischen Vereins zu Bamberg 91 (1952), S. 117f.
- 30 Siehe dazu: Jotischky, Andrew: The Carmelites and Antiquity. Mendicants and their Pasts in the Middle Ages. New York 2002, S. 45–47.
- 31 Siehe dazu: Dietlein, Ernst/Jäger, Adolf: Chronik der Stadt Hof. Teil 4: Kirchengeschichte. Hof 1955, S. 113.
- 32 Vgl. u.a.: Henning, Eckart: Die Entwicklung der Landesherrschaft zwischen dem nördlichen Thüringer Wald und dem südlichen Maingebiet am Beispiel der Grafschaft Henneberg (1078–1583), in: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst. 24 (1972), S. 1–36 u. Sonntag, Jörg: Das mittelalterliche Mendikantentum im fränkisch-thüringischen Grenzraum von seinen Anfängen bis um 1350. Eine Studie zur klösterlichen Durchdringung der Region im Spannungsfeld von Eigen- und Fremdbestimmung. Ungedr. Magisterarbeit, TU Dresden 2002, S. 47–61.
- 33 Siehe dazu: Ussermann, Aemilian (Hrsg.): Episcopatus Bambergensis sub sede Apostolica Chronologica ac Diplomatice illustratus. Hgg. v. Ae. Ussermann (Germaniae Sacra in Provincias ecclesiasticas et Dioeceses distributa). St. Blasien 1802, Codex Probationum, Nr. 22; vgl. Sonntag: Mendikantentum (wie Anm. 32), S. 127.
- 34 Siehe dazu: Zimmermann, Benedictus (Hrsg.): Monumenta Historica Carmelitana. Lérin 1907, Rubr. II, Nrn. 5 u. 6, S. 21f.
- 35 Vgl.: Sehi, Meinrad: Die Bettelorden in der Seelsorgsgeschichte der Stadt und des Bistums Würzburg bis zum Konzil von Trient. Eine Untersuchung über die Mendikantenseelsorge unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in Würzburg (= Forschungen zur fränkischen Kirchen- und Theologiegeschichte). Würzburg 1981, S. 19 (Einleitung).
- 36 Siehe dazu: Kirsch, Christian A: Geschichte der Stadt Hof unter der Regierung der Vögte von Weida und der Burggrafen von Nürnberg, in: Bericht des nordoberfränkischen Vereins für Natur-, Geschichts- und Landeskunde in Hof 6 (1913), S. 11–15.
- 37 Vgl.: Sonntag: Mendikantentum (wie Anm. 32), S. 112–114 und Dinklage, Karl: Fünfzehn Jahrhunderte Münnerstädter Geschichte. Münnerstadt 1935, S. 55f.
- 38 Siehe dazu: Dietlein/Jäger: Kirchengeschichte (wie Anm. 31), S. 34 u. Sonntag: Mendikantentum (wie Anm. 32), S. 92f.
- 39 Himmelstein, Franz Xaver (Hrsg.): Synodicon Herbipolense. Geschichte und Statuten der im Bisthum Würzburg gehaltenen Concilien und Diözesansynoden. Würzburg 1855, S. 160.
- 40 Der Beschluss ist abgedruckt in: Monumenta Boica, Bd. 40. München 1870, S. 313–316.
- 41 Vgl. u.a. die Ausführungen bei: Grundmann, Herbert: Religiöse Bewegungen im Mittelalter. Untersuchungen über die geschichtlichen Zusammenhänge zwischen der Ketzerei, den Bettelorden und der religiösen Frauenbewegung im 12. und 13. Jahrhundert und über die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Mystik. 4. Aufl. Darmstadt 1977, S. 284–303 u. 310f.
- 42 Die Tätigkeit der Franziskanerpriester bei den Schwestern bestand in einer täglichen Konventsmesse und in sonntäglichen Messen für die Wohltäter des Klosters. Später traten weitere an bestimmten Tagen zu zelebrierende Messen an gestifteten Altären hinzu. Vgl.: Paschke: Franziskanerkloster (wie Anm. 20), S. 245.
- 43 Siehe dazu: Schneidmüller, Bernd: Konsensuale Herrschaft. Ein Essay über Formen und Konzepte politischer Ordnung im Mittelalter, in: Heinig, Paul-Joachim/ Jahns, Sigrid u.a. (Hrsg.): Reich, Regionen und Europa in Mittelalter und Neuzeit. Festschrift für Peter Moraw (= Historische Forschungen, Bd. 67). Berlin 2000, S. 53–64.

„Stiftungen zum Heil der Seele: fränkische Klöster und ihre Mäzene“

Den Himmel kaufen – was zunächst nach einem widersprüchlichen Aspekt der monastischen Welt des Mittelalters klingt, erweist sich bei der näheren Betrachtung von Klöstern und ihren Mäzenen als eine essentielle und tief in der mittelalterlichen Gesellschaft verwurzelte Wechselbeziehung zwischen weltlichen und geistlichen Akteuren. Der folgende Beitrag präsentiert überblicksartig, in welcher Weise der spirituelle Wunsch der Menschen nach Seelenheil sowie die Existenz und wirtschaftliche Prosperität von Klöstern auf einem komplexen, bedürfnisorientierten System von Gabe und Gegengabe beruhten, und erläutert, warum sich dieses Modell gleichzeitig zu einer Gefahr für die wirtschaftlichen Grundlagen eines Konventes entwickeln konnte.

Die irdische Welt des Mittelalters war voller Sünden. Das Seelenheil eines Adligen, der in seiner herrschaftlichen Sozialisation mit Turnieren, Adelsfehden und Kriegszügen regelmäßig Geboten der Bibel widersprach, war ebenso gefährdet, wie sich auch der Rest der Bevölkerung ständigen Versuchungen ausgesetzt sah. Mord und Totschlag, Diebstahl, Völlerei, Trunkenheit oder Glücksspiel bedrohten das Seelenheil eines jeden einzelnen. Kaum etwas bedrückte die Menschen so sehr wie die Vorstellung eines plötzlichen und unvorbereiteten Todes, der bei einem solchen Lebenswandel unumgänglich den Weg in das Fegefeuer, die Hölle und die Fänge des Teufels bedeutete¹ (Abb. 1). Doch es

bestanden Erlösungschancen, um sich den drohenden Strafen dieser Lebensweisen zu entziehen, wobei hier nicht auf Pilgerreisen, Ablässe oder Kreuzzüge eingegangen, sondern vielmehr das Kloster als Bezugspunkt des Heilsstrebens in den Vordergrund gestellt werden soll.



Abb. 1: *Die Seelen brennen in der Hölle* (Anonym, Oberösterreichisches Andachtsbild, datiert 1807, Öl auf Holz). Helmut Nemeč / © Imagno.

Einerseits konnte man sich mittels des Eintritts in ein Kloster und somit dem Rückzug aus der irdischen Welt Gott durch uneingeschränkten Glauben annähern und Erlösung der Seele im Jenseits erlangen.² Einen für die meisten Menschen gravierenden Bruch mit der säkularen Lebenswelt bedeutete es, „dem armen Christus selbst als Armer und Nackter

[...] *nachzufolgen*.³ Andererseits bestand die Möglichkeit der Übertragung dieser Aufgabe in professionelle Hände, welche mit der Sorge für das eigene Seelenheil betraut werden konnten. Der Loskauf von den eigenen Verfehlungen, dessen Grundidee bereits im Frühmittelalter prägnant formuliert wurde und für Armut sowie Reichtum in der Welt eine wechselseitige Beziehung konstatiert, war möglich. Denn *„Gott hätte alle Menschen reich erschaffen können, aber er wollte, daß es auf der Welt Arme gibt, damit die Reichen Gelegenheit erhalten, sich von ihren Sünden freizukaufen“*.⁴ Klöster boten ein Modell und eine Chance auf Erlösung von den eigenen Verfehlungen – die Errettung war für jedermann erreichbar, selbst wenn der eigene Lebenswandel nicht mit den Geboten der Bibel übereinstimmte, was praktisch auf jeden Menschen außerhalb der Klostermauern zutraf.

Klöster waren in herausragender Weise institutionelle Kondensate sowohl wirtschaftlicher, rechtlicher oder sozialer Aspekte als auch Zentren des Schriftlichkeitsmonopols (Chroniken, Genealogien) und bedeutende Grablegen der Adelsgeschlechter und Dynastien. Sie waren Mittel der Herrschaftserweiterung, -ausübung und -konsolidierung, zuständig für die Seel- und Armenfürsorge sowie für das Hospitalwesen. Jeder dieser Punkte ließe sich ausführlich thematisieren, doch soll der Beitrag speziell die Stiftungen für das Seelenheil im Kontext der Finanzierung von Klöstern durch die Mäzene behandeln, also die Übertragung von materiellen Gütern weltlicher Akteure an ein Kloster gegen spirituelle Leistungen durch dessen Konventsmitglieder. Klöster waren Kristallisationspunkte der christlichen Spiritualität, Mittlerstationen einer transzendenten Kommunikation zwischen den

Menschen und Gott sowie Orte kontemplativer, christuszentrierter Lebensweisen. Die Klöster können somit, zugespitzt formuliert, als Anbieter der spirituellen Ware „Seelenheil“ gelten.

Die Nachfrage nach dieser spirituellen und transzendenten Leistung spiegelt sich das gesamte Mittelalter hindurch in den zahlreichen Stiftungen für das Seelenheil wider. Um den Stellenwert dieser Stiftungen – den sogenannten Memorial- oder Seelgerätstiftungen – im Mittelalter zu verdeutlichen, soll zunächst exemplarisch auf drei allgemeine Befunde verwiesen werden. Werfen wir einen Blick auf die Urkunden des südlich des Bodensees gelegenen Klosters St. Gallen vom 8. bis zum 10. Jahrhundert, der mittelfränkischen Zisterze Heilsbronn von 1200 bis 1321 und auf die Testamente der Bürger der Stadt Stralsund zwischen 1320 und 1520: Von den 800 überlieferten St. Gallener Urkunden enthalten 75 Prozent Stiftungen für das Seelenheil,⁵ bei Heilsbronn ca. 20 Prozent.⁶ Bei der Stralsunder Bürgerschaft beträgt dieser Wert, im Verhältnis zur Gesamtzahl der Testamente, im Durchschnitt zwischen 8 und 26 Prozent je Jahrzehnt.⁷ Bedenken wir den explosionsartigen Zuwachs an Verschriftlichung für die beiden letztgenannten Beispiele unter Berücksichtigung einer erheblich besseren Überlieferungslage spätmittelalterlicher Quellen, so dokumentieren diese Zahlen, dass Stiftungen für das Seelenheil ein das Mittelalter durchziehendes Phänomen gewesen sind.

Wesenhafte Grundzüge der mittelalterlichen Stiftungskultur

Eine genaue Definition von Stiftungen zu geben, erweist sich als schwierig angesichts einer kulturellen Erscheinung, die sich gerade durch ihre Anpassungsfähig-



Abb. 2: Zisterziensermönche bei der Erntearbeit, im Vordergrund der heilige Bernhard im Gebet (J. Breu der Ältere, Stifiskirche, Zisterzienserstift Zwettl, Tafelbild, 1500). Gerhard Trumler / © Imagno.

keit im historischen Wandel als äußerst flexibel erwiesen hat. Sie lassen sich am besten dadurch beschreiben, dass bei einer Stiftung durch eine Person materielle oder immaterielle Leistungen einer geistlichen Institution zur Verfügung gestellt wurden, die der Institution wiederum liturgische Leistungen auf längere Frist ermöglichten und nie in den Besitz eines Dritten übergehen sollten.⁸

Das Spektrum sozialer Haltungen, die in der Heiligen Schrift ihren Niederschlag fanden, und die soziale Botschaft des Evangeliums gaben den entscheidenden Impuls für karitative Tätigkeiten und Maßnahmen des Mittelalters.⁹ „Das Christentum transformierte die heidnische Totenkultstiftung in Stiftungen für das Seelenheil und verknüpfte diese mit der Caritas. Kirchenväter wie Basilius der Große,

*Gregor von Nyssa oder Augustinus empfehlen den Christen, Teile ihres Erbes der Sozialfürsorge zu widmen, um ihr Seelenheil zu erlangen.*¹⁰ Memorialstiftungen als mildtätige Handlung zur Erlangung des Seelenheils und zur Schaffung der Kontinuität des Totengedächtnisses waren ein essentieller und zugleich sehr komplexer Bestandteil der mittelalterlichen Gesellschaft und sorgten für eine dauerhafte Wechselwirkung zwischen Geistlichkeit und Weltlichkeit. Memorialstiftungen bedeuteten nicht nur, sich des Stifters bei gegebenem Anlass zu erinnern, sondern darüber hinaus dessen dauerhafte Vergewärtigung im Gedenken, denn *„der zentrale Gesichtspunkt stifterischen Handelns liegt in dem Wunsch des Individuums, über den Tod hinaus fortzuwirken, verbunden mit der Hoffnung, etwas Unvergängliches zu schaffen.“*¹¹ Vor allem waren Stiftungen für das Seelenheil fromm, karitativ oder gemeinnützig und somit religiös motiviert, konnten zugleich aber auch einem säkularen Impetus wie Repräsentation, Prestige oder der Erfüllung von Konventionen entspringen.¹² Sie werden zu Recht als *„totales soziales Phänomen“*¹³ bezeichnet, welches *„nahezu alle Bereiche des Lebens – von Religion, Recht, Wirtschaft und Politik angefangen bis Kunst, Technik, Wissenschaft und Fürsorge“* betraf.¹⁴

Zwar bestritten Klöster – etwa die bereits genannte Zisterze Heilsbronn oder die Klöster der Prämonstratenser – ihren Lebensunterhalt und den ihrer Konventsmitglieder zuvorderst durch die Arbeit (Konversen, Lohnarbeiter) auf den eigenen Gütern und Latifundien (Abb. 2), deren Ursprung jedoch in den Landstiftungen bisher unbebauten Gebietes (Wälder, Sumpfgebiete) durch den Mäzen lag. Dieser wiederum versprach sich durch die Ansiedelung eines Klosters spirituelle Ge-

genleistungen oder tatkräftige Unterstützung beim Landesausbau. Andere Orden, etwa die Bettelorden, produzierten selbst nichts, ja ihnen war die Annahme von Geld und gegen Geld zu veräußernden Gütern untersagt, und dennoch mussten sie pragmatisch Kompromisse eingehen, die vom Papsttum nachträglich gebilligt und juristisch legitimiert wurden.¹⁵ Dem entsprechend ließen sich im 14. Jahrhundert die Bettelorden entgegen ihrem Armutsideal reich bestiften. Klöster aller Provenienz befanden sich von ihrer Gründung an, die nahezu stets auf einen Stiftungsakt zurückzuführen ist, zwangsläufig in einem engen Interaktionsverhältnis mit der Weltlichkeit und verdankten ihre Existenz sowie ihren Grundbesitz den Stiftungen der Grundherren, die sich im Gegenzug Seelenheil und Partizipation an den liturgischen Handlungen erwarteten.¹⁶

Zwar gründete Bischof Otto I. von Bamberg († 1139) die schon genannte Zisterze Heilsbronn, doch erst die Inkorporation von Gütern der einflussreichen Grafen von Abenberg, deren Übertragung in der Bestätigungsurkunde durch Papst Eugen III. († 1153) explizit als Stiftung für das Seelenheil – *„pro anime sue redemptione“* (zu seiner Seele Heil) – genannt ist, war für das Kloster von existentieller Bedeutung.¹⁷ Im Nekrolog der Zisterze wird Graf Rapoto [II.] dann auch als *„fundator noster“* (unser Gründer) genannt, was unzweifelhaft auf die zahlreichen Stiftungen Rapotos an das Kloster zurückzuführen ist und deren Bedeutung für das Kloster besonders hervorhebt.¹⁸ Nicht zuletzt erwählten diese mächtigen Grafen die Zisterze zu ihrer Grablege,¹⁹ was vorteilhaft auf beide Seiten wirkte, denn das Kloster wurde weiterhin mit Stiftungen durch die Familie bedacht und sorgte sich im Gegenzug um die Memoria und das

Seelenheil des Grafengeschlechts. Waren die Donationen des Hochadels denen der kleinen Herren, Ritter oder Ministerialen sicherlich an materiellen Werten und symbolischer Repräsentation überlegen, sind es jedoch die zahllosen kleineren Gaben gewesen, welche einem Kloster zu andauerndem Zuwachs bzw. wirtschaftlicher Kontinuität verhalfen.

Die Stiftungsmaterien

Die Stiftungsmaterien waren äußerst vielfältig und orientierten sich sowohl an den wirtschaftlichen Möglichkeiten der Stifter als auch an den materiellen Bedürfnissen der bestifteten Institution. Ausschlaggebend für die Stiftung und das Stiftungsobjekt ist nämlich eine Wechselwirkung von Bedürfnisstrukturen. *„Heilsbedürfnis weckt Fürbittebedürfnis, initiiert Stiftungsbedürfnis und führt zur Überprüfung der materiellen Bedürfnisse der Bestifteten. Daraufhin wird versucht, den gegenseitigen Angemessenheitsbedürfnissen (bzw. -notwendigkeiten) zu genügen und nach den jeweiligen finanziellen und wirtschaftlichen Möglichkeiten zu stiften.“*²⁰ Die Stiftungsmaterien lassen sich in drei Kategorien unterteilen: immobile Güter, mobile Güter/Fahrhabe und Rechte/Privilegien.

Immobilie Güter

Wie bereits gesagt, bestand ein signifikanter Teil aller Stiftungen aus immobilien Gütern bzw. aus deren Einkünften (Zinsen, Zehnt, Gülten). Die Vergabe von Höfen, Gütern, Weingärten, Wäldern oder Häusern sowohl zum rechtlichen Eigenbesitz als auch zum Nießbrauch gehörte zur üblichen Stiftungspraxis und begegnet uns in der Überlieferung praktisch unentwegt. Als Beispiel für eine sol-

che Stiftung von Einkünften (Ewiggülte) soll die Urkunde des Lichtenfelser Bürgers Albrecht Utsalc dienen, welcher zum Seelenheil seiner Mutter die Einkünfte einer Wiese an das fränkische Zisterzienserkloster Langheim mit folgendem Wortlaut übertrug (Abb. 3):

*„Ich Albrecht Vtsalc geheizen Burger in der stat zu Lichtenfels gesezzen, Vnde min Elichu Wirtin vnde alle vnserre Erben furgihin vnde tun kunt Offenliche allen den di disen Brief lesen sehen aber horn, Daz wir mit furdahtem mute vnde gesamter hant, fur miner mutter selge, selgereche vnde aller vnserre vordern, als si beschit an irm tot bette, geben haben, vnde auch geben scullen, alu iar vmfurzogenliche ie vf sent Johans tac zu sunewenten zwenvndefunzec pheninge gult vngeng Babenberger ebigis vnde gewisses cinses an die custrige des Chlosters Langenheim von einem wisen di da Lit zu Waldenstat an dem furte di wir in dem custrei zu Langheim bewiset vnde genant haben, da er des vorgeanten Cinses vngehintert vf di egenanten cit zu wern an si [...]“*²¹

In Immobilien und deren Einkünften sind die Grundlagen für die wirtschaftliche Existenz der Klöster zu finden, von denen nicht wenige erheblichen Grundbesitz anhäuften.²² Da Stiftungen auf Dauer ausgelegt und die Kommunitäten sinngemäß ‚nur‘ Verwalter der Stiftung im Namen eines Heiligen waren, konnten diese Güter und Einnahmen nicht weiter veräußert werden; es sei denn, es wurde ausdrücklich gestattet und adäquater Ersatz erworben.

Mobile Güter / Fahrhabe

Als zweite Kategorie der Stiftungen sind die Gaben mobiler Güter zu nennen. Es konnte praktisch alles gestiftet werden, wobei kaum ein Objekt nicht irgendwann



Abb. 3: Stiftungsurkunde des Albrecht Utscale, ausgestellt am 9. September 1331 (Staatsarchiv Bamberg, Signatur: DE-StABambergLangheim 1331 VIII 9).

einmal als Seelgerät an ein Kloster gegeben worden ist,²³ um eben auch die praktischen Bedürfnisse der bestifteten Institution im jeweiligen zeitlichen Kontext zu bedienen. So zeigt gerade die Stiftung von Fahrhabe wohl am ehesten, „in welcher Richtung die ‚(Alltags-)Bedürfnisse‘ der bestifteten Institutionen zu suchen sind“.²⁴

Das Gros bildeten hier Geldstiftungen, von denen zumeist dauerhafte Einkünfte durch das Kloster erworben werden sollten. Jedoch gehörten ebenso Betten, Geschirr, Kleidung, Baumaterialien, liturgi-

sches Gerät und Bücher in den Kanon der mobilen Stiftungsgüter, wie auch Brot, Wein, Kerzenwachs, Öl und Salz bis hin zu nichtalltäglichen Objekten wie Ingwer, Konfekt, besondere Möbel oder das beste Kleid und der größte Becher.²⁵

Rechte und Immunitäten

Ebenfalls einen festen Platz in der Stiftungsmaterie nahmen die Vergaben von Privilegien durch den fürstlichen und nichtfürstlichen Hochadel ein. Hierbei

sind sicherlich an erster Stelle Mautfreiheiten für die wichtigsten alltäglichen Güter wie Wein, Salz, Brenn- und Bauholz, Getreide zur Versorgung der Menschen und Tiere zu nennen. Die Bandbreite an Möglichkeiten war auch hier sehr groß, einzig durch die gesellschaftliche und wirtschaftliche Stellung des Mäzens begrenzt und daher eher beim Hochadel zu finden. Auch diesen Stiftern ist zu unterstellen, dass sie zweckorientiert für ihr Seelenheil stifteten, sich jedoch bei der Vergabe der Privilegien ebenso nach den Bedürfnissen der jeweiligen Institution richteten. Eine durchaus außergewöhnliche Stiftung eines Privilegs zugunsten des Klosters Heiligenkreuz im Wienerwald durch die Herzöge Albrecht und Otto von Österreich war die Verleihung *„daz recht, daz wir gehabt haben an dem Gerichte [...] von dem leben an dem tode, alle sache da ze richten, vnd stock vnd Galgen da zehaben“*²⁶ – des Blutbanns also – an die Kommunität und zeigt, dass auch hier finanzielle Bedürfnisstrukturen den Ausschlag gegeben haben dürften. Der Blutbann – die Rechtsprechung über den Tod – bedeutete eben stets auch Einkünfte, denn die Besitzungen eines Verurteilten fielen in signifikantem Maße dem Richter zu, in diesem Falle also dem Abt von Heiligenkreuz. Sehr selten, aber doch belegt, sind Stiftungen, die ebenfalls schwerlich mit den christlichen Idealen im Einklang standen. Etwa wenn die Einkünfte aus Badstuben oder Tavernen – die doch gemeinhin als Orte des Spiels und der Sünde galten – an ein Kloster übertragen wurden, also die Einnahmen aus sündigem Lebenswandel der einen für das Seelenheil des anderen gestiftet wurden. Gleiches gilt für die Stiftung Graf Heinrichs von Ortenburg, der dem Kloster Aldersbach bei Passau *„pro*

remedio anime mee“ (zum Heil meiner Seele) neben einem Gut auch noch einen Leibeigenen stiftete.²⁷ Norm und Realität wurden durchaus einem wirtschaftlichen Pragmatismus untergeordnet, der wiederum eng verflochten war mit den Intentionen, persönliches Seelenheil zu erlangen, Macht zu repräsentieren, bestimmte Orden zu fördern oder Herrschaft auf- und auszubauen.

Jede dieser Kategorien zielt auf die Finanzierung der Klöster ab, wobei Finanzierung hier eben nicht allein eine Gabe von Geld bezeichnet, sondern vielmehr in einem übertragenen Sinne auf die Gründung selbst sowie den wirtschaftlichen Betrieb und Erhalt der jeweiligen Kommunität ausgelegt war. Die Förderung der Konvente, denen nicht weniger als die Obhut über das Seelenheil und die ewige Seligkeit eines Stifters anvertraut wurde, unterlag pragmatischen Grundsätzen. Ein Konvent, dessen Bestand bzw. Lebensfähigkeit existentiell bedroht war, konnte seiner Verpflichtung, die Ware ‚Seelenheil‘ dauerhaft anzubieten, kaum oder gar nicht nachkommen. Familien stifteten über Generationen hinweg an ein und dieselbe Institution und gewährleisteten somit die Dauerhaftigkeit der geforderten spirituellen Gegenleistungen (Namensnennung im Gebet, das Feiern von jährlichen Totengedächtnissen, ewiges Licht, Prozessionen, Begräbnisse, Eintragungen in das Totenbuch, Almosen und Armenspeisungen am Todestag des Mäzens). Das gilt genauso für das fränkische Heilsbrunn, dessen Aufblühen untrennbar mit Stiftungen der Grafen von Abenberg, der Burggrafen von Nürnberg – den frühen Hohenzollern – und zahlreichen weiteren Hoch- und Niederadelsgeschlechtern verbunden war.²⁸

Die Mäzene der Klöster

Als Mäzene der Klöster treten Personen aller Bevölkerungsschichten auf: hoher und niederer Adel sowie die Geistlichkeit, das Stadtbürgertum und die Landbevölkerung. Alle diese Gruppen traten früher oder später mittels einer Stiftung für das Seelenheil mit den Klöstern in Verbindung, wobei sowohl die persönlichen Beziehungen der Stifter zu dem jeweiligen Konvent als auch eine breite Streuung der Stiftungen, verteilt auf eine möglichst große Anzahl verschiedener Orden und Kongregationen, zu den maßgeblichen Kriterien für die Wahl des Stiftungsempfängers zählten.²⁹

Der fürstliche und nichtfürstliche Hochadel, also Kaiser/Könige, Herzöge und Grafen usw., tätigte über das gesamte Mittelalter hinweg Stiftungen, wobei diese das komplette Spektrum von Immobilien, Fahrhabe und Privilegien abdeckten. Stiftungen wurden getätigt, um Errettung für das eigene Seelenheil zu erlangen, Macht zu präsentieren, religiöse Orden zu fördern, Herrschaft auf- und auszubauen oder mittels einer Grablege für das Geschlecht dynastische Legitimation zu erlangen. Diese Faktoren verbanden sich etwa, als die Hohenzollern das Kloster Heilsbronn nach dem Aussterben der Grafen von Abenberg zu ihrer Grablege wählten. Sie bestifteten die Zisterze ebenfalls reich und führten für jedermann sichtbar die alteingesessene Herrschaftslinie fort, nämlich die des fränkischen Grafengeschlechts. Hier spielten eben auch, ohne freilich die religiösen Motive abzuwerten, herrschaftliche Beweggründe eine bedeutende Rolle.

Ebenso trat der landsässige Adel als Klostergründer und Stifter in Erscheinung, beispielsweise Edelfreie oder die auf-

steigende Reichsministerialität, die sich durch Gründung sowie Bestiftung von Klöstern in besonderem Maße auch Legitimation erwarteten und so letztendlich zur Konstitution des Niederadels und dessen Herrschaftsbegründung beitrugen.³⁰ „*Ohne Memoria gibt es keinen Adel und deshalb auch keine Legitimation für adlige Herrschaft.*“³¹ Dies geschah auch im Jahr 1127, als die Edelfreien Berno und Richwin mit dem Kloster Ebrach, westlich von Bamberg im Steigerwald gelegen, in Franken das erste rechtsrheinische Zisterzienser- und berühmte Mutterkloster zahlreicher Filiationen³² gründeten. Dessen zweiter Abt war im Übrigen ein Rapoto von Abendberg (1165–1180). Die weltlich-adelige Sphäre Frankens war stets eng mit der geistlichen verzahnt, und weitere Beispiele ließen sich in großer Zahl anführen.

Seit dem 12./13. Jahrhundert erweiterte sich der Gründer- und Stifterkreis um die bürgerlichen Eliten, Handwerker und Händler, wobei gerade letzteren aufgrund ihrer gewinnorientierten Tätigkeit „*das Stigma moralischer Zweifelhafteit anhaftete*“³³ und dies zu vermehrten Stiftungen für das Seelenheil führte, galt doch das Geld als Werkzeug des Teufels, und jeder kannte das durch Jesus geprägte Gleichnis: „*Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt*“ (Mk 10,25). Einen Bruch bedeutete dann allerdings die modellhafte Kanonisierung des Cremoneser Kaufmannes Homobonus³⁴ kurz nach 1200, der zeitlebens die Armen betreute, während er mit viel Mühe sein Geld verdient hatte. In der Reflexion der Theologen reifte die Ansicht, dass jeder Beruf einen Beitrag zum Allgemeinwohl leiste und gewisse Tätigkeiten nicht mehr den Weg zum Heil blockierten.³⁵

Nicht zu vernachlässigen sind freilich

die zahlreichen Stiftungen durch die Geistlichkeit – also Klosterstiftungen und Donationen durch das Papsttum, Äbte und Prioren, Bischöfe und Konventsmitglieder. So geht die Stiftung des mittelfränkischen Benediktinerklosters Heidenheim am Hahnenkamm im Jahr 752 auf den heiligen Wunibald († 761) zurück oder das schon mehrfach genannte Heilsbrunn auf den reformeifrigen Bischof Otto I. von Bamberg. Dieser trat ebenso als ‚spiritus rector‘ bei der Stiftung der oberfränkischen Zisterze Langheim (gegr. 1133) durch drei Bamberger Ministeriale auf. Das Kloster wurde dann besonders durch den fränkischen Niederadel und das Fürstengeschlecht der Andechs-Meranier³⁶ mit Stiftungen und Privilegien bedacht. Während seiner Blütezeit standen in Franken nur das schon genannte Kloster Ebrach sowie das benediktinische Banz am Obermain mit Langheim auf einer Stufe.

Es sollen noch zwei besonders dauerhafte Beispiele genannt werden: Die sehr langlebige Stiftung Papst Gregors III. († 741), der in der römischen Peterskirche mit zahlreichen Stiftungen eine Grabkapelle errichtete, die bis zum Ende des 15. Jahrhunderts bestand bzw. erneuert und erweitert wurde,³⁷ sowie die Stiftung Rainalds von Dassel († 1167), seines Zeichens Erzbischof von Köln und kaiserlicher Kanzler, der die Stiftung des Johannishospitals in Hildesheim tätigte. Dabei handelt es sich um eine Institution, welche bis heute existiert und somit zu den ältesten Stiftungen Deutschlands gehört (850-Jahrfeier im Jahr 2011).³⁸

Natürlich konnten nicht alle Bevölkerungsschichten des Mittelalters solch umfangreiche Stiftungen vollziehen, um ihr eigenes Seelenheil gesichert zu sehen, doch zeichnete sich die Stiftungskultur eben auch durch Flexibilität aus: „Wo das

eigene Vermögen trotzdem nicht ausreichte, legten die Stadtbewohner für kollektive Stiftungen zusammen (z. B. in Bruderschaften); auch die Räte der Städte und – auf dem Lande – die Bewohner von Dörfern förderten durch gemeinsame Stiftungen die Werke der Frömmigkeit und die Seelsorge.“³⁹

Stiftungen für das Seelenheil – ein wirtschaftliches Erfolgsmodell für Klöster?

Waren die Stiftungen für das Seelenheil wichtig für die Prosperität der mittelalterlichen Klöster, so barg die Stiftungskultur jedoch zugleich ein nicht unerhebliches Gefährdungspotential für die wirtschaftlichen Grundlagen eines Konvents. Die Maßnahmen zur Erfüllung von Stiftungen durch das Kloster waren stets an Natural- oder monetäre Einkünfte gekoppelt. Dies konnte durch Ernteausfälle, Geldentwertung, Verödung des Landes oder andere Ereignisse zu einer Diskrepanz zwischen vereinbarten Einkünften und den geforderten, auf Dauer gestellten Gegenleistungen führen: etwa das Speisen von Armen im Kloster sowie im Hospital (Abb. 4), die Almosenvergabe oder die Zahl zu lesender Messen durch den Konvent. Welche quantitativen Ausmaße die Memorialkultur annehmen konnte, zeigt die Verfügung des Abtes Bern vom Bodenseekloster Reichenau († 1048) zugunsten eines um die Abtei verdient gewesenen Mönches. Abgesehen von den erheblichen liturgischen Handlungen (30 Tage lang ununterbrochen Messen feiern, Vigilien halten und Psalter singen) bestimmte das Verfahren zugunsten des Mönches am ersten Tag nach seinem Tod die Speisung von 100, am dritten Tag 200, am siebten Tag 300 und am 30. Tag von 400 Armen. Insgesamt also 1.000 Armenspeisungen, damit einem



Abb. 4: Patienten und Nonnen im Hospital Hôtel-Dieu in Paris (Jean Henry, *Le Livre de Vie Active de l'Hotel Dieu*, um 1482) © Bridgeman – Art, Culture, History.

verstorbenen Mönch Vergebung und Seligkeit zuteilwürden.⁴⁰

Auch Cluny strebte ein karitatives Höchstmaß an, welches die berühmte Abtei zu Beginn des 12. Jahrhunderts in ernste wirtschaftliche Schwierigkeiten brachte. Als Petrus Venerabilis († 1156) 1122 Abt der burgundischen Großabtei Cluny wurde, ergab die Bestandsaufnahme eine Konventstärke von 300 Mönchen, welcher die Zahl von 10.000 verstorbenen Brüdern gegenüberstand und somit die Zahl der Armenspeisungen ins Unermessliche angestiegen war: die Zahl der Toten begann die Lebenden aufzuzehren. Die Mönche beklagten sich beim

Abt über das kleine, schwarze Brot und den verwässerten Wein, für Franzosen eine alarmierende Verschlechterung der Grundnahrungsmittel, weshalb er eine Beschränkung auf 50 Armenspeisungen am Tag verfügte, was immer noch 18.250 Speisungen im Jahr bedeutete – mehr als die durchschnittliche Bevölkerung einer damaligen Großstadt.⁴¹ Dabei darf nicht vergessen werden, dass es sich bei diesen immensen karitativen und liturgischen Handlungen nur um solche handelte, die das Seelenheil verstorbener Konventsmitglieder gewährleisten sollten. Parallel hierzu waren beide Klöster eben auch zu erheblichen Verrichtungen zugunsten

weltlicher Mäzene durch deren Stiftungen verpflichtet, welche ebenso zahlreiche Almosengaben, Armenspeisungen und zu zelebrierende Messen verlangten. Die Memorialkultur konnte zu einer nicht vertretbaren wirtschaftlichen Belastung für Klöster werden, wenn das Verhältnis von erhaltener Gabe und klösterlicher Gegenleistung auseinanderdriftete und der Konvent mit innerklösterlichen Memorialdiensten ausgelastet war.

Zusammenfassung

Natürlich konnte der Beitrag nur einen kleinen Teil der mittelalterlichen Stiftungskultur ausleuchten, ihren gesamten Facettenreichtum vom Frühmittelalter über das Hoch- bis zum Spätmittelalter darzustellen, wäre hier unmöglich. Die mittelalterliche Welt der fränkischen Klöster unterscheidet sich in dieser Hinsicht nicht von anderen geistlichen Institutionen im christlichen Abendland. *„Die Pflicht, mit guten Werken Vorsorge für das eigene Seelenheil zu treffen, durchzieht das ganze Mittelalter, hat zum Beispiel das Stiftungswesen [in dieser Ausprägung] begründet und die Testamente beeinflusst.“*⁴² Beispielhaft wurden deshalb Stiftungen angeführt, welche nicht dem alltäglichen Stiftungsgeschäft zuzuordnen sind, denn gerade diese zeichnen die Vielfaltigkeit der Stiftungsmöglichkeiten am deutlichsten nach.

Klöster als Mittelpunkte des religiösen, wirtschaftlichen und rechtlichen Lebens spielten im Mittelalter eine herausragende Rolle, und deren Sitz in der Welt war ebenso eng an die Laien geknüpft wie andersherum. Die Förderung durch säkulare oder geistliche Mäzene begann zumeist schon mit der Gründung des Klosters selbst oder mit der Übertragung und Er-

weiterung von Ländereien. Spätestens nach der Grundausrüstung durch den Fundator war ein Konvent auf Zuwachs angewiesen, was sich auf besondere Weise bei den der völligen Besitzlosigkeit anhängenden Bettelorden zeigte, die später selbst über zahlreiche Stiftungen verfügten. Generell waren Stiftungen für das Seelenheil in den seltensten Fällen einzig einer individuellen Memoria geschuldet, sondern in ein vielschichtiges Geflecht von Bedürfnisbefriedigungsstrategien auf beiden Seiten eingebettet und stellten so einen essentiellen Faktor bei der Gründung und dem Fortbestand von Klöstern dar.

Michael Hänchen M.A. studierte zwischen 2004 und 2010 Mittelalterliche Geschichte, Sächsische Landesgeschichte und Politikwissenschaft an der TU Dresden. Seit 2010 arbeitet er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Forschungsstelle für Vergleichende Ordensgeschichte (FOVOG) und promoviert zu dem Thema: „Klösterliche Memorialstiftungen von Adel und Bürgertum im Spiegel der Urkundenüberlieferung des 14. Jahrhunderts am Beispiel des Bistums Passau“. Seine Forschungsschwerpunkte sind die mittelalterliche Diplomatik, Ordensgeschichte und Stiftungsgeschichte. Seine Anschrift: Forschungsstelle für Vergleichende Ordensgeschichte an der Technischen Universität Dresden, 01062 Dresden, michael.haenchen@tu-dresden.de.

Kurzbibliographie:

- Angenendt, Arnold: Geschichte der Religiosität im Mittelalter. 4. Aufl. Darmstadt 2009.
 Borgolte, Michael (Hrsg.)/Wagner, Wolfgang Eric (Bearb.): Stiftungen und Stiftungswirklichkeiten. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart (= Stiftungsgeschichte 1). Berlin 2000.

Jaritz, Gerhard (Hrsg.): Materielle Kultur und religiöse Stiftung im Spätmittelalter. Internationales Round-Table-Gespräch. Krems an der Donau, 26. September 1988 (= Sitzungsberichte. Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch-Historische Klasse 554/Veröffentlichungen des Instituts für Mittelalterliche Realienkunde Österreichs 12). Wien 1990.

Melville, Gert: Die Welt der Mittelalterlichen Klöster. Geschichte und Lebensformen. München 2012.

Oexle, Otto Gerhard: Memoria als Kultur (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 121). Göttingen 1995.

Schmid, Karl (Hrsg.): Gedächtnis, das Gemeinschaft stiftet. München–Zürich 1985.

Wollasch, Joachim/Schmid, Karl (Hrsg.): „Memoria“. Der geschichtliche Zeugniswert des liturgischen Gedenkens im Mittelalter (= Münstersche Mittelalter-Schriften 48). München 1984.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Le Goff, Jacques: Die Geburt des Fegefeuers. Stuttgart 1984; Jezler, Peter (Hrsg.): Himmel, Hölle, Fegefeuer. Das Jenseits im Mittelalter. Eine Ausstellung des Schweizerischen Landesmuseums in Zusammenarbeit mit dem Schnütgen-Museum und der Mittelalterabteilung des Wallraf-Richartz-Museums der Stadt Köln. Zürich 1994.
- 2 Zur Entstehung religiöser Gemeinschaften und Klöster vgl. Melville, Gert: Die Welt der Mittelalterlichen Klöster. Geschichte und Lebensformen. München 2012, S. 13–23.
- 3 Aubrun, Michel (Hrsg.): Vie de saint Etienne d'Obazine. Clermont-Ferrant 1970, S. 48.
- 4 Vita Elegii, in: Migne, Jacques Paul (Hrsg.): Patrologia Latina, Bd. 87, Sp. 533.
- 5 Vgl. Angenendt, Arnold: Geschichte der Religiosität im Mittelalter. 4. Aufl. Darmstadt 2009, S. 714.
- 6 Vgl. Montag-Erlwein, Miriam: Heilsbronn von der Gründung 1132 bis 1321: Das Beziehungsgeflecht eines Zisterzienserklosters im Spiegel seiner Quellenüberlieferung (= Studien zur Germania Sacra/NF 1). Berlin u.a. 2011, S. 8 u. S. 468.
- 7 Vgl. Lusiardi, Ralf: Stiftung und städtische Gesellschaft. Religiöse und soziale Aspekte des Stiftungsverhaltens im spätmittelalterlichen Stralsund. Berlin 2000, S. 124–131; ders.: Fegefeuer und Weltengericht: Stiftungsverhalten und Jenseitsvorstellungen im spätmittelalterlichen Stralsund, in: Borgolte, Michael (Hrsg.)/Wagner, Wolfgang Eric (Bearb.): Stiftungen und Stiftungswirklichkeiten (= Stiftungsgeschichten 1). Berlin 2000, S. 97–109, hier S. 99.
- 8 Vgl. Borgolte, Michael (Hrsg.): Stiftungen in Christentum, Judentum und Islam vor der Moderne. Auf der Suche nach ihren Gemeinsamkeiten und Unterschieden in religiösen Grundlagen, praktischen Zwecken und historischen Transformationen (= Stiftungsgeschichten 4). Berlin 2005, S. 10; ders.: Art. Stiftung, I. Abendländischer Westen, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 8. München–Stuttgart 2003, Sp. 178f.; Laum, Bernhard: Stiftungen in der griechischen und römischen Antike. Ein Beitrag zur antiken Kulturgeschichte. Bd. 1. Leipzig–Berlin 1914. Nachdruck Aalen 1964, S. 1f.

- 9 Vgl. Kühnel, Harry: Sinn und Motivation mittelalterlicher Stiftungen, in: Jaritz, Gerhard (Hrsg.): Materielle Kultur und religiöse Stiftung im Spätmittelalter. Internationales Round-Table-Gespräch. Krems an der Donau, 26. September 1988 (= Sitzungsberichte. Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch-Historische Klasse 554/Veröffentlichungen des Instituts für Mittelalterliche Realienkunde Österreichs 12). Wien 1990, S. 5–12, hier S. 5.
- 10 Vgl. Borgolte, Michael: Art. Stiftungen, Kirchliche I, in: Theologische Realenzyklopädie, Bd. 32, S. 167–170, hier S. 167.
- 11 Schlachta, Astrid von: Art. Religiöse Stiftungen, in: Paravicini, Werner (Hrsg.)/Hirschbiegel, Jan/Wettlaufer, Jörg (Bearb.): Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Bilder und Begriffe (= Residenzenforschung 15.II, Teilband 1: Begriffe). Ostfildern 2005, S. 344–346, hier S. 344.
- 12 Vgl. ebd.
- 13 Mauss, Marcel: Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaften 743). 7. Nachdr., Frankfurt a. Main 2007, S. 17, 90, 176. Vgl. dazu auch Borgolte, Michael: „Totale Geschichte“ des Mittelalters? Das Beispiel der Stiftungen (= Öffentliche Vorlesungen der Humboldt-Universität zu Berlin 4). Berlin 1993, S. 1–5.
- 14 Borgolte: Art. Stiftung, I. Abendländischer Westen (wie Anm. 8), Sp. 179.
- 15 Etwa durch die Bulle „*Quo Elongati*“ Papst Gregors IX. († 1241) von 1230, welche den Franziskanern die Annahme von Geldalmsen gestattete, oder die von Innozenz IV. († 1254) erlassene Bulle „*Ordinem vestrum*“ von 1245, welche die Eigentumsrechte an Besitz der Kurie unterstellte. Vgl. dazu Neidiger, Bernhard: Mendikanten zwischen Ordensideal und städtischer Realität. Untersuchungen zum wirtschaftlichen Verhalten der Bettelorden in Basel (= Berliner historische Studien 5/Ordensstudien 3). Berlin 1981, S. 44–66.
- 16 Vgl. Dienst, Heide: Regionalgeschichte und Gesellschaft im Hochmittelalter am Beispiel Österreichs. Wien–Köln 1990, S. 213.
- 17 Vgl. Montag-Erlwein: Heilsbronn (wie Anm. 6), S. 272f.
- 18 Vgl. Freiherr von Stillfried, Rudolf: Kloster Heilsbronn. Ein Beitrag zu den Hohenzollerischen Forschungen. Berlin 1877, S. 5f.
- 19 Vgl. Montag-Erlwein, Heilsbronn (wie Anm. 6), S. 276.
- 20 Jaritz, Gerhard: Seelgerüststiftungen als Indikator der

- Entwicklung materieller Kultur im Mittelalter, in: ders.: *Materielle Kultur* (wie Anm. 9), S. 13–35, hier S. 15f.
- 21 DE-StABambergLangheim 1331 VIII 9 (Albrecht Utschale). Siehe das Faksimile der Stiftungsurkunde unter: http://www.vdu.uni-koeln.de/vdu/DE-StABamberg/Langheim/1331_VIII_9/charter#anchor (letzter Zugriff 17.02.2013).
- 22 So umfasste das Kloster Heilsbronn in seiner Blütezeit nicht weniger als 300 Dörfer und Städte. Vgl. Riedl-Valder, Christine: *Art. Heilsbronn* unter: <http://www.datenmatrix.de/projekte/hdbg/kloster/pdf/KS0136.pdf> (letzter Zugriff: 13.02.2013).
- 23 Vgl. Jaritz, Gerhard: *Seelgerüststiftung* (wie Anm. 20), S. 15.
- 24 Ebd., S. 15.
- 25 Vgl. ebd., S. 18–23; ders.: *Seelenheil und Sachkultur. Gedanken zur Beziehung Mensch – Objekt im späten Mittelalter*, in: *Europäische Sachkultur des Mittelalters. Gedenkschrift aus Anlaß des zehnjährigen Bestehens des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs (= Veröffentlichungen des Instituts für Mittelalterliche Realienkunde Österreichs 4/ Sitzungsberichte. Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch-Historische Klasse 374)*. Wien 1980, S. 57–82, hier S. 68.
- 26 *Fontes Rerum Austriacarum* 16/2. Wien 1859, S. 143, Nr. 140.
- 27 *Monumenta Boica*, Bd. 5. München 1765, S. 347f., Nr. 79.
- 28 Vgl. hierzu im Besonderen die Arbeit zum Thema Heilsbronn von Montag-Erlwein: Heilsbronn (wie Anm. 6), in der für die Jahre 1132 bis 1321 sehr aufschlussreich die Verflechtungen von Geistlichkeit, dem fränkischen Hoch- und Niederadel mit dem Kloster Heilsbronn analysiert werden.
- 29 Vgl. Dendorfer, Jürgen: *Verwandte, Freunde und Getreue – Adlige Gruppen in der klösterlichen Memoria des 12. Jahrhunderts in Bayern*, in: Kruppa, Nathalie (Hrsg.): *Adlige – Stifter – Mönche. Zum Verhältnis zwischen Klöstern und mittelalterlichem Adel (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Institutes für Geschichte 227/Studien zur Germania Sacra 30)*. Göttingen 2007, S. 63–105.
- 30 Vgl. Oexle, Otto Gerhard: *Aspekte der Geschichte des Adels im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit*, in: Wehler, Hans-Ulrich (Hrsg.): *Europäischer Adel 1750–1950*. Göttingen 1990, S. 19–56, hier S. 21ff. und 27ff.
- 31 Oexle, Otto Gerhard: *Memoria als Kultur*, in: ders. (Hrsg.): *Memoria als Kultur (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 121)*. Göttingen 1995, S. 9–78, hier S. 38.
- 32 Beispielsweise die Zisterzen Kloster Rein (gegr. 1129), Kloster Heilsbronn (gegr. 1132), Kloster Langheim (gegr. 1133), Kloster Nepomuk (gegr. 1145), Kloster Aldersbach (gegr. 1146) und Kloster Bildhausen (gegr. 1158), welche wiederum zahlreiche Filiationen gründeten.
- 33 Vgl. Kühnel: *Sinn* (wie Anm. 9), S. 5.
- 34 Vgl. zu Homobonus: Vauchez, André: *Omobono di Cremona († 1197); laico e santo: profilo storico*. Cremona 2001.
- 35 „Im Jahre 1197 hatte Papst Innozenz III. einen steinreichen Kaufmann aus Cremona mit dem Beinamen oder, besser gesagt, dem ‚Übernamen‘ Homobonus (guter Mann) zur Ehre der Altäre erhoben. Nun ist es geschafft: Das Geld wird nicht länger verflucht, und der Kapitalismus kann mit dem Segen der Kirche seinen triumphanten Aufstieg beginnen.“ Clévenot, Michel: „Lieber Jesus, mach mich reich“. *Geschichte des Christentums im XIV. und XV. Jahrhundert*. Luzern 1993, S. 17.
- 36 Siehe zu diesem mächtigen Adelsgeschlecht, dessen machtvoller Herrschaftsbesitz vor allem in Oberfranken angesiedelt war und welches mit der hl. Hedwig und der hl. Elisabeth zwei bedeutende Heilige hervorbrachte: Hennig, Lothar (Hrsg.)/Vorwerk, Ursula (Red.): *Die Andechs-Meranier in Franken. Europäisches Fürstentum im Hochmittelalter*. Mainz 1998.
- 37 Vgl. Borgolte: *Art. Stiftung, Abendländischer Westen* (wie Anm. 8), Sp. 179.
- 38 Vgl. ebd., Sp. 179.
- 39 Borgolte: *Art. Stiftungen, Kirchliche I* (wie Anm. 10), S. 169; vgl. hierzu auch Bünz, Enno: *Memoria auf dem Dorf. Pfarrkirche, Friedhof und Beinhaus als Stätten bäuerlicher Erinnerungskultur im Spätmittelalter*, in: Rösener, Werner (Hrsg.): *Tradition und Erinnerung. In Adels Herrschaft und bäuerlicher Gesellschaft (= Formen der Erinnerung 17)*. Göttingen 2003, S. 261–305.
- 40 Vgl. Angenendt: *Geschichte* (wie Anm. 5), S. 715.
- 41 Vgl. ebd., S. 715.
- 42 Ebd., S. 714.

Die Anfänge der Prämonstratenser in Franken

Das Bistum Würzburg war geradezu ein prämonstratensisches Ballungszentrum, denn neben den drei Männerstiften Oberzell, Veßra und Tüchelhausen entstanden im 12. und 13. Jahrhundert insgesamt elf prämonstratensisch geprägte Frauenstifte in Unterzell, Hausen, Schäftersheim, Sulz, Gerlachsheim, Bruderhartmann, Troststadt, Frauenwald, Frauenbreitungen, Lochgarten und Michelfeld. Besonders anhand der komplizierten Frühgeschichte von Oberzell, Veßra und Tüchelhausen lassen sich zudem die Verflechtung geistlicher Gemeinschaften mit ihrer Umwelt und das Problem der Abhängigkeiten gegenüber dem zuständigen Ortsbischof und den weltlichen Stiftern illustrieren. Im Streben nach größerer Freiheit („*libertas ecclesiae*“) stellen die Stifte Veßra und Tüchelhausen nämlich zwei unterschiedliche Gegenentwürfe zum bischöflichen Eigenstift Oberzell dar.

Der 11. April, das Osterfest, des Jahres 1126 ist ein denkwürdiges Datum in der Geschichte Frankens. Norbert von Xanten, der Stifter des Prämonstratenserordens, der im Sommer 1126 zum Erzbischof von Magdeburg erhoben werden sollte, besuchte an diesem hohen Feiertag des Jahres 1126 die fränkische Bischofsstadt Würzburg.¹

Norbert von Xanten war eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des 12. Jahrhunderts. 1080/85 in Xanten am Rhein geboren und als Kind für die geistliche

Laufbahn bestimmt, war Norbert bereits in jungen Jahren als Kapellan an den Hof Kaiser Heinrichs V. gekommen; ihm stand also eine glänzende Karriere bevor. Doch Norbert von Xanten wurde zum Aussteiger: Er vertauschte seine seidene Kleidung mit dem härenen Gewand eines Eremiten und begann, als Wanderprediger umherzuziehen. Norbert wollte nicht nur sich selbst retten, sondern die Gesamtkirche erreichen. Er wollte in apostolischer Nachfolge möglichst viele Menschen durch das Wort der Predigt ansprechen und zur Nachahmung der Lebensweise der Urkirche überzeugen. In seinen Predigten rief Norbert von Xanten daher zur Nachfolge Christi und der Apostel auf. Das Ideal der apostolischen Armut und der Askese sowie die Umsetzung der Selbsterniedrigung, der „*devotio*“, wurden von ihm propagiert. 1120 gründete Norbert von Xanten eine Gemeinschaft aus Laien und Geistlichen im nordfranzösischen Prémontré. Dieses Prémontré wurde bald zur Keimzelle eines neuen Kanonikerordens, zur Keimzelle des Prämonstratenserordens. Norberts Predigtalent, sein imponierendes Auftreten und sein charismatisches Wesen führten dazu, dass sich ihm schon bald viele Menschen anschlossen. Der Prämonstratenserorden breitete sich immer mehr aus.²

Dieser Norbert von Xanten machte also zu Ostern 1126 Station in Würzburg. Alle wollten ihn sehen, den ‚Superstar‘ des beginnenden 12. Jahrhunderts. Die Massen strömten daher zur Ostermesse in den Dom. Das, was die dort Anwesenden während der Messe erlebten, muss für vie-



Abb. 1: Der hl. Augustinus überreicht Norbert von Xanten seine Ordensregel, aus einer Abschrift der Norbertsvita (um 1140).

le höchst eindrücklich gewesen sein, denn während der Eucharistiefeier soll er eine Blinde geheilt haben; so jedenfalls berichtet es die älteste Vita des heiligen Norbert, die um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstand.³

Unabhängig davon, ob man dieser Wundergeschichte tatsächlich Glauben schen-

ken will, steht fest, dass Norbert von Xanten in Würzburg große Wirkung hatte. Heute noch sichtbares Zeichen hiervon ist das Stift Oberzell vor den Toren Würzburgs. Beindruckt von dem Auftreten Norberts von Xanten hatte sich nämlich sofort ein Kreis von rund zehn bischöflichen Ministerialen und Bürgern der Stadt Würzburg zusammengefunden, um dieses älteste Prämonstratenserstift in Franken zu gründen.⁴

Doch die vom prämonstratensischen Geist Ergriffenen mussten sich ganze vier Jahre gedulden, denn erst 1130 wurde die Gründung von Oberzell tatsächlich realisiert. Zunächst war der Würzburger Bischofsstuhl vakant, da Bischof Gebhard von Henneberg kurz zuvor von Papst Honorius II. abgesetzt worden war.⁵ Um den Wunsch nach Gründung eines Prämonstratenserstifts Wirklichkeit werden zu lassen, versuchte man zwar, Norbert von Xanten die bischöfliche Würde anzutragen, doch wie die Vita Norberti A berichtet, verließ der Ordensstifter Würzburg klammheimlich, um der Ge-

fahr zu entgehen, zum Bischof gewählt zu werden.⁶ Erst Weihnachten 1127 wurde dann mit Embricho ein neuer Würzburger Bischof investiert, und sofort trat das Oberzeller Gründungskonsortium in Verhandlungen mit diesem. Wie der ältesten Oberzeller Urkunde zu entnehmen ist, einigte man sich mit Bischof Embricho und

dem Würzburger Domkapitel zwar bereits 1128 über die wirtschaftliche Ausstattung und den Ort des zu errichtenden Stifts, aber geschrieben, besiegelt und damit von bischöflicher Seite ratifiziert wurde die Gründungsurkunde erst zwei Jahre später, im Herbst 1130.⁷

Die Frage ist daher, warum sich die Gründung von Oberzell so lange hinzog: Welche Probleme mussten aus dem Weg geräumt werden, bevor das Stift entstehen konnte? Die Antwort gibt eine zweite Oberzeller Urkunde von 1130. Gleichsam als Nachtragsklausel und als Voraussetzung für die bischöfliche Zustimmung bestimmte Bischof Embricho darin nämlich, dass Oberzell keinem anderen als dem Bistum Würzburg unterstellt werden dürfe.⁸ Die Verzögerung resultierte also wohl aus unterschiedlichen Ansichten über die zukünftige Rechtsstellung des neuen Stifts. Der Bischof und das Oberzeller Gründungskonsortium hatten sich anscheinend erst 1130 darüber einigen können.

Seit der Kirchenreform war die „*libertas ecclesie*“, die Unabhängigkeit der Kirche (und der Klöster) propagiert worden. Die Forderung nach ‚Freiheit der Kirche‘ war dabei zunächst eindeutig gegen die Einmischung von Laien in kirchliche (und klösterliche) Angelegenheiten gerichtet gewesen.⁹ Wie das Beispiel Oberzell zeigt, war unmittelbar nach dem Investiturstreit jedoch ein entscheidender Wandel eingetreten, denn die Ausschaltung laikaler Einmischung hatte sicherlich nicht zur Verzögerung der Gründung von Oberzell geführt. Ursache der Verzögerung waren vielmehr unterschiedliche Ansichten über die stiftischen Freiheiten gegenüber dem Bischof; die Forderung nach der „*libertas ecclesie*“ richtete sich also gegen den Würzburger Bischof.

Wie die zweite Oberzeller Urkunde zeigt, entschied Bischof Embricho die Diskussion darüber zu seinen Gunsten. Oberzell wurde dem Bistum Würzburg unterstellt, es wurde ein bischöfliches Eigenstift. Aufgrund seiner „*iura pontificalia*“, seiner bischöflichen Amtsgewalt,¹⁰ sicherte sich der Bischof somit umfangreiche Einflussmöglichkeiten in stiftische Belange: Neben der geistlichen Gerichtsbarkeit ist dabei vor allem das Recht der Abtbenediktion zu nennen, denn dadurch erhielt der Würzburger Bischof de facto ein Zustimmungsrecht bei jeder Abtwahl in Oberzell. Als juristisches Element war mit der Abtbenediktion zudem das Obödienzversprechen des Elekten verbunden: Jeder neugewählte Abt musste sich damit eidlich zu Gehorsam und Reverenz gegenüber dem Bischof verpflichten.¹¹ Überdies hatte Oberzell für all die bischöflichen ‚Dienstleistungen‘ Abgaben zu entrichten. So sehr Oberzell seine Unabhängigkeit gegenüber den Laien wahren konnte – gegenüber der bischöflichen Gewalt war seine „*libertas*“ somit großen Einschränkungen unterworfen.

Zumindest der Würzburger Burggraf Gotebold von Henneberg¹² hatte aber ein höheres Maß an Unabhängigkeit gegenüber dem Würzburger Bischof angestrebt. Noch 1128 war Gotebold aktiv an den Verhandlungen über die Gründung von Oberzell beteiligt gewesen. In der zweiten Oberzeller Urkunde von 1130 fehlt dagegen jeder Hinweis auf den Henneberger, denn er hatte sich aus dem Oberzeller Gründerkonsortium zurückgezogen. Stattdessen errichtete Gotebold 1131 ein eigenes Prämonstratenserstift in Veßra bei Meiningen – gleichsam als Konkurrenzgründung zu Oberzell.¹³

Pikanter Weise handelte der Henneber-

ger bei der Gründung von Veßra wohl im Einvernehmen mit Norbert von Xanten, denn der Konvent von Veßra kam aus dem Liebfrauenstift in Magdeburg, das von dem Ordensstifter persönlich gegründet worden war. Bis 1224 war Veßra ein Tochterstift von Norberts Magdeburger Gründung. Erst dann verzichtete der Propst von Liebfrauen auf seine Rechte, und Veßra wurde Prémontré direkt unterstellt.¹⁴

In Konkurrenz zu Oberzell und zum Würzburger Bischof entstanden, bedurfte Veßra natürlich des besonderen Schutzes. Deshalb übertrug der Henneberger sein Prämonstratenserstift Bischof Otto von Bamberg und nicht dem Würzburger Bischof.¹⁵ Erklärlich wird dieser Schritt, wenn man sich nochmals die damalige Situation in Würzburg vor Augen führt. Anfang 1122 hatte es der Würzburger Burggraf Gotebold von Henneberg geschafft, seinen Sohn Gebhard zum Bischof von Würzburg erheben zu lassen. Eben dieser Bischof Gebhard war 1126 aber exkommuniziert und abgesetzt worden; sein Nachfolger wurde der bereits erwähnte Bischof Embricho.¹⁶ Vor diesem Hintergrund dürfte das Verhältnis der Henneberger zum neuen Würzburger Bischof wohl angespannt gewesen sein. Die Übertragung Veßras an Bischof Otto von Bamberg stellte somit einen bewussten Affront gegen Bischof Embricho von Würzburg dar.

Dass es bei dieser Tradierung von Veßra ausschließlich um Schutz und Schirm, um „*defensio et presidium*“ ging, wird in der betreffenden Urkunde ausdrücklich hervorgehoben. Ziel der Tradierung von Veßra war demnach nicht eine güterrechtliche Veräußerung, sondern die Sicherung der stiftischen Unabhängigkeit, der „*libertas ecclesie*“. Dementsprechend nahm Otto

von Bamberg Veßra auch nicht in Besitz, sondern lediglich in seinen bischöflichen Schutz, in seine „*tutela et protectio*“. De facto war Veßra damit aber aus dem Würzburger Diözesanverband herausgelöst. Auf eine förmliche Unterstellung verzichtete Bischof Otto von Bamberg aber. Das Abhängigkeitsverhältnis von Veßra zum Bamberger Bischof war somit wesentlich lockerer, als dasjenige von Oberzell zum Würzburger Bischof. Deutlich wird dies daran, dass die Nachfolger Ottos von Bamberg nur höchst selten für Veßra urkundeten. Im Gegensatz zu Oberzell hatte Veßra also infolge der Tradierung an einen ‚fremden‘ Bischof ein höheres Maß an Unabhängigkeit von kirchlichen Gewalten erlangt.

Dies bedeutete aber nicht, dass das Stift damit auch in den Genuss der „*libertas*“ gegenüber der Stifterfamilie kam. Anlässlich der Tradierung bestätigte Bischof Otto von Bamberg den Hennebergern nämlich die Stiftervogtei. Weltlicher Schutz und klösterliche Gerichtsbarkeit lagen damit weiterhin in Händen der Gründerfamilie, denn nur unter hennebergischen Nachkommen durfte sich der Konvent einen Vogt wählen. Die Stellung Veßras als hennebergisches Hausstift wurde vom bischöflichen Schutzherrn also ausdrücklich bestätigt. Einschränkend wurde nur festgelegt, dass die Vogteirechte ausschließlich für Gotteslohn ausgeübt werden durften; die Unabhängigkeit Veßras gegenüber der Stifterfamilie erstreckte sich also einzig darauf, dass die Henneberger keine Vogteiabgaben erheben durften.¹⁷ Ansonsten nutzen die Henneberger ‚ihr‘ Hausstift aber wie selbstverständlich als Grablege und für repräsentative Zwecke – und sie taten dies ausgiebig! Wie ein Privileg Papst Eugens III. von 1146 belegt, wurde der Kreuzgang in Veßra zum Beispiel

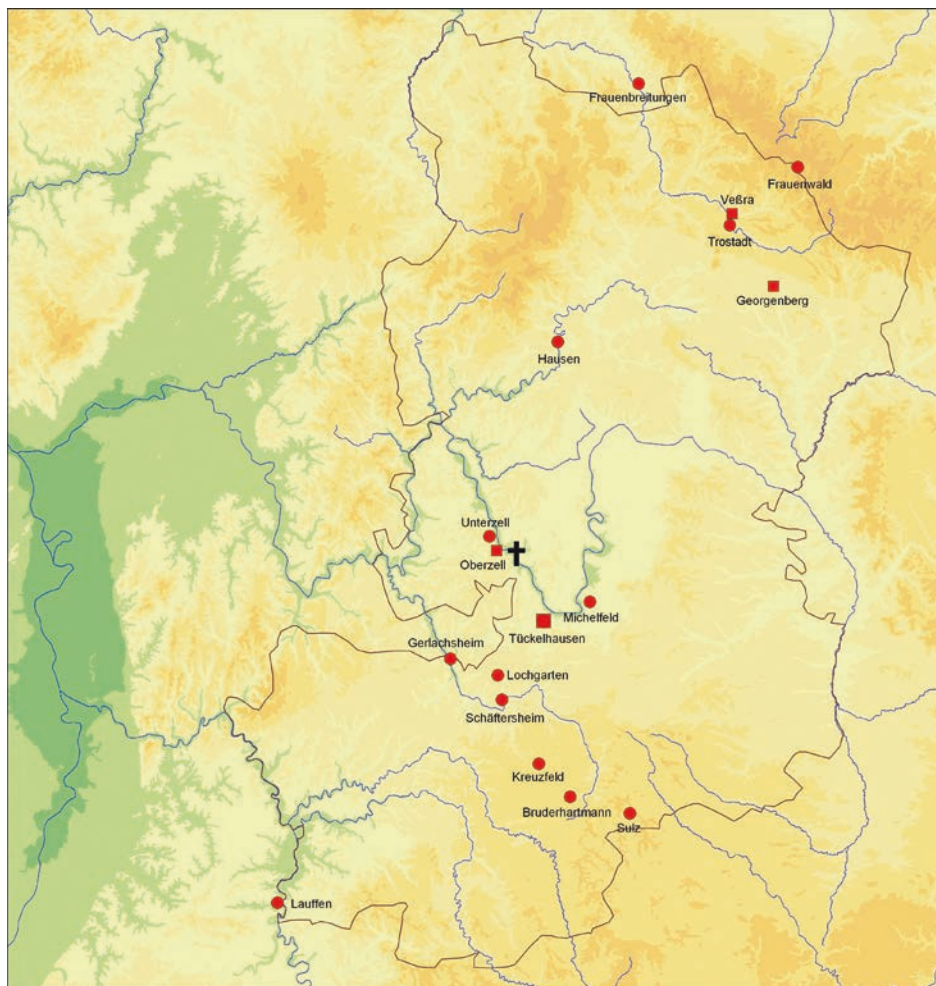


Abb. 2: Prämonstratenserstifte in Franken.

für Spiele, Tänze und andere Lustbarkeiten missbraucht; das Stift diente also als dekorativer Rahmen für Familienfeste der Henneberger.¹⁸

In Bezug auf die „*libertas*“ handelt es sich bei Veßra also um einen Oberzell genau entgegengesetzten Fall. Oberzell wurde von mehreren Ministerialen und Bürgern gegründet, deren Einflussmöglichkeiten schon aufgrund ihrer gesell-

schaftlichen Stellung beschränkt waren; dementsprechend genoss das Stift eine recht große Unabhängigkeit gegenüber laikalischen Kräften. Die Kehrseite der Medaille war jedoch, dass sich dieses Gründerkonsortium nicht gegen den Würzburger Bischof durchsetzen konnte: Oberzell wurde daher zu einem bischöflichen Eigenstift; die Unabhängigkeit von kirchlichen Einflüssen war somit stark eingeschränkt.

Veßra wurde hingegen von den einflussreichen Hennebergern gegründet. Durch die Tradierung an Bischof Otto von Bamberg setzten die Henneberger zwar die Unabhängigkeit vom Würzburger „*ordinarius loci*“ durch. Umso größer war aber die Abhängigkeit von laikalen Einflüssen aufgrund der Stiftervogtei. Von Seiten der Henneberger war dies natürlich auch so intendiert, denn durch die Zurückdrängung des bischöflichen Einflusses waren sie ja de facto ohne Konkurrenz.

Nicht nur Gotebold von Henneberg hatte dem Oberzeller Modell den Rücken gekehrt. Das Ergebnis der komplizierten und langwierigen Entstehung des ersten fränkischen Prämonstratenserstifts hatte vielmehr noch weitere Mitglieder des ursprünglichen Gründerkonsortiums dazu bewogen, sich von dem Oberzeller Modell abzuwenden. Diese Ministerialen und Bürger der Stadt Würzburg schlossen sich aber nicht einfach dem Henneberger an und beteiligten sich an der Errichtung des hennebergischen Stifts Veßra; mit der Gründung eines eigenen Prämonstratenserstifts in Tückelhausen bei Ochsenfurt beschränkten sie vielmehr einen eigenen, „dritten Weg“.¹⁹

In Konkurrenz zu Oberzell und zum Würzburger Bischof entstanden, bedurfte natürlich auch Tückelhausen des besonderen Schutzes. Um die stiftische Freiheit ihrer Gründung gegenüber dem Würzburger Bischof für alle Zukunft zu gewährleisten, tradierten daher auch die Tückelhäuser Gründer ihr Prämonstratenserstift dem Bischof von Bamberg.²⁰ Wie bei Veßra war die Einflussnahme des Würzburger Ortsbischofs damit vorerst ausgeschaltet. Im Gegensatz zu Veßra genoss das Stift Tückelhausen aber auch gegenüber laikalen Einflüssen ein großes Maß an Freiheit, denn wie bei Oberzell gab es auch im Fal-

le von Tückelhausen keine Stiftervogtei im eigentlichen Sinne: Für die weltlichen Geschäfte bediente man sich vielmehr unterschiedlicher Würzburger Ministerialen, die in den Quellen nicht als „*advocatus*“ (als Vogt), sondern als „*fidecommissarii*“ (als Treuhänder) bezeichnet werden. Sowohl in Bezug auf bischöfliche als auch in Bezug auf laikale Einmischungen genoss das Stift Tückelhausen somit ein Höchstmaß an „*libertas*“.

Letztlich war dieser ‚dritte Weg‘, den man in Tückelhausen beschritt, jedoch zum Scheitern verurteilt. Ein Zuviel an Freiheit, eine Existenz ohne starken Partner an der Seite, barg nämlich damals wie heute große Risiken und Gefahren. Völlig auf sich allein gestellt, konnte man nämlich leicht unter die Räder kommen. Genau dies geschah im Falle von Tückelhausen. Bereits 1172 konnte man seine Unabhängigkeit gegenüber dem Würzburger Bischof nicht mehr verteidigen; durch Repressalien hatte es Bischof Reginhard von Würzburg nämlich zuwege gebracht, dass Tückelhausen nun ihm unterstellt und damit zu einem würzburgischen Eigenstift wurde.²¹ Das völlige Ende kam dann Anfang des 14. Jahrhunderts. Schon 1263 bestand das Stift Tückelhausen nur noch aus einem Propst und einem Kanoniker.²² Mit nur zwei Mitgliedern bestand damit eigentlich kein ordnungsgemäßer Konvent mehr, denn noch heute gilt „*tres facit collegium*“. Dies nutzte nun das Konkurrenzstift Oberzell gnadenlos aus. Nach zwei missglückten Anläufen erreichte es 1307 tatsächlich sein Ziel der ‚feindlichen Übernahme‘; das Stift Tückelhausen wurde aufgehoben und dessen Besitz fiel an Oberzell.²³

Die drei prämonstratensischen Männerstifte Frankens waren somit letztlich aus einer einzigen Gründungsinitiative

hervorgegangen: Gerade weil diese Gründungsinitiative so problembehaftet war, hatten sich aber ganz unterschiedliche Spielarten prämonstratensischen Daseins entwickelt.

Neben diesen drei Männerstiften wurde in Franken ansonsten noch eine ganze Reihe von Prämonstratenserinnenstiften gegründet.²⁴ Wie es bei den Prämonstratensern anfangs üblich war, handelte es sich bei Oberzell, Veßra und Tüchelhausen zunächst um Doppelstifte: Männer und Frauen lebten also in einem Stift zusammen.²⁵ Die Trennung der Geschlechter wurde jedoch bereits im 12. Jahrhundert vollzogen. Den Anfang machte Tüchelhausen; dessen Frauenkonvent wurde bereits 1144 nach Lochgarten (heute Stadt Weikersheim) verlegt. Die Oberzeller Prämonstratenserinnen zogen wohl zwischen 1153 und 1169 nach Unterzell um, und in Veßra erfolgte die Geschlechtertrennung im Jahre 1177, als die Frauen ins sechs Kilometer entfernte Troststadt gingen.

Im Gefolge der drei Doppelstifte Oberzell, Veßra und Tüchelhausen entstanden im 12. und 13. Jahrhundert zudem einige reine Frauenstifte ohne doppelstiftische Wurzel. Noch vor 1161 kam das Stift Hausen bei Bad Kissingen als Gründung eines Heinrich von Henneberg hinzu. Nur wenige Jahre später entstand auf Initiative des staufischen Herzogs Friedrich IV. von Rothenburg, des 1167 verstorbenen Sohnes König Konrads III., das Frauenstift Schäftersheim bei Weikersheim. Wohl um 1175 wurde bei Feuchtwangen das Stift Sulz gegründet. Als letztes Prämonstratenserinnenstift des 12. Jahrhunderts entstand schließlich 1187/93 das von Siboto von Zimmern gestiftete und in engen Beziehungen zu den Grafen von Rieneck stehende Stift Gerlachsheim bei Lauda-Königshofen. Anfang des 13. Jahrhunderts setzte

sich diese Gründungswelle prämonstratensischer Frauenstifte fort. 1202 gründete Hartmann von Lobdeburg, ein Bruder des Würzburger Bischofs Otto von Lobdeburg (1207–1223), das Stift Bruderhartmann bei Hausen am Bach in der Nähe von Rothenburg. Zur selben Zeit entstanden wohl auch das Stift Kreuzfeld (heute Stadt Schrozberg) und das Stift Frauenwald nördlich Schleusingen, und Mitte des 13. Jahrhunderts kam schließlich mit Michelfeld (heute Stadt Marktsteft) das vorläufig letzte Frauenstift hinzu.²⁶

Nicht nur diese einmalig große Zahl an prämonstratensischen Frauenstiften in einer Diözese brachte es mit sich, dass das Bistum Würzburg eine Sonderstellung hinsichtlich der Ausbreitung der Prämonstratenser einnimmt, auch die Struktur der Abhängigkeitsverhältnisse heben das fränkische Bistum im gesamten süddeutschen Raum heraus. Da die Frauenstifte nämlich in geistlichen und wirtschaftlichen Belangen jeweils der Oberaufsicht eines der drei Männerstifte Oberzell, Veßra und Tüchelhausen unterstanden, bildeten sich im Bistum Würzburg besonders enge prämonstratensische Netzwerke aus. So waren Unterzell, Hausen, Schäftersheim, Sulz, Gerlachsheim und Bruderhartmann dem Abt von Oberzell unterstellt. Über die Frauenstifte Troststadt und Frauenwald sowie das unweit der nördlichen Bistumsgrenze gelegene Frauenbreitungen übte der Abt von Veßra die Aufsichtsrechte aus, und dem Abt von Tüchelhausen unterstanden die beiden Frauenstifte Lochgarten und Michelfeld. Es gab im Bistum Würzburg also drei Stiftsfamilien: die Oberzeller, die Veßraer und die Tüchelhäuser Stiftsfamilie. In den beiden anderen fränkischen Bistümern Bamberg und Eichstätt wurde demgegenüber kein einziges Prämonstratenserstift gegründet.

PD Dr. Stefan Petersen studierte von 1988 bis 1996 in Göttingen Geschichte, Germanistik und Historische Hilfswissenschaften. Nach der Promotion 1998 war er zunächst Wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der „Germania Sacra“ und wurde danach Assistent am Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte an der Universität Würzburg, wo er derzeit als akademischer Oberrat tätig ist. Seit seiner Habilitation im Jahr 2008 hat er bereits in Würzburg, Marburg und Düsseldorf vakante Lehrstühle vertreten. Seine Anschrift: Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte am Institut für Geschichte der Universität Würzburg, Am Hubland, 97074 Würzburg, stefan.petersen@uni-wuerzburg.de.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. zum Würzburgaufenthalt Norberts von Xanten Felten, Franz J.: Norbert von Xanten. Vom Wanderprediger zum Kirchenfürsten, in: Elm, Kaspar (Hrsg.): Norbert von Xanten. Adliger, Ordensstifter, Kirchenfürst. Köln 1984, S. 121–123; Grauwen, Wilfried Marcel: Norbert, Erzbischof von Magdeburg (1126–1134), 2. überarb. Aufl. überetzt u. bearbeitet v. Ludger Horstkötter. Duisburg 1986, S. 73–76.
- 2 Zu Norbert von Xanten und den Anfängen der Prämonstratenser vgl. Felten: Wanderprediger (wie Anm. 1), S. 69–157; Weinfurter, Stefan: Norbert von Xanten als Reformkanoniker und Stifter des Prämonstratenserordens, in: Elm: Norbert von Xanten (wie Anm. 1), S. 159–183; Grauwen/Horstkötter: Norbert (wie Anm. 1); Elm, Kaspar: Norbert von Xanten (1080/85–1134), in: Rheinische Lebensbilder 13 (1995), S. 7–21; Weinfurter, Stefan: Norbert von Xanten und die Entstehung des Prämonstratenserordens, in: Barbarossa und die Prämonstratenser (= Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst 10). Göttingen 1989, S. 67–100; Felten, Franz J.: Zwischen Berufung und Amt. Norbert und seinesgleichen im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts, in: Andenna, Giancarlo/Breitenstein, Mirko/Melville, Gert (Hrsg.): Charisma und religiöse Gemeinschaften im Mittelalter (= Vita regularis 26). Münster 2005, S. 103–149; Felten, Franz J.: Norbert von Xanten und seine ersten Stifte. Beobachtungen zur rechtlichen Stellung und inneren Struktur, in: Flachenecker, Helmut/Weiß, Wolfgang (Hrsg.): Oberzell. Vom Prämonstratenserstift (bis 1803) zum Mutterhaus der Kongregation der Dienerinnen der heiligen Kindheit Jesu (= Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg 62). Würzburg 2006, S. 1–31.
- 3 Vita Norberti A c. 15, MGH SS XII, S. 690.
- 4 Zu Oberzell vgl. Kestler, Johann Baptist: Die vormalige Abtei Oberzell, in: Archiv des Historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg 24 (1858), S. 37–128; Günther, Leo: Kloster Oberzell. Von der Gründung bis zur Säkularisation (1128–1802), in: Festschrift zum 800jährigen Jubiläum des Norbertus-Klosters Oberzell. Würzburg 1928, S. 5–114; Flachenecker/Weiß: Oberzell (wie Anm. 2). Zu den Anfängen Oberzells vgl. künftig Petersen, Stefan: Der *ordinarius loci* als Problem. Bischof Embricho von Würzburg und die Anfänge der Prämonstratenserstifte Oberzell, Veßra und Tüchelhausen (im Druck).
- 5 Vgl. Bernhadi, Wilhelm: Lothar von Supplinburg (= Jahrbücher der deutschen Geschichte). Leipzig 1879 (ND Berlin 1975), S. 104–112; Wendehorst, Alfred: Das Bistum Würzburg. Teil 1: Die Bischofsreihe bis 1254 (= Germania Sacra NF 1). Berlin 1962, S. 132–137.
- 6 Vita Norberti A c. 15, MGH SS XII, S. 690. Vgl. Grauwen/Horstkötter: Norbert (wie Anm. 1), S. 74.
- 7 StA Würzburg, W.U. 6277 (alt: W.U. 72/178) [= Monumenta Boica 45, S. 6 Nr. 3]. Vgl. dazu künftig Petersen: *Ordinarius* (wie Anm. 4).
- 8 StA Würzburg, W.U. 6278 (alt: W.U. 72/179) [= Hugo, Carolos Ludovicus: Sacri et canonici ordinis Praemonstratensis annales. Bd. 1, 1734 (ND 1999), Probat. Sp. 383f.].
- 9 Zur „*libertas ecclesie*“ vgl. allgemein Tellenbach, Gerd: Libertas. Kirche und Weltordnung im Zeitalter des Investiturstreits (= Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte 7). Stuttgart 1936, S. 151–192; Szabó-Bechstein, Brigitte: Libertas ecclesie. Ein Schlüsselbegriff des Investiturstreits und seine Vorgeschichte. 4.–11. Jahrhundert (= Studia Gregoriana 12). Rom 1985; dies.: „*Libertas ecclesie*“ vom 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Verbreitung und Wandel des Begriffs seit seiner Prägung durch Gregor VII., in: Fried, Johannes: Die abendländische Freiheit vom 10. bis zum 14. Jahrhundert. Die Wirkungszusammenhänge von Idee und Wirklichkeit im europäischen Vergleich (= Vorträge und Forschungen 39). Sigmaringen 1991, S. 147–175.
- 10 Zu den bischöflichen Rechten vgl. zusammenfassend Hinschius, Paul: System des katholischen Kirchenrechts mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. Bd. 2. Berlin 1878, S. 38–49.
- 11 Vgl. zur Abtbenediktion Schreiber, Georg: Kurie und Kloster im 12. Jahrhundert (= Kirchenrechtliche Abhandlungen 67/68). Stuttgart 1910, Bd. 1, S. 126–144.
- 12 Bei Gotebold II. von Henneberg († 6. Februar 1144) handelt es sich um den Vater des Würzburger Bischofs Gebhard von Henneberg (1122–1127/1150–1159); vgl. zu ihm Kallfelz, Hatto: Die Burggrafen

- von Würzburg aus dem Hause der Grafen von Henneberg (ca. 1078/1091–1200), in: Wagner, Ulrich (Hrsg.): Geschichte der Stadt Würzburg. Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Ausbruch des Bauernkrieges. Stuttgart 2001, S. 223f.; Parigger, Harald: Das Würzburger Burggrafenamt, in: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 31 (1979), S. 16f.; Wagner, Heinrich: Entwurf einer Genealogie der Grafen von Henneberg, in: Jahrbuch des Hennebergisch-Fränkischen Geschichtsvereins 11 (1996), S. 41–43.
- 13 Zu Veßra vgl. Oesterreicher, Paul: Beiträge zur Geschichte des ehemaligen Klosters Veßra, in: Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen 1,4 (1834), S. 1–20, S. 140–147; Meisenzahl, Josef: Das Prämonstratenser-Chorherrenstift Vessra. Gründung und Bedeutung desselben im 12. und 13. Jahrhundert bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, in: Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Altertums 26 (1914), S. 1–69; Badstübner, Ernst: Die Prämonstratenser-Klosterkirche zu Veßra in Thüringen (= Corpus der romanischen Kunst Mitteleuropas Reihe A, Bd. 1). Berlin 1961; Wölffing, Günther: Veßra als Hauskloster der Grafen von Henneberg, in: Jahrbuch des Hennebergisch-Fränkischen Geschichtsvereins 11 (1996), S. 215–243; ders.: Das ehemalige Prämonstratenser Kloster Veßra – Bedeutung und Forschungsstand, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 69 (2007), S. 327–343; vgl. künftig Petersen: *Ordinarius* (wie Anm. 4).
 - 14 LHASA Magdeburg, Rep. U 19, C 5 Nr. 18; LHASA Magdeburg, Rep. U 4a, Nr. 18 [= Hertel, Gustav: Urkundenbuch des Klosters Unser Lieben Frauen zu Magdeburg (= Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete 10). Halle 1878, S. 95 Nr. 102; vgl. Wölffing, Günther: Das Prämonstratenser Kloster Veßra. Urkundenregesten 1130–1573. Mit einem Verzeichnis der weiteren archivalischen Quellen (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen. Große Reihe Bd. 18) Köln–Wien–Weimar 2010, S. 66 Nr. 69].
 - 15 LHASA Magdeburg, Rep. U 19, C 5 Nr. 2 [= Badstübner: Veßra (wie Anm. 13), S. 28f. Nr. 3; vgl. Wölffing: Veßra (wie Anm. 14), S. 27f. Nr. 5].
 - 16 Vgl. oben Anm. 5.
 - 17 LHASA Magdeburg, Rep. U 19, C 5 Nr. 2 [= Badstübner: Veßra (wie Anm. 13), S. 28f. Nr. 3; vgl. Wölffing: Veßra (wie Anm. 14), S. 27f. Nr. 5].
 - 18 StA Meiningen, GHA, Urk.-Nachträge Nr. 9 [= Brackmann, Albert: Papsturkunden des Nordens, Nord- und Mittel-Deutschlands. Zweiter Bericht der Wedekindischen Preisstiftung für Deutsche Geschichte, in: Nachrichten von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-historische Klasse 1904, Heft 1, S. 128 Nr. 8 (fälschlich zu Zella in der Rhön); vgl. Wölffing: Veßra (wie Anm. 14), S. 35f. Nr. 14].
 - 19 Zum Stift Tüchelhausen vgl. Backmund, Norbert: Die Originalurkunden des Prämonstratenser Klosters Tüchelhausen, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 28 (1966), S. 5–24; Horling, Thomas: Gründung und Frühzeit des Prämonstratenserstifts Tüchelhausen (vor 1139–1172), in: Ackermann, Konrad/Rumschöttel, Hermann: Bayerische Geschichte – Landesgeschichte in Bayern. Festgabe für Alois Schmid zum 60. Geburtstag. München 2005, S. 441–484; Petersen, Stefan: Die mittelalterlichen Papsturkunden des Stifts Oberzell. Quellen zur Besitzgeschichte, zur Auseinandersetzung mit dem Stift Tüchelhausen und zu innerstiftlichen Problemen, in: Flachenecker/Weiß: Oberzell (wie Anm. 2), S. 93–104.
 - 20 Vgl. Horling: Tüchelhausen (wie Anm. 19), S. 445.
 - 21 Vgl. Horling: Tüchelhausen (wie Anm. 19), S. 449.
 - 22 StA Würzburg, Stift Neumünster, Urkunden 1263 April 22 (alt: W.U. 5723).
 - 23 Vgl. dazu Petersen: Papsturkunden (wie Anm. 19), S. 93–104.
 - 24 Zur Ausbreitung der Prämonstratenser und zu den einzelnen Prämonstratenserinnenstiften in Franken vgl. zusammenfassend mit weiterführender Literatur Petersen, Stefan: Die geistlichen Gemeinschaften im mittelalterlichen Bistum Würzburg. Ein Überblick, in: Flachenecker, Helmut/ Heiss, Hans: Franken und Tirol – Zwei Kulturlandschaften im Vergleich. Akten der internationalen Tagung vom 1. bis 3. März an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg (= Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 34/ Mainfränkische Studien 81). Bozen 2013, S. 192–199.
 - 25 Zum Phänomen der Doppelklöster/Doppelstifte vgl. de Kegel, Rolf: Vom „ordnungsvidrigen Übelstand“? Zum Phänomen der Doppelklöster bei den Prämonstratensern und Benediktinern, in: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 22 (2003), S. 47–63; ders.: *Monasterium ... cum adiacenti sanctimonialium cella*. Eine Annäherung an das prämonstratensische Doppelkloster Zell bei Würzburg (1128 – nach 1221?), in: Flachenecker/Weiß: Oberzell (wie Anm. 2), S. 33–56; Haarländer, Stephanie: „Schlangen unter den Fischen“. Männliche und weibliche Religiösen in Doppelklöstern des hohen Mittelalters, in: Schmitt, Sigrid: Frauen und Kirche (= Mainzer Vorträge 6). Stuttgart 2002, S. 55–69; Haarländer, Stephanie: Doppelklöster und ihre Forschungsgeschichte, in: Klüeting, Edeltraut: Fromme Frauen – unbequeme Frauen? Weibliches Religiosentum im Mittelalter (= Hildesheimer Forschungen 3). Hildesheim 2006, S. 27–44; Krings, Bruno: Die Prämonstratenser und ihr weiblicher Zweig, in: Crusius, Irene/Flachenecker, Helmut (Hrsg.). Studien zum Prämonstratenserorden (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 185). Göttingen 2003, S. 75–105.
 - 26 Zur Lokalisierung der einzelnen Frauenstifte vgl. Karte 4 in: Petersen: Geistliche Gemeinschaften (wie Anm. 24), S. 261.

Die Klöster der Franziskaner in Franken – Wie die Armen Christi zu ihren Häusern kamen

Von den im Mittelalter auf dem Gebiet des heutigen Franken gegründeten Franziskanerklöstern ist heute nur noch die Würzburger Niederlassung im Gebrauch des Ordens. Dennoch haben sich auch in zahlreichen anderen Städten Spuren ehemaliger franziskanischer Präsenz erhalten, teils materiell in Gestalt baulicher Bestandteile ehemaliger franziskanischer Klosteranlagen, wie deren Kirchen, Konventsgebäude oder ehemalige Ausstattung an Kunstwerken, teils immateriell in Form von Straßen- oder Eigennamen („Zum Barfüßer“ oder „Klosterstraße“). Wäre es jedoch nach dem Willen des heiligen Franziskus gegangen, auf den sich der Orden als Gründer beruft, hätte es weder Klöster noch große Klosterkirchen oder die ehemals darin befindlichen Kunstwerke geben dürfen, denn dieser hatte die Intention gehabt, dem armen und unbehausten Christus mit seinen Gefährten in eben dieser Weise nachzufolgen. Wie kam es aber dann dazu, dass die sich zunächst noch als Minderbrüder („*fratres minores*“) bezeichnenden Gefährten des Franziskus trotzdem Klöster und Kirchen für sich errichten ließen? Unter welchen Vorzeichen gelangten sie nach Franken, und was wurde dort aus ihren Bauten?

Das Schicksal hat es nicht gut gemeint mit den Klöstern der Franziskaner im Gebiet des heutigen Franken. Zwar hatte der Orden bereits kurz nach seiner päpstlichen

Bestätigung Brüder in die meisten bedeutenden Städte Frankens, ausgehend von Würzburg (1221) über Bamberg (1223) und Nürnberg (1224), gesandt und in der Folgezeit dort Niederlassungen gegründet – 1250 folgte Coburg, 1281 Rothenburg ob der Tauber und schließlich das zum Bistum Bamberg gehörende Hof im Jahr 1292 – jedoch ist von den dort errichteten baulichen Anlagen der Brüder keine vollständig aus uns gekommen, und nur wenige sind in Teilen erhalten.¹ Historische Abbildungen, wie etwa die frühneuzeitlichen Stadtopographien Merians, Beschreibungen oder im Zuge von Umnutzung entstandene Pläne sowie erhaltene Bauteile – zu nennen wären die Franziskanerkirche in Rothenburg ob der Tauber oder die zum Teil erhaltenen Konventsgebäude in Hof (Wirtschaftsbauten: Mulz- und Brauhaus sowie Ost- und Nordflügel der ehemaligen, um einen Kreuzgang angelegten Vierflügelanlage) geben aber einen Eindruck vom einstigen Umfang und der Vielfalt der über die Jahrhunderte auf- und immer wieder umgebauten Franziskanerklöster, die in enger Verflechtung mit ihrem städtischen Umfeld entstanden.²

Diese Anlagen konnten, trotz ihrer Lage in der Stadt, ein beachtliches Areal einnehmen; an zahlreichen Orten lassen sich für die Klöster der Franziskaner sogar zwei Kreuzgänge, meist ein größerer und regelmäßiger und ein kleinerer, teils unvollständiger, belegen. Eine solche Disposition konnte etwa in Nürnberg und Regensburg nachgewiesen werden und



Abb. 1: Das Nürnberger Franziskanerkloster (8) an der Pegnitz zwischen Lorenzkirche und Heilig Geist Spital (Detail Stadttopographie Nürnbergs aus: „*Topographia Franconiae*“ des Matthäus Merian 1648/1656ff., http://commons.wikimedia.org/wiki/File:De_Merian_Frankoniae_090.jpg [gemeinfrei, abgerufen am 23.04.2013]).

lässt sich so auch im hohen Norden am Beispiel Rostocks oder des Katharinenklosters in Lübeck aufzeigen. Die Existenz mehrerer Kreuzgänge im gleichen Kloster stellt somit eine überregionale Entwicklung dar, die einer Erklärung bedarf.

Am Beispiel des letztgenannten Katharinenklosters kann, ausgehend vom 1832 erstellten Grundriss, aufgezeigt werden, wie wenig sich die Architektur eines Franziskanerklosters im Spätmittelalter von traditionellen monastischen Klosteranlagen unterscheiden konnte, obwohl sich nicht nur die einzelnen Brüder, sondern auch der Gesamtorden der Bettelarmut verpflichtet hatten. Wir sehen die Kirche im Norden mit vormals abgetrenntem Mönchschor (a) und separatem Zugang

vom Kreuzgang aus, den Kreuzgang selbst (b), dessen lateinische Bezeichnung „*claustrum*“ Ursprung des Begriffs Kloster gewesen war, die zum Chor der Kirche geöffnete Sakristei (c), den Kapitelsaal (d) als Ort des Schuldkapitels und zur Verlesung der Regel (das Dormitorium lag darüber im Obergeschoss des Ostflügels), das Refektorium (Speisesaal) der Brüder (e), die später hinzugefügte Bibliothek (f) und weitere Räume.

Die im Laufe des Mittelalters zunehmend aufwendiger werdenden Konvents- und Kirchenbauten der Franziskaner, wie etwa auch das Beispiel der noch erhaltenen Rothenburger Franziskanerkirche zeigt, waren sichtbarer Ausdruck ihrer zunehmenden Bedeutung innerhalb des Machtgeflechts der Städte und der über diese hinausweisenden Beziehungen zu bürgerlichen und adeligen Stifterfamilien, welche sich in den Klöstern weltlichen

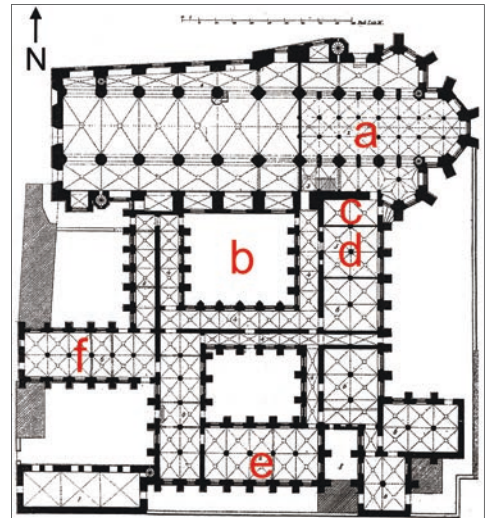


Abb. 2: Grundriss des Katharinenklosters Lübeck. Aus: *Schlösser und Tischbein: Denkmale der alt-deutschen Backsteinbaukunst zu Lübeck*, Lübeck 1832 (gemeinfrei).



Abb. 3: Franziskanerkirche Rothenburg in ihrem heutigen Zustand. Ansicht von Nordosten. Photo: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Rothenburg_oDT_Franziskanerkirche-1.jpg?uselang=de (abgerufen am 23.04.2013, Urheber Misburg3014).

Einfluss und überweltliche „*memoria*“ sicherten. Diese Entwicklung steht, ebenso wie die Entstehung repräsentativer Klosteranlagen, in scharfem Gegensatz zum Ideal des Ordensgründers Franziskus, auf den sich die Brüder beriefen; hatte er doch sowohl in der Ordensregel als auch in seinem Testament darauf verwiesen, dass die Brüder sich nichts aneignen und lediglich wie Pilger und Fremde in einfachen Häusern unterkommen sollten.³

Als Franziskus um das Jahr 1205 herum den Entschluss fasste, die Welt zu verlassen, um ein heiligmäßiges Leben in der

Nachfolge Jesu zu führen, hatte er nicht die Absicht, dabei irgendeine andere Regel zu befolgen als das Evangelium selbst. Das folgende, in frühen franziskanischen Schriften häufig verwendete Zitat aus dem Lukasevangelium verdeutlicht, warum es eigentlich keine Franziskanerklöster geben dürfte: „*Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege.*“⁴

Diese Einstellung unterschied sich fundamental von benediktinischen Traditionen, nach denen das Kloster und das dor-

tige Sich-Einschließen vor den Sünden der Welt auf die Apostelgemeinschaft und auf deren Sich-Einschließen nach dem Tod Jesu aus Furcht vor den Juden zurückginge. So ist etwa in der Präfatio der benediktinischen Petershausener Chronik aus dem Jahr 1156 zu lesen: *„Die Türen waren also aus Furcht vor den Juden verschlossen. Die Tore, heißt es, waren verschlossen (lat. clausae); daraus scheint erstmals der Name Kloster (lat. claustrum) entstanden zu sein, weil es stets auf allen Seiten durch innere und äußere Tore verschlossen ist. Die Abschließung geschah aus Furcht vor den Juden. Was bedeutet aber die Furcht vor den Juden anderes als die Furcht vor den eindringenden Lastern?“*⁵

Die Gemeinschaft des Franziskus von Assisi, die sich im frühen 13. Jahrhundert bildete, stellte einen ganz anderen Aspekt des Evangeliums in den Vordergrund ihres Wirkens, nicht das Gebet Christi in der Wüste und das Einschließen der Apostelgemeinschaft, sondern das öffentliche Wirken Jesu und seiner Jünger. Als im Jahr 1225 der Franziskanerbruder Jordan von Giano in Erfurt weilte, fragte ihn, dessen eigener Chronik zufolge, der örtliche Prokurator, ob er ein Haus in der Art eines Klosters für die Brüder gebaut haben wolle. Jordan soll ihm darauf geantwortet haben: *„Ich weiß nicht, was ein Kloster ist. Baut uns nur ein Haus am Wasser, damit wir dort hinabsteigen und uns die Füße waschen können. Und so geschah es.“*⁶

Sowohl die Intention des Franziskus, dem armen Christus in Armut zu folgen und wie er unbehaust zu bleiben, als auch die Aussage des Jordan von Giano ließen nun den Schluss zu, die Franziskaner würden sich baulich vollkommen von den bis dahin entstandenen Klöstern der anderen Orden abheben und keinerlei derartige Anlagen für sich annehmen. Die Tatsa-

che, dass für den Orden jedoch im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts allorts aufwendigere Klosteranlagen entstanden und auch in Erfurt, als die zitierte Episode Jordan von Gianos 1262 in der *„chronica fratrum“* niedergeschrieben wurde, bereits ein Kloster mit Kreuzgang existierte, spricht eine andere Sprache.

Wie lässt sich dieser Befund mit der vom Ordensgründer geforderten Heimat- und Besitzlosigkeit der Brüder und der Aussage Jordans von Gianos, er wisse nicht, was ein Kloster sei, und wolle nur ein Haus für die Brüder am Wasser, in Einklang bringen? Handelt es sich bei dieser Anlage denn nicht um ein Kloster? Was hat es mit den um zwei Kreuzgänge gruppierten Anlagen auf sich? Sind diese weitläufigen Komplexe nicht in noch höherem Maße unfranziskanisch?

Zurück zu den Anfängen der Gemeinschaft des Franziskus. Als diese im ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts entstand und sich ihre Mitglieder *„fratres minores“* – also Minderbrüder – nannten, führten sie ein Leben, das keinerlei Bauten erforderte, ja noch nicht einmal erlaubte. Aufschluss über die Lebensgewohnheiten der frühen Gemeinschaft des Franziskus geben einige Schriften des Jakob von Vitry, einem französischen Kanoniker und späteren Kardinal. In einem Brief vom Oktober 1216 berichtet er von ihrem tadellosen Ruf: *„Sie kümmern sich in keiner Weise um weltliche Angelegenheiten, sondern bemühen sich Tag für Tag mit feurigem Eifer und dauerndem Einsatz, den Eitelkeiten der Welt Seelen, die sonst verloren gingen, zu entreißen und mit sich zu führen...“* und weiter: *„Die Genannten leben nach der Form der Urkirche. Tagsüber gehen sie in die Städte und Dörfer und bemühen sich, andere durch ihr Tun für Christus zu gewinnen. Nachts aber ziehen sie sich in Ein-*

*siedeleien oder an einsame Orte zurück, um das betrachtende Gebet zu pflegen.*⁷

Jakob erwähnte in diesem Brief keinerlei bauliche Strukturen, gab jedoch wichtige Hinweise zum seelsorgerischen Auftrag und der Lebensweise der Brüder zwischen Stadt und Einsiedelei. Im Jahr 1220 berichtete Jacob von Vitry erneut in einem Brief über die Brüder, diesmal an Papst Honorius gerichtet und ihnen weit- aus weniger gewogen: *„Diese Gemeinschaft breitet sich gegenwärtig in der ganzen Welt stark aus, weil sie ausdrücklich die Form der Urkirche und das Leben der Apostel nachahmt. Doch scheint uns dieser Orden sehr gefährlich, weil nicht nur vollkommene, sondern auch junge und unvollkommene Brüder, die man noch eine bestimmte Zeit in klösterlicher Zucht hätte schulen und prüfen müssen, zu zweien in die ganze Welt hinausgeschickt werden.“*⁸

Zusammen mit der Ordensregel entsteht die Franziskus zugeschriebene Regel für diejenigen Brüder, die zur Kontemplation einsame Orte aufsuchen wollten. Sie reguliert das Leben der Brüder in der Einsiedelei: *„Zwei von ihnen sollen die Mütter sein und zwei Söhne haben. Die Mütter sollen das Leben der Martha führen, und die beiden Söhne sollen das Leben der Maria führen. Diese sollen einen geschlossenen Bezirk (lat. claustrum) haben, in dem ein jeder seine Zelle habe, in der er bete und schlafe. Und in dem geschlossenen Bezirk, wo sie weilen, dürfen sie keiner Person Eintritt gestatten.“*⁹

Auch hier findet sich, abgesehen von der Erwähnung der Zellen selbst, die äußerst einfache Gebilde aus Holz, Lehm und Stroh gewesen sein dürften, keine Erwähnung von Bauwerken, allerdings eine sehr starke Abschottung von der Welt, ein symbolischer Rückzug in die Wüste. Im Jahr 1221 nennt Jakob die Minderbrüder

den Orden der Perfektion. Dieser würde die ganze Welt als sein Kloster bezeichnen, aber nicht für die Aufnahme von Schwachen und Unperfekten geeignet sein. Falls diese mit ihren Schiffen zur See führen und in tiefes Wasser gerieten, würden sie von Sturmfluten überrollt. Jakob verweist damit klar auf die Benediktsregel, wo die Klosterdisziplin, wie eingangs erwähnt, auch für die Schwachen als geeigneter Weg zum Heil beschrieben wird. Dafür wären jedoch feste bauliche Strukturen vonnöten.

In diese Zeit fällt auch die von Jordan von Giano in seiner *„chronica“* überlieferte Ankunft der Brüder in Franken. Jordan war selbst Teil dieser aus zwölf Klerikern und fünfzehn Laien bestehenden Gruppe, die Franziskus 1221 von einem Kapitel bei der Portiunkulakapelle mit dem Ziel ausgesandt hatte, den Orden im deutschen Raum zu verbreiten.¹⁰ Ein erster von Jordan geschilderter Versuch war nur zwei Jahre zuvor kläglich gescheitert. Bruder Johannes von Penna sei mit fast sechzig oder mehr Brüdern, wie es heißt, in deutsche Gebiete gelangt; aufgrund der Sprachbarriere seien sie für Häretiker gehalten worden, woraufhin sie geschlagen, eingekerkert und einige von ihnen sogar nackt zum Markt geführt und für Leute zum Spektakel gemacht worden seien. Daraufhin wurde das Unterfangen abgebrochen. Beim zweiten Versuch, den Orden nördlich der Alpen zu verbreiten, rekrutierte man mit Bruder Barnabas einen Deutschen, dessen sprachliche Vermittlung ein Fiasko wie zwei Jahre zuvor verhindern sollte.

Von Augsburg aus, wo die Brüder vom dortigen Bischof empfangen worden sein sollen und ihr erstes Provinzkapitel der neugegründeten *„Teutonia“* hielten, sandte der neue Provinzialminister Bru-

der Cäsar zwei Brüder, Johannes von Piano Carpine und Bruder Barnabas, nach Würzburg, wo sie zahlreiche Brüder für den Orden gewannen. Dort soll Bischof Otto von Lobdeburg die Brüder zunächst in einem bescheidenen Haus, nahe der Bartholomäusklausen am Rennweg, untergebracht haben. Die unweit gelegene Agneskapelle soll den Brüdern zur Feier der Stundengebete überlassen worden sein. 1223 bereits waren auch Franziskaner nach Bamberg geschickt worden, wo sie am Ort der heutigen Sebastianskapelle die Kranken im Leprosenhaus betreuten.

Im selben Jahr 1223 wurde nach einem langen Entstehungs- und Verschriftlichungsprozess, eine Ordensregel für die Minderbrüder vom Papst bestätigt, welche es ihnen ermöglichte, in andere Länder zu expandieren. Diese Regel enthält jedoch keinerlei Erwähnung von Klosterbauten. Im Gegenteil: Abgrenzung von der Welt sollte durch völlige Besitzlosigkeit erreicht werden. In Kapitel 6 heißt es: „*Die Brüder sollen sich nichts aneignen, weder Haus noch Ort noch sonst eine Sache.*“¹¹

Die Stigmatisierung des Ordensgründers in der Einsiedelei am Berg Laverna im Jahr 1224, zwei Jahre vor seinem Tod, steigerte sein Charisma und seine Bekanntheit immens. Er hatte damit nicht nur in der Lebensweise, sondern auch körperlich, nämlich durch die Erscheinung der Wundmale, die völlige „*imitatio Christi*“ erreicht. In den folgenden Jahren verbreitete sich der Orden rasant, fasste u.a. Fuß in England und konnte in den deutschsprachigen Gebieten breitere Akzeptanz erlangen. Es entstanden Niederlassungen der Brüder in nahezu allen bedeutenden Städten Europas und sogar darüber hinaus. Zur selben Zeit breitete sich auch der bereits kurz vor den Minderbrüdern gegründete Predigerorden (Dominikaner) in Europa

aus, dessen Brüder mit der Predigt in den Städten unmittelbare Konkurrenz für die Gemeinschaft des Franziskus bedeuteten. Im Unterschied zu den eremitisch geprägten Minderbrüdern, übernahmen die in der Kanonikertradition stehenden Prediger jedoch von Anfang an Kirchen und ließen Konventsbauten errichten, deren Baumeister aus dem Schatz vorhandener Bauformen von Klöstern bzw. Kanonikerstiften schöpfen konnten.

Zahlreiche Quellen deuten auf ein aufgrund ähnlicher Rahmenbedingungen enges, jedoch wegen der gegenseitigen Konkurrenz nicht spannungsfreies Verhältnis der beiden Orden hin. Es liegt daher nahe, dass bei der Errichtung von Häusern für die Franziskaner auch bereits bestehende Bauten der Dominikaner, jedoch auch die von anderen Orden oder sogar Frauenklöstern, als Orientierung dienten.

Das Werk des Chronisten Thomas von Eccleston über die Ankunft der Minderbrüder in England, das den Zeitraum von 1224 bis 1258 abdeckt, enthält die Nachricht, dass einige der Brüder nach ihrer Ankunft in England in Konventen der Predigerbrüder als Gäste aufgenommen wurden, bevor sie sich selbst ein Haus mieteten. Dieses ließen sie, wie es heißt, sogleich mit Zellen ausstatten, wie sie auch bei den Dominikanern des Studiums wegen bereits Usus waren.¹²

Dies legt nahe, dass die Brüder zur Kontemplation nun nicht mehr, wie Jakob von Vitry zehn Jahre zuvor berichtet hatte, die Einsamkeit in der Wildnis außerhalb der Stadt aufsuchten, sondern sich diese Einsamkeit gewissermaßen durch den Einbau von Zellen (Trennwänden im Dormitorium aus Flechtwerk) in ihre Häuser holten. Zur Teilnahme an der Messe mussten sie jedoch vorerst örtliche Kirchen aufsuchen, wie der Chronist wei-

ter berichtet:¹³ „Sie hielten bis zum Sommer in dieser Einfachheit ohne Beträume aus, weil sie noch nicht das Privileg hatten, Altäre zu errichten und in ihren Niederlassungen Gottesdienst zu feiern.“¹⁴

Jordan von Giano, dessen Chronik über die Ausbreitung des Minderbrüderordens im Gebiet des heutigen Deutschland die Jahre 1209 bis 1262 umfasst,¹⁵ nennt ebenfalls zahlreiche Bauten, in welchen die Brüder provisorisch untergebracht wurden: einen Bischofspalast, das Hospiz eines Priesters vor den Mauern bei den Leprosen, einen Ort zu klein und ungeeignet für Messe oder Predigt, ein gemietetes Haus mit Garten nahe bei einer Kirche etc. ...

In Nürnberg erhielten die Brüder, vergleichbar mit den Beispielen Jordans, nach ihrer Ankunft im Jahr 1224 die Paulskapelle an der Pegnitz, in der Nähe von Sankt Lorenz, am Ort des späteren Franziskanerklosters (siehe Abb. 1), zur Nutzung und dürften dort auch ein Haus bezogen haben.

In diesen Jahren wurden also unterschiedliche Lösungen gewählt. Die Brüder lebten zunächst in provisorischen Unterkünften, bekamen Kirchen oder Kapellen zum Nießbrauch und wohnten in bereits bestehenden Häusern, die ihnen zur Verfügung gestellt wurden. Bald jedoch ließen sie auch Gebäude eigens für sich errichten, wie Jordan von Gianos eingangs zitierte Aussage, er wisse nicht was ein Kloster sei, und wünsche für die Brüder nur, ein Haus am Wasser gebaut zu bekommen, im Beispiel Erfurt ebenfalls zeigt.¹⁶ Dabei darf keineswegs davon ausgegangen werden, Jordan habe tatsächlich keine Ahnung davon gehabt, wie ein Kloster auszusehen habe. Vielmehr sollte durch seine vermeintliche Unkenntnis die größtmögliche Distanz zur monastischen

Tradition und den Besitzgepflogenheiten der älteren Orden und Klosterverbände zum Ausdruck gebracht werden. Tatsächlich jedoch zeichneten sich bereits zu Lebzeiten des Franziskus Konflikte innerhalb des Ordens, die Armut der angenommenen Häuser betreffend, ab. Offenbar waren unter den zahlreichen unterschiedlichen Fällen auch solche, die der Ordensgründer nicht gutheißen konnte, so dass er in seinem Testament noch einmal darauf verwies, dass die Brüder in keinem Fall Kirchen, ärmliche Unterkünfte oder irgendetwas, was für sie gebaut werde, annehmen dürften, falls es nicht der „*Heiligen Armut*“ entspräche, welche sie in der Regel versprochen hatten.¹⁷

Erstaunlich ist an dieser Aussage insbesondere, dass, im Gegensatz zum Regeltex, nun von eigens für die Brüder gebauten Häusern gesprochen wird. Eine Anpassung an längst Realität gewordene Umstände? Tatsächlich sprechen zahlreiche praktische Gründe für die Verwendung von Häusern.

Ein Leben, wie es Franziskus vorschwebte, und ein Umherziehen zu zweien durch die Welt erforderte besondere Selbstdisziplin und Stärke, ein Argument, welches ähnlich bereits in der Benediktusregel (dort über das Leben als Einsiedler) auftaucht und auch von Jakob von Vitry direkt im Kontext mit der Ausbreitung der Franziskaner angeführt wurde.¹⁸

Die Organisation des expandierenden Ordens wäre ohne feste Aufenthaltsorte der Brüder nur schwer zu gewährleisten gewesen. Der Predigerorden (d.h., der Orden der Dominikaner), welcher sich nahezu zeitgleich ausbreitete und zunehmend Konkurrenz für die Minderbrüder bedeutete, übernahm von Anbeginn an Kirchen und ließ Konventsbauten in klösterlichen Formen in den Städten errich-

ten.¹⁹ Zahlreiche Menschen wandten sich mit Stiftungen oder Schenkungen an die Brüder, weil diese, mit ihrem am Wort des Evangeliums ausgerichteten Lebenswandel, besonders wirksame Gebete und Fürbitten zu leisten versprochen.²⁰

Es war also unter anderem gerade die besondere Wirkung des armen Lebens nach dem Evangelium, welches zu zahlreichen Stiftungen und Schenkungen führte, die wiederum die tatsächliche Armut zunehmend in eine rein symbolische zu verwandeln drohten. Tatsächlich brach bald nach dem Tod des Ordensgründers Streit innerhalb des Ordens darüber aus, wie mit dem Erbe des Franziskus umzugehen sei, insbesondere, was die Befolgung seines Testaments und der „*Heiligen Armut*“ betraf. Giovanni Parenti wandte sich aus diesem Grund an Papst Gregor IX., der 1230 am 28. September mit der Bulle „*quo elongati*“ antwortete. Darin entband er die Brüder von der Befolgung des Testaments und erlaubte in Notfällen die Annahme von Geld. Außerdem sollten die Brüder Häuser, Grundstücke und auch Gegenstände besitzen dürfen, wenn sie weiterhin im Eigentum der Stifter verblieben.

Als Beispiel für eine derartige Stiftung soll hier die Niederlassung in Schwerin vorgestellt werden. Auf den 24. April 1236 ist ein Schreiben des Franziskanerprovinzials der Saxonia, Johannes von Piano di Carpine, datiert, in dem dieser berichtet, die Schweriner Gräfin wolle mit ihren vier Damen im Falle ihres Todes auf dem Friedhof des dortigen Franziskanerkonvents bestattet werden; außerdem erseuche sie um die Möglichkeit der Beichte, Kommunion und letzten Ölung dort. Die Brüder besaßen also eine Niederlassung, die neben einem Haus auch einen Friedhof umfasste, jedoch noch keine Kirche. Seit dem Jahr 1227 hatten die Franziska-

ner die päpstliche Erlaubnis, ihre Brüder innerhalb der Niederlassungen zu bestatten, nicht jedoch Weltliche. Daher musste im Falle Audacias eine Sondererlaubnis gegeben werden.²¹

In Assisi befand sich zu dieser Zeit die zweigeschossige repräsentative Grabeskirche des Ordensgründers im Bau; den Grundstein hatte der Papst persönlich gelegt. Bereits 1230 konnten die Gebeine des Heiligen transloziert werden, und 1253 fand die Weihe der Kirche statt. Der Bau blieb ohne nennenswerte Wirkung auf die Kirchenarchitektur innerhalb des Franziskanerordens, erregte er doch den Unwillen insbesondere zahlreicher Vertreter der ersten Generation des Ordens, die darin eine Verletzung des Armutsideals des Franziskus sahen. Als Bruder Ägidius den Gebeinen des Heiligen seine Reverenz erweisen wollte, kam er nach Assisi und ließ sich von den dort lebenden Brüdern durch Kirche und Konvent führen. Dabei soll er folgende Worte gesagt haben: „*Brüder, ich sage euch, jetzt fehlen euch nur noch die Frauen!*“²² Die Brüder hätten ja bereits gegen die Armut und den Gehorsam (gegenüber Franziskus) verstoßen.

Von Seiten des Papstes wurde in der Folgezeit ein weiterer Versuch unternommen, den Konflikt zu lösen. Im Jahr 1245 erklärte Innozenz IV. die mobilen und immobilien Besitztümer des Ordens zum Eigentum des Apostolischen Stuhls. Den Streit um die Befolgung der „*Heiligen Armut*“ konnte dies nicht beruhigen, war es doch nur zu offensichtlich für viele Brüder, dass Armut fortan nur noch eine juristische Fiktion darstellte und zur bloßen Symbolik verkommen war. Im Jahr 1250 erlaubte Papst Innozenz IV. den Brüdern, Weltliche, die dies zu Lebzeiten wünschten, in ihren Niederlassungen zu bestatten. Fortan nahm also die Bedeutung

ihrer Kirchen, Konventsgebäude und Kirchhöfe als Bestattungsorte und folglich auch die Stiftungstätigkeit von Weltlichen stark zu.

Diese allerorten zu beobachtende Zunahme von für die Brüder errichteten Bauten und deren Größe sowie Aufwand war jedoch keineswegs geräuschlos vorstattgegangen. Die bereits erwähnte Chronik Thomas von Ecclestons über die Ausbreitung der Brüder in England gibt zahlreiche Beispiele für Kontroversen innerhalb des Ordens, welche die Art und Ausführung von Bauten betreffen. Stein des Anstoßes war stets der Umstand, dass diese Entwicklung in Kontrast zum Ideal des Ordensgründers stand, welches in der Regel, dem Testament und den verschiedenen frühen Legendenfassungen Verbreitung gefunden hatte.

Diesem Umstand wurde nun dadurch begegnet, dass der Ordensgründer zunehmend als nicht zu erreichendes Idealbild entrückt wurde; in den späteren Legendenfassungen, u.a. der zweiten Legende von Thomas von Celano aus den Jahren 1246/1247, entstand ein, von seiner ersten, etwa 20 Jahre früher entstandenen Beschreibung, abweichendes, eher den geänderten Realitäten des Ordens angepasstes Bild des Heiligen: *„Wir können Christus nachfolgen in der vorgeschriebenen Lebensform, indem wir nichts zu eigen haben, obgleich wir ohne den Gebrauch von Wohnstätten nicht leben könnten.“*²³

Der spätere Generalminister des Ordens, Bonaventura, verfasste 1254/1255 einen Brief an einen unbekannten Magister, in dem er zu dessen Kritik an der Annahme von Häusern Stellung bezieht. Er schreibt darin: *„Wenn du jetzt sagst, dass die Brüder ‚wie Pilger und Fremdlinge‘ durch die Welt ziehen sollten, möge Gott der Person vergeben, die jemals eine solch dum-*

*me Idee hervorgebracht hat. Hat nicht Franziskus selbst Häuser gebaut?“*²⁴

Andere Franziskaner konnten sich mit der Abkehr vom Armutsideal des Ordensgründers nicht so leicht abfinden. In ihrem Umkreis entstand, mutmaßlich im mittleren 13. Jahrhundert, mit dem *„sacrum commercium cum domina paupertate“* eine Erzählung, in der die *„Heilige Armut“* selbst die Brüder besucht, nach deren Kloster fragt und den Kapitelsaal, Kreuzgang, Speisesaal, die Küche, den Schlaf- und Aufenthaltsraum sowie die Einrichtung des Klosters sehen möchte. Die Brüder führen sie daraufhin auf einen Hügel und zeigen ihr die ganze Welt und sagen zu ihr: *„Das ist unser Kloster, Herrin.“*²⁵

In Würzburg hingegen zeigte sich, dass die dortigen Brüder sich keineswegs ohne adäquate Baulichkeiten zufrieden geben wollten. In einer Urkunde vom 27. November 1249 genehmigte Bischof Herman I. von Lobdeburg den Brüdern, die *„über mehrere Jahre unter mannigfaltigen Unbequemlichkeiten und Beschwerden leiden mussten, wegen der Enge und Ungeeignetheit ihrer bisherigen Unterkunft“* den Umzug an einen anderen Ort, nämlich eine bereits bestehende, dem heiligen Valentinus geweihte Kapelle, und erwarb mehrere bebaute Grundstücke in der Umgebung, welche er den Brüdern zum Bau eines Klosters überließ. Im Jahr 1257 förderte Papst Innozenz IV. den Kirchenbau mit einem Ablass, so dass dieser 1280 vollendet und dem heiligen Kreuz geweiht werden konnte.²⁶

An diesem Punkt bleibt festzuhalten, dass der Orden sich nach dem Tod des Gründers zunehmend in verschiedene Strömungen aufteilte, die sich insbesondere in der Befolgung der Armut unterschieden, was letztlich auch eine große Diversität bei der Annahme und Errich-

tung von Kirchen und Häusern nach sich zog. In den Jahren der Expansion des Ordens entstanden, finanziert durch Stiftungen und Schenkungen, immer größer und aufwendiger werdende Anlagen, die sich, in Konkurrenz zu denen der Dominikaner, zunehmend klösterlichen Bauformen annäherten. Das daraus resultierende Konfliktpotential jedoch bedurfte dringend einer Entschärfung.

Besonders während des Generalats Bonaventuras, der auch als zweiter Gründer des Ordens bezeichnet wurde, kam es zu Maßnahmen, durch welche dem stark fragmentierten, heterogenen Gebilde, in das sich der Orden verwandelt hatte, wieder ein gemeinsamer Rahmen gegeben werden sollte. So ist der Umstand, dass Bonaventura eine neue Franziskuskult schrieb und diese bald zur allein gültigen Legende erklärt wurde, sowie die angeordnete Zerstörung aller älteren Ausgaben als Versuch zu werten, einen ‚Franziskus‘ zu schaffen, der sich einer Vereinnahmung durch die streitenden Lager entzog. Ein derart neu konstruierter Franziskus konnte dem gesamten Orden, gleichsam ohne innere Widersprüche, als nicht zu erreichendes und damit transzendent entzogenes Vorbild dienen. Die ab den 1240er Jahren verfassten Konstitutionen – es handelt sich hierbei um über die Ordensregel hinausgehende, das Zusammenleben der Brüder und die Organisation des Ordens betreffende Anordnungen – sollten in diesem Zuge durch die Schaffung gemeinsamer rechtlicher Rahmenbedingungen ebenfalls zur Vereinheitlichung des fragmentierten Ordensgebildes beitragen. Durch die Bündelung, Neuordnung und Vervollständigung dieser Vorgaben in den Konstitutionen von Narbonne im Jahr 1260 während des Generalats Bonaventuras sollte sicherge-

stellt werden, dass diese Anordnungen von den Brüdern befolgt wurden. Im Text der Konstitutionen finden sich auch Angaben zur Architektur der Konvente, zum Beispiel eine Aufzählung von Räumen, in denen das Schweigegebot gelten sollte, nämlich im Kreuzgang, Dormitorium, Chor, Studierzimmer und, während der Mahlzeiten, im Refektorium.²⁷ Die Verfasser rechneten also mit einer möglichen Existenz dieser Räume in den Niederlassungen der Brüder und gaben Regeln zu ihrer Benutzung.

Zum Aussehen der Gebäude enthalten die Konstitutionen dagegen keine konkreten Vorgaben: *„Da sowohl Sinneslust als auch Überfluss direkte Gegenteile der Armut sind, ordnen wir an, dass jegliche Ausschmückung in unseren Gebäuden, sei es in Gemälden, Skulpturen, Fenstern, Säulen oder ähnlichem, ebenso wie Exzesse in Länge und Höhe über das hinaus, was an ihrem Ort angemessen ist, strengstens vermieden werden muss.“*²⁸

Diese Rubrik enthält allerdings keinerlei konkrete, also positiv formulierte Vorgaben für die Errichtung von Gebäuden, ebenso wenig stellt sie eine tatsächlich verletzbare Norm her. Vielmehr lässt sie ein breites Spektrum an Möglichkeiten für Interpretation und Adaption an örtliche Gegebenheiten offen.

Einzig die Verbote von Wölbungen der Kirchenschiffe, der Errichtung steinerer Türme oder des Einbaus figürlicher Buntglasfenster, mit Ausnahme der Chorscheitelfenster, stellen tatsächlich verletzbare Normen dar.²⁹ Die Bauvorgaben ähneln insgesamt denen der Zisterzienser und Dominikaner, welche ebenfalls kaum konkrete Vorgaben enthielten, sondern sich auf Ermahnungen vor Exzessen und wenige Verbote beschränkten, so dass auf ihrer Basis keine einheitliche Ordensarchitek-

tur entstehen konnte. Vielmehr stellen sie einen normativen Rahmen her, innerhalb dessen Bauten entstanden, deren Gestaltung jeweils von lokalen Traditionen, der finanziellen Potenz und dem Repräsentationsbedürfnis der Stifter, der persönlichen Erfahrung und Präferenz der Bauherren, der Erfahrung und dem Können der Bauhütten, der Lage und Form des Grundstücks, des verfügbaren Baumaterials und zahlreichen anderen Faktoren abhängt.

Nur wenige Jahre nach den Narbonner Konstitutionen erfolgte zwischen 1270 und 1273 in Bamberg die Errichtung des ersten Kirchenbaus für die Brüder, welchen sie in der Folgezeit nutzten. Über sein Aussehen ist praktisch nichts bekannt, denn schon wenige Jahre später erfolgte 1311 die Übergabe von Haus und Kirche der Templer an die Brüder, so dass sie ihre erste Kirche aufgaben und die der Templer in den Jahren vor 1374 (Jahr der Weihe des nun der heiligen Anna gewidmeten Baus) umbauen ließen.³⁰

So kam es trotz des Verbots von Besitz und der Mahnung des Franziskus, nur einfache Häuser zur Nutzung anzunehmen, zur Entstehung von Bautenkomplexen wie dem eingangs vorgestellten Franziskanerkonvent in Rostock. Bleibt die Frage zu beantworten, ob es sich bei diesen Gebäuden denn nicht um Klöster handelt. Das Wort Kloster, lat. „*claustrum*“, stammt ursprünglich von verschlossen, lat. „*clausa*“, wie es etwa in der Petershauserner Chronik erklärt ist. Zahlreiche Schriftquellen belegen, dass der Kreuzgang in Niederlassungen der Franziskaner zumindest zeitweise einer eingeschränkten Öffentlichkeit zugänglich war; selbst für einige der anliegenden Versammlungsräume sind Beispiele von zeitweiser Nutzung für Rechtsakte, Zunft- oder Ratsversammlungen nachweisbar. Auch der Zugang zu im

Chor- oder Kreuzgang gelegenen Stiftergräbern musste den Angehörigen zumindest zu bestimmten Zeiten, wie etwa dem Jahrtag des Todes, gewährleistet werden. Ein solches Zugangsrecht lässt sich mit Hilfe von Stiftungsurkunden nachweisen. Aus diesen Quellen schloss die Forschung lange Zeit, dass die Franziskaner aufgrund ihres starken öffentlichen Wirkens und ihres häufigen Kontakts mit der Welt gar keine Klausur gekannt hätten. Die zahlreichen Beispiele für die Notwendigkeit der Kontemplation auch bei den frühen Franziskanern sprechen jedoch eine andere Sprache. Thomas von Celano schrieb in der ersten Vita des Heiligen Franziskus 1228, dieser habe sich an einen: „*ruhigen, einsamen und abgeschiedenen Ort zurückgezogen, um dort für Gott ganz frei zu sein und den Staub abzuwischen, der etwa aus dem Verkehr mit den Menschen an ihm haften geblieben war.*“³¹

Als die Franziskaner Häuser übernahmen, hatten sie sich diese Einsiedelei in Form der Zellen und anderer abschließbarer Räume in die Städte geholt. Auch in der Kirche gab es eine feste Trennmauer zwischen dem Chor der Brüder und dem für die Weltlichen zugänglichen Langhaus, die, wenn sie raumhaltig ist, als Lettner bezeichnet wird. Eine solche Zweiteilung der Konventsgebäude in für Weltliche temporär zugängliche Strukturen, wie den ersten Kreuzgang und anliegende Räume, und eine eigentliche Klausur der Mönche um den zweiten Kreuzgang ließe den Grundriss in Lübeck erklären. Auch im Falle von Franziskanerniederlassungen, die über keinen zweiten Kreuzgang verfügten, kann davon ausgegangen werden, dass einige Versammlungsräume zumindest zeitweise einer eingeschränkten Öffentlichkeit zur Verfügung standen. Eine Klausur der Brüder jedoch hätte in beiden Fällen trotzdem



Abb. 4: Franziskanerkirche Rothenburg. Blick auf den Lettner und den dahinterliegenden gewölbten ehemaligen Chor der Brüder. Photo: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Rothenburg_oDT_Franziskanerkirche-2.jpg (zuletzt abgerufen am 23.04.2013, Urheber: Misburg3014).

bestanden, es wären also Klöster im Sinne des Wortursprungs „*claustrum*“.³²

Die Franziskanerklöster im Gebiet des heutigen Franken wuchsen auch im 14. Jahrhundert weiter an. In dieser Zeit häuften sich auch die Stiftungen von Ländereien, aus denen die Brüder Einkünfte bezogen, was nun vollends der Intention des Ordensgründers widersprach. Der Streit um die Auslegung der Armut, der seit dem Tod des Franziskus geschwelt hatte, führte im späten 14. Jahrhundert zur

Herausbildung einer Bewegung, die eine Rückkehr zu den Idealen des Franziskus und eine strengere Auslegung der Regeln verfolgte, der sogenannten Observanzbewegung, deren völlige administrative Lösung vom Orden jedoch erst im Jahr 1517 unter Papst Leo X. erfolgte. Doch bereits vorher traten mehr und mehr Klöster, auf unterschiedliche Initiativen reagierend, der Observanz bei. Das Franziskanerkloster Nürnberg etwa führte auf Anordnung des Bamberger Bischofs die

Observanz im Jahr 1447 ein und musste folglich alle Besitzungen, Einkünfte und Zinsen an das Heilig-Geist-Spital übertragen und fortan wieder von Almosen leben. In Bamberg ging die Einführung der Observanz 1460 ebenfalls vom dortigen Bischof aus. Im ursprünglich zur sächsischen Ordensprovinz gehörigen Coburger Franziskanerkloster, dessen Konventsgeviert um einen Kreuzgang ab 1250, jüngeren Publikationen zufolge jedoch eher ab den 1270er Jahren³³ errichtet worden ist, wurde 1477 die Observanz eingeführt. Im Hofer Franziskanerkonvent, der erst 1292 gegründet worden war und dessen Bauten, unterstützt von Stiftungen der Bür-



Abb. 5: Chor der ehemaligen Nürnberger Franziskanerkirche im heutigen Zustand. Photo: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Franziskanerkirche_N%C3%BCrnberg_-_Rest_der_Kirche_des_Franziskanerklosters.jpg (zuletzt abgerufen am 23.04.2013, Urheber: Technokrat).



Abb. 6: Die ehemalige Franziskanerkirche in Hof im 19. Jahrhundert. Photo: <http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Klosterkirchehof1.JPG> (zuletzt abgerufen am 23.04.2013, gemeinfrei).

ger, der Patrizier und des Niederadels der Umgebung, in den Jahren 1351 bis 1376 maßgeblich erweitert wurden, wurde die Observanz wohl erst kurz vor der Reformation vor 1513 eingeführt. Das einzige Franziskanerkloster im Gebiet des heutigen Frankens, das eine solche Reform nie durchführte, war die älteste der dortigen Niederlassungen der Brüder, nämlich die in Würzburg.

Die Reformation stellte in der Folgezeit das Ende vieler Klöster in den betroffenen Gebieten dar. In Nürnberg wurde die Kirche der Barfüßer (gängige Bezeichnung für die Franziskaner-Observanten) im



Abb. 7: Die Hofer Franziskanerkirche während der Abbrucharbeiten im Jahr 1902. Photo: <http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Klosterkrichehof2.JPG> (zuletzt abgerufen am 23.04.2013, gemeinfrei).

Jahr 1529 geschlossen, 1541 dann die Abhaltung von Gottesdiensten verboten und 1562, mit dem Tod des letzten Bruders, das dortige Kloster endgültig aufgegeben. Die Bauten gingen in den Besitz der Stadt über und wurden vielfältig genutzt: 1557/1560 als Findelhaus, 1668 durch die Anatomie und 1671 gar als Frauengefängnis. Nachdem ein Brand die Kirche und einen Teil der Klostergebäude beschädigte, ließ der Rat erstere zwischen 1682 und 1689 wieder aufbauen. Nach der Säkularisation erfolgte jedoch ab 1806 der Abbruch der gesamten Anlage mit Ausnahme des Chors, der heute noch, angebaut an ein Bankgebäude des frühen 20. Jahrhunderts, existiert, wenngleich er durch den Einbau von Zwischendecken und die Verkleinerung der Fenster heute nur noch in seiner Kubatur erlebbar ist.³⁴

Auch in Hof erfolgte aufgrund der Reformation wohl bald nach 1525 die Schließung des dortigen Franziskanerklosters.³⁵ Die ehemalige Klosterkirche wurde

als evangelische Predigtkirche zunächst weitergenutzt, die Konventsgebäude zur Lateinschule umfunktioniert. Erst im Jahr 1864 ging der Westflügel der Klosteranlage im Zuge eines Turnhallenneubaus verloren. Die Klosterkirche mit ihren bedeutenden Grabmonumenten, die seit ihrer Profanierung im Jahr 1802 unterschiedlichen weltlichen Zwecken gedient hatte, wurde 1902 abgebrochen. Teile des ehemaligen Nord- und Ostflügels der Konventsbauten sind heute noch erhalten und werden als Schule genutzt. Das ehemalige Sommerhaus ist heute Teil des Jean-Paul-Gymnasiums.

Den Coburger Klostergebäuden war ein ähnliches Schicksal beschieden; nach der Reformation wurden sie bereits im mittleren 16. Jahrhundert als baufällig bezeichnet und ab 1543 mit dem neuen Coburger Stadtschloss (Schloss Ehrenburg) überbaut, in welchem noch Teile der älteren Substanz erhalten sind. Christian Loeffe geht im Gegensatz zu vorherigen Bearbeitern anhand von Angaben aus den Bauakten der Ehrenburg davon aus, dass sich das Konventsgeviert nicht südlich, sondern nördlich der Kirche befunden hat, wie in der Abbildung zu sehen ist.³⁶

Auch in Rothenburg erfolgte die Auflösung in den 1540er Jahren. Danach wurden die Gebäude zunächst als Lateinschule und Wohnung für Pfarrerswitwen weitergenutzt. Nach der Säkularisation fanden sie 1805 weitere Verwendung als Salzmagazin, bis schließlich weite Teile des Klosters abgerissen wurden, so dass heute dort lediglich noch die Kirche besteht.

In Bamberg erfolgte die Auflösung des

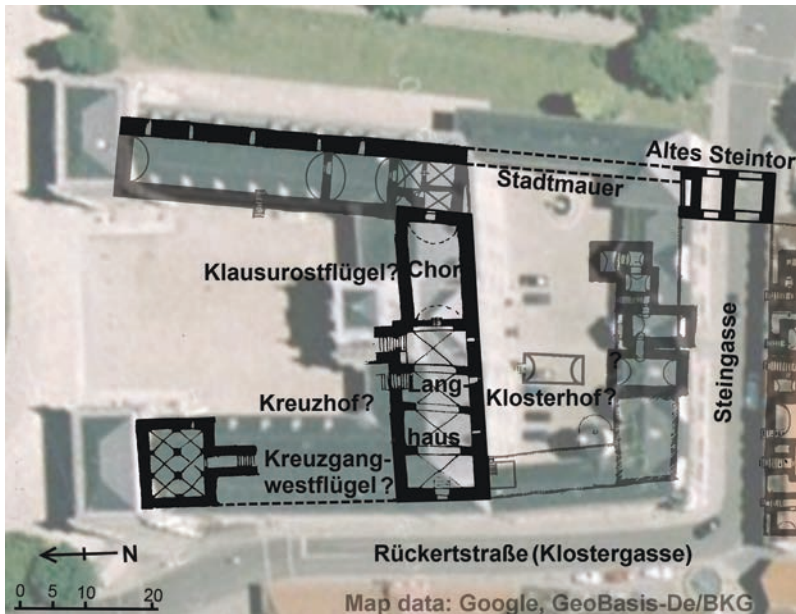


Abb. 8: Überlagerung einer Luftaufnahme der Ehrenburg in Coburg mit einer Skizze der darin aufgegangenen Überreste des Franziskanerkonvents. Photo: Map data: Google, GeoBasis-De/BKG (copyright), überarbeitete Skizze nach Oelenheinz, Ludwig: Ur-Coburg. Coburg 1927 (gemeinfrei).



Abb. 9: Die zerstörte Franziskanerkirche Heilig Kreuz in Würzburg im Jahr 1946. Blick in den Chor mit weitgehend intakter Wölbung. Photo: Bildarchiv Photo Marburg.



Abb. 10: Grabstein der Anna Groß (gest. 1294), ursprünglich im Nürnberger Franziskanerkloster, heute im Germanischen Nationalmuseum. Photo: Bildarchiv Photo Marburg.

Klosters erst mit der Säkularisation im Jahr 1806. Danach ging es dafür umso schneller: 1811 erfolgte bereits der Abriss der Kirche, während die aus dem Jahr 1711 stammenden Klostergebäude zunächst als Gericht und schließlich als Postamt weitergenutzt wurden und zum großen Teil heute noch erhalten sind.³⁷

Nur in Würzburg überstand das dortige Franziskanerkloster die Zeiten der Reformation und die nachfolgenden Kriegsjahre unbeschadet. 1582 eröffnete Fürstbischof Julius Echter (Amtszeit 1573–1617) in der Klosterkirche die Würzburger Uni-

versität. 1611 bis 1617 erfolgte die Renovierung und Wölbung der bis dahin ungewölbten Kirche und des Kreuzgangs. Außerdem fand ein weitgehender Um- und Ausbau der Konventsgebäude statt. Auch in der Säkularisation kam es nicht zum Ende des dortigen Klosters, obschon die Kirche geschlossen wurde und keine neuen Brüder mehr aufgenommen werden durften. Nach 1839 erlaubte König Ludwig I. die erneute Aufnahme von Novizen, so dass auch die Kirche 1842 wieder vollständig genutzt werden konnte. Erst der Zweite Weltkrieg setzte dem Kloster schwer zu; am 16. März 1945 zerstörte ein Bombenangriff es nahezu vollständig. Nach dem vereinfachten Wiederaufbau 1950/1952 und einem erneuten Brand 1986 ist heute von den einst vorhandenen mittelalterlichen Klosterbauten nur noch der Chor aus dem 13. Jahrhundert erhalten.³⁸

Mögen auch in Franken die meisten Klöster der Franziskaner inzwischen verschwunden sein, an einigen Orten haben sich zumindest einzelne Gebäude oder wenigstens Teile davon erhalten. Die Franziskanerkirche in

Rothenburg, der Chor der Franziskanerkirche in Nürnberg, das wiederaufgebaute Franziskanerkloster in Würzburg mit seinem noch erhaltenen Chor des 13. Jahrhunderts, die Hofer Konventsgebäude oder die Spuren in der Veste Coburg geben ebenso wie erhaltene Ausstattungsstücke, etwa die heute im Germanischen Nationalmuseum ausgestellte Grabplatte der 1294 verstorbenen und im Barfüßerkloster zu Nürnberg beigesetzten Anna Groß, immer noch Zeugnis von der einstigen Präsenz und Bedeutung der Franziskaner in Franken.

Sebastian Mickisch M.A./Master studierte zwischen 2002 und 2009 zunächst Christliche Archäologie und Kunstgeschichte an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen. Nach dem Abschluss des Studiums mit dem Magistertitel schloss er bis 2011 ein Studium der Denkmalpflege/„Heritage Sciences“ an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg an, das er mit dem Erwerb des „Master of Arts“ beendete. Seitdem ist er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Forschungsstelle für Vergleichende Ordensgeschichte an der TU Dresden (FOVOG) im Rahmen des DFG-geförderten Projekts „Innen und Außen – Konstruktion und Symbolik von Grenz- und Schwellenräumen im mittelalterlichen Kloster“ tätig. Seine Anschrift: Forschungsstelle für Vergleichende Ordensgeschichte an der Technischen Universität Dresden, 01062 Dresden, Sebastian.Mickisch@tu-dresden.de.

Literatur:

- Bayerische Franziskanerprovinz (Hrsg.): *Bavaria Franciscana Antiqua* (Ehemalige franziskanische Niederlassungen im heutigen Bayern). Kurze historische Beschreibungen mit Bildern (Bde. 1–5). München 1950–1961.
- Feld, Helmut: *Franziskus von Assisi und seine Bewegung*. Darmstadt 1994.
- Frank, Isnard: *Lexikon des Mönchtums und der Orden*. Stuttgart 2005.
- Melville, Gert (Hrsg.): *Die Bettelorden im Aufbau*. Beiträge zu Institutionalisierungsprozessen im mittelalterlichen Religiosentum (*Vita regularis*, Bd. 11). Münster 1999.
- Melville, Gert/Müller, Anne: *Franziskanische Raumkonzepte*. Zur symbolischen Bedeutung des inneren und äußeren Hauses, in: *Revue Mabillon* Bd. 21 (2010), S. 105–138.
- Müller, Thomas/Schmies, Bernd/Loefke, Christian (Hrsg.): *Franziskaner in Thüringen*. Für Gott und die Welt (= Text- und Katalogband zur Ausstellung in den Mühlhäuser Museen vom 29. März bis 31. Oktober 2008). Paderborn 2008.

- Northemann, Yvonne: *Zwischen Vergessen und Erinnern*. Die Nürnberger Klöster im medialen Geflecht. Petersberg 2011.
- Stiegemann, Wilfried/Schmies, Bernd/Heimann, Heinz-Dieter (Hrsg.): *Franziskus – Licht aus Assisi* (= Katalog zur Ausstellung im Erzbischöflichen Diözesanmuseum und im Franziskanerkloster Paderborn). Paderborn 2011.
- Untermann, Matthias: *Handbuch der mittelalterlichen Architektur*. Stuttgart 2009.

Anmerkungen:

- 1 Der Konvent in Neustadt an der Aisch entstand erst im Jahr 1462 im Zuge der Auseinandersetzung mit hussitischen Umtrieben: vgl. <http://www.datenmatrix.de/projekte/hdbg/kloster/pdf/KS0279.pdf> (zuletzt abgerufen am 23.04.2013).
- 2 Informationen zur Geschichte der einzelnen Klöster und zu weiterführender Literatur sowie ein Zugang zu historischen Quellen (Klosterurkunden und Handschriften) sind auf der Internetseite des Hauses der Bayerischen Geschichte zu finden: <http://www.datenmatrix.de/projekte/hdbg/kloster/index.php> (abgerufen am 23.04.2013). Weitere Informationen bietet folgendes, schon etwas ältere mehrbändige Werk: *Bayerische Franziskanerprovinz* (Hrsg.): *Bavaria Franciscana Antiqua* (Ehemalige franziskanische Niederlassungen im heutigen Bayern). Kurze historische Beschreibungen mit Bildern (Bde. 1–5). München 1950–1961.
- 3 Eine umfangreiche Sammlung von Quellen über die frühe Gemeinschaft des Franziskus, ihre Anfänge und den Ordensgründer selbst findet sich in deutscher Übersetzung in: Berg, Dieter/Lehmann, Leonhard (Hrsg.): *Franziskus-Quellen*. Die Schriften des heiligen Franziskus, Lebensbeschreibungen, Chroniken und Zeugnisse über ihn und seinen Orden. Kewelae 2009, hier das Testament des Franziskus, S. 61 u. die päpstlich bestätigte Ordensregel, die sogenannte *Regula Bullata*, S. 98.
- 4 Lk 9, 57.
- 5 Feger, Otto (Hrsg.): *Die Chronik des Klosters Petershausen*. Lindau–Konstanz 1956, S. 23.
- 6 Jordan von Giano: *chronica fratrum minorum*. Übersetzung (nach Berg), in: Lehmann: *Franziskus-Quellen* (wie Anm. 3), S. 995f.
- 7 Jakob von Vitry: *Brief aus Genua* (Okt. 1216), Übersetzung (nach Lehmann), in: ebd., S. 1534f.
- 8 Jakob von Vitry: *Brief aus Damiette* (Febr./März 1220), Übersetzung (nach Lehmann), in: ebd., S. 1536.
- 9 *Franziskus von Assisi: regula pro eremitoriis data*, Übersetzung (nach Lehmann), in: ebd., S. 103f.
- 10 Die Kirche Santa Maria degli Angeli, auch Portiuncula genannt, ist einer der wichtigsten Aufenthaltsorte der frühen Gemeinschaft des Franziskus und bis

- heute, über seinen Tod hinaus, im Orden von hoher Bedeutung. Dies liegt darin begründet, dass Franziskus sie der Legende nach eigenhändig renoviert und der Kapelle zeitlebens eine besondere Verehrung entgegengebracht haben soll. Vgl. Thomas von Celano: *vita prima sancti Francisci*. Lib. I Cap. 9, 21 u. Lib. II Cap. 106, Übersetzung (nach Lehmann), in: ebd., S. 212 u. S. 264.
- 11 Regula Bullata, Übers. (nach Lehmann), in: ebd., S. 98.
- 12 Vgl. Thomas von Eccleston: *de adventu fratrum minorum in angliam*. Col II,10, Übers. (nach Berg), in: Lehmann: *Franziskus-Quellen* (wie Anm. 3), S. 1026.
- 13 Das Privileg, Altäre in ihren Niederlassungen zu nutzen oder solche zur Zelebration der Messe auf Reisen mit sich zu führen, erhielten die Brüder am 3. Dezember 1224 von Papst Honorius III. durch die Bulle „*Quia populares tumultus*“, Übers. (nach Schneider), in: ebd., S. 1625f.
- 14 Thomas von Eccleston: *de adventu*, Übers. (nach Schneider), in: ebd., S. 12.
- 15 Übersetzung nach Dieter Berg in: Lehmann: *Franziskus-Quellen* (wie Anm. 3), S. 955–1011.
- 16 Wie Anm. 6.
- 17 Testamentum beati Francisci, Übers. (nach Lehmann), in: Lehmann: *Franziskus-Quellen* (wie Anm. 3), S. 61.
- 18 Vgl. Jakob von Vitry: *Brief aus Damiette* (Febr./März 1220), Übers. (nach Huber/Lehmann), in: ebd., S. 1536f.
- 19 Vgl. Iordanus de Saxonia: *Libellus de principiis Ordinis Praedicatorum*, Cap. 35, Übers. (nach Hoyer), in: Hoyer, Wolfram (Hrsg.): *Jordan von Sachsen, von den Anfängen des Predigerordens*. Leipzig 2002, S. 53.
- 20 Vgl. Thomas von Eccleston: *de adventu fratrum minorum in angliam*, Col IV,22, Übers. (nach Berg), in: Lehmann: *Franziskus-Quellen* (wie Anm. 3), S. 1033.
- 21 Vgl. Ulpts, Ingo: *Die Bettelorden in Mecklenburg. Ein Beitrag zur Geschichte der Franziskaner, Klarissen, Dominikaner und Augustiner-Eremiten im Mittelalter* (= *Saxonia Franciscana. Beiträge zur Geschichte der Sächsischen Franziskanerprovinz*, Hrsg. Dieter Berg, Bd. 6). Werl 1995, S. 23f.
- 22 *Chronica XXIV generalium Ordinis minorum* (Analecta Franciscana 3), Quaracchi 1897, S. 89.
- 23 Thomas von Celano: *vita secunda sancti Francisci*, Lib. I Cap. XXIX,59, Übers. (nach Freyer), in: Lehmann: *Franziskus-Quellen* (wie Anm. 3), S. 333f.
- 24 Bonaventura: *Epistola de tribus quaestionibus ad magistrum innominatum*, ed. Quaracchi VIII, S. 331–336.
- 25 Anonymus: *Sacrum commercium cum domina paupertate*, Übers. (nach Schlageter), in: Lehmann: *Franziskus-Quellen* (wie Anm. 3), S. 682f.
- 26 Vgl. Anmerkung 2, <http://www.datenmatrix.de/projekte/hdbg/kloster/pdf/KS0449.pdf> (zuletzt abgerufen am 25.04.2013).
- 27 *Constitutiones generales Ordinis Fratrum Minorum editae et confirmatae in Capitulo generaly apud Narbonam a. D. 1260*, ed. Harry B. Gutman (*Archivum Franciscanum Historicum* Bd. 34). Florenz/Quaracchi 1941, S. 57.
- 28 Eigene Übersetzung nach ebd., S. 48.
- 29 Vgl. ebd.
- 30 Vgl. <http://www.datenmatrix.de/projekte/hdbg/kloster/pdf/KS0039.pdf> (zuletzt abgerufen am 23.04.2013).
- 31 Thomas von Celano: *vita prima sancti Francisci*, Übers. (nach Freyer), in: Lehmann: *Franziskus-Quellen* (wie Anm. 3), S. 254.
- 32 Vgl. Untermann, Matthias: *Beobachtungen zur franziskanischen Klosterbaukunst in der Provinz Saxonia*, in: Schumann, Dirk (Hrsg.): *Brandenburgische Franziskanerklöster und norddeutsche Bettelordensbauten. Architektur – Kunst – Denkmalpflege*. Berlin 2010, S. 33–46.
- 33 Loeffe, Christian: *Coburg*, in: *Für Gott und die Welt. Franziskaner in Thüringen* (= *Text- und Katalogband zur Ausstellung in den Mühlhäuser Museen vom 29. März bis 31. Oktober 2008*). Paderborn 2008, S. 216f.
- 34 Einen hervorragenden Beitrag zu den Nürnberger Klöstern, darunter auch dem ehemaligen Franziskanerkloster, lieferte zuletzt Yvonne Northemann: *Zwischen Vergessen und Erinnern. Die Nürnberger Klöster im medialen Geflecht*. Petersberg 2011.
- 35 <http://www.datenmatrix.de/projekte/hdbg/kloster/pdf/KS0147.pdf> (zuletzt abgerufen am 23.04.2013).
- 36 Zur Coburger Niederlassung der Brüder zuletzt: Loeffe, Christian: *Zum Bau des mittelalterlichen Franziskanerklosters in Coburg: neue Untersuchungen über die Gründung und die topographische Lage des Coburger Konvents*, in: *Jahrbuch der Coburger Landesstiftung* Bd. 53 (2008), S. 299–324.
- 37 <http://www.datenmatrix.de/projekte/hdbg/kloster/pdf/KS0039.pdf> (zuletzt abgerufen am 23.04.2013).
- 38 <http://www.datenmatrix.de/projekte/hdbg/kloster/pdf/KS0447.pdf> (zuletzt abgerufen am 23.04.2013).

Die Bettelorden im Bistum Würzburg

Die Bettelorden und ihre Verbreitung im Bistum Würzburg stehen im Mittelpunkt der vorliegenden Ausführungen. Nach einer kurzen Einführung in die Entstehung der für das Bistum Würzburg wichtigen Orden werden die einzelnen Phasen der Ausbreitung beschrieben, wobei versucht wird die Charakteristika der einzelnen Phasen zu darzulegen. Im Vordergrund sollen dabei die Fragen nach den jeweiligen Orden, die in den einzelnen Phasen entstehen, und der Lage der neuen Klöster stehen. Der Verfasser sieht sich allerdings gezwungen diesen Ausführungen noch einen kurzen Abriss der Entwicklung des Bistumsgebietes voranzustellen, da dies den geographischen Rahmen der Arbeit darstellt. Am Ende folgen noch ein paar kurze Bemerkungen zur Bedeutung der Bettelorden für das Bistum Würzburg.

Im 13. Jahrhundert gelang der Idee der radikalen Armut als Zeichen der Nachfolge Christi der Durchbruch. Zwar hatten auch die Mitglieder der traditionellen Orden und der Reformorden des 12. Jahrhunderts ein Armutsgelöbnis abgelegt, doch galt dies nur für das einzelne Ordensmitglied, nicht aber für die Konvente. Der teilweise große Reichtum der Konvente einerseits und die Armut der Bevölkerung, vor allem der Stadtbevölkerung, andererseits ließ den Unmut gegenüber der Geistlichkeit anwachsen.¹ Der Aufbruch der Armutsbewegung fällt also mit der Verbreitung städtischer Lebensformen zusammen und war sogar von ihnen abhängig.²

Neben der Wahl eines städtischen Lebensraumes war die Seelsorge ein wichtiges Charakteristikum der Bettelorden. Um diesem Ideal aber gerecht werden zu können, musste mit dem alten Ideal der „*stabilitas loci*“, also der Ortsgebundenheit, gebrochen werden. Der einzelne Bruder gehörte also weniger einem bestimmten Konvent an, sondern war mehr dem Gesamtorden verpflichtet.³

Die Kurie in Rom tat sich anfangs jedoch schwer, diese neue Bewegung zu integrieren. War doch eines der neuen Ideale die unverbildete und unbelastete Hinkehr zur Hl. Schrift und zum Leben Jesu. Das leistete dem Laienpredigertum Vorschub, was im Widerspruch zum universalen Anspruch der römischen Kirche über die gesamte Christenheit stand. Die Katharer und Waldenser wurden folglich von ihr auch in die Häresie abgedrängt.⁴ Durch das IV. Laterankonzil unter der Führung von Papst Innozenz III. wurden die Regeln des hl. Augustinus und des hl. Benedikt als alleingültige Regeln für Ordensgemeinschaften festgeschrieben.⁵

Aber noch unter dem gleichen Papst gelang zwei Bettelorden die Integration in die römische Kirche. Der Dominikanerorden,⁶ der älteste anerkannte Bettelorden, entstand aus der Abwehr der in die Häresie abgedrängten Gemeinschaften. Dominikus, ein Mitglied aus dem reformierten Chorherrenstift in Osma (Spanien), wurde 1206 gemeinsam mit einem Ordensbruder durch Papst Innozenz III. mit der Mission in Südfrankreich beauftragt. In Prouille gründete er ein Haus für Frauen, die von den Katharern zur

katholischen Kirche zurückgekehrt waren, welches dann zum Stützpunkt für die Predigerbrüder werden sollte.⁷ Bischof Fulko von Toulouse holte Dominikus mit seinen Brüdern schließlich in seine Stadt. Die Gemeinschaft entwickelte sich dort zu Diözesanpredigern, was den nächsten Schritt zu einem selbstständigen Orden bildete. Im Jahr 1215 versuchte Dominikus auf dem Laterankonzil, die päpstliche Bestätigung zu erlangen, was sich allerdings durch das Verbot von Neugründungen schwierig gestaltete. Erst durch die Annahme der Augustinusregel konnte die Bestätigung im Jahr 1216/1217 durch den neuen Papst Honorius III. erwirkt werden. Mit der Verfassungsgebung im Jahr 1220 fand die Gründung dann ihren Abschluss.

Etwa zur gleichen Zeit bildete sich in Italien ein zweiter Bettelorden, die Franziskaner.⁸ Der Ordensgründer Franz von Assisi war nicht wie Dominikus kirchlich vorgebildet; er war der Sohn eines reichen Kaufmanns und wurde erst durch ein Erweckungserlebnis zum glühenden Verfechter der radikalen Armut als Zeichen der Nachfolge Christi. Schon 1207 schlossen sich ihm Gefährten an, und Franziskus erkannte, dass ihr Zusammenleben geregelt werden müsse. Die Heilige Schrift bildete den Grundstock für diese erste Regel. Um der Abdrängung in die Häresie von vorneherein entgegen zu wirken, orientierte er sich von Anfang an der römischen Kurie. Es gelang ihm, in Rom zu Papst Innozenz III. vorgelassen zu werden, der ihm diese erste Regel mündlich bestätigte, nachdem er in der Nacht zuvor geträumt hatte, dass ein Bettler die Lateranbasilika stützte, die in Trümmer zu zerfallen drohte. Er habe in ihm Franz von Assisi erkannt und diesen am nächsten Tag zu sich gerufen und seine Regel bestätigt. Diese Legende wurde von Giotto in der Grabeskirche

in Assisi bildlich dargestellt. Nach seiner Rückkehr von einer einjährigen Reise in den Orient im Jahr 1220 zog sich der Ordensgründer aus der Leitung des Ordens zurück, ohne ihr jedoch ganz den Rücken zu kehren. Im Jahr 1221 gab er seiner Gemeinschaft eine neue Regel, die im Gegensatz zur ersten weiter ausgearbeitet war. Diese wurde aber von der Kirche nie offiziell bestätigt und wird daher als „*Regula non bullata*“ bezeichnet. Die dritte Regel wurde dem Orden im Jahr 1223 gegeben. Diese hatte Franziskus mit der Hilfe Hugos von Ostia verfasst. Durch die Bestätigung des Papstes Honorius III. erhielt damit die Gemeinschaft endgültig den Rang eines anerkannten Ordens. Schon kurz nach Franziskus' Tod brachen erste Spannungen innerhalb des Ordens auf, woraufhin sich die Gruppe der Spiritualen bildete, welche die Gemeinschaft im ursprünglichen Sinne erhalten wollte. Ihnen standen die Konventualen entgegen, welche eine gemäßigte Haltung einnahmen. Auch im 14. und 15. Jahrhundert kam es zu Auseinandersetzungen innerhalb des Ordens. Diesmal zwischen den Anhängern der strikten Observanz, welche meist auf dem Land lebten, und den Konventualen in den Städten, die nun auch ein Vermögen für die Gemeinschaft zuließen.

Schon sehr früh in der franziskanischen Ordensentwicklung schloss sich mit Klara von Assisi eine Frau an. Sie sollte der Ursprung des weiblichen Zweiges des Ordens werden.⁹ Für die Klarissen, wie sie genannt wurden, verfasste Franz von Assisi auf Bitten Klaras schon 1212 oder 1213 mit der „*forma vivendi*“ eine erste kurze Regel. Die eigentliche Regel der Klarissen stammte aber aus der Feder Klaras. Vom Anschluss Klaras bis zur Vollendung der Regel vergingen über 50 Jahre, und erst kurz vor ihrem Tod fand dieser Vorgang mit der Be-

stätigung durch Papst Innozenz IV. im Jahr 1253 ein gutes Ende. Die Schwierigkeit bestand darin, die strenge Klausur mit einem Leben in völliger Armut in Einklang zu bringen, da für die Frauen, anders als bei den männlichen Ordensbrüdern, ein Leben und Wirken in der Welt ausgeschlossen war. Zudem versuchte die Kurie immer wieder, die zahlreichen neuen Frauengemeinschaften in einem neuen Frauenorden zusammenzufassen. Kardinal Hugo von Ostia, der Förderer der Franziskaner, versuchte als Papst Gregor IX., die Gemeinschaft um Klara unter seine 1219 für die zu Beginn des Jahrhunderts vielerorts neu entstandenen Frauengemeinschaften verfasste „*forma vitae*“ zu zwingen. Klara konnte sich aber zeitlebens gegen die Annahme dieser Regel wehren und verteidigte somit auch die Unabhängigkeit ihrer Gemeinschaft gegenüber der Eingliederung in den durch diese Regel neu entstandenen päpstlichen Frauenorden, den „*Ordo Sancti Damiani*“. Auch der Nachfolger Gregors Innozenz IV. setzte zunächst die Politik seines Vorgängers fort, bevor er die Klarissen 1253 anerkannte.

Im 16. Jahrhundert entwickelten sich aus dem Franziskanerorden die Kapuziner.¹⁰ Mateo de Bascio ließ sich 1525 eine Sonderreform von Papst Clemens VII. bestätigen, in der die buchstabengetreue Befolgung der Regel des hl. Franziskus, Einsamkeit und Wanderpredigt und der originale Ordenshabit mit spitzer, angenähter Kapuze gefordert wurde. Die Brüder Ludovico und Raphael de Fossombrone erhoben zur selben Zeit ähnliche Forderungen und erreichten 1528 von Papst Clemens VII. die Bestätigung ihrer Reform. Der Orden der Kapuziner war damit gegründet, obwohl er zu Anfang noch den Franziskaner Observanten untergeordnet war.

Nahezu zeitgleich zur Entwicklung der Bettelorden in Europa entstand in Palästina der Orden der Karmeliten.¹¹ Auf dem Berg Karmel versammelten sich um einen Eremiten, von dem wir nur die Initiale B. sicher wissen, eine Gruppe von Einsiedlern. Der Patriarch von Jerusalem gab ihnen 1207/1209 eine Regel, welche 1226 durch Papst Honorius III. und 1229 durch Papst Gregor IX. bestätigt wurde. Diese „*vita formula*“ schrieb die eremitische Lebensweise und die persönliche Armut vor; die Gemeinschaft durfte zunächst aber noch Besitz haben. 1229 wurde allerdings auch der Gemeinschaft der Besitz verboten. Dies und die unsicheren Lebensumstände im Heiligen Land trugen dazu bei, dass die Karmeliten ab 1235 auch in Europa Niederlassungen gründeten und sich somit langsam aus dem Heiligen Land zurückzogen. Ihr dortiges Wirken endete 1291 mit der Einnahme Akkos durch die Mameluken vollständig. In Europa angekommen siedelten sie sich in Städten an, sie gingen also direkt von der Wüste in die Stadt. Dies brachte aber das Problem mit sich, dass ein Einsiedlerleben unter den Menschen kaum zu verwirklichen war. Die Karmeliten entwickelten sich in der Folgezeit langsam von einer Eremitengemeinschaft zu einem Bettelorden. Den ersten Schritt in diese Richtung stellte die Abmilderung der Regel durch Innozenz IV. im Jahr 1247 dar. Von nun an durften die Karmeliten auch Niederlassungen in bewohnten Gebieten, also in Städten, errichten. Von pastoralen Aufgaben, wie sie für die Bettelorden typisch waren, war allerdings noch nicht die Rede, aber im Laufe der Zeit wuchsen sie auch hier hinein.

Anders als die anderen Bettelorden mussten die Augustiner-Eremiten¹² auf eine charismatische Gründerfigur ver-

zichten. Sie entstanden 1256 aus einem Zusammenschluss mehrerer italienischer Eremitenkolonien. Durch die Bulle „*Licet ecclesiae catholicae*“ Alexanders IV. wurde der Orden formal ins Leben gerufen. Die Grundlage für den Orden bildete die Regel des hl. Augustinus. In der sogenannten „*Großen Union*“ wurden die Wilhelmiten, die Eremiten der Toskana, die Johannboniten und die Eremiten von Brettino zum „*Ordo fratrum Eremitarum S. Augustini*“, kurz „Orden der Augustinereremiten“ zusammengeschlossen. Die Wilhelmiten, die bedeutendste der vier Gemeinschaften, erlangten aber noch im gleichen Jahr ihre Unabhängigkeit zurück.

Vorbemerkungen – Das Bistum Würzburg

Das Bistum Würzburg war im Laufe seiner nunmehr fast 1300-jährigen Geschichte mehreren Veränderungen bezüglich seiner geographischen Ausbreitung unterworfen. Da sich die vorliegenden Ausführungen auf das Bistum Würzburg beziehen, ändert sich damit natürlich auch der geographische Rahmen der Arbeit. Eine verlässliche Grenzziehung ist erst ab dem „*liber synodalis*“ möglich. Der „*liber synodalis*“ stellt ein Verzeichnis aller Archidiakonate und Landkapitel mit den dazugehörigen Pfarreien und Benefizien des Bistums Würzburg dar, welches für die bischöfliche Kanzlei erstellt wurde. Solche sogenannten Diözesanmatrikeln wurden schon seit dem 13. Jahrhundert in den Diözesen angelegt und dienten vorwiegend der Steuererhebung. Auch im Bistum Würzburg gab es Vorläufer aus dem 13. Jahrhundert, die aber im 14. Jahrhundert vernichtet wurden und von denen nur noch spärliche Reste erhalten sind. Auch die Matrikel des Magisters Michael de Leone ist für eine Rekonstruktion

der Grenzen unbrauchbar, da sie zwar die Archidiakonate nennt, aber nicht die dazugehörigen Pfarreien.¹³

Das im Jahre 742 gegründete Bistum Würzburg erfuhr seine erste große räumliche Beschneidung durch die Gebietsverluste im Zusammenhang mit der 1007 erfolgten Gründung des Bistums Bamberg, wodurch ca. 5.000 km² im Osten verloren gingen.¹⁴ Der Radenzgau und die Teile des Volkfeldganges, welche zwischen den Flüssen Aurach und Regnitz lagen, wurden nun dem neuen Bistum inkorporiert.¹⁵ Eine zweite große Änderung fand im Jahr 1656 statt, als das Bistum Würzburg mit dem Erzbistum Mainz Pfarreien austauschte, bei denen das jeweils andere Bistum der weltliche Herr des Ortes war. Weder die erste noch die zweite Änderung der Ausdehnung des Bistums Würzburg hatten Auswirkungen auf den Stand der Bettelordensniederlassungen im Bistum, da erstere noch vor der ersten Gründung einer solchen stattfand und in den ausgetauschten Pfarreien keine Bettelordensniederlassungen angesiedelt waren. Von der letzten Gebietsänderung im Untersuchungszeitraum waren jedoch die Klöster der Franziskaner in Hammelburg, auf dem Kreuzberg bei Bischofsheim und dem Frauenberg in Fulda direkt betroffen: Im Jahr 1752, im Zuge der Bildung des Bistums Fulda aus dem Gebiet des Hochstifts der Reichsabtei, kamen diese Klöster zum neu gegründeten Bistum. Mit der Zirkumscriptionsbulle „*dei abdomini nostri*“ vom 1. April 1818,¹⁶ welche die Diözesangrenzen der bayerischen Bistümer festsetzte, sollen die folgenden Ausführungen enden, da sich der Raum des Bistums Würzburg durch diese Neudefinitionen so radikal änderte, dass man dieses Ereignis als einen geographischen Kontinuitätsbruch bezeichnen kann.

Ausbreitung der Bettelorden bis zur Reformation¹⁷

Betrachtet man nun die Ausbreitung der Bettelorden im Bistum Würzburg, so kann man feststellen, dass das Bistum in zwei großen Wellen von ihnen durchdrungen wurde. Die erste Welle begann mit der ersten Niederlassung der Franziskaner in der Bischofsstadt Würzburg im Jahr 1221, noch bevor der Papst den neuen Orden definitiv bestätigt hatte. Bis zur Reformation im Jahre 1525 sollten insgesamt 31 Niederlassungen verschiedener Bettelorden im Bistum gegründet werden, wobei allerdings noch vor der Reformation zwei wieder eingingen. Jedoch ebte die im 13. Jahrhundert mit 23 Gründungen einsetzende Welle bereits im 14. Jahrhundert mit nur fünf Neugründungen sehr stark ab, bevor sie im 15. Jahrhundert mit zwei Neugründungen und im 16. Jahrhundert mit lediglich einer Gründung auslief.

Die größte Konzentration fand sich in der Bischofsstadt selbst. Allein im 13. Jahrhundert siedelten sich hier die Franziskaner (1221), Dominikaner (1227), Magdalenerinnen (1227), deren Kloster aber schon 1264 wieder einging, Dominikanerinnen (1244), Klarissen (1254), Karmeliten (1256), Augustiner-Eremiten (1262) und -Eremitinnen (1262) an. Bis auf die Wilhelmiten waren alle im Bistum vertretenen Bettelorden in der Bischofsstadt mit einer Niederlassung ansässig. Diese bildete dann den Ausgangspunkt für ihre weitere Verbreitung.

Aber auch außerhalb Würzburgs finden sich Niederlassungen der Franziskaner in Schwäbisch Hall (1236), Meiningen (1239), Coburg (1260), Heilbronn (1272), Rothenburg (1281) und die Klarissen in Flein (1289). Die Dominikaner siedelten in Mergentheim (1269), die

Dominikanerinnen in Neusitz (1255), Rothenburg (1257) Frauenaurach (1267) und Lauffen (1285), die Karmeliten auf der Vogelsburg (1282), die Augustiner-Eremiten in Münnerstadt (1279) und Windsheim (1281). Die nicht in der Stadt Würzburg vertretenen Wilhelmiten ließen sich in Sinnershausen (1282) und Wasungen (1299) nieder.

Im 14. Jahrhundert kamen die Klarissen in Heilbronn (1302) und dem Wildbergerhaus in Würzburg (1366), die Augustiner-Eremiten in Schmalkalden (1322) und Königsberg (1363) sowie die Karmeliten in Neustadt an der Saale (1352) und Schweinfurt (1366) hinzu. Haben sich einige Gemeinschaften im 13. Jahrhundert noch außerhalb von Städten angesiedelt, so sind die Gründungen des 14. Jahrhunderts ausschließlich in Städten zu finden, was bis zur Reformation so blieb. Das Dominikanerinnenkloster in Lauffen wurde im Jahr 1476 durch Graf Ullrich von Württemberg in ein Prämonstratenserstift umgewandelt.

Im 15. Jahrhundert folgten dann noch die Franziskaner in Neustadt an der Aisch (1459) und die Karmeliten in Heilbronn (1448). Kurz vor der Reformation kam es noch einmal zu einer letzten Gründung durch die Franziskaner in Schleusingen im Jahr 1502.

Die Bettelordensniederlassungen nach der Reformation

Am Vorabend der Reformation existierten im Bistum Würzburg 29 Niederlassungen von Bettelorden. Davon stellten die Franziskaner mit elf Niederlassungen die größte Gruppe dar, danach folgten die Augustiner-Eremiten mit sechs Niederlassungen, die Dominikaner und Karmeliten mit je fünf und die Wilhelmiten mit zwei.

Die Reformation dezimierte diese Zahl drastisch: allein im Jahr 1525 wurden sieben Klöster aufgehoben, nachdem bereits 1524 das Kloster der Augustiner-Eremiten in Königsberg aufgehoben worden war. Am Ende des 16. Jahrhunderts blieben nur noch neun übrig: die Franziskaner in Würzburg, die Dominikaner in Mergentheim und Würzburg, die Karmeliten in Heilbronn, Neustadt a.d. Saale und Würzburg und die Augustiner-Eremiten in Würzburg. Nur die Klarissen in Heilbronn und die Dominikanerinnen in Würzburg überlebten die Reformation. Alle anderen Frauenklöster der Bettelorden wurden aufgehoben.

Nach den verheerenden Auswirkungen des Reformationszeitalters begann die zweite große Gründungswelle zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Der aus den Franziskanern hervorgegangene Orden der Kapuziner betrat den Boden des Bistums Würzburg und entwickelte sich im Verlauf von 70 Jahren zum zweitwichtigsten Bettelorden in diesem Raum nach den Franziskanern. Sie gründeten Niederlassungen in Würzburg (1615), Mergentheim (1628), Kitzingen (1631), Königshofen (1647), Karlstadt (1649), Lohr (1649), Neckarsulm (1661), Ochsenfurt (1664) und auf der Kleinkomburg (1682). Die Franziskaner gründeten neue Klöster in Dettelbach (1616), Fulda (1623), Bischofsheim (1644), Hammelburg (1646), Volkersberg (1658), Mosbach (1686) und Schönau (1699). Zum ersten Mal seit dem 13. Jahrhundert waren nicht nur Städte die Orte für Neugründungen. Die Kapuziner übernahmen das seit 1488 eingegangene Benediktinerkloster auf der Kleinkomburg, während die Franziskaner in Fulda das durch die Reformation aufgelöste Kloster der Benediktiner auf dem Frauenberg und das 1564 aufgehobene

Zisterzienserinnenkloster in Schönau wieder besiedelten. Auch das während der Reformation aufgehobene Kloster der Augustiner-Eremiten in Münnerstadt wurde 1650 wieder besiedelt. Das 17. Jahrhundert ließ die Zahl der Bettelordensniederlassungen also wieder stark ansteigen, so dass am Ende dieses Jahrhunderts 26 Niederlassungen bestanden, zu denen dann im 18. Jahrhundert noch die Kapuziner in Höchstadt (1703), Mariabuchen (1726) und auf dem Käppele in Würzburg (1747) sowie die Franziskaner in Niederstetten (1749) hinzukamen.

Die Bettelordensniederlassungen am Ende des Alten Reiches

Nachdem durch die Gründung des Bistums Fulda die Klöster der Franziskaner in Fulda, Hammelburg und auf dem Volkersberg an das neue Bistum gefallen waren, bestanden am Ende des Alten Reiches 27 Klöster von Bettelorden im Bistum Würzburg, darunter sieben der Franziskaner, zwölf der Kapuziner, zwei der Augustiner-Eremiten und je drei der Dominikaner und Karmeliten. Durch die Säkularisation wurde die blühende Klosterlandschaft des Bistums Würzburg nahezu vollständig zerstört. Eine erste Auflösungswelle setzte bereits 1802 mit dem Franziskanerkloster Mosbach ein. Das Jahr 1803 bildete den Höhepunkt dieser Welle, die noch bis zum Jahr 1811 andauerte. Am Ende des Untersuchungszeitraumes sollten nur noch 13 Klöster übrigbleiben: die Franziskaner in Bischofsheim, Dettelbach, Schönau und Würzburg, die Kapuziner in Karlstadt, Kitzingen, Königshofen, Lohr, Mariabuchen, Ochsenfurt und Würzburg und die Augustiner-Eremiten in Münnerstadt und Würzburg. Keiner der zwei Frauenkonvente, die unbeschadet über das Reforma-

tionszeitalter hinüber gekommen waren, überlebte die Säkularisation. Nach einem zwei Jahrhunderte andauernden Aufschwung wurden die Ordensgemeinschaften um über 50 Prozent dezimiert.

Die Geschichte der Bettelorden im Bistum Würzburg ist, das haben die oben stehenden Ausführungen gezeigt, in zwei Phasen gegliedert. Das trennende Moment stellt die Reformation dar, welche die erste Gründungswelle von der zweiten trennte und die Zahl der Klöster stark reduzierte. Beide Phasen haben zudem unterschiedliche Merkmale. In der ersten Welle wurden Klöster aller vier bedeutenden Bettelorden und ihrer Zweige gegründet. In der zweiten hingegen nur noch Klöster des Franziskanerordens und des neu entstandenen Kapuzinerordens, wobei nun – und das ist wohl der größte Unterschied – keine Frauenklöster mehr gegründet wurden.

Die Bedeutung der Bettelorden im Bistum Würzburg

Allen Bettelorden, ihre weiblichen Zweige ausgenommen, ist das Leben und Wirken in der Welt gemein. Dies bedeutet aber auch, dass sie ihre Umwelt beeinflussen. Gerade durch die von ihnen übernommenen seelsorgerischen Aufgaben standen sie im ständigen Kontakt zu ihren Mitmenschen. Am Beispiel der Dominikaner in der Stadt Würzburg wird dies deutlich: von Anfang an waren sie verpflichtet die Seelsorge für das Frauenkloster St. Markus zu übernehmen, daneben predigten sie in der Stadt Würzburg und in den umliegenden Ortschaften. Zu den Predigten in der Kirche St. Markus kamen auch viele Zuhörer aus den anderen Stadtteilen. Dies verdeutlicht die ‚Volksnähe‘ der Predigerbrüder und auch ihre Beliebtheit unter

den Gläubigen.¹⁸ Neben der Predigt wurden die Dominikaner auch als Beichtväter geschätzt. In der Vereinbarung mit Bischof Hermann von Lobdeburg vom 16. Februar 1231 wurde neben den Bestimmungen für die Predigt (die Dominikaner durften demnach, falls nicht genau definierte Gründe dagegen sprachen, im gesamten Bistum und der Stadt Würzburg predigen) auch das Beichtthören und das Auferlegen der Buße geregelt. Die Vereinbarung diente vorrangig dazu, das Wirken der Dominikaner, die im Bereich der Seelsorge mit dem Weltklerus konkurrierten, genau abzugrenzen.¹⁹ Im Vertrag von Spoleto vom 18. Juni 1232 wurden die Einschränkungen, die den Dominikanern in der Seelsorge auferlegt waren, zwar nicht gänzlich beseitigt, aber dennoch deutlich gemildert.²⁰ Durch die Inkorporation der Pfarrei St. Gertraud in der Pleicher Vorstadt in das Kloster St. Markus und das Ausscheiden des Plebans David bekamen die Dominikaner die Pfarrseelsorge für diese Pfarrei übertragen.²¹ Dies stellte ihre seelsorgerische Tätigkeit auf eine neue Basis. Im Jahr 1273 erreichten die Dominikaner die Aufhebung der ihnen durch den Vertrag von 1231 auferlegten Beschränkungen im Begräbnisrecht. Von nun an durften sie auch ordensfremde Personen begraben. Papst Gregor X. bestätigte dies am 28. März 1273.²² Damit etablierten sich die Dominikaner weiter in der Bischofsstadt und konnten ihr seelsorgerisches Angebot weiter ausbauen.

Neben der Seelsorge und den Predigten in den Städten und den Orten des Bistums taten sich die Bettelorden auch noch auf einem anderen Gebiet hervor. Sie begannen zunehmend, die Wallfahrtsorte seelsorgerisch zu versorgen. Die Franziskaner verlegten ihre Niederlassung in Bischofsheim schon wenige Jahrzehnte nach deren

Gründung von der Stadt auf den nahegelegenen Kreuzberg, um dort die Wallfahrt zu betreuen. Auch in der Bischofsstadt selbst wurde die Wallfahrt zum Kärpfele ab 1747 von den Kapuzinern betreut.

Michael Schmitt (geb. 1984) wurde nach der Mittleren Reife zum Kfz-Mechaniker ausgebildet. 2007 legte er das Abitur am Bayernkolleg Schweinfurt ab und begann im darauffolgenden Wintersemester das Studium der Landesgeschichte, Mittelalterlichen Geschichte sowie der Vor- und Frühgeschichtlichen Archäologie an der Universität Würzburg. Seit Sommer 2013 ist er Promotionsstudent der Landesgeschichte und nebenberuflicher wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte (Projekt: Märktedatenbank). Seine Anschrift: Institut für Geschichte, Am Hubland, 97074 Würzburg, schmitt.michael1984@googlemail.com.

Anmerkungen:

- 1 Buttinger, Sabine: Mit Kreuz und Kutte. Die Geschichte der christlichen Orden. Stuttgart 2007, S. 48f.
- 2 Frank, Karl Suso: Franziskaner, Minoriten, Kapuziner, Klarissen, in: Schwaiger, Georg (Hrsg.): Mönchtum, Orden, Klöster. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. München 1998, S. 188–218, S. 193; Berg, Dieter: Bettelorden und Stadt. Bettelorden und städtisches Leben im Mittelalter und in der Neuzeit (= Beiträge zur Geschichte der Sächsischen Franziskanerprovinz, 1). Werl 1992.
- 3 Berger, Thomas: Die Bettelorden in der Erzdiözese Mainz und in den Diözesen Speyer und Worms im 13. Jahrhundert. Mainz 1995, S. 13ff.
- 4 Die Katharer und Waldenser sind nur beispielhaft für eine ‚Volksbewegung‘, die vor allem in Südfrankreich und Mittelitalien verbreitet war. Vgl. dazu Holtz, Leonhard: Geschichte des christlichen Ordenslebens. Zürich 1986, S. 126f; Buttinger: Orden (wie Anm. 1), S. 49ff.
- 5 Holtz: Ordensleben (wie Anm. 4), S. 116f.
- 6 Melville, Gert: Die Welt der mittelalterlichen Klöster. Geschichte und Lebensformen. München 2012, S. 201–214.
- 7 Insbesondere zur Bildung des weiblichen Ordenszweiges vgl. Ehrenschenck, Marie-Luise: Die Bildung der Dominikanerinnen in Süddeutschland vom 13. bis zum 15. Jahrhundert (= Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, 60). Stuttgart 2004.
- 8 Zur Entstehung der Franziskaner und zum Leben des hl. Franz von Assisi vgl. Schmidt, Hans-Joachim: Franz von Assisi und der Franziskanerorden. Ideale, Konflikte, Lösungen, in: Stiegemann, Christoph/Schmies, Bernd/Heinemann, Heinz-Dieter (Hrsg.): Franziskus – Licht aus Assisi (= Katalog zur Ausstellung im Erzbischöflichen Diözesanmuseum und im Franziskanerkloster Paderborn). München 2011, S. 68–79; Melville: Klöster (wie Anm. 6), S. 181–196.
- 9 Zur Entstehung des Klarissenordens und zum Leben der hl. Klara vgl. Schlottheuber, Eva: Armut, Demut und Klausur. Zur Geschichte des weiblichen Ordenszweiges, in: Stiegemann/Schmies/Heinemann: Franziskus (wie Anm. 8), S. 81–88; Melville: Klöster (wie Anm. 6), S. 196–200.
- 10 Zu den Kapuzinern vgl. Frank: Franziskaner (wie Anm. 2), S. 208.
- 11 Zur Entstehung der Karmeliten vgl. Schwaiger, Georg (Hrsg.): Mönchtum, Orden, Klöster. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. München 1998, S. 273ff.; Melville: Klöster (wie Anm. 6), S. 216–221.
- 12 Zur Entstehung der Augustiner-Eremiten vgl. Heim, Manfred: Augustiner-Eremiten, in: Schwaiger: Mönchtum (wie Anm. 11), S. 66–72, S. 66ff.; Berger: Bettelorden (wie Anm. 3), S. 9f.; Melville: Klöster (wie Anm. 6), S. 221–226.
- 13 Bendel, Franz Josef: Die Würzburger Diözesanmatrikel aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, in: Würzburger Diözesangesichtsblätter 2 (1934), S. 1–46, S. III–IV.
- 14 Zur Ausdehnung des Bistums Würzburg bis 1107 vgl. Wendehorst, Alfred: Das Bistum Würzburg. Bd. 1 (= Germania Sacra. Die Bistümer der Kirchenprovinz Mainz). Berlin 1962, S. 17.
- 15 Machilek, Franz: Das Protokoll der Frankfurter Synode vom 1. November 1007 und die Errichtung des Bistums Bamberg, in: Urban, Josef (Hrsg.): Das Bistum Bamberg um 1007. Bamberg 2007, S. 16–44, S. 41ff.
- 16 Burkard, Dominik: Rechtsfiktion und Rechtspraxis bei der Neuordnung der deutschen Bistumsgrenzen im 19. Jahrhundert, in: Klueping, Edeltraud/Klueping, Harm/Schmidt, Hans-Joachim (Hrsg.): Bistümer und Bistumsgrenzen vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart. Rom 2006, S. 221–246, S. 219f.
- 17 Für Informationen zu den einzelnen Klöstern vgl. Petersen, Stefan: Die geistlichen Gemeinschaften im mittelalterlichen Bistum Würzburg. Ein Überblick. Mit einem Kartenanhang von Markus Naser, in:

Flachenecker, Helmut/Heiss, Hans (Hrsg.): Franken und Südtirol. Zwei Kulturlandschaften im Vergleich. Akten der internationalen Tagung vom 1.–3. März 2007 an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg (= Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs, 34). Innsbruck 2013, S. 157–267; Zimmermann, Wolfgang/Piersching, Nicole (Hrsg.): Württembergisches Klosterbuch. Ostfildern 2003; Haus der Bayerischen Geschichte; Klöster in Bayern, www.datenmatrix.de/projekte/hdbg/kloster/index.php (16.04.2013); Klüeting, Edeltraud/Panzer, Stefan/Scholten, Andreas (Hrsg.): Monasticon Carmeli-

tanum. Die Klöster des Karmelitenordens (OCarm) in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart (= Monastica Carmelitana, 2). Münster 2012.

- 18 Sehi, Meinrad: Die Bettelorden in der Seelsorgegeschichte der Stadt und des Bistums Würzburg bis zum Konzil von Trient (= Forschungen zur fränkischen Kirchen- und Theologiegeschichte, 8). Würzburg 1981, S. 46f.
- 19 Ebd., S. 53ff.
- 20 Ebd., S. 67–77.
- 21 Ebd., S. 100f.
- 22 Ebd., S. 190.

Coralie Zermatten

Kartäuser in fränkischen Städten: Bürger und Gedächtnis

1328 entstand in der Grafschaft Wertheim die erste fränkische Kartause, die dem Beispiel des ersten Hauses, der Grande Chartreuse, nacheiferte. Die Religiösen lebten als Eremiten und beteten in der Stille ihrer Zelle. Doch 1348 und 1380 entstanden in Franken zwei städtische Kartausen, in Würzburg und Nürnberg: Wie verfolgten die Eremiten in diesen Städten ihre religiösen Lebensziele? Im folgenden Aufsatz sollen die vielfältigen Beziehungen der Kartäuser mit den fränkischen Bürgern aufgezeigt werden.

Die Begriffe ‚Kartäuser‘, ‚Kartause‘ oder ‚kartäusisch‘ haben sowohl eine besondere Bedeutung als auch eine eigene Geschichte: Sie rühren vom Namen der ersten Gemeinschaft des Ordens her: der Chartreuse.¹ Dieses Haus wiederum erhielt seine Benennung von dem Gebirge, an dessen Rand sich die Gemeinschaft ursprünglich niederließ: dem Chartreuse-Gebirge, in den südwestlichen Alpen in der damaligen Diözese Grenoble gelegen. Die Kartäuser

sind Priester, die ein Gelübde abgelegt haben, um ‚Profess‘ (kartäusische Novizen) des Kartäusersordens zu werden. Neben den drei Gelübden des Mönchtums (Armut, Keuschheit und Gehorsam) schwören sie, den Gesetzen des Ordens zu folgen und nach den Gewohnheiten der ersten Ordensväter („*Consuetudines Cartusiae*“²) zu leben.

Folgende zwei Fragestellungen werden im Mittelpunkt des Beitrages stehen. Wie konnte sich der Orden bis nach Franken ausbreiten, und welche Beziehungen pflegten die Bürger von Würzburg und Nürnberg zu den Kartäusern? Einleitend jedoch wird eine Skizze über die Geschichte des Kartäuserordens im Hinblick auf seine Zielsetzungen (sein „*propositum*“³), seine Entwicklung und seine vermeintlich kartäusische Architektur vorangestellt. Sodann wird der Stiftungsprozess des Ordens in Franken selbst sowie in den Städten Würzburg und Nürnberg betrachtet. Schließlich werden die Beziehungen der Kartäuserklöster mit den dortigen städtischen Eliten veranschaulicht.



Abb. 1: Die Grande Chartreuse im Chartreuse-Gebirge bei Grenoble. Bild: Biju-Duval, Jérôme © Collection Monastère de la Grande Chartreuse. Die Zellen der Kartäuser (zweigeschossige Gebäude mit Gartenanlage) um den Kreuzgang sind sehr gut zu erkennen.

Die Geschichte des Kartäuserordens: eine Skizze Das kartäusische „*propositum*“

Das kartäusische „*propositum*“, welches hier als Lebensideal der Kartäuser zu verstehen ist, entstand am Ende des 11. Jahrhunderts, als Bruno³ mit sieben Gefährten eine Gemeinschaft im Chartreuse-Gebirge gründete, und strebte nach Kontemplation. Das heißt, die Kartäuser wollten in der Stille Gottes Liebe erfahren. Der eingeschlagene Weg bestand aus einer sehr feinen Mischung von zönotischem und eremitischem Leben.⁴ Schon vor der Gründung der Grande Chartreuse, des späteren Mutterklosters des Ordens, ent-

schied Bruno, dass die Gemeinschaft nur aus einer geringen Anzahl von Mitgliedern bestehen solle, eine Vorschrift, die in den „*Consuetudines Cartusiae*“ niedergeschrieben wurde.⁵ Vom Mittelalter an bis heute zogen und ziehen sich die Kartäuser aus der Welt zurück und leben für das Gebet. Bruno lehnte selbst das Amt des Abtes für sein Haus ab, damit das Oberhaupt der Chartreuse von der Anwesenheitspflicht an Kirchenversammlungen befreit sei.⁶

Die Kartäuser verachteten die Zeit der Welt und lebten nur nach derjenigen der ‚Wüste‘. Die Einsamkeit, in die sich die Eremiten zurückzogen, wurde immer mit der Abgeschiedenheit einer Wüste gleichgesetzt, auch wenn sich diese in Form

eines abgelegenen Tales oder Waldes manifestierte. Die Kartäuser wiederholten immer wieder die gleiche Geste, um sich das Beispiel von Bruno lebhaft vor Augen zu führen, und diese Wiederholung verlieh den Kartäusern eine eigene Zeitvorstellung. Ob im 12. Jahrhundert oder heute, die Kartäuser führen das gleiche Leben aus Kontemplation und ständigem Gebet.

Die mittelalterliche Entwicklung und Verbreitung des Ordens

Aus der ersten Gemeinschaft der Grande Chartreuse entstand 1155 ein Orden mit einer festen institutionellen Struktur.⁷ Jedoch überließ der Kartäuserorden seine praktische Ausbreitung anderen: Jeder durfte eine Kartause gründen, über die Aufnahme in den Orden – die Inkorporation – jedoch entschied dann das Generalkapitel. Der auf diese Weise dem Zufall überlassenen Stiftungsprozess erklärt z.T. die divergente geographische Entwicklung des Ordens im Mittelalter. Zuerst verbreitete sich das kartäusische Vorbild um die Grande Chartreuse herum, vor allem in den Alpenregionen, wobei die neu gegründeten Häuser auch als Sperren für Täler benutzt wurden. Errichtete man nämlich eine Kartause am Eingang eines Tales, erreichte man die komplette Blockade des umliegenden Gebietes. Keiner sollte in die Wüste der Kartäuser eindringen. Folglich konnten und wurden Kartausen von ihren Gründern auch als Werkzeuge territorialer Politik verwendet. Der Kartäuserorden wurde schnell auch in fernen Gegenden erfolgreich.⁸ Stifter aus ganz Europa begeisterten sich für diese streng kontemplative Gemeinschaft. Rasch bildete sich so ein kartäusisches Netzwerk, obwohl der Orden diese Expansion eigentlich nie aktiv

gestaltet hatte, sondern vielmehr die neu gegründeten Kartausen erst allmählich in den Orden eingegliederte. Dennoch verfügte der Kartäuserorden im Gegensatz zu anderen Gemeinschaften dieser Zeit, beispielsweise den Cluniazensern oder Zisterziensern, über eine sehr geringe Anzahl an Häusern und Konventsmitgliedern.

Die Kartausen sollten von ihren Stiftern reich begütert werden, um durch das Generalkapitel in den Orden inkorporiert zu werden und sich auf diese Weise in ihrer Umgebung dauerhaft zu etablieren. Bis ins 14. Jahrhundert stammten die Stifter meistens aus in weltlichen und kirchlichen Ämtern wirkendem Adel. Dann ereignete sich jedoch eine tiefgreifende Änderung, weil reiche Bürger ebenso Kartausen stifteten. Dieser Prozess begann in Italien und verfestigte sich in Deutschland, Holland und Belgien, wo sich das Bürgertum ebenfalls als Elite zu konstituieren begann. Allerdings wurde es gleichzeitig immer schwieriger, einer Kartause große und zusammenhängende Territorien zu schenken, wie dies noch bei den ersten Niederlassungen, die sich in einsamen Gebirgstälern befanden, der Fall gewesen war. Aus diesem Grund mussten sich die Kartausen andere Einnahmequellen erschließen, was sie dazu zwang, immer engere wirtschaftliche Beziehungen mit ihrer weltlichen Umgebung einzugehen. Deshalb näherten sich die Klöster immer mehr den Städten an, bis sie schließlich sogar innerhalb der Stadtmauer gegründet wurden. Am Ende des Mittelalters befanden sich demnach viele der jüngeren Kartausen im urbanen Umfeld, was dem eremitischen Ideal eigentlich nicht mehr entsprach. Der Orden aber profitierte sowohl von dieser städtischen Eingliederung als auch von seinen neuen Stiftern, was zu einer regelrechten Blüte im Spätmittelalter führte.



Abb. 2: Der heilige Bruno (Anton Woensam, Holzschnitt, Titelblatt zu Petrus Blomevena: *Somo de Sancto Brunone*. Köln, um 1520). Bruno, der Stifter des Kartäuserorden, ist hier mit seinen üblichen Attributen dargestellt: auf dem Brunnen steht ‚Colonia‘ (seine Herkunftstadt Köln); er trägt das weiße kartäusische Gewand sowie die Tonsur. Am Fuß Brunos liegen zwar Abtsstab und Mitra, der Kartäuser lehnte die bischöflichen Amtszeichen jedoch ab, um ein kontemplatives Leben als Eremit führen zu können.



Abb. 3: S. Bruno von Dominicus Custos (1575–1625). Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (Graph. A1:583). Die ikonographischen Attribute des heiligen Bruno ändern sich im Spätmittelalter und verstetigen sich in der Frühen Neuzeit.

Die Architektur

Man könnte behaupten, dass die Anlage der Grande Chartreuse vorbildhaft für das architektonische Raumkonzept des Ordens sei. Dieses würde dann das zönotische mit dem eremitischen Leben der Kartäuser dergestalt verbinden, dass es die Klostergebäude um zwei Kreuzgänge anordnete. Um den sogenannten ‚kleinen‘ Kreuzgang würden sich die Module des Gemein-

schaftslebens (die Kirche, die Bibliothek, das Archiv, das Refektorium, der Kapitelsaal) verteilen, wohingegen die Zellen des Einzellebens um den ‚großen‘ Kreuzgang herum angelegt wären. Darin mag man auch gerne eine Metapher auf die beiden bereits erwähnten monastischen Lebensformen sehen: der kleine Kreuzgang mit den zönotischen Elementen als ein Bezug auf das abendländische Mönchtum einerseits und der große Kreuzgang mit

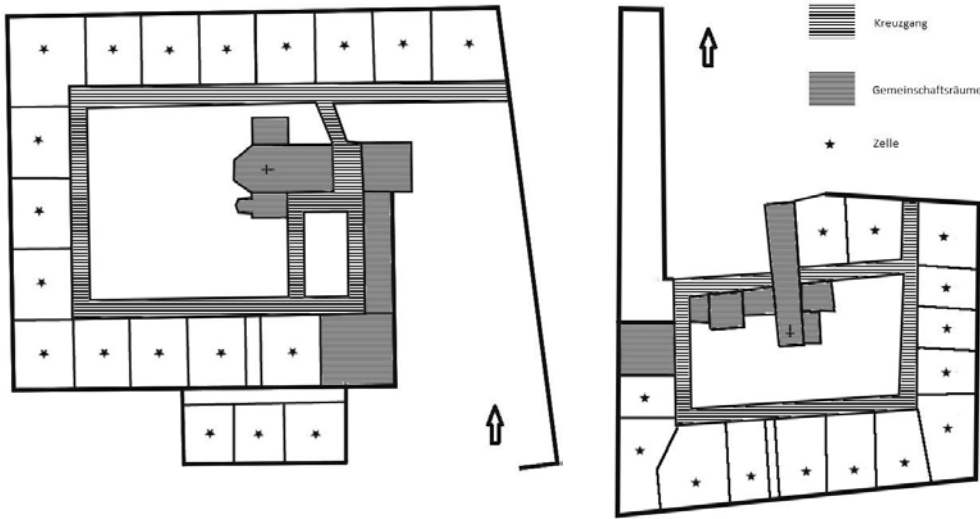


Abb. 4: Die Kartäuser von Nürnberg (links) und Tüchelhausen (rechts). Diese zwei schematischen Grundrisse veranschaulichen die architektonischen Unterschiede der Kartäuser hinsichtlich der kleinen und großen Kreuzgänge. In Nürnberg verteilen sich die Gemeinschaftsräume um den kleinen Kreuzgang und die Zellen des Einzel Lebens um den großen Kreuzgang. In Tüchelhausen hingegen organisieren sich sowohl die Gemeinschaftsräume als auch die Zellen um einen einzigen Kreuzgang (Graphik: Coralie Zermatten. Bei diesen Grundrissen handelt es sich nicht um maßstabsgetreue Skizzen).

den eremitischen Zellen als Bezug auf das morgenländische andererseits.⁹

Obwohl diese Argumentation sehr plausibel und logisch erscheinen mag, ist die architektonische Realität des Kartäuserordens eine andere. Zuerst gilt es festzuhalten, dass rechtliche Texte des Ordens keine präzisen Verpflichtungen in Bezug auf dessen Architektur beinhalteten.¹⁰ Der Kartäuserorden fordert also keine spezifische Architektur. Er besteht aber darauf, dass die Momente des kartäusischen Lebens einen passenden Raum bekommen. Daher entsteht der Eindruck architektonischer Einheitlichkeit kartäusischer Klöster, auch wenn die Organisation dieser Module den lokalen Gegebenheiten angepasst wurde.

Das Generalkapitel inkorporierte ein

neues Haus in den Kartäuserorden dann, wenn die Lebensbedingungen der Gemeinschaft gesichert waren, und dazu zählten nicht nur eine ausreichende finanzielle Ausstattung, sondern auch die fertiggebauten Anlagen. In diesem Sinne übernahm der Orden die Gebäude, die ein Stifter zur Verfügung stellte. Die neue Gemeinschaft richtete dann die Module innerhalb der geschenkten Anlage nach ihren Bedürfnissen aus. Die zwei Kreuzgänge mussten also nicht unbedingt vorhanden sein, wofür es auch in Franken Beispiele gibt.¹¹ Die Momente des kartäusischen Lebens bedurften eines Raumes und nicht umgekehrt. Der Orden nahm die geschenkten Anlagen also entgegen, und die Gemeinschaften arrangierten sich in der Regel mit den vorhandenen Lokalitäten.

Die Stiftungen der Kartausen von Würzburg und Nürnberg: eine Zusammenarbeit der städtischen Obrigkeiten mit dem Orden

Würzburg: der Domherr, der Bischof und die Bürger

Im Jahr 1328 wurde die erste fränkische Kartause in Grünau durch die Gräfin Elisabeth von Wertheim gegründet. Zwanzig Jahre nach dieser ersten Stiftung folgten Gründungen von Kartausen in Würzburg und Tüchelhausen, ebenfalls in der Diözese Würzburg gelegen. Im Jahr 1348 soll der Domherr Eberhard von Riedern der Familie „*Ariete*“ (Von Steren) empfohlen haben, dem Kartäuserorden ein Grundstück in Würzburg zu verkaufen.¹² Als Domherr war Eberhard von Riedern mehrmals mit der Grünauer Kartause in Kontakt getreten,¹³ was sicherlich der Ursprung seiner Begeisterung für den Kartäuserorden gewesen ist. Seine Vermittlung erfolgte nicht sofort, denn die Summe von 600 Gulden wurde erst später von den Gebrüdern Teufel bereitgestellt.¹⁴ Dazu kam noch eine kleine finanzielle Beteiligung des Würzburger Bischofes Albrecht von Hohenlohe. Durch dessen Partizipation am Stiftungsvorgang wurde zwar das Engagement Eberhards in den Schatten gestellt, aber dessen Begeisterung für die Kartäuser blieb unverändert. So ließ er zwei Jahre später eine weitere Kartause, nämlich Tüchelhausen, durch eine testamentarische Stiftung gründen.¹⁵

In beiden Fällen wurde die tatsächliche Gründung der neuen Gemeinschaften durch die Konvente von Grünau und Mainz umgesetzt.¹⁶ Da der Kartäuserorden, wie bereits skizziert, neue Häuser erst dann inkorporierte, wenn deren finanzielle Grundlagen sichergestellt waren, beauf-

tragten die Prioren bereits bestehende Kartausen mit der praktischen Durchführung des Stifterwillens. Sie vergewisserten sich, dass die Einkommen der Klöster gesichert waren, um dann Kartäuser aus der Umgebung für die Zusammensetzung der ersten Gemeinschaften dorthin zu entsenden. Schließlich verließ sich das Generalkapitel auf die Autoritätspersonen des Ordens in Franken, um eine fränkische Kartause in den Orden zu inkorporieren. Es kam selten vor, dass das Generalkapitel eine Inkorporation verweigerte. Lag die Kartause nach Einschätzung des Generalkapitels nicht optimal oder war sie unzureichend ausgestattet, konnte die Inkorporation verschoben werden. Ganz einzigartig verlief dagegen die Stiftung der Nürnberger Kartause, was sowohl dem Willen des Stifters als auch den Ereignissen innerhalb der Kirche geschuldet war.

Nürnberg: der Stadtrat übernimmt die Initiative

Laut den Klosterchroniken¹⁷ soll der Nürnberger Kaufmann Marquard Mendel 1379 erstmals Pläne geschmiedet haben, eine Kartause zu stiften. Hierzu werden in den Quellen unterschiedliche Gründe genannt. Zum einen habe Marquard Mendel im Andenken an seine Frau das Kloster stiften wollen, zum zweiten könnte die Stiftung ein Votiv-Akt des Kaufmannes nach einem Pferdesturz in Rom gewesen sein, und zum dritten soll dem Kaufmann die Jungfrau Maria erschienen sein.¹⁸ All diese Erklärungen spiegeln sich in der Geschichte der Kartause wider. Die Erscheinung Mariens etwa wird in den Quellen damit bestätigt, dass die ‚Marienzelle‘ benannte Kartause der Jungfrau gewidmet sei. Solche Begründungen zur Stiftung wurden noch durch die Tatsa-

che verstärkt, dass Marquard Mendel sich selbst auf das Ideal des Kartäuserordens vorbereitete, indem er mehrere Wochen lang in der Kartause von Würzburg lebte.¹⁹ Unter all den monastischen Observanzen wählte Marquard Mendel gerade den Kartäuserorden, weil er für sich persönlich genau dieses „*propositum*“ erleben wollte. Burkhard, der Prior der Würzburger Kartause, empfing Mendel in seinem Haus über eine lange Zeit hinweg, und der Kaufmann Marquard engagierte sich persönlich sehr für den Erfolg seiner Stiftung, nicht zuletzt auch weil er sie als seine eigene Grabstätte zu nutzen gedachte.

Dennoch übernahm der nürnbergische Stadtrat den Stiftungsprozess, um eine frühzeitige Bindung an die Würzburger Kartause möglichst zu vermeiden: Im Falle von Nürnberg nämlich hätten die Kartausen von Würzburg, Tüchelhausen und Grünau die Stiftungsurkunde bekommen müssen, um die praktische Gründung der Gemeinschaft umzusetzen. Der Aufenthalt Mendels in Würzburg beweist sogar, dass Verbindungen mit den anderen Häusern der Region bestanden, und doch duldete die politisch unabhängige Reichsstadt einen solchen Pragmatismus offenkundig nicht.

Als Marquard Mendel 1380 die Entscheidung traf, sein Vorhaben umzusetzen, musste er den Stadtrat um die Erlaubnis bitten, eine neue monastische Institution innerhalb der Stadt zu gründen. Obwohl eine solche Erlaubnis seit 100 Jahren in Nürnberg nicht erteilt worden war, entschied sich der Stadtrat, die neue Observanz in die Stadt zu rufen. Er übernahm sogar die praktische Umsetzung der Stiftung, indem er sich an den Kartäuserorden wandte. Aber anstatt die Prioren der benachbarten Diözese um Mithilfe bei der Stiftung zu bitten, sandte der Stadtrat

eine Botschaft um Unterstützung an die Grande Chartreuse.

Was der Stadtrat zu diesem Zeitpunkt jedoch nicht ahnen konnte, war der Ausbruch des Großen Abendländischen Schismas im September desselben Jahres, das der westlichen Christenheit über Jahrzehnte hinweg zwei, zeitweise sogar drei Päpste gleichzeitig bescheren sollte.²⁰ Die Grande Chartreuse gestattete die nürnbergische Stiftung und schickte sogar einen Kartäuser, der bei der Gründung des Hauses Hilfe leisten und danach die Gemeinschaft leiten sollte. Jedoch erlaubte es die neue kirchliche Situation dem Stadtrat nicht mehr, einen französischen Mönch in der romtreuen Reichsstadt zu dulden. So wurde die praktische Zusammenstellung der neuen Gemeinschaft letztendlich doch den Kartausen von Würzburg, Tüchelhausen und Grünau überlassen.

Sehr bemerkenswert sind hier einige Bedingungen, die der Stadtrat der neuen Niederlassung vorschrieb: Dieser übernahm die Funktion des Protektors der Kartause nur für den Fall, dass die Familie Mendel dazu nicht mehr in der Lage sei. In diesem Sinne standen die Bauern, die für die Kartause arbeiteten, unter der juristischen Oberhoheit des Landgerichtes: In gefährlichen Situationen konnte nur der Stadtrat den Kartäusern die Erlaubnis erteilen, aus dem Kloster zu fliehen. Schließlich unterstützte der Stadtrat den Willen des Stifters, in der Kartause begraben zu werden, denn nur Mendel und seine Frau durften in dem Gotteshaus ruhen.²¹ Kategorisch schloss er somit alle anderen Familien der Stadt von diesem Privileg aus, was paradoxerweise ein besonders intensives Interesse an gerade diesem Haus erregte.

Das mag zunächst merkwürdig erscheinen, weil es bedeutet, dass der Stadtrat



Abb. 5: Die monastische Landschaft in Franken (Karte: Coralie Zermatten).

die Stiftung eines Klosters innerhalb der Stadt nur für das Seelenheil eines Einzigen gestattete und somit weitere Stiftungen bereits im Vorfeld verhinderte. Jedoch ist das Gegenteil der Fall, da der Stadtrat diese Exklusivität ganz gezielt zu nutzen wusste. Die Bürger der Reichsstadt strebten in der Folgezeit alle nach einer starken Verbindung mit den kartäusischen Eremiten, deren Gebete besonders effizient, weil exklusiv, sein sollten.

Geistiger Austausch zwischen Kartäusern und Bürgern

Die Praxis der Begräbnisse in den Kartäusern war im 14. Jahrhundert neu, lebten doch die ersten Kartäuser ausschließlich der Kontemplation und zelebrierten kaum

Totenliturgie. Im Zuge der Entwicklung des Ordens, vor allem in den Regionen, in denen sie mit den Zisterziensern konkurrierten, kümmerten sich schließlich immer mehr Konvente auch um das Seelenheil ihrer Stifter.²² Infolgedessen führte die Gründung städtischer Kartäuser dazu, dass die Stifter selbst solche Klöster vermehrt zu ihren Grablegen wählten. In die nürnbergische Kartause wurde sogar ein zusätzliches Gebäude für den Besuch von Laien eingebaut. Das weist darauf hin, dass selbige in kartäusischer Nähe durchaus geduldet wurden, jedoch nur in einem bestimmten Bereich. Sie konnten also die Wüste – die für die Laien verbotene Anlage des Klosters – sehen und sich dem asketischen Leben annähern. Letzteres blieb dem Auge eines Betrachters von außen

allerdings verborgen, was die Exklusivität des Ordens weiter erhöhte. Mitten in der Stadt gelegen, von städtischen Obrigkeiten geschützt und doch der Sicht der Laien verborgen, gelang es dem Kartäuserorden, die ‚Wüste‘ der Abgeschiedenheit in die Stadt zu transferieren.

Gemeinhin engagierten sich die städtischen Kartäuser in der „*cura monialium*“ und sorgten für die religiöse Ausbildung von Nonnen beziehungsweise Laien. Die Kartäuser versuchten den religiösen Frauen selbst schwierige Schriften zur Verfügung zu stellen. Dafür vereinfachten sie theologische Texte und übersetzten nicht wenige davon in die Volkssprache, denn die Nonnen waren oft des Lateinischen nicht mächtig. In Nürnberg ist das Beispiel des Kartäusers Erhard Groß bekannt, der viele Werke für die Nonnen der Stadt schrieb und übersetzte.²³ Besonders interessant ist überdies ein Witwenbuch, das er für die Äbtissin des Dominikanerinnenkonventes verfasste.²⁴ In diesem Buch erklärte er der Äbtissin, wie sie handeln solle, um ihren Witwenstand am besten zu halten. Dabei fällt auf, dass dieser Kartäuser zum spirituellen Mentor der Äbtissin wurde. Er kannte das Verhalten und die Lebensweise des Bürgertums vorzüglich, da er selbst ein Nürnberger war, der überdies aus einer Patrizierfamilie stammte.

Das wirft ein weiteres Licht auf die Rolle der Kartause. Das religiöse Haus als privilegierter Mittler zu Gott funktionierte nämlich auch dadurch, dass die dort lebenden Kartäuser aus einheimischen Familien stammten. Zwar konnten die Bürger (wegen der Letztner in den Gotteshäusern) die Gestaltung der Liturgie durch die Kartäuser nicht sehen, doch da ihre Söhne als Mönche in den Kartausen wohnten, näherten sich folglich auch die Familien dem Geheimnis des kartäusischen Ideals

mehr und mehr an. Daher war es in Nürnberg eine ausgesprochen wohlüberlegte Entscheidung des Stadtrates, nur die Familie Mendel in der Kartause begraben zu lassen. Denn dadurch waren alle anderen Familien vor dem Kartäuserorden gleich und konnten sich für ihn in gleicher Weise in allen möglichen Formen engagieren.

Nicht wenige Kartäuser der fränkischen Städte waren Humanisten, die zwar das kartäusische „*propositum*“ pflegten, aber sehr wohl ihr Leben in Einsamkeit einschränkten. Die Bibliotheksbestände liefern einige Informationen zu den intellektuellen Einflüssen der Kartäuser auf ihre soziale Umgebung. Die Bücher zeigen nicht nur, was die Eremiten lasen, sondern auch was sie kopierten und welche Werke sie austauschten. Wenn die Kartäuser ein Werk für einen Laien übersetzten, zeigen solche Vorgänge die persönlichen Beziehungen auf, welche die „*Patres*“ mit dem Ankäufer pflegten. Durch die Bücherbestände weiß man heute, dass die „*Devotio moderna*“, eine spirituelle Bewegung, die den Laien zu einem einfachen religiösen Leben verhelfen wollte, sowie der Humanismus in Franken verstärkt rezipiert wurden und vor allem von Nürnberg aus Verbreitung fanden. Zum Beispiel wurde das Handbuch der „*Devotio moderna*“ „*De imitatione Christi*“ von Thomas von Kempen im süddeutschen Raum namentlich dank der Editionsarbeit von Georg Pirckheimer, dem Prior der Nürnberger Gemeinschaft, eingeführt.²⁵ Darüber hinaus betrieb er im Kloster Alchemie. Die humanistischen Vorhaben schufen einen neuen Ansatzpunkt für die Naturwissenschaften: es wurde konkret versucht, und man war gewillt, die Dinge zu verstehen.

Obwohl sie Mitglieder in einem Eremitenordens waren und gelobt hatte, ihr Leben der Kontemplation zu widmen, blie-



Abb. 6: Der Laien Doctrinal von Erhart Gross. Universitätsbibliothek Freiburg, Ink. 4°N 9255, 3b. Straßburg, [ca. 1477–1480]. Persistente URL: <http://dl.ub.uni-freiburg.de/diglit/gross1477>.

ben die städtischen Kartäuser in Franken ihrer sozialen Umwelt sehr nah.²⁶ Eine Untersuchung der Konventszusammensetzung zeigt sehr genau, dass die „*Patres*“ ihre familiären Bindungen weiterhin pflegten, trotz ihres vermeintlichen Rückzuges in die ‚Wüste‘ der Einsamkeit. Einen Hinweis darauf geben uns auch die Protokolle des Generalkapitels der Kartäuser. Es war nämlich in Franken üblich, dass das Kapitel neue Kartäusermönche nicht dazu nötigte, ihr Gelübde in einer ländlichen Kartause der Region abzulegen. Die Statuten, die Regelsätze des Ordens, sehen eigentlich vor, dass die Kartäuser ihr Leben dort verbringen sollten, wo sie ihre Profess abgelegt hatten. Dennoch baten zahlreiche Kartäuser bürgerlicher Herkunft erfolgreich beim Kapitel um eine Verset-

zung in ihre Geburtsstadt.²⁷ Dies ist ein weiterer Beweis für anhaltende Verbindungen der Mönche mit ihren Familien und dem Bürgertum ihrer Heimatstädte.

Am Anfang des 16. Jahrhunderts waren die Kartäuser im religiösen Leben ihrer Stadt sehr präsent, ohne freilich an der dortigen Seelsorge aktiv teilnehmen zu dürfen. Die Einsamkeitspflicht der Eremiten erlaubte es ihnen nicht, Gottesdienste für die Laien zu zelebrieren. Sie engagierten sich stattdessen vor allem mittels ihrer Schriften für die öffentliche Religiosität. Die „*cura monialium*“ ist ein weiteres Element davon. Doch gerade der ständige intellektuelle Austausch mit dem Bürgertum entwickelte sich letztlich zu einer Gefahr für den Orden in Franken, denn die lutherischen Schriften zirkulierten sehr früh in Nürnberg und fanden so auch eine Rezeption innerhalb der dortigen Kartause. Mehrere Eremiten entschlossen sich, ihre Zellen zu verlassen, um Straßenpredikation zu betreiben. Der Orden wehrte sich, so gut er konnte, gegen diese Begeisterung für die neue Lehre. Dennoch führte die Einführung der Reformation in der Stadt durch den Stadtrat schließlich zur Aufhebung aller Klöster in Nürnberg. Die Wirren des Konfessionswechsels in Franken trafen den Kartäuserorden und dessen Konventsmitglieder mit aller Wucht. Die einzelnen „*Patres*“ wurden dazu gezwungen, eine grundsätzliche Entscheidung zu treffen: entweder mussten sie die Kartause wechseln, wenn sie im Orden bleiben wollten, oder sie hatten den Orden zu verlassen, um in der Stadt bleiben zu dürfen. So zerfiel die Gemeinschaft. Alle Mönche außer einem einzigen verließen den Orden und kehrten zurück in das weltliche Leben.

Die hier dargestellten Beziehungen fränkischer Bürger mit den Kartausen

in Würzburg und Nürnberg, im gesamten Kontext der Geschichte des Ordens erfasst, zeigen nur einen Bruchteil des vielfältigen Austausches der Religiösen mit ihrem urbanen Umfeld. Da sich die Kartäuser über den Prozess der Inkorporation, die Eingliederung einer Kartause in den Orden, verbreiteten, verbanden sie sich bei jeder neuen Gründung mehr mit ihrer Umgebung. Diese Verflechtungen waren wiederum so vielfältig, dass es schwierig ist, alle Formen des Transfers zwischen Stadt und Kartause zu erfassen und aufzuzeigen. Trotz des Anspruchs eines ständigen, unveränderten Daseins lebten im Spätmittelalter eben zahlreiche Kartäusermönche nicht mehr in der ‚Wüste‘, sondern erfuhren die Einsamkeit nur noch in ihrer Zelle. Selbst ihre intellektuelle Arbeit richtete sich an den Interessen der Bürger einer Stadt aus, wenn sie Texte für deren religiöse Ausbildung verfassten.

Dr. Coralie Zermatten arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Forschungsstelle für Vergleichende Ordensgeschichte für das Projekt Bibliotheca Carmelitana Nova. Ihre Aufgabe ist es, eine Datenbank über die Autoren des Karmelitenordens zu erstellen. Ein weiterer Forschungsschwerpunkt ist die Geschichte des Kartäuserordens im mittelalterlichen Franken, diese war gleichzeitig Gegenstand ihrer Doktorarbeit. Ihre Anschrift: Forschungsstelle für vergleichende Ordensgeschichte, 01062 Dresden, coralie.zermatten@tu-dresden.de.

Anmerkungen:

- 1 Die Bezeichnung ‚Grande Chartreuse‘ entwickelte sich erst im 14. Jahrhundert, nachdem das Oberhaupt des Ordens den Titel eines Generalpriors bekam. Mit dem Funktionsträger änderte auch das erste Kartäuserkloster seinen Namen. Zu den Kartäusern generell vgl. Schlegel, Gerhard: *Monasticon Cartusiense*. Bd. 2 (= *Analecta Cartusiana* 185:2). Salzburg 2004; Zadnikar, Marjan (Hrsg.): *Die Kartäuser. Der Orden der schweigenden Mönche*. Köln 1983.
- 2 Hogg, James (Hrsg.): *Consuetudines Guigonis. Prima pars statutorum antiquorum* (= *Analecta Cartusiana* 99:1). Salzburg 1989.
- 3 Bruno wird auch Bruno von Köln oder Bruno von Hartenfaust genannt. Seine Kanonisierung erfolgte erst 1514, weshalb er hier nicht heiliger Bruno genannt wird. Vgl. Bligny, Bernard: *Saint Bruno, le premier chartreux*. Rennes 1984; Girard, Alain/Le Blévec, Daniel/Nabert, Nathalie (Hrsg.): *Saint Bruno et sa postérité intellectuelle* (= *Analecta Cartusiana* 189). Salzburg 2003; Posada, Gerardo: *Der heilige Brun, Vater der Kartäuser. Ein Sohn der Stadt Köln*. Köln 1987.
- 4 Unter ‚zönotisch‘ versteht man ein Leben in der Gemeinschaft und unter ‚eremitisch‘ ein Leben in der Einsamkeit. Damals wie heute verbringen die Kartäuser ihr Leben einzeln in Zellen, in denen sie ihre Zeit intellektueller und handwerklicher Arbeit widmen: die kontemplative Grundausrichtung drückt sich in einem ständigen Gebet aus. Täglich versammeln sich die Kartäuser zu einem gemeinschaftlichen Gottesdienst. An den Sonntagen werden die Eremiten durch gemeinschaftliches Speisen und Unterhaltungen von ihrer steten Einsamkeit entbunden. Solche Aktivitäten sollen die Einsamkeit sowie die Klausur in der Zelle erleichtern.
- 5 Guigues 1^{er}: *Coutumes de Chartreuse*, in: *Sources Chrétiennes* 313. Paris 1984, S. 284 : „*Numerus habitatorum huius heremi, monachorum quidem tredecim est. [...] Laicorum autem numerus quos conversos vocamus, sedecim statutus est.*“ (Die volle Besetzung einer Kartause bestand aus 12 Kartäusern und einem Prior. Dazu kamen die Konversen, Männer, die religiös lebten ohne jedoch Profess abzulegen. Sie leisteten die Arbeit, die die Mönche aufgrund ihres eremitischen und kontemplativen Lebens nicht erledigen durften).
- 6 Bligny, Bernard: *Les Chartreux dans la société occidentale du XII^e siècle*, in: *Cahiers d'histoire* 20 (1975), S. 137–159.
- 7 Vgl. Cygler, Florent: *Das Generalkapitel im hohen Mittelalter. Cisterzienser, Prämonstratenser, Kartäuser und Cluniazenser* (= *Vita Regularis* 12). Münster 2002, S. 205–313.
- 8 Hogg, James: *Die Ausbreitung der Kartäuser* (= *Analecta Cartusiana* 89). Salzburg 1987.
- 9 Jabobsen, Werner: *Die Anfänge des abendländischen Kreuzgangs*, in: Klein, Peter K. (Hrsg.): *Der mittelalterliche Kreuzgang. Architektur, Funktion und Programm*. Regensburg 1994, S. 37–56; Legler, Rolf: *Der abendländische Klosterkreuzgang. Erfindung oder Tradition?*, in: ebd., S. 66–79. Anhand von archäologischen Befunden dekonstruieren einige Forscher die Vorstellung einer symbolischen Doppelkreuzgang-Kon-

- struktion und argumentieren, dass die Anordnung der Kreuzgänge in Gebirgen praktischen Aspekten unterlag: Die Kartäuser sollten jederzeit in der Lage sein, in die Kirche zu gehen, was angesichts der Wetterbedingung im Winter unmöglich gewesen sein könnte, wenn man die Wege nicht kurz und überdacht hält.
- 10 Einige architektonische Elemente wurden vom Generalkapitel beschlossen, wie z.B. die Tatsache, dass jede Kartause ab dem 14. Jahrhundert einen Kerker einrichten sollte. Doch wie und wo sich dieser Raum eingliedern sollte, ist rechtlich nicht bestimmt worden. Vgl. Hogg, James (Hrsg.): *Secunda pars statutorum antiquorum. Tertia pars statutorum antiquorum; statuta nova* (= *Analecta Cartusiana* 99:2). Salzburg 1979, S. 309–310.
 - 11 Völcker Otto: Die Klosteranlage der Karthäuser in Deutschland, in: *Zeitschrift für Bauwesen* 71 (1921), S. 313–322; Aniel, Jean Pierre: *Les maisons de Chartreux: des origines à la Chartreuse de Pavie* (= *Bibliothèque de la Société française d'Archéologie* 16). Genève 1983, S. 52.
 - 12 Braun, Engelbert: Die Kartäuser und ihre Gründung in der Stadt Würzburg im 14. Jahrhundert. Würzburg 1979, S. 86.
 - 13 Ebd., S. 85; Staatsarchiv Wertheim, F US 10. U 36.
 - 14 Hogg, James: Die Kartause Würzburg, in: Koller, Michael (Hrsg.): *Kartäuser in Franken* (= *Kirche, Kunst und Kultur in Franken* 5). Würzburg 1996, S. 95–100, hier S. 95.
 - 15 Rackowitz, Robert: Die ehemalige Klosterkirche der Kartause Cella Salutis in Tückelhausen. Tückelhausen 1972, S. 9; Hogg, James: Die Kartause Tückelhausen, in: Koller: *Kartäuser* (wie Anm. 14), S. 102.
 - 16 Staatsarchiv Würzburg, Würzburger Standbücher, Standbuch 679, fol. 70v; Standbuch 668, fol. 45r: 28 Oktober 1351.
 - 17 Staatsarchiv Nürnberg, Reichsstadt Nürnberg Handschriften, Rep. 52a, Nr. 410.
 - 18 Le Couteulx, Charles: *Annales Ordinis Cartusiensis*. Bd. 6, S. 261–262. Le Couteulx zitiert *De Origine et progressu Ordinis Cartusiensis* des Eghers von Kalkar: „Nurembergae Domum Ordinis cives nullatenus voluerunt admittere, tandem Beata Virgo apparuit fundatori super hoc satis contristato, dicens quod audacter peteret ut Domus fieret, quam et Cellam Mariae vocaret.“ (Keine Bürger werden im Nürnbergerischen Haus des Ordens angenommen, außer der Stifter, dem die Jungfrau erschienen ist und der ihr geschworen hat, ihr ein Haus zu widmen, wenn sie ihn von seinen Schmerzen befreit).
 - 19 Heerwagen, Heinrich: Die Kartause in Nürnberg 1380–1525, in: *Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg* 15 (1902), S. 88–132, hier S. 92.
 - 20 Das abendländische Schisma begann, als das Kardinalskollegium Papst Clemens VII. gewählt hatte, obwohl Papst Urban VI. erst sechs Monate zuvor gewählt worden und noch am Leben war. Das Schisma dauerte von 1378 bis 1417 und verschärfte eine grundsätzliche Auseinandersetzung zwischen dem Prärogativ des Papstes und dem der Kurie. Der Diskurs drehte sich um die Frage der kurialen Berechtigung, einen Papst, den sie für unfähig hielt, seiner Funktion zu entheben.
 - 21 Staatsarchiv Nürnberg, Reichsstadt Nürnberg Handschriften, Rep. 52 a, Nr. 410.
 - 22 In Franken konnte sich der Kartäuserorden erst nach der Blütezeit der Zisterzienser ansiedeln. Als die Kartäuser später in der Region ihre Förderung verloren, wurden wieder die Zisterzienser begünstigt. Vgl. Zermatten, Coralie: *Les formes de communication des chartreuses de Franconie avec leur ordre et leur environnement 1328–1525*, S. 91–96, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa-78654> (Letzter Zugriff 06.01.2013).
 - 23 Vgl. Riedel-Bierschwale, Heike: Das ‚Laiendoctrinal‘ des Erhart Groß: Edition und Untersuchung. Münster 2009; Eichler, Friedrich: *Studien über den Nürnberger Kartäuser Erhart Gross*. Greifswald 1935; Hogg, James: Art. Gross Erhardus, in: *Dictionnaire d'histoire et de géographie ecclésiastiques*. Bd. 22. Paris 1988, S. 363–366.
 - 24 Kruse, Britta-Juliane: *Witwen: Kulturgeschichte eines Standes in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*. Berlin [u.a.] 2007, S. 19–34.
 - 25 Reimann, Arnold: *Die Älteren Pirckheimer. Geschichte eines Nürnberger Patriziergeschlechtes im Zeitalter des Frühhumanismus (bis 1501)*. Leipzig 1944, S. 182.
 - 26 Vgl. Zermatten, Coralie: *Environnement urbain et communautés cartusiennes en Franconie XIV^e–XV^e siècles*. (= *Les Chartreux et les élites [XII^e–XVIII^e siècles]*, im Druck 2013). *Ein erster Entwurf der prosopographischen Arbeit wurde schon angestrebt und könnte weiterentwickelt werden*: Vgl. Zermatten : *Les formes de communications* (wie Anm. 22), S. 374–406.
 - 27 Zermatten: *Les formes de communications* (wie Anm. 22), S. 260–262.

